This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

405.490-19

4 Boll.

120-

V 126

936.
~~2.8.~~ L.7

405.490 – 19

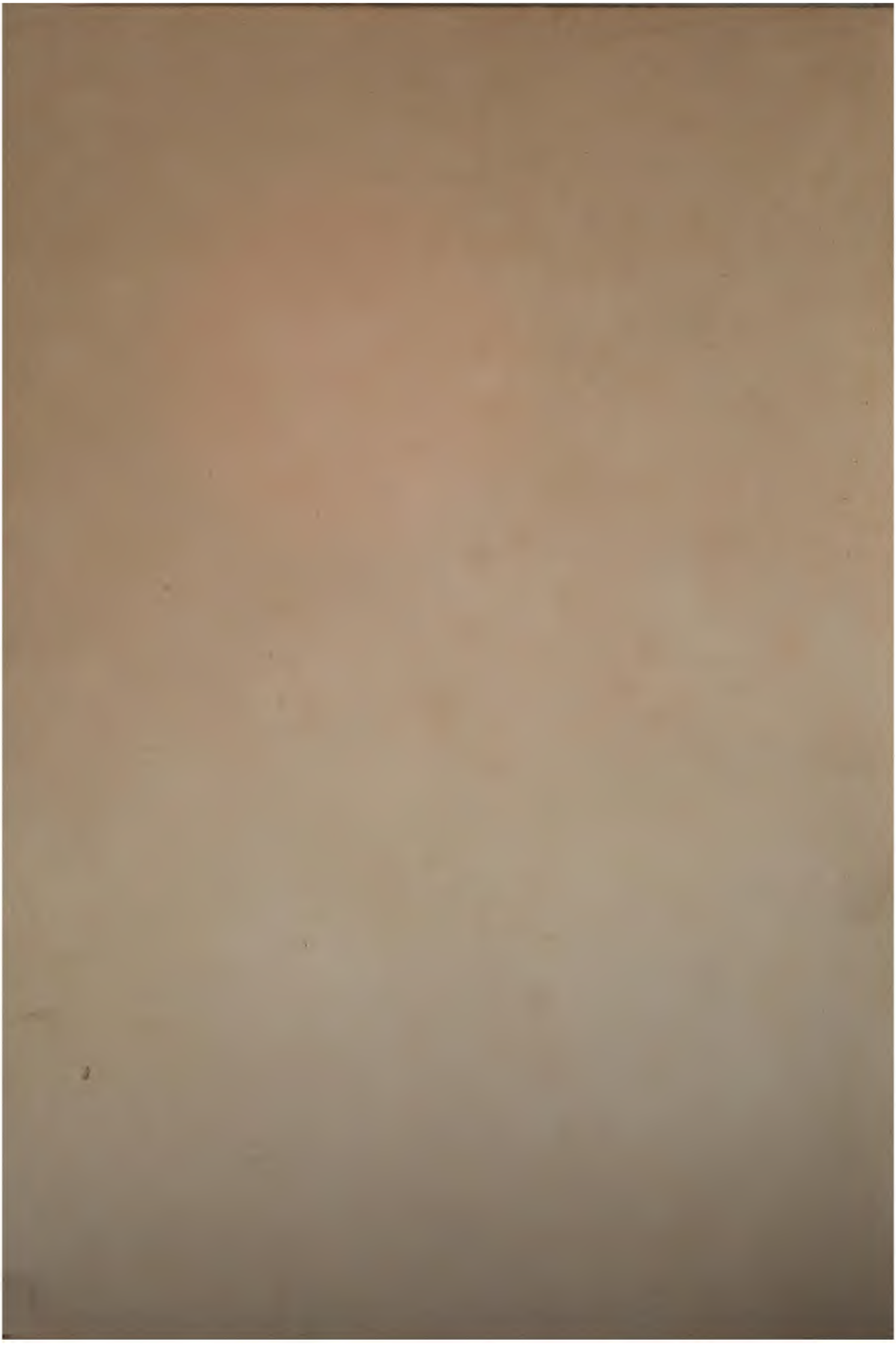
4 Boll.

120 –

V 126

936.

47



Vaterländische

BILDER-CHRONIK

aus der

Geschichte des österreichischen Kaiserstaates.

Von seinen

ältesten Bewohnern bis auf die gegenwärtige Zeit.

Nach den besten Hilfsquellen

bearbeitet

und mit Original-Handzeichnungen ausgestattet

von

Anton Ziegler.

ERSTER BAND.

Wien.

Auf Kosten des Verfassers und Herausgebers.

1843.

T 1/2

DB38
Z5
v. 1.

Gedruckt bei Anton Benko.

Die Vorliebe für das Land oder den Ort wo man geboren und erzogen worden, und wo man die ersten Freuden seines Lebens genossen hat, ist vielseitig bekannt, und liefert noch fortwährend häufige Beispiele, wie ungerne der Bewohner der rauhen Gebirge seinen Sitz mit den fruchtbaren und gesegneten Ebenen, ja selbst der Eskimo und Lappländer seine Eisfelder und nackten Bergkuppen mit den blühenden Gefilden eines glücklichern Erdstriches vertauscht.

Diese Abneigung, sich von einem Lande zu trennen, wo oft ein unbedeutender Gegenstand einen eigenen unvergeßlichen Werth hat, oder vielmehr die allgemeine Neigung und Sehnsucht nach seinem Geburtslande, heißt man die Vaterlandsliebe.

So lobenswerth es aber ist, sein Vaterland zu lieben, so innig fühlend soll es auch jedem Mitgliede desselben seyn, die Geschichte seines Landes kennen zu lernen, damit er daraus erfahre, mit welchen Anstrengungen sich die vorigen Generationen zu einer immer erhöhten Stufe der Kultur emporgeschwungen haben, auf welche Weise die Dinge die Gestalt erlangt haben in der sie uns jetzt erscheinen, aus welchen Keimen sie hervorgegangen, wie sie gewachsen sind, und welchen Gang ihre Entwicklung genommen hat.

Es würde z. B. das Urtheil über die Verfassung eines Staates, über die daselbst geltenden Gesetze, über die vorgefallenen Ereignisse und Begebenheiten ꝛc. sehr einseitig und mangelhaft ausfallen, wenn man nicht die früheren Zustände in Betrachtung ziehen wollte, von welchen die Eigenthümlichkeit des Volkes, die einflußreichste Bildnerin aller Sitten und Einrichtungen abhängt. Diese große Wichtigkeit, das Interesse und der Nutzen, der daraus hervorgeht, die Geschichte seines Vaterlandes in der Gegenwart und Vergangenheit kennen zu lernen, hat mich nun zur Bearbeitung eines wahrhaft nationalen Werkes dieser Art geführt, welches nicht nur

die Verherrlichung unſers Vaterlandes in ſeinem ganzen Umfange darſtellen, ſondern auch in ſeiner dem Fortſchreiten angemeſſenen Ausſtattung, für die Nachwelt einen eigenthümlichen Werth behaupten wird. Möge mein reiner und edler Wille für dieſe vaterländiſche Unternehmung auch großmüthige Förderer an dem Werke finden, und die Liebe zum Monarchen wie zum Vaterlande ſich immer mehr wecken und verbreiten.

Heiligenkreuz am Sattelbach im Juli 1843.

Der Verfaſſer und Herausgeber.

Die Urzeit.

Unſer Wiſſen in Beziehung auf den Zuſtand der Einrichtungen und die ganze Beſchaffenheit der öſterreichiſchen Urwelt, ſo wie die Geſchichte aller älteren Nationen, iſt mit einem undurchdringlichen Dunkel umhüllt, aus welchem wir nur durch ſparſame hiſtoriſche Fingerzeige und eine Menge von Muthmaſſungen geführt werden. Mangel an Kenntniß der Schreibekunſt, die Errichtung wenig dauernder Denkmäler, da ſolche wieder der Zerſtörungswuth anheimfielen, und endlich ſelbſt die ſorgfältige Verheimlichung der damals herrſchenden religiöſen und politiſchen Grundſätze der Prieſter und Volksobrigkeiten, ſind als die vorzüglichſten Urſachen der Unkunde jener Urzeit zu betrachten.

Die einzigen geſchichtlichen Quellen *) der älteſten Zeit, und von einiger Verläßlichkeit, ſind die Bücher des alten Teſtaments; da aber dieſe ſich vorzüglich nur mit den Schickſalen des jüdiſchen Volkes beſchäftigen, und der übrigen gleichzeitigen Nationen nur hie und da gelegentlich erwähnen, wenn politiſche Ereigniſſe die Juden mit denſelben eben in Berührung brachten, ſo hellen auch ſie nur einzelne Momente jener Zeiträume auf, deren Geſchichte uns größtentheils für immer verloren gegangen iſt.

Aus den Schriften eines Strabo, Plinius, Mela, Ptolemäus und noch anderer älterer Autoren **) blicken wohl einige matte Strahlen hiſtoriſcher Aufklärung durch das trübe Gewölke fabelhafter Ueberlieferungen zu uns, die aber immer noch viel zu dürftig ſind, um den wißbegierigen Geſchichtsfreund nach der früheſten Entſtehungsgeſchichte ſeiner vaterländiſchen Einrichtungen zu befriedigen.

Die älteſte Erdkunde der Griechen verpflanzt vier Völkerſtämme an die vier Enden der Welt, nämlich: Aethiopier, von dunkler oder ſchwarzer Farbe, einem krauſen Haare, wulſtigen Lippen und ſtumpfer Naſe gegen Süden; — Indier oder Hindus, eine bis auf die Eroberungszüge Alexander des Großen (327 v. Chr.) *), wo die griechiſchen Schriftſteller dieſes merkwürdige Volk von gelbbrauner Leibesfarbe näher kennen lernten, faſt ganz unbekannte Nation gegen Norden; — Celten, deren Urſprung ſich ihres hohen Alters wegen beinahe der hiſtoriſchen Unterſuchung entzieht, nach Weſten; — und Scythen, nach Norden hin.

Darius, der Sohn des Hyſtaspes, Statthalter von Perſis, war der erſte aſiatiſche Fürſt, welcher nach der Unterwerfung Babylons im Jahre 513 v. Chr. mit 700,000 Mann bis an die Ufer der untern Donau vordrang, um in dieſem von Thraziern **) und Scythen bewohnten Lande Eroberungen zu machen. Aber bald war er aus dem ſtolzen Traume erwacht, der ihm die Eroberung des öſtlichen Europa ſo leicht vorgeſtellt hatte, nachdem er den Kern ſeines Heeres dieſer tollkühnen Unternehmung geopfert, beinahe als ein Flüchtling nach Aſien zurückkehren mußte ***).

*) Die hiſtoriſchen Quellen theilen ſich überhaupt in mündliche Ueberlieferungen und in ſchriftliche Nachrichten. Zu den erſten gehören die religiöſen Sagen, die Gedichte und Volksgeſänge der älteſten Zeit. Die Letzteren begreifen auſſer den Chroniken und Jahrbüchern der Nationen auch die Denkmäler langſt vergangener Zeiten, die Gedächtnißſäulen, Obelisken, Pyramiden, Triumphpforten, Grabſteine und alle andern Werke der bildenden Künſte, wenn durch deren Inſchriften, durch, in ihrer unmittelbaren Nähe aufgefundene Münzen, oder durch ſonſtige unverkennbare Merkmale das Volk und die Zeit denen ſie angehören, genau ausgemittelt werden kann.

**) Strabo, ein griechiſcher Geograph, war um das Jahr 60 v. Chr. geboren. Er durchreiste Griechenland, Italien, Aegypten und Aſien, und ſuchte alle dieſe Länder genau zu erforſchen, und möglichſt genaue Nachrichten über Politik und Statiſtik einzuziehen. Eine deutſche Ueberſetzung ſeines großen geographiſchen Werkes lieferte Penzel. 4 Bände. Lemgo 1775 — 1777.

Plinius, einer der größten Gelehrten Roms, war im Jahre 23 n. Chr. geboren. Deutſche Ueberſetzungen ſeiner noch vorhandenen Werke beſorgten Groſſe, 12 Bände, Frankfurt 1782 — 1788, und Fritſch, 8 Bde. Prenzlau 1829.

Mela, ein römiſcher Geograph, lebte um die Mitte des erſten Jahrhunderts v. Chr. und ſchrieb ein geographiſches Compendium in 3 Büchern: «De situ orbis,» kurz, reichhaltig und in körniger ſelten gezierter Sprache.

Ptolemäus, ein Geograph, Aſtronom und Mathematiker, von ſeltenem Geiſte, geboren um das Jahr 70 n. Chr. Eine wichtige Schrift von ihm iſt ſeine Geographie mit zahlreichen Zuſätzen und Verbeſſerungen in Hinſicht auf die Längen und Breiten der Orte, ſo wie auf die Grenzen der Länder und Provinzen.

*) Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius, ſind Quellen für die Geſchichte Alexander des Großen.

**) Auſſer den eigentlichen Thraziern werden auch die Geten, Illyrier und Pelasger für urſprüngliche thraziſche Stamme gehalten.

***) Polyänus aus Macedonien, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. lebte, erzählt in ſeinen Kriegeliſten: «Als Darius dem ſcythiſchen Heere in Schlachtordnung gegenüber geſtanden, wäre ein Haaſe über das Feld zwiſchen beiden Armeen gelaufen. Da nun viele Scythen denſelben ſcherzend verfolgten» — hätte Darius ſich geäußert: «Die Scythen ſind in der That fürchterliche Leute, denn ſie

Zu Herodots Zeiten *) wohnten die Scythen zunächst am Borysthenes (dem heutigen Dnieper), hatten feste Wohnsitze und bauten den Acker; weiter nach Osten hin zogen andere scythische Stämme, die weder säeten noch pflügten, als Nomaden umher; und noch östlicher im Süden bis in die Krimm hinein waren die Wohnsitze der königlichen Scythen, welche den eigentlich herrschenden Stamm bildeten; denn sie als die Meisten und Tapfersten sahen die übrigen Scythen wie ihre Knechte an. Unter den nördlich und östlich vom Scythenlande wohnenden Völkern nennt Herodot einige, bloß mit griechischen Beinamen bezeichnete, die Androphagen (Menschenfresser) und die Melanchlänen (Schwarzmäntler). Von den Erstern sagt er, sie seyen unter allen Völkern die wildesten. Nach Osten, jenseits des Tanais (Don), nennt er die Sauromaten (Sarmaten), die noch in einiger Verwandtschaft mit den Scythen standen; oberhalb derselben wohnten aber die Beduinen, ein zahlreiches Volk mit blauen Augen und einem röthlichen Haare, in Sitte und Lebensart ganz verschieden von den Scythen.

Noch nördlicher hinauf setzt er einige Jägervölker und zuletzt am äußersten Ende der ihm bekannten Gegenden, die Argippäer, mit Kahlköpfen, eingedruckten Nasen und großen Kinnbacken (also mongolischer Kopfbildung) und scythischer Kleidersitte, aber ganz eigenthümlicher Sprache. Bis so weit, sagt der Geschichtschreiber, kennt man die Länder und Völker, weil die Caravanen der Scythen aus den griechischen Handelsstädten bis dahin ziehen. Nun folgen hohe unübersteigliche Gebirge, über welche Niemand kommt. Die Argippäer aber behaupten, es wohnten da ziegenfüßige Männer, und über diese hinaus andere Menschen, die im Jahre hindurch sechs Monate schlafen. Uebrigens bezeichnet Herodot die eigentlich scythischen Völkerschaften als ein rohes, wildkriegerisches Volk. Dem Ares oder Kriegsgotte errichteten sie in jedem Gaue ein besonderes Heiligthum. Man häufte einen Berg von Reisbündeln auf, an drei Seiten abschüssig, an einer schräg, oben darauf machte man eine ebene Fläche. Auf dieser wurde ein uraltes eisenes Schwert aufgerichtet, dem sie als dem heiligen Bilde des Ares jährliche Opfer von Pferden und andern Vieh brachten, und zwar mehr als den übrigen Göttern. Von allen Feinden, welche sie gefangen nahmen, opferten sie den hundertsten Mann.

Wenn ein Scythe den ersten Feind erlegte, so trank er von dessen Blute, und von Allen, welche er in der Schlacht tödtete, brachte er die Köpfe dem Könige; denn nur derjenige, der einen Kopf brachte, hatte Theil an der Beute. Den Köpfen zogen sie die Haut ab, bereiteten sie zu, und banden sie dann an die Zügel ihrer Pferde. Aus den Köpfen ihrer ärgsten Feinde, selbst ihrer Verwandten, wenn sie mit diesen in Feindschaft gerathen waren und dieselben vor dem Könige überwunden hatten, machten sie Trinkgefäße, die bei den Reicheren von inwendig vergoldet waren. Einmal im Jahre mischte der Oberste des Gaues einen Krug mit Wein, davon tranken dann alle Scythen, welche einen Feind erschlagen hatten, die Andern mußten ungeehrt bei Seite sitzen, welches ihnen zur größten Schande gereichte; die aber recht viele Feinde erschlagen hatten, tranken aus zwei Bechern. Einen eben so wilden Sinn verräth auch die Art wie sie ihre Bündnisse schlossen, und ihre Könige begruben.

Im ersteren Falle goßen sie Wein in einen irdenen Topf, ritzten sich die Haut auf, und ließen etwas von ihrem Blute darunter tröpfeln. In diesen Blutwein tauchte jeder der Verbündeten seine Waffen, und zuletzt tranken sie Alle davon unter langen Gebeten. Starb der König, so wurde der Körper einbalsamirt und mit Wachs überzogen, dann bei den beherrschten Stämmen umhergeführt, und Alle, zu denen die Leiche kam, mußten sich das Haupt bescheeren, sich Stirne und Nase zerfetzen und einen Pfeil durch die linke Hand stossen. Neben der Leiche begruben sie eine der Frauen, den Mundschenk, den Koch, den Stallmeister und andere Leibdiener des Königs. Zuletzt aber, nach einem Jahre wurden noch fünfzig seiner geschicktesten Diener, und fünfzig der schönsten Pferde erwürgt und ausgestopft, dann aus ihnen mittelst durchgespitzter Stangen ein Kreis von Reitern, lauter Leichen als Monument, rings um das Grab gezogen.

Unter diesen nördlichen Völkerstämmen, welchen die Alten den allgemeinen Namen Scythen gaben, waren auch die frühesten Urbewohner jener Gegenden begriffen, die jetzt das österreichische Erbkaiserthum ausmachen, die man aber als eine Volksgattung von dem großen scythischen Stamme durch die Benennung Hyperboräer, Sauromaten oder Sarmaten, von denen später die Slawen als Abkömmlinge bekannt wurden, und Arimasper unterschied.

So entdeckten sich nach einer Angabe des Strabo schon bei Gelegenheit des Argonautenzuges unter Jason (1250 Jahre v. Chr.) mehrere Spuren von einer uralten Bevölkerung, welche an den riphäischen Gebirgen *), dem Ister (Donau) **) und dem Sa-

machen sich wenig aus den Persern, daß sie ohne auf deren Heere zu achten, einem Haasen nachjagen.» Dieses Werk «über Kriegslisten» ist für die Historiker nicht unwichtig, im guten Styl geschrieben, und wurde von Seybold deutsch herausgegeben. 2 Bde. Frankfurt 1793 — 1794.

*) Herodot, der älteste auf uns gekommene griechische Geschichtschreiber, geboren 484 v. Chr. wird mit dem Beinamen eines Vaters der Geschichte bezeichnet. Die besten deutschen Uebersetzungen seiner Geschichte sind von Degen, 6 Bde. Frankfurt 1783 — 1791, von Max Jakobi, Düsseldorf 1799 — 1801, und von F. Lange, 2 Bde. Berlin 1810 — 1813, die zweite Auflage Breslau 1830.

*) Dieß war die fabelhafte Benennung aller in ihrem Innern nicht gekannten Gebirge, welche von Westen nach Osten herab bis an das schwarze Meer, und eben so im Norden, die Griechen von unbekannten Ländern schieden. So wie die Griechen eine solche Gebirgskette und die um dieselbe wohnenden Völker kennen lernten, wurde jene Benennung auf das nächstfolgende bis dahin noch unbekannt gebliebene Gebirge übertragen, wodurch die Riphäen immer weiter gegen Norden verlegt wurden.

**) Nach Agathemerus hatte der Strom bis zur

vestrom (Sau) herumirrten. Eine geschichtliche Thatsache liegt dieser Unternehmung, die den Ritter- und Heldengeist der Griechen seiner Zeit zeigt, wohl zu Grunde, aber die näheren Umstände gehören der Mythe an.

Aeson, der König von Jolkus in Thessalien (jetzt ein Theil der europäischen Türkei), hatte vom Alter entkräftet die Herrschaft seinem Sohne Jason übergeben, jedoch während der Minderjährigkeit desselben den Pelias dafür bestimmt. Als nun Jason volljährig geworden, und die Herrschaft selbst zu übernehmen entschlossen war, machte ihm Pelias nur die Bedingung, zuvor das goldene Vließ (Fell) jenes Widders, auf welchem Phrirus und Helle entflohen waren, von Kolchis zurück zu holen, wo es Phrixus in einem geweihten Haine aufgehangen hatte. Phrirus war der Sohn des Königs Athamos von Orchomnus, und floh, um den Verfolgungen seiner bösen Stiefmutter zu entgehen, mit seiner Schwester Helle auf einem goldenen Widder über das Meer nach Kolchis, wo Helle in die Meerenge stürzte, die von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhalten hat. Phrirus aber kam glücklich nach Kolchis, opferte den Widder und hing dessen goldenes Fell im Haine des Ares auf, wo es der dortige, durch seine Grausamkeit berüchtigte König Äetes, durch einen feuerschnaubenden Drachen bewachen ließ.

Diesen Schatz hätten jetzt die Griechen gerne wieder gehabt, aber es fand sich lange Zeit Niemand, der diese höchst gefahrvolle Unternehmung bestehen wollte, bis es endlich dem Pelias gelang seinen Neffen Jason, den er dadurch ins Verderben stürzen wollte, zur Ausführung dieses Abenteuers zu verpflichten. Bald fanden sich auch viele andere Theilnehmer an dem Zuge, zu denen der Mythus die edelsten und angesehensten Helden der Nation rechnet; wie z. B. die berühmten Brüder Kastor und Polluxeus aus Lacädemon, Telamon, Fürst von Salamis, der unsterbliche Sänger Orpheus aus Thrazien, von dem die Alles verschönernde Dichtung erzählt, er habe durch die Macht seines Gesanges wilde Thiere gezähmt, Flüsse in ihrem Laufe aufgehalten und Bäume tanzend gemacht, dann Theseus und Herkules, die Krone der Helden.

Jason, von ausgezeichneter Tapferkeit und nach kühnen Thaten dürstend, ließ nun für die Zahl seiner Gefährten, die auf 54 angegeben werden, ein Schiff, Argo genannt (das in der altgriechischen Sprache die Geschwinde ausdrückt), erbauen, das an Größe alle früheren Fahrzeuge übertraf. Tiphis lenkte das Steuerruder, Lynceus forschte die Gegend aus, und Orpheus erhob durch sein Spiel und seinen Gesang den Muth der Gefährten, die von dem Fahrzeuge den Namen Argonauten erhalten hatten.

So erreichten sie glücklich den Hafen von Lemnos, wo sie über zwei Jahre verweilten, da die Lemnierinen von ihren Männern verschmäht und durch thrazische Beischläferinnen verdrängt, sich auf Antrieb der Venus durch die Ermordung ihrer Männer gerächt, und die Fremdlinge bei sich zurückhielten. Endlich schiffte man nach Samothrazien und landete bei Troas. Hier verirrte sich Hylas, und als Herkules, der ihn aufsuchte, zu lange ausblieb, so ließ man Beide nebst dem Telamon, der sich auch hier von der Gesellschaft trennte, zurück. Nun gelangten sie zur Stadt Zyzikus, wo der König sie gastfrei aufnahm und schifften dann östlich nach Bebryzien. Von da, an Thraziens Küsten verschlagen, kamen sie nach Salmydessa, wo der wahrsagende und blinde Phineus herrschte, der den Fremdlingen Rathschläge und einen Wegweiser gab, um sie durch die cyanäischen Felsen zu bringen, die ungestüm aneinander prellten, und die durchsegelnden Schiffe zerschmetterten. Bei den Felsen angelangt, ließen sie nach dem Rathe des blinden Phineus eine Taube durchfliegen und dieser ruderten sie mit aller Kraftanstrengung nach, während Orpheus seine Zither so wohltönend erklingen ließ, daß die Felsen fest standen und die Gefahr besiegt war.

Das letzte Abenteuer wartete ihrer aber auf der Insel Aretias oder Dia, wo sie die Nymphaliden, eine Art Raubvögel fanden, die ihre Federn wie Pfeile abschossen, und damit Thiere und Menschen tödteten. Nachdem sie aber auch diese Ungethüme durch starkes Waffengetöse vertrieben hatten, erschien ihnen endlich das Ufer von Kolchis, wo sie in der Nacht an der Mündung des Phasis landeten.

Der König Äetes von der Absicht der Fremdlinge schon früher unterrichtet, jedoch ihre Macht fürchtend, verweigerte nicht geradezu die Auslieferung des goldenen Vließes, an welchem sein Leben hing; aber er trug dem Jason drei Abenteuer auf, durch die er ihn zu verderben hoffte. Jason sollte nämlich zwei flammensprühende Stiere an eine diamantene Pflugschaar spannen, und vier Morgen noch nie geackerten dem Mars geweihten Landes damit aufpflügen; dann die noch übrigen Drachenzähne des Kadmos, die Äetes besaß, in die gepflügten Furchen säen, und die daraus erwachsenen geharnischten Helden tödten; endlich den das goldene Vließ bewachenden Drachen bekämpfen und erlegen. Alle diese drei Arbeiten sollte er an einem Tage vollenden. Jason, der tapferste der Helden, würde in diesen Kämpfen unterlegen seyn, wenn nicht, um ihn zu retten, Juno und Minerva die in Zauberkünsten erfahrene Medea, eine Tochter des König Äetes, ihr eine glühende Liebe für Jason eingeflößt hätten. Diese gab ihm nun, gegen das Versprechen sie als Gemalin in seine Heimat zu führen, eine Mischung, womit er sich salben, einen Stein, den er unter die furchtbaren Sprossen der gesäeten Drachenzähne werfen, so wie Kräuter und einen Trank, womit er den Drachen einschläfern sollte.

So ausgerüstet zwang Jason vor den Augen des Königs und des versammelten Volkes die furchtbaren Stiere in das Joch und ackerte mit ihnen das bezeichnete Feld, säete darauf die Zähne des Drachen,

Stadt Vindobona Donau (Danubius, im Mittelalter Tuenacha, auch Tuenawe, Dunowe), von da an Ister geheißen.

und warf unter die auffpreſſende gepanzerte Schaar den Stein, worauf dieſe die Waffen gegen ſich ſelbſt kehrten und einander ermordeten.

Da erſchrack Äetes und befahl einen Aufſchub für das letzte Abenteuer, indem er beſchloß, den Jaſon mit ſeinen Gefährten zu ermorden, und die Argo zu verbrennen. Doch durch die Medea von der Abſicht des Königs unterrichtet, eilte Jaſon bei Nacht in den geheiligten Hain, um das goldene Vließ mit Gewalt zu nehmen. Bei dieſem Unternehmen harrten aber wieder neue Gefahren. Der Ort, wo das Kleinod aufbewahret wurde, war mit einer unüberſteiglichen Mauer umgeben, vor deren Pforten die Göttin Artemis ſelbſt durch flammenäugige Hunde Wache halten ließ. Dieſe Pforten führten in einen Hain, in deſſen Mitte das goldene Vließ an einem Eichenſtamme hing, bewacht von einem entſetzlichen Drachen. Aber auch gegen alle dieſe Schreckniſſe wußten die Zauberkräfte der Medea Rath zu ſchaffen.

Jaſon nahm, nachdem er den Drachen durch Zauberkraft eingeſchläfert hatte, das goldene Vließ von der Eiche, und eilte im Beſitze des erſehnten Schatzes mit ſeinen Gefährten um ſich einzuſchiffen. Auch Medea kam heimlich in nächtlicher Stille auf das Schiff, um mit dem Geliebten zu entfliehen. Als am folgenden Morgen Äetes den Raub und die Flucht ſeiner Tochter vernahm, verfolgte er eiligſt auf Schiffen die Flüchtigen, ſo daß am Ausfluße des Iſters Medea ſchon die fernen Segel ihres Vaters erblicken konnte. Da griff ſie in dieſer drohenden Gefahr zu einem verzweifelten Mittel, um ſich vor ſeinem Zorne zu retten, und mordete ihren Bruder Abſyrtus, den ſie mitgenommen hatte. Sein Haupt und ſeine Hände ſtellte ſie auf einen hohen Felſen aus, dann ſtreuete ſie die übrigen Glieder hie und da am Ufer umher, damit durch dieſen jammervollen Anblick der Vater von der Verfolgung nachließ, und bei dem Sammeln der blutigen Glieder ſeines Lieblings verweile. Dadurch gewannen die Flüchtigen einen Vorſprung und entkamen dem Verfolger nach den unbekannten Ländern.

Die Unwiſſenheit der älteſten Geographen in der Geographie war damals ſo groß, daß ſie feſt glaubten, das ſchwarze Meer hänge durch den Iſter mit dem adriatiſchen Meere zuſammen; ſie hielten auch die Save für einen Arm oder eine Verlängerung des Iſters, und waren der Meinung, daß dieſe beiden Ströme durch das innere Land der Hyperboräer oder durch Illyrien einen ſchiffbaren Zuſammenhang mit dem adriatiſchen Meerbuſen hätten.

Jaſon fuhr daher wirklich den Iſter hinauf bis zu dem Einfluß der Save, wendete ſich hier in dieſen Fluß, und verfolgte ſeinen Strom aufwärts bis er den Nauportus (den Laibachfluß) erreichte, wo er ſich ſchon recht nahe an der adriatiſchen Küſte glaubte. Aber plötzlich verſchloſſen ihm ausgedehnte Bergketten und der rauhe Herbſt, welcher die Alpen ſchon ungangbar gemacht hatte, den Weg, wodurch er ſich nothgedrungen fand, in jener Gegend zu überwintern. Sein Lager ſchlug er am Fluße Nauportus dort, wo jetzt die Stadt Laibach ſteht auf, und nannte dieſen Lagerplatz zum Andenken an ſein Vaterland Aemona *). Im nächſten Frühjahre drang er mit ſeinen Gefährten, die unermeßlichen Hinderniſſe mit Geduld überwindend, durch die pfadloſen Alpen an das adriatiſche Meer vor, und ſetzte dann ſeine Fahrt nach der Heimat zu.

Dieſe Sage, welche von den Alten ſehr verſchieden dargeſtellt wird, deutet in geſchichtlicher Beziehung wenigſtens darauf hin, daß die herrliche Donau ſchon in den graueſten Tagen befahren wurde und Stoff zu kühnen Abenteuern bot.

Wahrſcheinlich nomadiſirten um dieſe Zeit die Hyperboräer in dem ſüdöſtlichen Theile Oeſterreichs, der das heutige Salzburg, Kärnthen, Krain, Steiermark und Kroatien ausmacht; — die Arimaspen, die bald nach Scythen, bald in die riphäiſchen Gebirge verſetzt werden, in Nord-Oeſterreich bis gegen Unter-Ungarn, wo die Jagd- und Weideplätze der Sauromaten anfingen, die ſich bis an den Ausfluß des Iſters in das ſchwarze Meer erſtreckten, wo die Iſſedonen, Agathyrſen u. a. m. die Verbindung der ſcythiſchen Völker mit den griechiſchen herſtellten.

Fiſchfang und Jagd, alſo zum Theil ein herumziehendes Hirtenleben und die erſten ſchwachen Verſuche im Felde des Ackerbaues beſchäftigten dieſe ſcythiſchen Nomadenfamilien, deren bürgerliche Verfaſſung nach den Erzählungen der ältern griechiſchen Schriftſteller, ſo wie nach den aus der Kulturgeſchichte der Menſchheit geſchöpften Vermuthungen größtentheils patriarchaliſch waren.

Der mächtige Strom, die Donau, welche in den Hochebenen des Schwarzwaldes entſpringt, und auf ihrem Laufe durch Baiern, Oeſterreich und Ungarn in das ſchwarze Meer ſich ergießt; — die Sau oder Save, ein anſehnlicher Nebenfluß der Donau, die von ihrem Urſprunge am Fuße des Berges Terglau an durch einen Theil Illyriens und dann längs der Grenze von Steiermark und Kroatien hinfließt, und zwiſchen Semlin und Belgrad mündet; — die Drau, ein ſehr reiſſender Fluß, welcher in Tirol im Puſterthale entſpringt, Kärnthen und Steiermark durchfließt, Kroatien und Slavonien von Ungarn trennt, und unterhalb Eſſek in die Donau fällt; — die Kulpa, ein Fluß in Illyrien, der unweit Siſſek von der rechten Seite in die Save fällt, und andere große Flüße der ſcythiſchen Gegenden, welche die jetzige Heimat der Bewohner Oeſterreichs ausmachen, — lieferten den Ureinwohnern Fiſche, und die zu jener Zeit noch unermeßlichen Waldungen eine Menge von Jagdthieren; die Felle gaben ihnen den Stoff zu der kunſtloſen Kleidung, und nothdürftig zuſammengeſtoppelte Bäume ſchützten ſie gegen jede Witterung.

Von ihrer Religion iſt nur ſehr wenig bekannt, da es für Fremde ſehr gefährlich war ihre Grenzen zu betreten. Dieſes wurde häufig mit dem Tode be-

*) In den Römerzeiten, wo dieſer Ort noch Aemona hieß, war das dann ſpäter genannte Laibach ſchon eine anſehnliche Stadt, ſie wurde aber von Hunnen und Longobarden ganz verwüſtet. Große Sümpfe machten ſonſt die Gegend ungeſund, dieſe ſind aber ſeit dem Jahre 1828 faſt ganz ausgetrocknet.

Giasone s'impadronisce del Tosone d'oro.

Jason erbeutet das goldene Vließ.

Jason dobgde ɣlatiho roυna

Jason dzsakmányolja az arany ßyapjat.

Jason és Medea argonautak táborában.

Jason a Medea v taboru Argonautskych

Jason und Medea im Lager der Argonauten.

Giasone e Medea nell'accampamento degli Argonauti.

straft, weil sie fürchteten, daß diese ihre Sitten verderben möchten; so stand auch bei ihnen die Todesstrafe darauf, eine Aenderung ihrer Gebräuche nur vorzuschlagen.

Einwanderung der alten Celten in die österreichischen Länder.

Ungefähr in dieser kurz beschriebenen Verfassung befanden sich die Gegenden und Bewohner des jetzigen Oesterreichs, als plötzlich eine im Norden vorbereitete Begebenheit den damaligen Zustand der Dinge und die Lage seiner Bewohner veränderte.

Diese Umwälzung wurde durch die, sich dem Geschichtsforscher so oft auforingende Erscheinung hervorgebracht, daß nördliche Stämme bei vermehrter Bevölkerung nothgedrungen waren, ihre unwirthbaren Einöden mit fruchtbareren Wohnplätzen zu vertauschen, was dann immer zur Folge hatte, daß zahllose Volksschwärme sich über den Süden hinwälzten, der zuletzt von den immer nachströmenden Volksmassen überwältigt wurde.

Diese unermeßliche Nation, welche jetzt in den Ländern des heutigen Oesterreichs einbrach, waren die Celten, vielleicht wie viele glauben, Kelten ausgesprochen, — im Munde der Griechen, Galater, von den Römern der weichern Aussprache wegen in Gallier verändert *). Die Celten waren lange Zeit vor den Germanen aus dem Morgenlande nach dem Abendlande gezogen, und hatten im Verlaufe unbekannter Jahrhunderte den ganzen Westen von Europa bevölkert Ihr Hauptsitz war das heutige Frankreich, wo sie in Städten lebten. Sie trieben Ackerbau, Gewerbe, Handel und Künste, vermehrten sich aber zuletzt so sehr, daß die alte Heimat ihre Zahl nicht mehr faßte und ein Theil des Volkes auszuwandern genöthigt war. Dieses geschah zu Anfang des sechsten Jahrhunderts v. Chr., wodurch einem Theile Europas und besonders jenen Länderstrecken, die dermalen den österreichischen Kaiserstaat ausmachen, eine neue Bevölkerung und eine andere Gestalt gegeben wurde.

Nach einer, von dem römischen Geschichtschreiber Livius **) gemachten Erzählung, beherrschte König Ambigat den celtischen Stamm der Bituriger, welcher an Macht und Ausdehnung die meisten Stämme Galliens übertroffen hatte. Die Regierung dieses Fürsten war glücklich, da er durch seine weisen Verfügungen allgemeinen Wohlstand in seinem Lande verbreitet hatte; aber die Bevölkerung jener Gegenden nahm so sehr zu, daß der schon bejahrte Regent zu befürchten anfing, in der Zukunft möchte ihm die Kraft mangeln, ein so zahlreiches Volk im Gehorsame zu erhalten. Auch scheint es, daß er den beiden Söhnen seiner Schwester, dem Belloves und Segoves, nicht volles Zutrauen schenkte und so dachte er auf ein Mittel mit dem Ueberflusse der Bevölkerung auch diese auf die unverdächtigste Art zu entfernen.

Er schlug nun den beiden muthvollen Jünglingen vor, mit allen jenen Celten, die ihnen freiwillig folgen würden, nach fremden Ländern zu ziehen, sich dort nieder zu lassen, und neue Reiche zu stiften, welchen Antrag die beiden Brüder freudig ergriffen, und wozu sich auch die verschiedenen Stämme willig herbeiließen.

Nachdem sich die versammelte Menge in zwei Heere getheilt hatte, wurde durch das Los oder dem Zuge der Vögel entschieden, welchen Weg jedes derselben einzuschlagen habe. Dem Segoves fiel nach der Andeutung der Marsch über den Rhein zu, von wo er, als er diesen überschritten, durch einen großen Theil des hercynischen Waldes bis an die Donau vordrang *). Seine Truppen überschwemmten jetzt alle Länder zwischen diesem Flusse und der Weser. Ein Stamm seines Heeres, die Bojer, ließen sich theils zwischen dem hercynischen Walde, dem Rheine und dem Main, theils in jenem Lande nieder, welches von ihnen den Namen Bojohemum (Bojerheim, Böhmen) erhielt, und in dessen Besitz sie sechshundert Jahre blieben, bis sie der Markomannen-König Marbod theils daraus verdrängte, theils unterjochte.

Ein großer Haufe der Bojer, hatte sich aber gleich Anfangs bei der Auswanderung an die Kolonne des Belloves angeschlossen, und ging mit derselben über die Alpen nach Italien.

Das Heer des Belloves bestand fast aus allen celtischen Stämmen, nämlich: aus Biturigern, Arvernern, Senonen, Aeduäern, Ambarrern, Carnuten, Auerlerkern, Bojern u. a. m. und soll über 300,000 streitbare Männer gezählt haben.

Der Zug ging über die Rhone und durch das südliche Gallien an die penninischen Alpen, über welche damals noch keine Straße führte; — denselben Weg, den vierthalbhundert Jahre später Hanibal, der größte Feldherr und Staatsmann seiner Zeit, während seines unvergeßlichen italienischen Feldzuges betrat **).

*) Die Römer nannten die Celten Gael oder Galen, welche das alte Gallien bewohnten, und deren Bezirke sich von der äußersten Spitze der Bretagne bis an den Rhein und die Alpen erstreckten, daher wurde auch das ganze Land Celtica oder Galatia genannt.

**) Die Geschichte des römischen Geschichtschreibers Titus Livius, geboren zu Padua, 59 Jahr v. Chr., die sich auf Sagen und ältere Schriftsteller gründet, fängt von der Ankunft des Aeneas in Italien an, und reicht bis zum Jahre 10 v. Chr. Deutsche Uebersetzungen lieferten Ostertag, Kono, Hausinger und Oertl.

*) Dessen bedeutendste Ueberreste sind der Schwarzwald, Odenwald, Spessart, Harz, der Thüringer- und Böhmerwald.

**) Als Hanibal den Oberbefehl über das Heer von Karthago erhalten hatte, zog er mit 50,000 Mann nach Italien zu, überstieg mit den unbeschreiblichsten Schwierigkeiten die Alpen, die ihm seine Streitkraft um Vieles minderten, und stand im Jahre 219 v. Chr. in den Ebenen Italiens, wo er mit seinen 23,000 Kriegern am Ticinus, Trevia und am See Trasimenus die trefflichsten Feldherrn der Römer, wie einen Publius, Scipio und Sempronius schlug; ja er würde schon jetzt Rom mit Sturm bedroht haben, hätte ihn nicht sein geschwächtes Heer nach Apulien zu ziehen bewogen. Hanibals Heerzug über die Alpen von Zander, Göttingen 1828.

Kein Hinderniß scheuend, drangen sie entschlossen in die unabsehbaren Gebirgsketten ein, und langten nach vielen überwundenen Beschwerlichkeiten durch die taurinischen Alpen in dem jetzigen Piemont an. Von hier gingen sie frohen Muthes in die reitzenden Ebenen der nachmaligen Lombardie hinab, und gelangten bis an den Fluß Ticinus (Tessino), wo sich ihnen der erste Feind, ein Heer von Tusciern entgegenstellte, deren Gebiet sich damals bis an die rhätischen Alpen ausdehnte. Diese Tuscier wurden aber an den Ufern des Ticinus überwunden, und der größte Theil derselben aus seinen Besitzungen verjagt und nach Mittel-Italien hinabgedrängt, welches Land dann von ihnen den Namen Hetrurien erhielt *).

Einige Tuscier mögen wohl auch theils in den Gebirgen, theils in den Ebenen Ober-Italiens zurück geblieben seyn, und sich allmälig mit jenen Celten vermischt haben, welche sich am Ticinus und Padus (Po) niederließen und die Stadt Mediolanum (Mailand) gründeten **). Sie behielten für sich und die von ihnen bewohnten Gegenden die alten Namen Insubrier, Insubrien bei, welchen die damaligen Bewohner der Lombardie führten.

Zu gleicher Zeit hatte sich von dem Heere des Segoves eine zahlreiche Kolonne am linken Donauufer, Noricum und dem obern Panonien gegenüber niedergelassen, bei welcher Gelegenheit die Bojer am Inn die Stadt Bojodurum (die Innstadt bei Passau) angelegt haben sollen ***).

Wahrscheinlich ist, daß diese Heeres-Abtheilung sich sehr bald am rechten Donauufer, und in der Folge weiter im Noricum, Carnien, Panonien, Illyrien und den übrigen zwischen den Alpen und dem Berge Hämus liegenden Ländern ausgebreitet, und ihren von dem zweiten celtischen Heere aus Italien über die Alpen nach Illyrien und in das Noricum eindringenden Landsleuten die Hand geboten haben. So haben schon im dritten Jahrhunderte v. Chr. die Nachkommen dieser Celten Macedonien, Griechenland und Thrazien verheert; ja ein Theil derselben wanderte sogar nach Asien hinüber und gründete dort nach der Benennung Galater, mit welcher die Griechen alle Celten und Gallier in ihrer Sprache bezeichneten, das mächtige galatische Reich.

Diesen beiden Volksheeren des Beloves und Segoves folgte nach wenig Jahren, vielleicht durch Uebermaß der Bevölkerung zur Auswanderung gezwungen, oder von dem glänzenden Erfolge der Unternehmungen ihrer Landsleute gelockt, ein neues Heer, das größtentheils aus Cänomanen bestand, unter der Anführung des Elitoves. Dieses nahm ihren Weg gleichfalls über die penninischen oder die cottischen Alpen und zog durch die Lombardie in die Gegenden um Mantua, Verona und Brescia, wo sie sich niederließen.

Noch später gingen die Salvier über den Var, durchzogen das Gebiet der in viel früheren Zeiten aus Gallien nach Italien eingewanderten celtischen Ligurer, wendeten sich dann gegen den Po, vereinigten sich mit dem Beloves und schlugen am Ticinus ihre Wohnsitze in den Gegenden auf, wo jetzt Novara und Pavia liegen.

Eine fünfte Truppe, die aus Lingonen und einem Theile der Anfangs in ihrer Heimat zurück gebliebenen Bojer bestand, setzte sich einige Jahre später in Marsch, und zog durch das Land der Allobrogen (Savoyen) durch das Walliserland über den großen St. Bernhard (den eigentlichen Mons penninus der Alten) in das Mailändische. Da aber diese Gegenden mit Ansiedlern schon überfüllt waren, so schifften diese neuen Ankömmlinge auf Flössen über den Po, vertrieben, was sich dort von Tusciern und Umbriern vorfand, und breiteten sich bis an die Apenninen aus.

Der letzte celtische Volksschwarm, der in Italien eindrang, bestand allein aus Senonen, die von den erfreulichen Nachrichten ihrer Landsleute gelockt, sich auf den Weg machten, und nachdem sie die penninischen Alpen, die Lombardie und Umbrien durchzogen, sich in den Gegenden der jetzt päpstlichen Provinzen La Romagna und Marc Ancona niederließen.

Da die frühern Einwohner der Länder, in welche sich unsere Stammväter die Celten jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt eindrängten, entweder in dem aufreibenden Kampfe um Freiheit und Heimat untergegangen, oder sich mit den Siegern allmälig vermischt hatten, fingen diese im festen Besitze ihrer Wohnplätze bald an, größere Staatskörper zu bilden, welche durch die Unterscheidung in das Land der Senonen, der Insubrier, in Carnien, in Noricum, in das Land der Taurisker, in Bojohemum u. s. w. kenntlich wurden.

Geographische Uebersicht,

den alten Zeitraum umfassend.

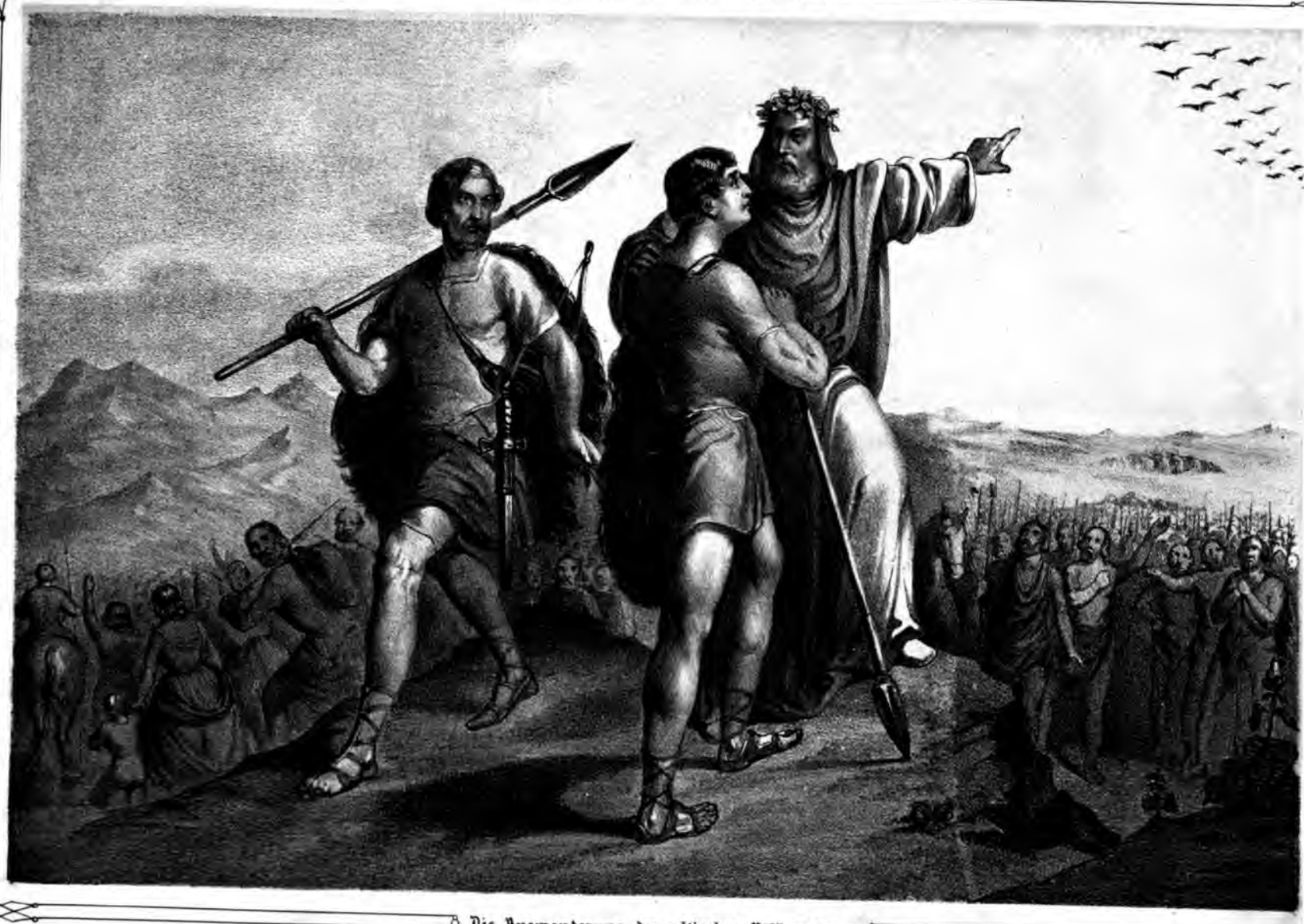
Die Alpen, der höchste Gebirgsrücken Europas, trennen Italien gegen Nordwesten von Gallien. Dieses Land wurde von den Römern das jenseits der Alpen liegende Gallien (Gallia transalpina) genannt,

*) Hetrurien oder Etrurien, ein reitzendes Land, westlich vom mittelländischen Meere, östlich von den Apenninen, nördlich vom Flusse Macra, südlich von der Tiber begrenzt, mit etwas veränderten Grenzen, das heutige Toscana, war das Vaterland der kunstreichen Etrusker, die in der Geschichte des neuesten Kunstgeschmacks und bei den wichtigen archäologischen Untersuchungen aus dem Grabe der ältesten Vorzeit hervorgerufen worden sind. Die Etrusker selbst nannten sich Raßner oder Rasener, deren Ursitze in Rhätien waren, die Griechen nannten sie Tyrsener oder Tyrrhener; die Umbrier aber Tusker.

**) Justinus, ein lateinischer Historiker nennt, als von den Celten bei der Einwanderung neu erbaute Städte außer Mailand, noch Como, Brescia, Verona, Bergamo, Trient, Vicenza; auch sagt er, daß ein Theil der vertriebenen Tuscier sich unter der Anführung des Rhätus um die Alpen niedergelassen, und nach ihrem Oberhaupte sich Rhätier, ihre Alpen die rhätischen genannt habe.

***) Passau selbst ist die erst von den Römern, Bojodurum gegenüber, angelegte Grenzfestung Castra batava, in der Folge auch Oppidum batavinum genannt.

Stěhovani se kmenu keltickych.



Peregrinazione delle genti celtiche.

Celtai neptörzsököknek kivandorlása.

Die Auswanderung der celtischen Völkerstämme.

zum Unterſchiede von Ober-Italien, welchem ſie, der aus Gallien eingewanderten Celten wegen, den Namen Gallia cisalpina gaben.

Gegen Norden bilden dieſe Alpen die Grenzen von Italien mit Helvetien und Germanien. In der ganzen Länge der Alpen von Weſten gegen Oſten wurden die einzelnen Strecken derſelben durch die Benennungen der Seealpen, der cottiſchen, der grajiſchen, penniniſchen, der tauriniſchen, rhätiſchen, tridentiniſchen, carniſchen, juliſchen, noriſchen, euganäiſchen und panoniſchen Alpen unterſchieden *). Ein Arm dieſer Gebirge ſondert ſich von den Seealpen in der Landſchaft Nicaea (Nizza) ab, läuft zuerſt in öſtlicher Richtung nahe an der Küſte durch Ligurien (das jetzige Genueſiſche) bis nach Hetrurien (Toskana), dann ſüdlich durch ganz Unter-Italien hinab, und endet an deſſen Spitze, wo er von den Gebirgen Siciliens durch den Faro di Meſſina abgeriſſen iſt. Dieſe Gebirgskette führt den Namen der Apenninen. Italien wurde gegen Norden durch dieſe Alpen von Germanien, gegen Oſten durch den Fluß Arſia (Arſa) von Illyrien, gegen Weſten durch den Fluß Varus (Var) und die Seealpen von dem eigentlichen Gallien geſchieden.

Die ſüdweſtlichen Küſten der italieniſchen Halbinſel waren von dem liguſtiſchen Meere (jetzt der Meerbuſen von Genua) und dem thyrrheniſchen (tusciſchen oder untern) Meere, die öſtlichen Küſten von dem obern Meere (das adriatiſche oder der Meerbuſen von Venedig) und dem joniſchen Meere umgeben **).

Von den im Norden begrenzenden Alpengebirgen an, gegen Süden hinab, wurde die Halbinſel in das obere, mittlere und untere Italien eingetheilt. Das Obere erſtreckte ſich von den Alpen bis öſtlich zu dem kleinen Flüßchen Rubicon in Umbrien, und weſtlich an die Macra in Hetrurien; das Mittlere von dort auf der weſtlichen Seite bis an den Silarus (Selo) in Campanien, und auf der öſtlichen an den Frento (Fortore) in Samnium; der ſüdliche Reſt machte Unter-Italien aus.

In dem obern Italien hatten die Celten durch mehrere Jahrhunderte gewohnt, und große Kriegsthaten verrichtet, wurden aber in der Folge, vielleicht mehr wegen Uneinigkeit in der Vertheidigung, als durch die Macht der Römer beſiegt. Das mittlere und untere Italien iſt aber nur durch die Kriegszüge der Celten und in ſpäteren Zeiten wegen der Abhängigkeit unſerer Länder von der römiſchen Monarchie merkwürdig.

Das obere Italien umfaßte zur Zeit der Römer das cisalpiniſche *) Gallien (das jetzige Piemont, die Lombardie, Parma, Modena, Ferrara, Bologna und Ravenna), Ligurien (das Gebiet von Genua), Venetien (die Terra ferma Venedigs), Carnien (Kärnthen und Friaul) und Iſtria (Iſtrien).

Das cisalpiniſche Gallien zog ſich nördlich am Fuße der Alpen von Ligurien bis an Venetien fort, und breitete ſich ſüdlich an Ligurien, die Apenninen und den Rubicon aus. Der Padus, jetzt Po, theilte es von Weſten gegen Oſten in zwei Theile. Die Römer nannten den nördlichen Theil über dem Po, gegen die Alpen hin, das transpadaniſche (über dem Po gelegene), den ſüdlichen Theil aber das cispadaniſche (herwärts des Po gelegene) Gallien.

Das transpadaniſche Gallien wurde von dem eigentlichen Gallien durch die penniniſchen, grajiſchen und cottiſchen Alpen getrennt. An der nördlichen Grenze dieſer Provinz lagen die Seen Verbanus (Lago maggiore), Larius (Lago di Como) und Sebinus (Lago d'Iſeo). Der Lacus Benacus (Lago di Garda) und der Fluß Mintius (Mincio) ſchieden es von Venetien. Der Po nahm als Hauptfluß alle Gewäſſer des Landes auf, und führte ſie dem adriatiſchen Meere zu. Als Nebenflüſſe kann man nennen: die Duria minor (la Doria riparia), Duria major (Doria baltea), die Seſſites (Seſſia), den Ticinus (Teſſino), die Adua (Adda) und den Ollius (Oglio).

In dieſem nördlichen Cisalpinien wohnten folgende celtiſche Völkerſtämme, deren einige ihre Namen aus Gallien mitgebracht und beibehalten, andere aber dieſelben, wahrſcheinlich von den überwundenen Bewohnern oder von den neuen Wohnſitzen angenommen haben.

Die Seguſianer wohnten in dem Thale der Doria riparia (ſpäter die Grafſchaft Suſa). Von ihren Städten ſind merkwürdig Seguſium (Suſa), dann die Grenzſtädte Brigantium (Briançon) und Ocelum (Uſſeau) gegen Gallien. Die Tauriner wohnten in Piemont und hatten zur Hauptſtadt Tauraſia, ſpäter Auguſta Taurinorum (Turin). Die Salaſſer bewohnten das Thal der Doria baltea und hatten als erwähnungswerthe Städte Auguſta praetoria (Aoſta) und Eporedia (Ivrea). Die Libiciner wohnten an der Seſſia; ihre Städte waren Vercellae (Vercelli) und Laumellum (Lumello). Die Lävier wohnten zwiſchen der Seſſia und dem Teſſino und hatten als ihre erſte Stadt Novaria (Novara). Die Inſubrier waren zwiſchen dem Teſſino und der Adda. In ihrem Gebiete befanden ſich die Städte Comum (Como), Mediolanum (Mailand), Laus pompeja (Lodi vecchio)

*) Die Seealpen ſind noch dermalen unter dieſen Namen bekannt, und liegen in der Grafſchaft Nizza. Die cetiſchen ſind der Theil der Gebirgskette von dem Berge Veſulus (Veso) bis an den Mont cenis, deſſen alter Name cibenotica juga iſt. Die Strecke vom Mons cenis bis an den großen St. Bernhardsberg (Mons penninus) hießen die grajiſchen, jene vom kleinen Bernhardsberg (Mons jovis) bis an den Gotthartsberg (Adula) die penniniſchen Alpen. Die tauriniſchen Alpen lagen im Piemont, die rhätiſchen in Tirol, die tridentiniſchen in Wälſch-Tirol, die carniſchen in Kärnthen, die juliſchen in Krain und Friaul; die euganäiſchen waren der gegen Mantua und Verona ſüdlich ſich erſtreckende Theil; die noriſchen lagen im Noricum, die panoniſchen zwiſchen Illyrien und Panonien.

**) Das liguſtiſche, thyrrheniſche, joniſche und adriatiſche Meer ſind Theile des mittelländiſchen Meeres.

*) Die Römer nannten es in der Folge auch Gallia togata, als die Celten die römiſche Toga ebenfalls zur Kleidung angenommen hatten.

und Ticinum (Pavia). Die Orobier bewohnten die Gebirgsgegend zwiſchen dem Lago di Como und Lago d'Iſeo und hatten Bergomum (Bergamo) zur Hauptſtadt. Die Cänomanen wohnten von den Orobiern ſüdlich an der Adda, dem Oglio und Mincio bis an den Po hinab, und hatten Briria (Brescia) zur Hauptſtadt; die übrigen Städte waren Cremona, Mantua, Hoſtilia (Oſtiglia) u. a. m.

Das cispadaniſche Gallien wurde von dem Po, dem Gebiete der Ligurer, den Apenninen und dem adriatiſchen Meere begrenzt. Die Trebia, der Tarus (Taro), die Parma, der Gabellus (die Secchia), die Scultena (der Panaro), der Rhenus (der Reno) und der Rubicon waren deſſen Flüſſe. Dieſes Gallien wurde von Senonen, Anämanen, Lingonen und Bojern bewohnt. In dieſem ſüdlichen Theile befanden ſich die für die alte Geſchichte merkwürdigen Städte: Placentia (Piacenza), Colonia Julia Auguſta (Parma), Regium Lepidi (Reggio), Mutina (Modena), Bononia (Bologna), das unter dem Namen Felſina die Hauptſtadt der Hetruſker geweſen; Faventia (Faenza), Forum Alieni (Ferrara), Forum Cornelii (Forli), Ravenna, Ceſena.

Ligurien hatte außer dem Gebiete der nachmaligen Republik Genua, noch beträchtliche angrenzende Landſtriche. Gegen Süden wurde es vom See, gegen Norden vom Po, gegen Oſten von den cispadaniſchen Gallien und über den Grenzfluß Macra von einem Stück Hetrurien, gegen Weſten von den Seealpen und den Fluß Varus begrenzt. Durch dieſes Gebiet ſtrömten die Stura, der Tanarus und die Trebia. Von den alten Ortſchaften ſind bemerkenswerth Genua, Aſta (Aſti), Dertona (Tortona), Aquae ſtatiellae (Aqui), Auguſta Vagiennorum (Saluzzo), Nicaea (Nizza), Portus Herculis Monacci (Monaco), Albium Intemelium (Ventimiglia), Albium Ingaunum (Albenga), Vada ſabatia (Vado), Segeſte (Seſtri di Levante), Portus Veneris (Portus Venere), Portus Delphini (Porto fino), Portus Lunae (Golfo della Spezzia).

Die Veneter, dieſe alten Bewohner der adriatiſchen Meeresküſten haben ſehr früh durch die Ankunft der Celten gelitten, und wurden von den Carniern aus ihren Beſitzungen am linken Ufer des Tagliamento verjagt, und auf die andere Seite dieſes Fluſſes beſchränkt. Auch in Ober-Italien ward ihr Gebiet durch die Senonen und Cänomanen bedeutend verändert. Venetien wurde weſtlich durch den Lacus Benacus und den Mincio von dem transpadaniſchen Gallien geſchieden. Die tridentiniſchen Alpen trennten es gegen Norden von Rhätien, die carniſchen und der Fluß Tagliamento gegen Nordoſten von Carnien. Das adriatiſche Meer lag ihm ſüdöſtlich, und der Padus ſchied es ſüdlich vom cispadaniſchen Gallien. Unter den Flüſſen ſind zu bemerken, der Padus, der größere und kleinere Medoacus (die Brenta und der Bachiglione), der Silis (Sile), Plavis (die Piave), die Atheſis (Etſch); und unter den Städten Hadria (Adria), Patavium (Padua), Verona, Vicentia (Vicenza), Ateſte (Eſte), Tarviſium (Treviſo), Concordia.

Die Euganäer, vermuthlich eine tusciſche Colonie, deren Land ſich von der See bis an die japodiſchen Alpen, dann in der Gegend von Aquileja und Trieſt ausdehnte, bewohnten ſpäterhin nur die Gebirge vom See Sebinus an bis über die Atheſis, und hatten in ihrem Bezirke die Ortſchaften Sebum (Iſeo) und Brecina oder Brentia (Ruinen an der Brenta unweit Baſſano). Eine ihrer Colonien aus früheren Zeiten war Aenona (Nona) an der Küſte Dalmatiens, nicht weit entfernt von Jadera.

Die Grenzen des alten Carniens waren gegen Oſten die juliſchen Alpen, durch welche es von Panonien und den illyriſchen Japoden und Liburniern geſchieden wurde; ſüdlich gegen Iſtrien der Fluß Formio und der Meerbuſen von Tergeſte, gegen Weſten der Tilavemptus oder Tagliamento, gegen Norden die carniſchen Alpen, welche dieſes Land von den Tauriskern, Rhätiern und Norikern trennten.

Die celtiſchen Carnuten haben auf ihrem Marſche aus Gallien mit dem Heere des Segoves den Weg über den Rhein eingeſchlagen, und folgten dann dem linken Ufer der Donau, die ſie bis an Noricum und Panonien führte. Hier überſetzten ſie dieſen Fluß im Marchfelde und ließen ſich wahrſcheinlich zuerſt in der Gegend zwiſchen Haimburg und Petronell nieder.

Die Stadt Carrodunum oder Carnuntum, deren Ruinen in jener Gegend noch zu ſehen ſind, und welche die Römer zu einer militäriſchen Pflanzſtadt machten, erhielt das Andenken ihres dortigen Aufenthalts, deſſen Dauer aber nicht beſtimmt werden kann. In der Folge rückten ſie durch Noricum weiter vorwärts in die Gegenden des jetzigen Friauls und Kärnthens, wo ſie ihren wahren Volksnamen in Carni veränderten. Von dieſem Worte werden die Benennungen der Herzogthümer Kärnthen (Carinthia) und Krain (Carniolia) hergeleitet, welche Landſtriche Theile des alten Carniens zu jener Zeit geweſen ſind, als dasſelbe vor den Römern in ſeiner größten Ausdehnung beſtand.

Nun wären die Alpen, welche in dem ehemaligen Carnien und im Noricum liegen, etwas näher zu betrachten.

Die noriſchen Alpen ſenken ſich von den rhätiſchen zwiſchen den Urſprung der Drave und Salza herab, und theilen ſich in zwei Arme. Der erſte, der ſich nordöſtlich gegen Panonien wendet, behielt im Ganzen den allgemeinen Namen. Einzelne ſeiner Theile führten bei den Alten beſondere Benennungen, z. B. Caravancas, Mons Cetius u. a. m. Uebrigens ſcheint Cetius in der alten Landesſprache ein allgemeiner Beiname jedes ausgezeichneten, in einen erhabenen freien Gipfel endenden Gebirgsfußes, gleichbedeutend mit dem deutſchen Worte »Vorgebirge« und dem franzöſiſchen »Cap« geweſen zu ſeyn. So gab es einen Mons Cetius bei Celleja, einen andern bei Aemona. Der Arm der noriſchen Alpen, welcher durch Steiermark gegen Norden an die Donau zwiſchen Wien und Kloſterneuburg ausläuft, endete gleichfalls in einen Mons Cetius, und heißt jetzt das Kahlengebirge. Den zweiten Arm dieſer Alpen bilden die

carnischen, welche südöstlich gegen Liburnien und Dalmatien wieder unter verschiedenen Benennungen ihrer einzelnen Theile, als Ocra, Albius, Carusad u. s. w. auslieſen. Der Name der julischen Alpen war ursprünglich keinem besondern Gebirge eigen, und nur erst die Römer wollten den Ruhm Cäſars darin verewigen, daß ſie einen Theil der längſt bekannten und schon mit bestimmten Namen versehenen carnischen Alpen die julischen nannten *).

Wo die Arme der Alpen unmittelbar Pannonien begrenzten, oder in deſſen Gegenden ausliefen, führten ſie dann auch den Namen der pannonischen.

Von den Gewäſſern Carniens, außer den schon angeführten Grenzflüſſen, nennen die alten Geographen noch den Dravus (Drau), Savus (Save), Natiſo (Natiſone), Sonzius (Liſonzo), Timavus (Timao), Fluvius Frigidus (die Wippach) u. a. m. So werden auch in dem ausgedehnten Landſtriche des alten Carniens die Städte Velia, ſpäter Aquileja, Tergeſte (Trieſt), Ocra (bei Heidenſchaft), Forum Julii (Cividale), Julium Carnicum (Zugliano), Vedinum (Udine) erwähnt.

Ob ſich die Celten in Iſtrien, dieſer am ſüdöſtlichen Ende Italiens gelegenen Landſchaft, gewaltſam eingedrängt haben, iſt ungewiß; übrigens ſcheint es, daß die alten Iſtrier mit den Celten ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen, und dann nichts weiter mehr von denſelben gelitten haben.

Iſtrien wurde von zwei Seiten vom Meere begrenzt, an der dritten durch den Fluß Formio und die japidiſchen Alpen von Carnien, auf der vierten durch den Fluß Arſia (Arſa) von Illyrien abgeſchnitten. Die alten Städte daſelbſt waren Neſactium, Aegida, ſpäter Juſtinopolis (Capo d'Iſtria), Pola (dann Pietas Julia, endlich wieder Pola), Parentium (Parenzo).

An dieſes obere Italien, welches ſo lange der Wohnſitz der Celten war, grenzte nun in der ganzen Breite der Halbinſel das eigentliche oder mittlere Italien, jetzt das Großherzogthum Toscana und der Kirchenſtaat, welches in der alten Zeit beiläufig in ſieben Länder getheilt war.

Zunächſt an das cispadaniſche Gallien über dem Rubicon grenzte auf der öſtlichen Seite der Apenninen, das Land Umbrien, welches theils die Kette der Apenninen, theils die Tiber weſtlich von Hetrurien ſchieden; öſtlich grenzte es an das adriatiſche Meer und an Picenum, ſüdlich an die Sabiner. Der beträchtlichſte Fluß in dieſem Lande war der Metaurus (Metaro); und als bedeutende Städte können genannt werden, Ariminum (Rimini), Piſaurum (Peſaro), Senagallica (Sinigaglia), Spoletium (Spoleto), Urbinum Hortenſe (Urbino), Forum Sempronii (Foſombrone), Noceria (Nocera).

Weſtlich an Umbrien grenzte Hetrurien. Die Macra (Magra), der Arnus (Arno), der Umbro (Ombrone) und die Tiber durchſtrömten dieſes anſehnliche Gebiet, welches ſich bis an die Mauern Roms erſtreckte, und die nachmaligen Staaten von Toscana, Piſa, Lucca, dann einen Theil des Kirchenſtaates, und zwar der Provinz Patrimonium St. Petri genannt, umfaßte. Für die Geſchichte ſind zu bemerken, der traſimeniſche See (Lago di Perugia), der Lacus Vadimonis (Lago di Baſſano) und der Lacus Volſinienſis (Lago di Bolſena); dann die Städte Piſa, Lucca, Piſtoria (Piſtoja), Faeſulae (Fiezole), Florentia (Fiorenza), Portus Herculis Labronis (Livorno), Volaterrae (Volterra), Sena Julia (Siena), Arretium (Arezzo), Corythus (Cortino), Peruſia (Perugia), Cluſium (Chiuſi), Falerii (Faleri oder Civita Caſtellana), Volſinii (Bolſena), Caere (Cer-Veteri), Centum Cellae (Civita vecchia), Fanum Voltumnae (Viterbo) und das alte Veji (bei Iſola), endlich die Inſel Aethalia (Elba).

Das Land Picenum grenzte ſüdöſtlich an Umbrien und hatte als die beträchtlichſten Städte Ancona, Hadria (Atri), Tolentinum (Tolentino) und Aſculum Picenum (Aſcoli).

Das Land der Sabiner wurde von dem Anio (Teverone), der Tiber und den Apenninen eingeſchloſſen. Ihre Städte waren Antemna, Collatia, Fidena, Cretum (Monte rotonbo), Cures (Correſe), Reate (Rieti), Cutilia (bei Civita ducale), Nurſia (Norcia), Amiternum (Aquila) u. ſ. w.

Die Samniten bewohnten in verſchiedenen unter ſich ſelbſtſtändigen Stämmen das gebirgigte Land, welches gegen Norden von Picenum, öſtlich vom adriatiſchen Meere, weſtlich, theils von den Apenninen, theils von dem Vulturnus (Vulturno) begrenzt, und ſüdlich durch eine Gebirgskette von Apulien getrennt wurde. Im nördlichen Theile ſind zu bemerken der Sagrus (Sangro), der Liris (Garigliano) und der See Fucinus (Lago di Celano); von den Städten Alba fucentia (Albi) und Sulmo (Sulmona). Im ſüdlichen oder dem eigentlichen Samnium, welches von Einigen zu Unter-Italien gerechnet wird, ſind die Städte Aufidena (Alfidena), Bovianum (Bojano), Beneventum (Benevento) und Caudium zu bemerken.

Latium, das Land der Lateiner, war dem größten Theile nach von der Tiber, dem Anio, dem thyrrheniſchen Meere und dem Garigliano umfloſſen. Hier wohnten die Lateiner Aequier, Rutuler, Hernicier und Volscier. In dieſem Latium an der die Grenze gegen Hetrurien bezeichnenden Tiber wurde Rom gegründet. Hier ſind von den Städten zu bemerken

*) Nach dem hieroſolomitaniſchen Reiſebuche, beginnen die juliſchen Alpen auf der Straße von Aquileja nach Aemona (Laibach), nachdem man den Fluß Frigidus (die Wippach) überſchritten, und 9000 römiſche Schritte gemacht, bei einem Orte, welches unter dem Namen ad castra, ein Poſthaus (mutatio) war. Vielleicht iſt dieſes der dermalige Ort Heidenſchaft. Nach 9000 weiteren römiſchen Schritten erreichte man die höchſte Höhe des Gebirges, ad pirum genannt (der jetzige Birnbaumer-Wald). 12,000 Schritte abwärts führten nach der Einkehr-Station (mansio) Longaticum (jetzt Logatetz), dann weitere 6000 Schritte nach Nauportus (Ober-Laibach), und endlich noch 12,000 Schritte nach Aemona (Laibach). Die peutingerianiſchen Reiſetafeln führen ebenfalls dieſe Straße von der Wippach über die juliſchen Alpen nach Logatetz und Ober-Laibach an. Von den römiſchen Schritten macht einer beinahe zwei dermalige Schritte oder vier, und vierfünftel Wiener-Schuhe.

merkwürdig: Tusculum (Frascati), Tibur (Tivoli), Alba longa (bei Albano), Praeneste (bei Paleſtrina), Anagnia (Anagni), Arpinum (Arpino), Lavinium (Paterno), Ferentium (Ferentino), Antium (beim Capo d' Anzo), Gabii, wovon, ſo wie von Ardea und anderen Orten, keine Spur mehr vorhanden, — Velitrae (Velletri), Oſtia, Anxur oder Terracina, Cajeta (Gaeta), alle drei an der See gelegen.

Südlich an Latium grenzte Campanien. Bemerkens:werth ſind hier: der Berg Veſuv, der Fluß Vulturnus (Volturno); die Städte Caſilinum (das dermalige Capua), Parthenope, auch Palepolis und ſpäter Neapolis genannt (das dermalige Neapel), das alte Capua (jetzt Borgo San Maria), Nola, Cumae, — Herculanum und Pompeji, beide vor einem Jahrhundert unter der Aſche und der Lava entdeckt, unter welche ſie ſechzehnhundert Jahre früher die Ausbrüche des Veſuvs begraben hatten, und Salernum (Salerno).

Der ſüdliche Theil Italiens erhielt den Namen Groß-Griechenland, weil er größtentheils von griechiſchen Colonien bevölkert ward, und wurde in der alten Zeit in vier große Landſchaften unterſchieden.

Apulien am adriatiſchen Meere. Hier lag der Ort Cannae, wo Hannibal die Römer ſchlug, deſſen Ruinen nahe bei Ruvo gezeigt werden; dann Argirippa, ſpäter Argos Hippium (Arpi), einſt die Reſidenz des Königs Diomeds; Canuſium (Canoſſa), Venuſia (Venoſa), Aſculum (Aſcoli). Meſſapien mit den Städten Brunduſium (Brindiſi), Hydruntum (Otranto), Tarentum (Taranto). Lucanien mit den Städten Päſtum oder Poſidonia (Peſto), Metapontum (Torre di Mare), Sybaris, ſpäter Thurium und Copiae (Terra nuova) und Brutium mit Crota (Crotona), Locri (Motta di Buzano), Conſentia (Conſenza), Reghium (Reggio) u. a. m.

In der Inſel Sicilien (zur älteſten Zeit Trinacria genannt) lagen der Vulkan, Aetna, die Städte Zancle, ſpäter Meſſana (Meſſina), Panormus (Palermo), Lilybaeum (bei Marſalla), Agrigentum (Girgenti), Drepanum (Drepano Vecchio), Syracuſa, Catana (Catanea) u. a. m.

Der Länderumfang des eigentlichen Illyrien wurde von allen Geographen in das barbariſche und das griechiſche Illyrien eingetheilt. Das barbariſche Illyrien erſtreckte ſich von der Arſia bis an den ſchwarzen Drinus. Zu bemerken ſind hier die Flüſſe Arſia (Arſa), Titius (die Kerka), Naro (die Narenta), der ſchwarze und weiße Drinus (Drino nero und bianco); die Gebirge Albius (auch unter dem Namen Albanus, Adrius und Bebii Montes bei den Alten vorkommend, der pannoniſche oder croatiſche Arm der Alpen), und Scordus (Argentaro). Dieſe Gebirge trennten die Länder Japidien, Liburnien und Dalmatien von Pannonien und Möſien.

In den höchſten Felſengebirgen des jetzigen Krains, in den Bergen der gegen die adriatiſche See auslaufenden Alpenketten, wohnte ein Gemiſch von jenen Flüchtlingen, die aus beſſeren Wohnſitzen verdrängt worden, nämlich: Tuscier, Illyrier, ſpäter auch wohl mit Celten vermiſcht unter dem Namen der Japoden. In der Folge glaubte man unter dieſer Benennung einen eigenen illyriſchen Volksſtamm verſtehen zu müſſen. Eigentlich ſcheint aber nie ein Japydien als eine in beſonderen Grenzen ausgedehnte, ſelbſtſtändige Landſchaft bekannt geweſen zu ſeyn, und die Wohnſitze der japydiſchen Gebirgsbewohner wurden ganz von dem Gebiete und den Grenzen des alten Liburniens umfangen, von dem ſie wahrſcheinlich immer einen Theil ausgemacht haben.

Liburinen und Japydien wurde öſtlich von Dalmatien durch den Fluß Titius (die Kerka), und weſtlich von Iſtrien durch die Arſia getrennt. Sie grenzten nördlich an Pannonien, ſüdlich an das adriatiſche Meer, welches den Liburniern einen weiten Spielraum ihrer Thätigkeit gewährte, indem es ihnen zum Handel, zur Schifffahrt, und dann auch zur, zwar weniger ehrenden, deſto mehr aber einträglicheren Seeräuberei Gelegenheit gab. Die Geſchichte erwähnt der japydiſchen Stadt Metullum, welche man an dem Platze des dermaligen krainerischen Ortes Metling gelegen glaubt, nebſt mehreren, weniger bedeutenden Orte, dann der liburniſchen Städte Alvona (Albona), Flanona (Fianona) an dem Meerbuſen, welchem ſie den Namen gab (jetzt Golfo di Carnero), Tarſatica (Terſato bei Fiume), Senia (Zengg), Jadera (Zara vecchia) und die römiſche Colonie Scardona an der Kerka. Zu Liburnien gehörten noch die an den Küſten liegenden Inſeln Abſyrtides (Oſero und Cherſo), Curicta (Veglia) u. a. m.

Dalmatien erſtreckte ſich vom Titius bis zum ſchwarzen Drinus. Alte noch jetzt bekannte Städte dieſes Landes ſind: Sicum (Sebenico), Tragurium (Trau), Salona, Spalatum (Spalato), Narona (Narenta) am Fluſſe gleichen Namens, Epidaurus (Raguſa vecchia), Rhicinium (Riſano), Butua (Budua), Scodra (Scutari), Olcinium (Dulcigno), Liſſus (Alleſſio), und Delminium (Almiſſa), von welchem Land und Volk ihre Benennung erhielten. Zu Dalmatien gehörten noch die an den Küſten liegenden Inſeln Brattia (Brazza), Pharia oder Pharus (Leſina), Corcyra nigra, (Corzola), Melita (Meleda) und einige andere. Dieſe Theile Illyriens gehören jetzt außer Scutari Dulcigno und Alleſſio zum öſterreichiſchen Kaiſerſtaate.

Das griechiſche Illyrien wurde nördlich durch den ſchwarzen Drinus von Dalmatien, öſtlich durch die candaviſchen Berge (Monte Craſta) und den See Lychnitis (Achrida) von Macedonien geſchieden; ſüdlich trennten es die cerauniſchen Gebirge (Monte di Chimera) vom Königreiche Epirus. Für die alte Geſchichte ſind außer den ſchon genannten, noch das Gebirge Aeropus und Asnaus (la Canina), und die Flüſſe Genuſus (Stumino), Hapſus (Chrevaſta) und Aous (Vajuzza), dann die Seeſtädte Epidamnus (ſpäter Dyrrachium, jetzt Durrazzo), Apollonia (Polina) und Aulona (la Valona) merkwürdig. Dieſer Theil Illyriens war von dem macedoniſchen Könige Philipp dem II. erobert, und mit Macedonien, folglich mittelbar mit Griechenland vereinigt worden; jetzt gehört er aber zur türkiſchen Provinz Albanien.

Von den bedeutenderen Völkern, welche damals unter dem allgemeinen Namen der Illyrier in den

verschiedenen Theilen des barbarischen und griechischen Illyriens und der benachbarten Länder sich aufhielten, sind: die Autariaten, welche zwischen dem Berge Hämus, den Flüssen Drinus und Ister, und den dalmatischen Küsten in nomadischen Haufen umherstreiften. Nachdem dieses kriegerische Volk von allen Ereignissen seiner Nachbarn den thätigsten Antheil genommen, verlor es sich später unter den Daciern, Mösiern und Pannoniern, und verschwindet somit aus der Geschichte. Die Ardiäer bewohnten einst die unteren illyrischen Seeküsten in Dalmatien von Salona bis Epidaurus, und das innere Land bis in das hohe Gebirge. Als die Römer in jene Gegenden vordrangen, wurden die Ardiäer von den Küsten in die Gebirge getrieben, wo ihr Volksname erlosch. Das kriegerische Volk der Dardanier soll aus der Nachbarschaft von Troja über den Hellespont nach Thrazien gekommen seyn, und sich in der Folge in die öden Gebirge Macedoniens, Bulgariens und Serviens gezogen haben. Im dritten Jahrhunderte n. Chr. verschwand aber ihr Volksname. Die Triballier, thrazischen Ursprungs, wohnten Anfangs im westlichen Theile Nieder-Mösiens, unterhalb des Flusses Ciabrus; dann aber zogen sie an der Donau weiter herauf, wo ein Theil derselben von den Scordiskern über die Save nach Pannonien getrieben wurde. Mit der römischen Provinz-Eintheilung erlosch auch ihr Name und Volksthum. Der celtische Stamm der Scordisker hatte seinen Wohnsitz an der Save, in den Ebenen des untern Pannoniens, am Margius in Mösien, und auch in Dalmatien. Als sich die Römer Pannoniens bemächtigt hatten, wurden auch die Scordisker besiegt, ihre Wohnsitze mit den benachbarten römischen Provinzen vereinigt, wodurch auch sie ganz aus der Geschichte verschwinden. Uebrigens wohnten in den Gegenden des großen Illyricums außer den angeführten noch andere, jedoch weniger bedeutende Völker, als die Enchelenier, Taulantier, Agrianer, Pyrusten, Cerauner, Desidiaten, Lyncester u. a. m.

Alle celtischen Alpenbewohner sowohl in Piemont als in den Gebirgen Carniens, Rhätiens und Noricums wurden bei den Alten Taurisker genannt. Es scheint also, daß die Taurisker keinen eigenen celtischen Stamm ausgemacht haben, sondern, daß vielmehr alle Celten, die sich in den Alpengegenden niederließen, und mit ihnen dann auch die noch übrigen Reste der frühern Bewohner jener Gebirge durch den allgemeinen Namen Taurisker, der so viel als Gebirgsbewohner ausdrückte, bezeichnet wurden. Vermuthlich ist dieser Name der Bewohner in der noch jetzt in jenen Alpen gebräuchlichen Benennung der Tauern, auf die Hochgebirge selbst übergegangen.

Jene celtischen Stämme, welche die von den Tauriskern und ihren Alpen zunächst östlich gelegenen niedereren Gegenden bewohnten, wurden den Römern unter dem Namen der Noriker bekannt, obwohl kein celtischer Stamm jemals vorher diesen oder einen ähnlichen Namen geführt hat. Man hält also mit Grunde jene die norischen Gebirge bewohnenden Taurisker, wenigstens zur Zeit der Erscheinung der Römer in unsern Gegenden, mit den Norikern für ein Volk. Wahrscheinlich bestand auch die Benennung des Landes Noricum schon vor der Einwanderung der Celten, so daß die fremden Colonisten erst von ihren neuen Wohnsitzen den Namen der Noriker erhielten.

Die Grenzen des eigentlichen Noricums waren gegen Norden, das Stück der Donau vom Innflusse bis zum Kahlenberge. Gegen Westen trennte es der Inn von Vindelicien (Baiern) und Rhätien (Tirol). Von da zog sich die Grenze gegen Süden hin an die carnischen Alpen, und längs denselben bis an das Kahlengebirge (Mons Cetius) bei Cilli. Dieser Zweig der norischen Alpen endlich machte gegen Norden bis an die Donau fortlaufend, die östliche Grenze gegen Pannonien, und begreift die Gebirgskette, welche sich von der Drave an, zwischen der Mur und Enns, bis an den Kahlenberg bei Klosterneuburg und Wien erstreckt *).

Noricum, als römische Provinz, war in das an die Donau grenzende Noricum ripense, und das an die Alpen stoßende Noricum mediterraneum getheilt. Die alten Schriftsteller nennen in diesem Landstriche die Flüsse Danubius oder Ister (Donau), Aenus (Inn), Anisus (Enns), Murus (Mur), Drarus (Drau), Savus (Save, Sau), Juvavus (Salza), Traunus (die Traun), Isis (Ips), Arlape (Erlaph); dann die Orte Bojodurum (die Innstadt bei Passau), Lentia (Linz), Ovilabilis (Wels), Lauriacum (Lorch und Enns), Lacus Felix (Ober- und Nieder-Walsee), Ad Pontem Isis (Yps), Arlape (Pöchlarn), Aelium Cetium (St. Pölten), Juvavia (Salzburg), Vacorium (Wagrain an dem Ursprunge der Enns), Cuculum oder Castellum cuculis (Kuchl), Artebriga (Lauffen), Bedajum (Bamburg an der Traun), Noreja **) Aguntum (Innichen in Tirol), Teurnia oder Tiburnia (Villach), Selva oder Flavia Solvensis (bei Maria Saal auf dem Zollfelde unweit Klagenfurt), Virunum (Völkermarkt), Celleja (Cilli).

Das alte Noricum begriff also den größten Theil des Erzherzogthums Oesterreich, die Herzogthümer Steiermark und Kärnthen, einen Landstrich von Krain an der Save, einen andern Theil von Tirol am Inn, und Salzburg.

Von dem, das jetzige Erzherzogthum Oesterreich ausmachenden Länderumfange, gehörte hingegen zur Zeit der Römer ein Theil zum Noricum, ein anderer

*) Die alten Schriftsteller dehnen in ihren Angaben das Noricum gegen Süden oft über die carnischen Alpen hinüber bis nach Aquileja und an Venetiens Grenzen, und begreifen also den größten Theil des alten Carniens mit unter demselben, welche Ausdehnung, in so weit sie vor der Einwanderung der Carnier gemeint ist, ihre Richtigkeit gehabt haben mag.

**) Noreja, von welcher Stadt vielleicht das Land und Volk ihre Namen erhalten haben mag, bestand wahrscheinlich schon vor dem Einfalle der Celten als eine Ortschaft der Taurisker. Als die Römer Noricum eroberten, wurde Noreja zerstört und verlor längst schon ihre Spur. Einige sind der Meinung, daß sie in Steiermark unter den Judenburger-Alpen an der Stelle von Neumarkt gelegen sey; Andere wieder, geben den ehemaligen Platz dieser Stadt in der Gegend von Villach in Kärnthen an.

zu Pannonien, ein dritter endlich zu Germanien, und zwar war alles Land am rechten Donauufer vom Inn bis zum Kahlenberge norisch; der Landstrich vom Kahlenberge längs der Donau hinab bis zum Einfluß der Leitha gehörte zu Ober-Pannonien, und die am linken Donauufer liegenden ober- und unteröſterreichiſchen Kreiſe zum alten Germanien. Dieſer letzteren nördlichen Theile Oeſterreichs hatten ſich 600 Jahre v. Chr. die celtiſchen Bojer bei ihrer Wanderung nach Oſten bemächtigt, und jenen Gegenden, zugleich mit einem großen Umfange anderer anſtoßenden Länder, den Namen Bojohemum gegeben.

Die beiden Länder Vindelicien und Rhätien grenzten öſtlich an die noriſchen Alpen und den Inn, gegen Weſten an den Mons Aoula (Gotthardsberg), den Rhein, den Bodenſee (Lacus Brigantinus) und, ſo wie gegen Norden, an die Donau; — gegen Süden an die vier Seeen Lago maggiore, Lago di Como, d'Iſeo und Lago di Garda im transpadaniſchen Gallien. Sie begriffen alſo beiläufig einen Theil von Schwaben, Tirol, Graubündten, Valtellin, Vorarlberg, das Herzogthum Baiern, und Paſſau. Von Flüſſen werden in dieſem Länderraume erwähnt, der Rhenus (Rhein), Danubius (die Donau auch Iſter), Vindo (Werta), der Licus (Lech), Iſarus (Iſer), Illargus (Iller), Aenus (Inn), Guntia (Günz), Ticinus (Teiſin), Addua (Adda), Ollius (Oglio), Mintius (Mincio), Athesis (Etſch); dann von den Städten, Brigantia (Bregenz), Druſomagus, auch Campodunum (Kempten), Auguſta Vindelicorum (Augsburg), Guntia (Gunzburg), Abudiacum (bei München), Regina Caſtra (Regensburg), Batava Caſtra (Paſſau), Billitio (Belinzona), Curia (Chur), Clunia (Feldkirch), Clavenna (Chiavenna), Veldidenna (Wilten), Tridentum (Trient), Feltria (Feltre), Bellunum (Belluno), Bauzzanum (Bozzen), Aenipons (Innsbruck) u. a. m.

Die Donau ſchied Noricum von Bojohemum, jenes Land, von welchen uns aus der alten Zeit am wenigſten bekannt iſt. Seit der Einwanderung der Bojer von dem Heere des Segoves in Deutſchland, wohnte ein Theil derſelben vom Bodenſee an, längs dem linken Ufer der Donau, gegenüber von Vindelicien, Noricum und Pannonien, wo ſie auch über die Donau ſetzten, und bis an den See Peiſo (dem Neuſiedlerſee), oder wie Andere glauben, bis an den Plattenſee (Lacus volcaeus, vordrangen. Aus dieſem geht der große Umfang des alten Bojohemums hervor. Es muß, außer dem Landſtriche von Schwaben, Franken und der Oberpfalz, das jetzige Königreich Böhmen, die Markgrafſchaft Mähren, das ganze nördliche Oeſterreich, und einen Theil des nördlichen Ungarns begriffen haben); jedoch laſſen ſich die Grenzen desſelben nicht genau beſtimmen. Die Römer lernten die Exiſtenz dieſes bojiſchen Reiches erſt durch den Zug der Cimbrer und Teutonen kennen, an welchem auch die Bojer Antheil genommen haben ſollen.

Als Grenzen von dem neuen Reiche Marbods *) werden angenommen, gegen Süden die Donau, gegen Oſten die Quaden *) oder, noch jenſeits der Wohnſitze derſelben, die Urſprünge der Oder und Gran; gegen Norden das Fichtelgebirge und der Mons asciburgius (das Rieſengebirge), gegen Weſten endlich die hercyniſchen Berge (der Böhmerwald).

Als Hauptflüſſe Bojohemums ſind zu nennen die Albis (Elbe), der Marus (March) u. a. m. Die begrenzenden und genannten Gebirge umſchloſſen das ebene Land, welches gleichſam von allen Seiten einen vertieften Keſſel bildet. In Hinſicht der Städte glaubt man die bei den Alten vorkommenden Ortsnamen Bubiena für Prag, Marobudum für Budweis, Melocavus für Ellenbogen, Setuacatum für Klattau, Segodunum für Czaslau, Furgiſatis für Iglau, Medoslanium für Znaim, Eburum für Trentſchin, Strevinta für Olmütz, Robodunum für Brünn, Arſicua für Kremnitz u. ſ. w. halten zu dürfen.

In die Gegenden des jetzigen Ungarns, welche noch damals unter dem Namen des großen Illyricums mitverſtanden wurden, drängten ſich von Oſten die macedoniſchen Päonier **), von Weſten die celtiſchen Scordisker, Bojer, Tectoſagen u. a. m. Uebrigens ſcheint der Name Pannonien vor Auguſts Zeiten nicht gebräuchlich geweſen zu ſeyn, und entſtand vermuthlich erſt dann, als dieſes Land eine römiſche Provinz wurde.

Die Römer unterſcheiden Pannonien in das obere und untere. Das Erſtere umfaßte den weſtlichen Theil des Landes, und wurde gegen Norden durch das Stück der Donau vom Mons Cetius (Kahlenberge) bis an den Einfluß des Arraben (der Raab); gegen Weſten durch das Kahlengebirge über Celleja und Aemona bis Illyrien; gegen Süden durch die japodiſchen und liburniſchen Gebirge bis nach Siscia (Siſſek) begrenzt; endlich gegen Oſten durch eine nicht genau zu beſtimmende Linie, die von Siscia bis Arrabona (Raab) lief, von dem untern Pannonien geſchieden. Ueber der Raab lag dann Nieder-Pannonien. Dieſes grenzte gegen Oſten an Möſien, und die Donau trennte es vom Einfluſſe der Save an, von Dacien. Gegen Süden ſtieß es an Dalmatien; weſtlich an die Grenzlinie des obern Pannoniens; gegen Norden endlich an die Donau. Der Länderumfang dieſer beiden Pannonien begriff alſo außer den ſpäterhin ungariſchen Landſtrecken, noch einen Theil von Unter-Oeſterreich, der Steiermark und Krain. Hingegen

*) Nachdem die Römer Noricum und Pannonien erobert hatten, und den Markomannen durch ihre Nachbarſchaft gefährlich wurden, zogen ſich dieſe zurück, und bemächtigten ſich unter ihrem Könige Marbod des Reiches der Bojer im heutigen Böhmen.

*) Dieſe wohnten einſt an der Donau bis an die Theiß, ſpäter von den Jazygen und Geten verdrängt, in Ober-Ungarn zwiſchen der Waag und der Morava, in der Gegend, aus welcher früher die Scordisker die Bojer vertrieben hatten, und die dieſerwegen die bojiſche Wüſte genannt wurde.

**) Der königliche Prinz Päon ſoll eine Colonie aus der Landſchaft Elis nach Illyrien geführt, und ſich mit derſelben oberhalb des Fluſſes Axius (der Vistritza) niedergelaſſen haben, woher das Volk und Land den Namen Päonier, Päonia erhielt.

wurden die nördlichen Districte Ungarns am linken Donauufer anfangs zu Bojohemum gerechnet, waren dann von Markomannen und Quaden bis in das vierte Jahrhundert v. Chr. bewohnt und gehörten also zum alten Germanien; die ungarischen Länder an der Theiß aber theils zu Dacien, theils zu Sarmatien.

Ungeheure Forste, welche mit dem hercynischen Walde zusammenhingen, bedeckten die Oberfläche Pannoniens; auch nahmen zahlreiche Moräste und fünf große Seen einen großen Theil des Bodens ein. Die Letzteren nannten die Römer den Lacus lugeus (Zirknitzersee in Krain), den Peiso (Neusiedlersee), den volcäischen (Balaton oder Plattensee), den von den Meisten in das alte Pannonien gesetzten Lacus Ulcäus oder Heuilcus, der aber in Bojohemum am rechten Waagufer lag, und entweder durch künstliche Ableitung in die Waag-Donau (den Neuhäusler-Arm) oder durch ein Naturereigniß ausgetrocknet worden ist, dann den Landsee Lacus Musianus, der noch bei Essek in Slavonien als der Sumpfsee Kologyvar besteht. Von den Flüssen sind zu bemerken, der Ister oder Danubius (Donau), Murus (die Mur), Corcoras oder Nauportus (Laibachfluß), Dravus (Drau), Savus (Save), Arrabon (Raab), Colapis (die Kulpa).

Vor der römischen Eroberung sind in Pannonien außer der den celtischen Carnuten zugeschriebenen Stadt Carnuntum, deren Ruinen sich zwischen Haimburg und Petronell befinden, Sirmium (an der Save auf der Stelle des östlichen Theiles vom Flecken Mitrovitz), Segeste (Siscia, jetzt Sissek), Aemona (Laibach), Nauportus (Ober-Laibach), Teutoburgium an der Mündung der Drave (westlich von Almas auf den sanften Höhen bei Bieloberdo) keine Städte bekannt. Doch in den ersten beiden Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung entstanden in Pannonien viele bedeutende Ortschaften, größtentheils römische Colonien, als Vindobona auch Vindomina und Juliobona (Wien) *). Arrabona (Raab), Taurunum (Semlin), Sabaria (Colonia Imperatoris Claudii, Stein am Anger), Scarabantia (später Colonia Julia, Oedenburg), Petovium (Pettau), Aqua viva (Warasdin), Bregatium (Szöny bei Komorn), Carpis, später ad Herculum (Gran), Mursa (Essek), Acincum (Alt-Ofen), Acimincum (Peterwardein) u. s. w.

Oestlich von Pannonien, in einem Theile des jetzigen Ungarns in Siebenbürgen, der Bukowina, und in dem größten Theile der Länder, die dermalen die europäische Türkei ausmachen, bis an das schwarze Meer, und an die Grenzen Griechenlands und Macedoniens, wohnte eine Menge wilder Stämme thrazischer Abkunft. Von diesen wurden jene die gegen Norden zunächst an der Donau wohnten, zu den Geten gerechnet; — die gegen Süden hin wohnenden aber behielten den Namen Thrazier bei. Später sollen von diesen Thraziern oder Geten diejenigen, welche über die Donau bis an Sarmatien, den Pruth und Dniester vordrangen, den Namen der Dacier angenommen haben.

Die Thrazier, welche das eigentliche Stammvolk der ältesten Bewohner des südöstlichen Theiles von Europa waren, kamen aus Asien über den Hellespont nach Europa, und ließen sich hier an den Ufern des schwarzen Meeres in jenen Gegenden nieder, welche jetzt die türkische Provinz Romanien ausmachen, die aber damals von ihren neuen Einwohnern den Namen Thrazien erhielten. Ein Zweig dieses Volkes, der zwischen dem Berge Hämus und dem untersten Theile der Donau wohnte, wurde von den Griechen durch die Benennung der Geten unterschieden. Diese gingen in der Folge auch auf das linke Donauufer hinuber, und rückten weiter gegen Westen vor; jene Geten aber, welche auf dem linken Ufer der Donau geblieben waren, hatten sich in die Gebirge des spätern Siebenbürgens gezogen, von wo sie sich über die Theiß bis an die Donau ausbreiteten.

Die Römer lernten sie unter dem Namen der Dacier kennen, und gaben dem eroberten Lande zwischen der Donau Theiß und dem Pruth den Namen Dacien, welches auch einst bis an das schwarze Meer und dem Dniester, mit Inbegriff des Landstriches Bessarabien, ausgedehnt gewesen seyn soll. An den thrazischen Seeküsten hatten schon sehr früh griechische Colonisten sich angesiedelt, und bedeutende Handelsstädte gegründet.

Thrazien (jetzt die türkische Provinz Rum-Ili oder Romanien), grenzte nördlich an Mösien durch das Gebirge Hämus, östlich an den Pontus Eurinus, südlich an den Propontis (Mare di Marmora) und das ägäische Meer, gegen Westen schied es der Fluß Nestus (Karasu) von Macedonien.

Der Hauptfluß des Landes war der Hebrus (Marizza). Von den Städten nennen uns die Alten Byzantium (Konstantinopel), Perinthos, in der Folge Heraklea (Erekli), Apollonia (Sezopolis), Ulpia Nicopolis (Nicopoli), Trajanopolis (Trianopoli), Aenos (Eno), Philipopolis (später Trimentium, endlich Philiba), Orestias später Adrianopolis (Adrianopoli, oder Edrene) und viele andere weniger bedeutende.

Mösien begrenzten gegen Norden die Donau, gegen Westen die Flüsse Save und Drina, und der Berg Scordus, gegen Süden Macedonien und Thrazien, gegen Osten der Pontus Eurinus. Es begriff also beiläufig das heutige Bosnien, Servien und Bulgarien

Dessen bedeutende Flüsse waren, nebst der Donau, der Margius (die Morave), der Timachus (Timok), der Oescus (Escer), und der Ciabrus (Dschiabra), welcher es in Ober- und Nieder-Mösien theilte.

An Städten waren in dem alten Mösien bekannt: Singidunum (Belgrad), Istropolis oder Istrus, nahe

*) Die Meinung, daß Wien schon 63 Jahre v. Chr. von dem nordischen Volke der Veneder, oder Veneter (Wenden) erbauet worden, die damals aus Sarmatien über die Donau herüber gesetzt, und in Ober-Pannonien vorgedrungen seyn sollen, hat keinen historischen Beweis für sich. Man hielt dafür, daß der Name, welchen die Römer bei der Eroberung diesem Orte gaben, Vindobona, so viel heiße, als Vendorum bona pro castris statio, oder ein gutes Lager im Lande der Wenden. Ihr anderer Name Juliobona soll ihr als römische Colonie vom Kaiser Tiberius beigelegt worden seyn.

zu Pannonien, ein dritter endlich zu Germanien, und zwar war alles Land am rechten Donauufer vom Inn bis zum Kahlenberge norisch; der Landstrich vom Kahlenberge längs der Donau hinab bis zum Einfluß der Leitha gehörte zu Ober-Pannonien, und die am linken Donauufer liegenden ober- und unteröſterreichiſchen Kreiſe zum alten Germanien. Dieſer letzteren nördlichen Theile Oeſterreichs hatten ſich 600 Jahre v. Chr. die celtiſchen Bojer bei ihrer Wanderung nach Oſten bemächtigt, und jenen Gegenden, zugleich mit einem großen Umfange anderer anſtoßenden Länder, den Namen Bojohemum gegeben.

Die beiden Länder Vindelicien und Rhätien grenzten öſtlich an die noriſchen Alpen und den Inn, gegen Weſten an den Mons Aoula (Gotthardsberg), den Rhein, den Bodenſee (Lacus Brigantinus) und, ſo wie gegen Norden, an die Donau; — gegen Süden an die vier Seeen Lago maggiore, Lago di Como, d'Iſeo und Lago di Garda im transpadaniſchen Gallien. Sie begriffen alſo beiläufig einen Theil von Schwaben, Tirol, Graubündten, Valtellin, Vorarlberg, das Herzogthum Baiern, und Paſſau. Von Flüſſen werden in dieſem Länderraume erwähnt, der Rhenus (Rhein), Danubius (die Donau auch Iſter), Vindo (Werta), der Licus (Lech), Iſarus (Iſer), Illargus (Iller), Aenus (Inn), Guntia (Günz), Ticinus (Teſſin), Addua (Adda), Ollius (Oglio), Mincius (Mincio), Atheſis (Etſch); dann von den Städten, Brigantia (Bregenz), Druſomagus, auch Campodunum (Kempten), Auguſta Vindelicorum (Augsburg), Guntia (Gunzburg), Abudiacum (bei München), Regina Caſtra (Regensburg), Batava Caſtra (Paſſau), Billitio (Belinzona), Curia (Chur), Clunia (Feldkirch), Clavenna (Chiavenna), Veldidenna (Wilten), Tridentum (Trient), Feltria (Feltre), Bellunum (Belluno), Bauzzanum (Bozzen), Aenipons (Innsbruck) u. a. m.

Die Donau ſchied Noricum von Bojohemum, jenes Land, von welchen uns aus der alten Zeit am wenigſten bekannt iſt. Seit der Einwanderung der Bojer von dem Heere des Segoves in Deutſchland, wohnte ein Theil derſelben vom Bodenſee an, längs dem linken Ufer der Donau, gegenüber von Vindelicien, Noricum und Pannonien, wo ſie auch über die Donau ſetzten, und bis an den See Peiſo (dem Neuſiedlerſee), oder wie Andere glauben, bis an den Plattenſee (Lacus volcaeus, vordrangen. Aus dieſem geht der große Umfang des alten Bojohemums hervor. Es muß, außer dem Landſtriche von Schwaben, Franken und der Oberpfalz, das jetzige Königreich Böhmen, die Markgrafſchaft Mähren, das ganze nördliche Oeſterreich, und einen Theil des nördlichen Ungarns begriffen haben); jedoch laſſen ſich die Grenzen desſelben nicht genau beſtimmen. Die Römer lernten die Exiſtenz dieſes bojiſchen Reiches erſt durch den Zug der Cimbrer und Teutonen kennen, an welchem auch die Bojer Antheil genommen haben ſollen.

Als Grenzen von dem neuen Reiche Marbods *) werden angenommen, gegen Süden die Donau, gegen Oſten die Quaden *) oder, noch jenſeits der Wohnſitze derſelben, die Urſprünge der Oder und Gran; gegen Norden das Fichtelgebirge und der Mons asciburgius (das Rieſengebirge), gegen Weſten endlich die hercyniſchen Berge (der Böhmerwald).

Als Hauptflüſſe Bojohemums ſind zu nennen die Albis (Elbe), der Marus (March) u. a. m. Die begrenzenden und genannten Gebirge umſchloſſen das ebene Land, welches gleichſam von allen Seiten einen vertieften Keſſel bilder. In Hinſicht der Städte glaubt man die bei den Alten vorkommenden Ortsnamen Bubiena für Prag, Marobudum für Budweis, Melocavus für Ellenbogen, Setuacatum für Klattau, Segodunum für Czaslau, Furgiſatis für Iglau, Medoslanium für Znaim, Eburum für Trentſchin, Strevinta für Olmütz, Robodunum für Brünn, Arſicua für Kremnitz u. ſ. w. halten zu dürfen.

In die Gegenden des jetzigen Ungarns, welche noch damals unter dem Namen des großen Illyricums mitverſtanden wurden, drängten ſich von Oſten die macedoniſchen Päonier **), von Weſten die celtiſchen Scordisker, Bojer, Tectoſagen u. a. m. Uebrigens ſcheint der Name Pannonien vor Auguſts Zeiten nicht gebräuchlich geweſen zu ſeyn, und entſtand vermuthlich erſt dann, als dieſes Land eine römiſche Provinz wurde.

Die Römer unterſcheiden Pannonien in das obere und untere. Das Erſtere umfaßte den weſtlichen Theil des Landes, und wurde gegen Norden durch das Stück der Donau vom Mons Cetius (Kahlenberge) bis an den Einfluß des Arraben (der Raab); gegen Weſten durch das Kahlengebirge über Celleja und Aemona bis Illyrien; gegen Süden durch die japodiſchen und liburniſchen Gebirge bis nach Siscia (Siſſek) begrenzt; endlich gegen Oſten durch eine nicht genau zu beſtimmende Linie, die von Siscia bis Arrabona (Raab) lief, von dem untern Pannonien geſchieden. Ueber der Raab lag dann Nieder-Pannonien. Dieſes grenzte gegen Oſten an Möſien, und die Donau trennte es vom Einfluſſe der Save an, von Dacien. Gegen Süden ſtieß es an Dalmatien; weſtlich an die Grenzlinie des obern Pannoniens; gegen Norden endlich an die Donau. Der Länderumfang dieſer beiden Pannonien begriff alſo außer den ſpäterhin ungariſchen Landſtrecken, noch einen Theil von Unter-Oeſterreich, der Steiermark und Krain. Hingegen

*) Nachdem die Römer Noricum und Pannonien erobert hatten, und den Markomannen durch ihre Nachbarſchaft gefährlich wurden, zogen ſich dieſe zurück, und bemächtigten ſich unter ihrem Könige Marbod des Reiches der Bojer im heutigen Böhmen.

*) Dieſe wohnten einſt an der Donau bis an die Theiß, ſpäter von den Jazygen und Geten verdrängt, in Ober-Ungarn zwiſchen der Waag und der Morava, in der Gegend, aus welcher früher die Scordisker die Bojer vertrieben hatten, und die dieſerwegen die bojiſche Wüſte genannt wurde.

**) Der königliche Prinz Päon ſoll eine Colonie aus der Landſchaft Elis nach Illyrien geführt, und ſich mit derſelben oberhalb des Fluſſes Axius (der Biſtrizza) niedergelaſſen haben, woher das Volk und Land den Namen Päonier, Päonia erhielt.

kommenden Alanen verdrängt, ihre Wanderungen gegen die Donau an.

Im ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung drangen sie, durch die Benennung Jazyges metanastae bezeichnet über die Karpathen nach dem westlichen Dacien vor, und ließen sich in der Gegend zwischen der obern Theiß und der Donau nieder. Diese Nordländer verbreiteten sich späterhin gegen Westen an der Donau bis zu dem Einflusse des Gran. Sie besetzten dann auch, mit den Bastarnen vereint, die Moldau und die östliche Wallachei, und verheerten in der Folge durch häufige Einfälle die höher an der Donau gelegenen römischen Besitzungen.

Die Roxolanen, welche die alte Geschichte immer in Verbindung mit den Jazygen nennt, wurden von den römischen Besitzungen begrenzt, und widerstanden mit eben so viel Muth als Glück allen Versuchen sie zu unterjochen bis sie endlich im fünften Jahrhunderte n. Chr. von den Gothen vernichtet, aus der Geschichte gänzlich verschwinden.

Die slavischen Völkerstämme, welche wahrscheinlich Abkömmlinge der alten Sarmaten sind, haben die Gegenden, welche sie bewohnten, vielseitig gewechselt. So folgten Cimerier, Scythen, Bastarnen, Alanen, Gothen, Finnen und andere Nationen mehr nach einander in den sarmatischen Ländern und wurden alle Sarmaten genannt, so lange sie sich in Sarmatien aufhielten. Dieses ist der Fall der Veneder, welche für die eigentlichen Stammväter der Slaven gehalten werden, und der schon bekannten Jazygen und Roxolanen, die mit denselben nahe verwandt gewesen seyn mögen. Die Slaven drangen dann aus Sarmatien in das übrige Europa vor, spielten in dessen Geschichte eine bedeutende Rolle, und sind noch jetzt ein zahlreicher Völkerstamm in der österreichischen Monarchie *). So sind die jetzigen Bewohner von Galizien und Lodomerien wahrscheinlich Nachkommen der Völker, welche die peutingerianische Reisetafel **) im dritten oder vierten Jahrhundert n. Chr. unter der Benennung Venadi Sarmatae aufführt, und nahe verwandt mit den die Abfälle der Karpathen bewohnenden Slawaken. Zu den Serben gehören die dermaligen Servier, die Bosnier, und die Dalmaten unterhalb Spalato. Die Böhmen sprechen einen slavischen Dialect, welcher dem serbischen sehr nahe kömmt, und wurden daher von dem morgenländischen Kaiser und Schriftsteller Konstantin dem VII. wirklich für ein Volk mit den Serben gehalten. Die Bulgaren geriethen in heftige Kriege mit den slavischen Stämmen, die ihren Gegenden nahten, blieben Sieger, und unterjochten einen Theil der Slaven; aber sie vermischten sich dann mit denselben zu einem Volke, nahmen deren Sprache an, und sind somit selbst zu Slaven geworden. Die Slawaken waren slavische Unterthanen des Hunnenkönigs Attila, die dieser als Leibeigene seinen Günstlingen verschenkt hatte. Die Croaten wurden erst im sechsten Jahrhundert im Palatinate von Krakau bekannt, von wo aus ihre Colonien sich in der Folge bis zum adriatischen Meere ausbreiteten. Die Krainer unterschieden ihr Land in das obere und untere Krain, wovon jedes einen besondern Dialect redet. In jenen Gegenden Inner-Oesterreichs gibt es noch einige slavische Stämme mit unter sich verschiedenen Dialecten, als die Tschitschgen, die Wenden in Unter-Kärnthen und Unter-Steier u. a. m.

*) In unserer Zeit sind slavische Völker die Russen, Ukrainer, Polen, Böhmen, Serben, Slawaken, Croaten und Krainer.

**) Konrad Peutinger, ein berühmter Gelehrter, geboren im Jahre 1465 zu Augsburg war der Erste, welcher römische Steinschriften in dem kleinen Werke «Romanae vetustatis fragmenta,» Augsburg 1505, gesammelt herausgab. Vorzüglich aber hat sich sein Andenken erhalten durch die nach ihm benannte Karte (Tabula Peutingeriana), welche die Militärstraßen durch den größten Theil des weströmischen Reiches umgibt, und unter Theodosius dem Großen gezeichnet wurde. Die Karte schien ganz verloren, bis man sie im achtzehnten Jahrhundert unter Peutingers Handschriften auffand; sie ist jedoch nicht das Original, sondern eine Abschrift, die in das zwölfte Jahrhundert gehört, und befindet sich gegenwärtig auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien.

Schilderung der celtischen Einwohner, ihre Sitten, Gebräuche, häuslicher Zustand ꝛc. ꝛc.

Da die Celten in Gallien sich wahrscheinlich schon über die tiefste Stufe der Unkultur erhoben hatten, als die große Auswanderung nach Deutschland und Italien (590 v. Chr.) begann, so ist der Unterschied der Wirkungen merkwürdig, welchen die verschiedene Beschaffenheit der von den Einwanderern eroberten Länder auf deren sittliche Bildung äußerte. Ein Theil der Celten fand einen hohen Grad der Kultur in den italienischen Ebenen, aus welchen sie die Tuscier verjagten, und es scheint, daß sie sich denselben aneigneten, und sich in ihm gefielen. Andere Celten, die sich im hercynischen Walde, an der Donau und zwischen dem Hämus und den Alpen, in Dacien, Pannonien, Noricum, Carnien u. s. w. niederließen, fanden Wildnisse, verwilderten dort aufs neue, und wurden von den Römern auf dessen Eroberungszügen in diesem rohen Zustande gefunden.

Dieses war auch der Fall bei denjenigen Völkern wie den Geten, Daciern, Pannoniern, Dardaniern, Bastarnen u. s. w., deren celtische Abstammung nicht strenge erwiesen werden kann, und die vor der Unterjochung durch die Römer in dem Umfange des jetzigen österreichischen Kaiserstaates wohnten.

Nur die Celten in Ober-Italien, die Illyrier und alle Bewohner der Seeküsten machten hievon eine Ausnahme, da ihre Lebensweise entweder durch das tägliche Beispiel der mit ihnen vermischten Ueberreste der früheren, schon cultivirten Einwohner, oder durch den Verkehr mit den benachbarten gebildeten Völkern, an den adriatischen Meeresküsten besonders aber von den griechischen Colonien, eine mildere, jedoch unter sich sehr verschiedene Form annahm.

Der Schlag der celtischen Völkerschaften war edel, stark und abgehärtet, die Farbe war milchweiß, der Haarwuchs blond und reichlich, so daß die Römer

dem eigentlichen Gallien wegen der langen Haare der Bewohner den Beinamen commata (von comma, Haupthaar) gaben. Mit der blonden Farbe ihrer Haare noch nicht zufrieden, bemühten sich die Celten durch allerlei Mittel dieselben recht brennend roth zu färben. Der Schnitt und Putz der Haare war bei den celtischen Stämmen so verschieden, daß jeder größere Stamm, der dabei eine eigene Gewohnheit strenge befolgte, nach der Haartracht unterschieden werden konnte. Die Augen waren groß, blau, und mit einem gleichsam durchbohrenden Blicke. Der Krieg war ihr Leben, und ihr erster Angriff unter den bis zur Wuth begeisternden Lieder, und unter einem wilden Waffenklange, Geheul und Zusammenschlagen der Schilder kaum abzuwehren oder auszuhalten. Durch solche Angriffe gelang es ihnen zuweilen auch einen Sieg gegen die kriegsgeübten Römer zu erringen; besonders wenn sie aus einem Hinterhalte die Gegner überraschten, oder wenn sie eine einzelne Abtheilung der feindlichen Truppen mit ihrer ganzen Macht anfallen konnten. War aber der Sieg gegen die Celten ausgefallen, so ergriffen diese meistens den Entschluß, ihre Freiheitsliebe und Tapferkeit dadurch zu beweisen, daß sie fechtend und unter den feindlichen Schwertern fallend, den Tod der Kriegsgefangenschaft vorzogen.

Die wenigen celtischen Krieger, welche hingegen nach einer Niederlage die Sklaverei dem Tode vorzogen, und Pardon annehmen wollten, warfen ihre Waffen hinweg, streckten ihre Hände aus, oder entblößten zum Zeichen der Unterwürfigkeit die linke Schulter und baten um Gnade. So hielten auch in eben dieser Absicht die im Schlachtgewühle getroffenen Weiber den Feinden ihren entblößten Busen entgegen. Da es aber übrigens selten geschah, daß die Celten von ihren Feinden Pardon annahmen, so geschah es auch selten, daß sie solchen ertheilten, und metzelten die Gefangenen, selbst wenn sie schon wehrlos waren, ohne Schonung nieder; jedoch einige der Kriegsgefangenen wurden immer am Leben gelassen, um sie dann bei den feierlichen Opfern desto grausamer morden zu können; auch wurden einige von den Gefangenen oft als Sklaven verkauft.

Als Waffe hatten die Celten Bogen, Pfeile, Lanzen, dann große, in der alten Zeit meistens aus Kupfer verfertigte und mit keiner Spitze versehene Schwerter, die an einer eisernen oder metallenen Kette auf der rechten Seite hingen. Dann trugen sie Wurf- und andere Spieße, so wie Hellebarden mit eisernen Spitzen, die noch länger als ihre Schwerter, theils gerade geschmiedet, theils mit gekrümmten Widerhaken versehen waren.

So kannten die Celten auch den Gebrauch der Helme, Panzer, Schilde und anderer Schutzwaffen, aber diese wurden meistens nur von den Feldherren oder dem zu Pferde dienenden Adel gebraucht. Die Helme waren von Metall mit vielen Schnörkeln verziert, welche die Figur der Krieger vergrößerten. Einige waren mit Hörnern, andere mit Gesichtern von Vögeln und vierfüßigen Thieren geschmückt. Die Panzer waren aus eisernen Häckchen zusammengesetzt. Ueber die gewöhnliche Kleidung wurden noch Kriegsröcke geschnalt, die im Winter dicker als im Sommer mit bunten Vierecken bemalt waren. Einige hingen auch schön gearbeitete metallene Thierhäute über sich, nicht allein zum Schmucke, sondern auch zur Schutzwehre; so gürteten sie auch ihre Röcke mit vergoldeten oder silbernen Spangen.

Die buntfärbige und vielfach verschiedene Malerei auf den hohen Schilden der Anführer diente gleichsam zum Erkennungszeichen in der Hitze des Kampfes. Nach und nach wurde ein solcher Schild, oder die besonderen Zeichen, womit er bemalt war, von den Kriegern einer Familie beibehalten und erblich, was in der Folge die Gelegenheit zur Entstehung der Geschlechtswappen gab. Der gemeine, zu Fuß dienende Soldat ging hingegen in der Erbitterung des Kampfes oft halb, oder auch ganz nackt in das Kriegsgewühle.

In der ältesten Zeit werden die celtischen Völkerstämme wohl nicht mehr Bekleidung getragen haben, als sie unmittelbar zum Schutze gegen das Klima ihres Wohnlandes nöthig hatten, oder gingen vielleicht größtentheils nackt. Uebrigens hatten die meisten celtischen Stämme eben so wie die Illyrier, Thrazier und Dacier die Gewohnheit sich in ihre Haut-Umrisse von Thieren und andern Figuren einzugraben, die mit schwarzblauer Farbe eingerieben, unauslöschlich wurden. Eine größere Menge solcher den Körper bedeckenden Farben bezeichnete immer den höhern Stand der Person, jedoch waren die Figuren an sich selbst bei Allen gleich, und so in die Haut gedrungen, daß sie nicht abgewaschen werden konnten *).

Den Stoff zu den ersten Kleidern dieser Völker gaben wohl die Thierhäute, auf welchen sie in der Nacht ruhten, und die sie am Tage statt Mänteln um die Schultern hingen. In der Folge verwendeten sie selbst gewebte Leinwand und eingehandeltes Tuch zu ihrer Kleidung. Außer den Mänteln trugen sie auch zur Zeit als die Römer in ihr Land drangen, Beinkleider (braccas), welche von der Hüfte bis zur Fußsohle reichten. Ein Kleidungsstück, welches den Römern so neu und auffallend war, daß sie dem ganzen Lande den Namen Gallia braccata (das Hosen tragende Gallien) gaben. Auch war eine Gattung Tunica oder Weste mit Aermeln ein Kleidungsstück der Celten. Die leinernen Kleider wurden auf mancherlei Art mit Stickereien, meistens purpurfärbig, gestreift, gewürfelt, geblümt und verziert. In spätern Zeiten waren vielfärbige Kleider zur Mode geworden, dann Silber- und Goldstickereien bei Wohlhabenden und Vornehmen häufig im Gebrauche. So trugen auch die reichern Celten um den Hals schwere goldene Ketten, und um den Arm und das Handgelenke Ringe von demselben Metalle. An ihre Waffen waren diese Völker so sehr gewohnt, daß sie diese als ein nothwendiges Stück der Kleidung, ja als ihren liebsten Schmuck betrachteten. Das Schwert, den Schild und die Lanze

*) Dieser Gebrauch besteht noch jetzt bei vielen wilden Stämmen Amerikas und Australiens, und ist unter den Namen des Tätowirens bekannt.

kommenden Alanen verdrängt, ihre Wanderungen gegen die Donau an.

Im ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung drangen sie, durch die Benennung Jazyges metanastae bezeichnet über die Karpathen nach dem westlichen Dacien vor, und ließen sich in der Gegend zwischen der obern Theiß und der Donau nieder. Diese Nordländer verbreiteten sich späterhin gegen Westen an der Donau bis zu dem Einflusse des Gran. Sie besetzten dann auch, mit den Bastarnen vereint, die Moldau und die östliche Wallachei, und verheerten in der Folge durch häufige Einfälle die höher an der Donau gelegenen römischen Besitzungen.

Die Roxolanen, welche die alte Geschichte immer in Verbindung mit den Jazygen nennt, wurden von den römischen Besitzungen begrenzt, und widerstanden mit eben so viel Muth als Glück allen Versuchen sie zu unterjochen bis sie endlich im fünften Jahrhunderte n. Chr. von den Gothen vernichtet, aus der Geschichte gänzlich verschwinden.

Die slavischen Völkerstämme, welche wahrscheinlich Abkömmlinge der alten Sarmaten sind, haben die Gegenden, welche sie bewohnten, vielseitig gewechselt. So folgten Cimerier, Scythen, Bastarnen, Alanen, Gothen, Finnen und andere Nationen mehr nach einander in den sarmatischen Ländern und wurden alle Sarmaten genannt, so lange sie sich in Sarmatien aufhielten. Dieses ist der Fall der Veneder, welche für die eigentlichen Stammväter der Slaven gehalten werden, und der schon bekannten Jazygen und Roxolanen, die mit denselben nahe verwandt gewesen seyn mögen. Die Slaven drangen dann aus Sarmatien in das übrige Europa vor, spielten in dessen Geschichte eine bedeutende Rolle, und sind noch jetzt ein zahlreicher Völkerstamm in der österreichischen Monarchie *). So sind die jetzigen Bewohner von Galizien und Lodomerien wahrscheinlich Nachkommen der Völker, welche die peutingerianische Reisetafel **) im dritten oder vierten Jahrhundert n. Chr. unter der Benennung Venadi Sarmatae aufführt, und nahe verwandt mit den die Abfälle der Karpathen bewohnenden Slawaken. Zu den Serben gehören die dermaligen Servier, die Bosnier, und die Dalmaten unterhalb Spalato. Die Böhmen sprechen einen slavischen Dialect, welcher dem serbischen sehr nahe kömmt, und wurden daher von dem morgenländischen Kaiser und Schriftsteller Konstantin dem VII. wirklich für ein Volk mit den Serben gehalten. Die Bulgaren geriethen in heftige Kriege mit den slavischen Stämmen, die ihren Gegenden nahten, blieben Sieger, und unterjochten einen Theil der Slaven; aber sie vermischten sich dann mit denselben zu einem Volke, nahmen deren Sprache an, und sind somit selbst zu Slaven geworden. Die Slawaken waren slavische Unterthanen des Hunnenkönigs Attila, die dieser als Leibeigene seinen Günstlingen verschenkt hatte. Die Croaten wurden erst im sechsten Jahrhundert im Palatinate von Krakau bekannt, von wo aus ihre Colonien sich in der Folge bis zum adriatischen Meere ausbreiteten. Die Krainer unterschieden ihr Land in das obere und untere Krain, wovon jedes einen besondern Dialect redet. In jenen Gegenden Inner-Oesterreichs gibt es noch einige slavische Stämme mit unter sich verschiedenen Dialecten, als die Tschitschgen, die Wenden in Unter-Kärnthen und Unter-Steier u. a. m.

*) In unserer Zeit sind slavische Völker die Russen, Ukrainer, Polen, Böhmen, Serben, Slawaken, Croaten und Krainer.

**) Konrad Peutinger, ein berühmter Gelehrter, geboren im Jahre 1465 zu Augsburg war der Erste, welcher römische Steinschriften in dem kleinen Werke «Romanae vetustatis fragmenta,» Augsburg 1505, gesammelt herausgab. Vorzüglich aber hat sich sein Andenken erhalten durch die nach ihm benannte Karte (Tabula Peutingeriana), welche die Militärstraßen durch den größten Theil des weströmischen Reiches umgibt, und unter Theodosius dem Großen gezeichnet wurde. Die Karte schien ganz verloren, bis man sie im achtzehnten Jahrhundert unter Peutingers Handschriften auffand; sie ist jedoch nicht das Original, sondern eine Abschrift, die in das zwölfte Jahrhundert gehört, und befindet sich gegenwärtig auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien.

Schilderung der celtischen Einwohner, ihre Sitten, Gebräuche, häuslicher Zustand ꝛc. ꝛc.

Da die Celten in Gallien sich wahrscheinlich schon über die tiefste Stufe der Unkultur erhoben hatten, als die große Auswanderung nach Deutschland und Italien (590 v. Chr.) begann, so ist der Unterschied der Wirkungen merkwürdig, welchen die verschiedene Beschaffenheit der von den Einwanderern eroberten Länder auf deren sittliche Bildung äußerte. Ein Theil der Celten fand einen hohen Grad der Kultur in den italienischen Ebenen, aus welchen sie die Tuscier verjagten, und es scheint, daß sie sich denselben aneigneten, und sich in ihm gefielen. Andere Celten, die sich im hercynischen Walde, an der Donau und zwischen dem Hämus und den Alpen, in Dacien, Pannonien, Noricum, Carnien u. s. w. niederließen, fanden Wildnisse, verwilderten dort aufs neue, und wurden von den Römern auf dessen Eroberungszügen in diesem rohen Zustande gefunden.

Dieses war auch der Fall bei denjenigen Völkern wie den Geten, Daciern, Pannoniern, Dardaniern, Bastarnen u. s. m., deren celtische Abstammung nicht strenge erwiesen werden kann, und die vor der Unterjochung durch die Römer in dem Umfange des jetzigen österreichischen Kaiserstaates wohnten.

Nur die Celten in Ober-Italien, die Illyrier und alle Bewohner der Seeküsten machten hievon eine Ausnahme, da ihre Lebensweise entweder durch das tägliche Beispiel der mit ihnen vermischten Ueberreste der früheren, schon cultivirten Einwohner, oder durch den Verkehr mit den benachbarten gebildeten Völkern, an den adriatischen Meeresküsten besonders aber von den griechischen Colonien, eine mildere, jedoch unter sich sehr verschiedene Form annahm.

Der Schlag der celtischen Völkerschaften war edel, stark und abgehärtet, die Farbe war milchweiß, der Haarwuchs blond und reichlich, so daß die Römer

trugen sie bei ihren Volksversammlungen, zum Gottesdienste, selbst bei Festen und Gastmälern. Diese Waffen folgten ihm in das Grab, ja er verlor lieber sein Leben als seinen Schild.

Die weibliche Kleidung war nicht viel von jener der männlichen unterschieden, und bestand vorzüglich aus einem Hemd ohne Aermel aus Leinwand verfertiget, welchen Stoff sie vorzüglich liebten, bis sie später durch die Bewohner Italiens mit dem Tuche bekannt wurden.

Anfangs hatten diese Völker keine festen Wohnungen oder ein bleibendes Besitzthum, bis endlich die zunehmende Bevölkerung die Stämme in gewisse Grenzen einengte, und die Familien zwang, mit den einmal bebauten Aeckern sich auch für die Folgezeit zufrieden zu stellen. Als daher ein wirkliches Landeigenthum entstand, wurden auch die Plätze der Wohnungen bleibend bestimmt, und jeder Familienvater wohnte auf seinem Grunde, in der Mitte oder in der Nähe seiner Ländereien. Die bleibenden Wohnungen wurden jetzt dauerhafter gebaut, mit mehr Bequemlichkeit eingerichtet, und auch auf die Verschönerung derselben gesehen. Die nächsten Familien eines Stammes schloßen sich späterhin näher an einander, und legten dadurch mit ihren Häusern und den dazu gehörigen Ländereien den ersten Grund zu Dörfern und Flecken.

Da auch der Handel sich in der Folge einen Zug über jene die Völker trennenden Gebirge, Flüsse und Wälder bahnte, so entstanden Landwege und Straßen, und in den nächstgelegenen Ortschaften Niederlagen für die Handelswaaren. Allmälig vergrößerten sich dann diese Oerter zu Städten, die man zuletzt, um sie gegen feindliche Ueberfälle zu schützen durch Mauern und Gräben befestigte.

Da die celtischen Völker den Ackerbau verachteten, so überließen sie die Besorgung desselben den Weibern, Knechten und gebrechlichen Männern, so auch den im Kriege oder durch das Spiel erworbenen Leibeigenen *). Ueberdieß hatten noch die Weiber und Kinder, deren Hauptbeschäftigung das Spinnen war, auch für das Vieh und andere häusliche Verrichtungen zu sorgen. Hingegen fanden die Männer, als leidenschaftliche und geschickte Jäger in ihren unermeßlichen Waldungen, wo das Elendthier, der Auerochs, der Bär und Wolf heimisch waren, viele Beschäftigung. Das Fleisch des Wildes war für sie ein Leckerbissen; übrigens bestand aber ihre gewöhnliche Nahrung theils in Wurzeln und wilden Früchten, theils, so wie bei den Scythen von der Milch und dem Fleische ihrer Pferde und Viehheerden.

Die Celten sollen so geschickt gewesen seyn, Vögel im Fluge mit dem Wurfspieße, der Schleuder und den Pfeilen zu erlegen, so waren sie auch vortreffliche Reiter und geschickte Schwimmer.

Alle ihre öffentlichen und Familienfeste feierten sie mit Gastmälern, bei welchen man ohne Tische und Bänke auf Thierhäuten, und unweit einem Feuer saß, bei welchem Fleisch in großen Stücken theils gesotten, theils an Spießen gebraten wurde. Der tapferste der Gäste schnitt vor, fanden sich aber zwei derselben, welche auf diese Ehre Anspruch machten, so mußten sie auf Leben und Tod um den Vorrang kämpfen.

Das gewöhnliche Getränk war Wasser, welches sie zuweilen mit Honig vermischten; jene Celten aber, welche mit dem Ackerbau sich beschäftigten, bereiteten sich einen, dem Bier ähnlichen Trank aus Hirse oder Gerste; späterhin wurde auch italienischer Wein ein nothwendiges, wiewohl kostspieliges Getränke *).

Eine festliche Tafel endete meistens mit allgemeiner Trunkenheit und mit Händeln, welche die Gäste gleich auf der Stelle durch Zweikämpfe ausglichen. Bei solchen Festgelagen fanden sich auch eine Art Bänkelsänger oder Barden von geringerer Gattung ein, welche allerlei Lieder sangen, die sie auf Saiten-Instrumenten begleiteten. Oft wurde auch ein solches Fest durch Rundgesänge, Tänze, blutige Gefechte der Gladiatoren verherrlicht. Wenn reiche Personen solche öffentliche Malzeiten gaben, so wurden auch alle vorübergehenden Fremden dazu eingeladen.

Der Charakter dieses Volkes war im Ganzen heftig und reizbar; ihr Geist begriff leicht; ihr Herz war gut; ihr Kopf leichtsinnig, vorwitzig Sie waren schnell in ihren Entschlüssen. Ihr Hochmuth im Glücke war unerträglich, dafür waren sie aber desto niedergeschlagener im Unglücke. Aus Stolz scheueten sie jede Gattung von Arbeit, die sie für freie Männer unanständig hielten, jedoch in kriegerischen Leibesübungen waren sie thätig und unermüdet. Sie waren ein kühnes, kriegerisches, tapferes aber auch oft grausames Volk, was sie durch ihre Menschenopfer, und durch die schreckliche Behandlung ihrer Kriegsgefangenen bewiesen.

Ihre Gastfreundschaft beschränkte sich auf ihre Mitbürger und auf Fremde, welche durch friedliche Reisen oder durch unverdächtige Zufälle zu ihnen geführt wurden. Die Personen solcher Gäste hielten sie dann für heilig und unverletzbar, und schützten sie auch wohl mit Gefahr ihres eigenen Lebens.

Sonst rühmen noch die Alten ihre Mäßigkeit im gewöhnlichen Leben, außer den großen Gastmälern; ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue in Haltung des gegebenen Wortes, ihren rechtlichen Sinn, dann ihre Freiheits- und Vaterlandsliebe.

Die Regierungsform war nicht in allen celtischen Stämmen gleich; in einigen war sie rein monarchisch; in andern hatte der Adel auf die Verwaltung des Königs oder Fürsten einen bestimmten Einfluß, oder er behalf sich ohne ein solches Volkshaupt in einer völlig aristokratischen Form; endlich war in manchen

*) Ihre Leidenschaft für das Spiel verleitete sie oft, ihre Freiheit, welche sie sonst über Alles liebten, als Gewinn auszusetzen.

*) Die Celten und Gallier waren dem Trunke so sehr ergeben, daß sie oft von dem Wunsche ergriffen wurden, ganz Italien zu erobern, um dann den Wein als ihr Lieblingsgetränk nach Herzenslust genießen zu können, und ihn nicht erst römischen Kaufleuten um theure Preise abhandeln zu müssen.

dieſer kleinen Staaten die Regierungsform demokratiſch, das heißt: jeder angeſehene Staatsbürger hatte gleichen Antheil bei den berathſchlagenden Verſammlungen.

Der Adel, welchen die Druiden und die Ritter oder vornehmen Krieger bildeten, war in den meiſten celtiſchen Stämmen zahlreich, und beſaß eine ausgedehnte Macht. Die Ritter zogen alle in das Feld, und wurden, je vornehmer und reicher, deſto mehr von Dienſtmannen begleitet, die ihre Herren nach alter Gewohnheit auch in der größten Lebensgefahr nicht verließen. Das gemeine Volk, das für ſich Nichts war, und zu öffentlichen Berathſchlagungen keinen Zutritt hatte, wurde von dem Adel in ſteter Knechtſchaft gehalten.

Schon in ihrem früheſten Natur-Zuſtande wählten ſich die Celten aus den Tapferſten und Klügſten ihrer Landsleute einen zeitlichen Vorſteher und Feldherrn; jedoch Könige entſtanden wahrſcheinlich erſt dann, als die verſchiedenen Stämme von den Leidenſchaften verleitet, einander befehdeten. Dieſe Könige genoſſen zwar die Ehre und das äußere Anſehen, ſie beſaßen auch das Recht des Vorſitzes in den Volksverſammlungen, aber ihre Gewalt war, außer, wenn ſie eine Armee als Feldherren gegen den Feind führten, in den meiſten Staaten ſehr beſchränkt, da über die wichtigen Angelegenheiten das Volk oder auch nur der Adel, beide von den Druiden geleitet, entſchied.

Jedes Jahr wurden die ſtimmfähigen Männer zu den Verſammlungen berufen, in welchen Alles, was das öffentliche Wohl anging, unterſucht, und ausgemacht wurde; ſo wählte auch das Volk oder der Adel in ſolchen Verſammlungen, wenn ein Krieg beſchloſſen war, die Feldherren.

Auf dieſe Verſammlungen waren die celtiſchen Stämme ſehr eiferſüchtig, und beſtraften jeden Verſuch, die Regierungsform zu verändern, mit dem Tode. Ihre Geſetze waren nicht geſchrieben und beſtanden in durch das Herkommen geheiligten Gebräuchen, ſo wie in Regeln, die ſie durch mündliche Ueberlieferungen erhielten. Die Druiden hatten am meiſten mit der Juſtizpflege zu thun, und hatten ſich das Recht angemaßt, die Geſetze auszulegen, auch wohl für beſondere Fälle neue Geſetze zu machen. Der eines Staatsverbrechens oder des Mißbrauchs des öffentlichen Vertrauens Beſchuldigte, hatte nichts Geringeres zu erwarten, als lebendig verbrannt zu werden; geringere Fehltritte wurden zum warnenden Beiſpiele für die Uebrigen mit Ohrenabſchneiden oder Augenausſtechen beſtraft. Das celtiſche Staatsrecht gegen fremde Nationen, ſo wie ihr Privatrecht bei innern Streitigkeiten nahm als Hauptgrundſatz an, daß, wer die Macht beſitzt, auch das Recht habe, und daß dem Stärkern der Schwächere unterthänig ſeyn müſſe.

Wurden bei einer Volksverſammlung Privatſtreitigkeiten zur Entſcheidung vorgelegt, ſo ſuchte man entweder den Urtheilsſpruch ſo einzurichten, daß beide Theile ſich zufriedengeſtellt verglichen, oder man trug, was oft geſchah, auf den Zweikampf an, bei welchen dann die größere Körperkraft oder Waffengewalt das Recht erhielt.

Die Celten ſprachen Alle zwar eine Sprache, aber dieſe in verſchieden Mundarten. So ſind in alten Urkunden beſonders zu Anfang der Gründung der Oſtmarkt noch viele celtiſche Worte und Benennungen auf uns gekommen, als: Bona, Waſſer, Owe, Au, Gow, Gau, Arn, Acker, Auchowe, Achau, Salchenowe, Salenau, Stockerawe, Stockerau, Chufarn, Gainfarn, Zwettlarn, Zwettl.

Die urſprüngliche Religion der Celten zerfiel nach der Lehre der Druiden in die öffentliche und in die geheime, welche Letztere dieſe Prieſter nur ihren lang geprüften Schülern vertrauten. Sie wurde aus Mangel der Schreibekunſt nie in Büchern aufgezeichnet, und blieb daher immer eine geheime mündliche Ueberlieferung. Dieſer Theil der Lehre begriff die Wahrſagekunſt aus Waſſer, Feuer und Wind, aus dem Fluge der Vögel, dem Wiehern der Pferde, dem Rauſchen der heiligen Eichen, dem Donner und Blitz und aus den Eingeweiden der Opfer, und die Zauberei oder eigentlich Taſchenſpielerkunſt, durch welche die Druiden ſcheinbare Wunder hervorbrachten. Mit dieſen beiden Mitteln täuſchten ſie das unwiſſende leichtgläubige Volk nach Belieben, und lenkten es nach ihren Abſichten. Die öffentliche Lehre hatte die äußere Verehrung überirdiſcher Weſen, die Ceremonien, die Opfer und den Zuſammenhang der Religion mit dem Leben jenſeits des Grabes zum Gegenſtande.

Die celtiſchen Völker haben die Weſenheit Gottes und eine Vorſehung anerkannt, und übten ihren Gottesdienſt mit warmen Eifer. Der Gegenſtand ihrer höchſten Verehrung war von ihnen mit den reinen Begriffen der Allmacht, Allwiſſenheit und einer unfehlbaren Gerechtigkeit bekleidet. Obwohl ſie nur den höchſten Gott anbeteten, ſo mögen ſie doch auch eine untergeordnete Art von Göttern verehrt haben, welche ſie ſich gleichſam als die einzelnen perſonifizirten Eigenſchaften jener oberſten Gottheit dachten.

Eſus, Teut, Dis und Wodann *) ſind die verſchiedenen Namen, unter welchen die Celten doch immer nur den einen und höchſten Gott verbanden. Als von Teut und Hertha (Freya die Mutter Erde) entſproſſen, verehrten ſie noch die Quellen, Seen, Flüſſe, das Meer, das Feuer, die Luft und die Winde, die Sonne und den Mond. Aber nie haben ſie dieſe von der Gottheit ausgeſtoſſenen Kräfte in einer fremden bildlichen Geſtalt zu verſinnlichen geſucht, und nur einige wenige celtiſche Stämme verehrten ein, in einem Erdhügel aufrecht geſtelltes Schwert oder Lanze, gleichſam als Symbol der Gottheit.

Die Lehrſätze der alten celtiſchen Religion beſtanden beiläufig in Folgenden: Gott Teut hätte mit der Hertha nicht nur die untergeordneten Götter ſondern auch die Elemente, die Menſchen, die ſichtbare Welt erzeugt. Die Welt würde ewig beſtehen, doch würden die Elemente des Waſſers und Feuers einſt

*) Vollſtändiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen der alten und neuen Welt von Dr. W. Vollmer (Stuttgart 1836).

trugen sie bei ihren Volksversammlungen, zum Gottesdienste, selbst bei Festen und Gastmälern. Diese Waffen folgten ihm in das Grab, ja er verlor lieber sein Leben als seinen Schild.

Die weibliche Kleidung war nicht viel von jener der männlichen unterschieden, und bestand vorzüglich aus einem Hemd ohne Aermel aus Leinwand verfertiget, welchen Stoff sie vorzüglich liebten, bis sie später durch die Bewohner Italiens mit dem Tuche bekannt wurden.

Anfangs hatten diese Völker keine festen Wohnungen oder ein bleibendes Besitzthum, bis endlich die zunehmende Bevölkerung die Stämme in gewisse Grenzen einengte, und die Familien zwang, mit den einmal bebauten Aeckern sich auch für die Folgezeit zufrieden zu stellen. Als daher ein wirkliches Landeigenthum entstand, wurden auch die Plätze der Wohnungen bleibend bestimmt, und jeder Familienvater wohnte auf seinem Grunde, in der Mitte oder in der Nähe seiner Ländereien. Die bleibenden Wohnungen wurden jetzt dauerhafter gebaut, mit mehr Bequemlichkeit eingerichtet, und auch auf die Verschönerung derselben gesehen. Die nächsten Familien eines Stammes schloßen sich späterhin näher an einander, und legten dadurch mit ihren Häusern und den dazu gehörigen Ländereien den ersten Grund zu Dörfern und Flecken.

Da auch der Handel sich in der Folge einen Zug über jene die Völker trennenden Gebirge, Flüsse und Wälder bahnte, so entstanden Landwege und Straßen, und in den nächstgelegenen Ortschaften Niederlagen für die Handelswaaren. Allmälig vergrößerten sich dann diese Oerter zu Städten, die man zuletzt, um sie gegen feindliche Ueberfälle zu schützen durch Mauern und Gräben befestigte.

Da die celtischen Völker den Ackerbau verachteten, so überließen sie die Besorgung desselben den Weibern, Knechten und gebrechlichen Männern, so auch den im Kriege oder durch das Spiel erworbenen Leibeigenen *). Ueberdieß hatten noch die Weiber und Kinder, deren Hauptbeschäftigung das Spinnen war, auch für das Vieh und andere häusliche Verrichtungen zu sorgen. Hingegen fanden die Männer, als leidenschaftliche und geschickte Jäger in ihren unermeßlichen Waldungen, wo das Elendthier, der Auerochs, der Bär und Wolf heimisch waren, viele Beschäftigung. Das Fleisch des Wildes war für sie ein Leckerbissen; übrigens bestand aber ihre gewöhnliche Nahrung theils in Wurzeln und wilden Früchten, theils, so wie bei den Scythen von der Milch und dem Fleische ihrer Pferde und Viehheerden.

Die Celten sollen so geschickt gewesen seyn, Vögel im Fluge mit dem Wurfspieße, der Schleuder und den Pfeilen zu erlegen, so waren sie auch vortreffliche Reiter und geschickte Schwimmer.

Alle ihre öffentlichen und Familienfeste feierten sie mit Gastmälern, bei welchen man ohne Tische und Bänke auf Thierhäuten, und unweit einem Feuer saß, bei welchem Fleisch in großen Stücken theils gesotten, theils an Spießen gebraten wurde. Der tapferste der Gäste schnitt vor, fanden sich aber zwei derselben, welche auf diese Ehre Anspruch machten, so mußten sie auf Leben und Tod um den Vorrang kämpfen.

Das gewöhnliche Getränk war Wasser, welches sie zuweilen mit Honig vermischten; jene Celten aber, welche mit dem Ackerbau sich beschäftigten, bereiteten sich einen, dem Bier ähnlichen Trank aus Hirse oder Gerste; späterhin wurde auch italienischer Wein ein nothwendiges, wiewohl kostspieliges Getränke *).

Eine festliche Tafel endete meistens mit allgemeiner Trunkenheit und mit Händeln, welche die Gäste gleich auf der Stelle durch Zweikämpfe ausglichen. Bei solchen Festgelagen fanden sich auch eine Art Bänkelsänger oder Barden von geringerer Gattung ein, welche allerlei Lieder sangen, die sie auf Saiten-Instrumenten begleiteten. Oft wurde auch ein solches Fest durch Rundgesänge, Tänze, blutige Gefechte der Gladiatoren verherrlicht. Wenn reiche Personen solche öffentliche Malzeiten gaben, so wurden auch alle vorübergehenden Fremden dazu eingeladen.

Der Charakter dieses Volkes war im Ganzen heftig und reizbar; ihr Geist begriff leicht; ihr Herz war gut; ihr Kopf leichtsinnig, vorwitzig. Sie waren schnell in ihren Entschlüssen. Ihr Hochmuth im Glücke war unerträglich, dafür waren sie aber desto niedergeschlagener im Unglücke. Aus Stolz scheueten sie jede Gattung von Arbeit, die sie für freie Männer unanständig hielten, jedoch in kriegerischen Leibesübungen waren sie thätig und unermüdet. Sie waren ein kühnes, kriegerisches, tapferes aber auch oft grausames Volk, was sie durch ihre Menschenopfer, und durch die schreckliche Behandlung ihrer Kriegsgefangenen bewiesen.

Ihre Gastfreundschaft beschränkte sich auf ihre Mitbürger und auf Fremde, welche durch friedliche Reisen oder durch unverdächtige Zufälle zu ihnen geführt wurden. Die Personen solcher Gäste hielten sie dann für heilig und unverletzbar, und schützten sie auch wohl mit Gefahr ihres eigenen Lebens.

Sonst rühmen noch die Alten ihre Mäßigkeit im gewöhnlichen Leben, außer den großen Gastmälern; ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue in Haltung des gegebenen Wortes, ihren rechtlichen Sinn, dann ihre Freiheits- und Vaterlandsliebe.

Die Regierungsform war nicht in allen celtischen Stämmen gleich; in einigen war sie rein monarchisch; in andern hatte der Adel auf die Verwaltung des Königs oder Fürsten einen bestimmten Einfluß, oder er behalf sich ohne ein solches Volkshaupt in einer völlig aristokratischen Form; endlich war in manchen

*) Ihre Leidenschaft für das Spiel verleitete sie oft, ihre Freiheit, welche sie sonst über Alles liebten, als Gewinn auszusetzen.

*) Die Celten und Gallier waren dem Trunke so sehr ergeben, daß sie oft von dem Wunsche ergriffen wurden, ganz Italien zu erobern, um dann den Wein als ihr Lieblingsgetränk nach Herzenslust genießen zu können, und ihn nicht erst römischen Kaufleuten um theure Preise abhandeln zu müssen.

eine zerstörende Obergewalt gewinnen. Die Celten erkannten eine ewige Vorsehung. Sie setzten die drei Hauptpflichten der Menschen in den Dienst der Gottheit, in die Vermeidung böser Handlungen gegen Andere, und in das Streben nach Tapferkeit und Heldenmuth.

Den Zorn der Gottheit glaubten sie durch Fehltritte, sowohl einzelner Menschen als ganzer Stämme erregen zu können, und glaubten dessen Aeußerungen in den ihnen begegnenden Unglücksfällen zu erkennen, die sie dann durch Menschenopfer wieder abzuwenden suchten. Sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, an einen paradisischen Wohnort der Tapfern, Walhalla genannt, wo durch Essen, Trinken, Schlafen und Kämpfe die Seligen beglückt werden. Hie und da war auch die Meinung verbreitet, daß die Seele nach dem Tode des Menschen in einen andern Körper wandere, in welchem sie einen neuen Abschnitt ihres ewigen Lebens beginne, daher machten sie sich auch nichts aus dem Tode und gingen demselben in der Schlacht mit kalter Verachtung entgegen.

Da ihnen die Nacht überhaupt heilig war, so hielten sie auch in derselben ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte, zählten nach Nächten die Zeit, und hielten den Tag nur für einen Anhang oder Zugabe der Nacht, so fingen auch ihre Geburtsfeste, Monate und Jahre mit der Nacht an.

Zu den religiösen Versammlungen wählten sie die hellen Nächte des Neu- oder Vollmondes. Da ihnen die Welt der würdigste Tempel der Gottheit war, so hielten sie ihre religiösen Zusammenkünfte nie in geschlossenen Orten, sondern entweder in den heiligen Hainen oder auf dem freien Felde, an den Heerstraßen und Kreuzwegen, auf den Spitzen der Berge und auf gewissen geheiligten Plätzen, an Quellen, Seen und fließenden Wässern.

Sie hatten mehrere Feste, die sie alle Jahre durch bestimmte Versammlungen in den einzelnen Stämmen feierten; z. B. das Frühlingsfest, welches im März Statt fand, und bei welchem auch National-Angelegenheiten geschlichtet, Obrigkeiten, Fürsten und Oberpriester gewählt, Kriege beschlossen, Staats- und Privat-Angelegenheiten entschieden, Menschen geopfert und Schmausereien gegeben wurden.

Sie opferten der Gottheit Menschen um Gelübde zu lösen, welche sie in Kriegen oder in andern Gefahren gemacht hatten. Diese Opfer wurden zuweilen lebendig, manchesmal aber erst, nachdem man sie vorher ermordet, auf großen Scheiterhaufen verbrannt. Die Menschen, welche zu Opfern bestimmt wurden, waren gewöhnlich Verbrecher, Sklaven, ja sogar auch abgelebte Greise des eigenen Stammes *). Außerdem opferten sie auch Pferde, Ochsen, Schafe, Hunde, Schweine und Ziegen. Kriegsgefangene wurden ebenfalls den Göttern geopfert, indem man diese auf allerlei Art tödtete, ihre Leichen verbrannte, und dann auch die erbeuteten Pferde, nachdem solche niedergestossen waren, in die Flammen warf. Aus diesen Opfern wahrsagten dann ihre Priester die Zukunft. Die Celten erschienen dabei bewaffnet, beteten in tiefster Ehrfurcht die Gottheit an, sangen Lieder und tanzten in der Runde.

Vor einer Schlacht verlobten die Krieger gewöhnlich dem Wodann, den sie als Kriegsgott verehrten, die zukünftige Beute, und setzten ihn für den Fall ihres Todes zum Erben ein. Die zurückkehrenden Sieger ließen dann die dem Feinde abgenommenen Waffen durch ihre Knechte vor sich zur Schau tragen, sangen dabei Siegeslieder und opferten zuletzt die gefangenen Feinde so wie die erbeuteten Thiere. Die Köpfe der in der Schlacht erlegten Gegner hingen die Celten um den Hals ihrer Pferde; war aber einer so glücklich, einen feindlichen Anführer im Kampfe zu tödten, so wurde dessen Kopf mit Cederöl einbalsamirt, und als ein besonderes rühmliches Document in der Familie des Ueberwinders von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt. Noch nach einer langen Reihe von Jahren wurden solche Köpfe bei den Familienfesten und Gastmälern hervorgebracht, den Gästen und Fremden gezeigt, und sich hiebei der Thaten des heldenmüthigen Vorfahren mit einem feurigen Lobe erinnert.

Die vornehmste Gattung der celtischen Priester waren die Druiden, welche die Ceremonien der Gottesverehrung zu besorgen hatten. Sie lehrten Theologie und Moral ihren Schülern, erzogen die Jugend in der Dichtkunst, in der Volksgeschichte, in ihrer beschränkten Philosophie, und waren die Dolmetscher der Orakelsprüche

Das Ansehen und die Macht dieser Druiden war so groß, und ihr Einfluß auf das Volk bei allen öffentlichen Ereignissen und Staatsverhandlungen ungemessen. Sie waren es, welche die Stämme zu Kriegen beordeten, die Plane dazu entwarfen, für den glücklichen Ausgang Freunde und Feinde dem Wodann opferten, und dann die von den Siegern heimgebrachte Beute für den Kriegsgott, oder eigentlich für sich selbst in Empfang nahmen.

Sie hatten den Vorrang vor dem Adel, trugen keine Staatslasten und waren von Kriegsdiensten befreiet. Sie wählten jene obrigkeitlichen Personen, welche in den Stämmen die höchste Gewalt mit königlichen Vorrechten ausübten, und in einigen dieser kleinen Staaten auch wirklich den Königstitel führten. Diesen Volksvorstehern oder sogenannten Königen blieb aber wenig Macht über, da die Druiden alle Staatsgeschäfte verhandelten, die Gesetze gaben, die Privatstreitigkeiten entschieden, über Erbschafts- und Grenzberichtigungssachen Gericht hielten, die Urtheile fällten, Belohnungen und Strafen austheilten, gewisse Verbrecher in die Acht erklärten u. dgl. *).

*) Sie machten ungeheure Götzenbilder, die von Weiden geflochten wurden, füllten die hohlen Glieder mit lebenden Menschen aus, und zündeten das Ganze an. Zu den Opfern nahmen sie im Nothfalle auch den nächstbesten Unschuldigen, doch glaubten sie, daß Verbrecher der Gottheit viel angenehmer wären.

*) Der Bannfluch vergiftete mit seinen schrecklichen Wirkungen das Leben des Unglücklichen, und entehrte ihn auch noch im Tode.

Nur im Kriege wurde den Fürsten die ausübende Macht und das Heer gegen den Feind anzuführen überlassen, nachdem die Druiden früher den Feldzug beschlossen, und den Plan dazu entworfen hatten. Jedoch ohne die Wahrsager zu befragen wagte der Feldherr keine Schlacht, und vertraute mit seinen Kriegern ganz auf die Opfer und Gebete der Druiden.

Alle Jahre hielten die Druiden eine Gattung höchstes Gericht oder allgemeine Versammlung, wo die wichtigeren Staatssachen und Streitigkeiten entschieden wurden, und welchen Aussprüchen sich alle Könige und Volksvorsteher fügen mußten. Das Volk hoffte Glück und Segen von der Verwendung dieser Priester bei der Gottheit, und hielt sie gleichsam für heilig. Die Druiden befaßten sich auch mit der Stern- und Arzneikunde, aber ihr ganzes Wissen war bloß auf lügenhafte astrologische Prophezeihungen und auf die Kenntniß einiger Kräuter beschränkt.

Besonders aber war ein sogenanntes Schlangeney ein mächtiges Heilmittel. Plinius erzählt von diesem Ey, daß es aus dem Schaume einer ungeheuern Menge von Schlangen gebildet wird, die in einander gewickelt und beschworen waren. Sobald dieselben zu zischern anfingen hob sich das Ey in die Luft und mußte aufgefangen werden, bevor es den Grund erreichte. Derjenige, der es dann auffing, mußte sich augenblicklich auf ein flüchtiges Roß setzen und davon jagen um sein Leben vor der Wuth der Schlangen zu sichern, die ihn so lange verfolgten, bis ein Strom sie aufhielt. Das Ey mußte dann mit einem goldenen Ringe, den man um dasselbe her befestigte, in das Wasser geworfen werden und mit demselben auf der Oberfläche schwimmen. Die Tugenden desselben waren jetzt fast eben so unzählig als die Eigenschaften eines Wunschhütchens; man konnte sich Alles durch dasselbe verschaffen, alle Krankheiten heilen u. s. w. *).

Die Druidinen oder sogenannten weisen Weiber, welche vermuthlich die Gattinen oder Töchter der Druiden waren, standen gleichfalls in einem großen Ansehen und fanden vieles Zutrauen in der Gabe der Weissagung. Sie werden als alte Weiber beschrieben, die weiß gekleidet waren, barfuß gingen und ein breites Opfermesser in der Faust trugen. Wurden feindliche Gefangene eingebracht, so liefen ihnen diese Furien, da sie dem Heere auch in die Schlacht mitfolgten, entgegen, warfen die Unglücklichen zu Boden, schnitten ihnen die Kehle ab, ließen das Blut in einen Kessel laufen, öffneten den Körper, und prophezeiheten aus den Eingeweiden und dem aufgefangenen Blute den Ausgang des Treffens. Sie waren diejenigen, welche bei den schauderhaften Menschenopfern immer die Henkerdienste verrichteten, deßhalb wurden sie auch über Alles gefürchtet und hochgeehrt. Man betrachtete sie als Gott begeistert, besonders diejenigen, welche nicht an Druiden verheirathet, sondern Jungfrauen waren. Ihre Wohnsitze hatten sie meistens wie jene der Druiden in Wäldern und in finsteren einsamen Höhlen.

Eine zweite Gattung geistlicher Personen waren die Barden, eine Art von Volksdichtern und Volkssängern, welche die Heldenthaten der berühmten Krieger, die menschlichen Tugenden und Laster, so wie einzelne Vorfälle der Volksgeschichte in Verse brachten. Solche Lieder sangen sie dem Volke bei allen Gelegenheiten vor, und wurden dadurch die Lehrer und Lenker seiner moralischen Handlungen. Auch auf den Kriegszügen begleiteten sie die Heere, befeuerten die Streiter durch Schlachtgesänge zum Kampfe, und entwarfen als Augenzeugen der Kämpfe neue Lieder. Sie dienten auch statt der Herolde, und waren bei allen Verträgen und Friedensschlüssen die Unterhändler und Vermittler.

Die Vates oder Wahrsager, die wegen ihrer gottesdienstlichen Bestimmung ausgezeichnet wurden, machten endlich die dritte Klasse des Volkes aus. Sie schlachteten gewöhnlich die Opfer, betrachteten die Eingeweide, und sagten aus der Beschaffenheit derselben zukünftige Dinge vorher. Alle diese drei Gattungen geistlicher Personen hatten einen gemeinschaftlichen Oberpriester, der die Fürsten und Völker durch List, Anmassung und durch alle jene Hilfsmittel leitete, welche ihm Aberglauben und Unwissenheit des Volkes in die Hand gaben, und die er durch seine überall hinverbreiteten Unterpriester vorbereiten und ausführen ließ.

Die Druiden trugen Kleider von sechs verschiedenen Farben, welche bis auf den Boden reichten, da die königlichen Kleider bei Strafe des Bannes nur vier Farben haben, und das Kleid nur bis an die Kniee reichen durfte. Sie trugen Gürtel von vergoldeten Leder, so wie auch goldene Halsbänder; dann hielten sie einen weißen Stab in der Hand, zum Zeichen der höchsten Macht, auch ließen sie sich den Bart bis an den Gürtel wachsen. Die Barden waren hingegen braun gekleidet Außer den Versammlungen lebten sie entweder in Wäldern mit Gebeten beschäftigt, oder sie besorgten in den Schulen die Erziehung der Jugend und die Bildung ihrer Zöglinge.

Sowohl gottesdienstliche als staatsbürgerliche Versammlungen wurden in den heiligen Hainen gehalten, in welche, jenen, mit dem Bannfluche belegten Verbrechern der Zutritt verschlossen war. Auch die Volksfeste und Schmausereien, mit welchen alle öffentlichen Versammlungen beendet wurden, fanden in diesen Hainen Statt.

Einer besonderen Verehrung genossen aber die heiligen Eichen, bei welchen die Celten häufig opferten, und in deren rauschenden Zweigen sie die deutungsvolle Stimme der Gottheit zu vernehmen glaubten.

Plinius berichtet von ihnen, daß die Celten nichts für so heilig, als den Eichbaum und dessen Frucht hielten, und daß sie nicht die geringste gottesdienstliche Feierlichkeit vollzogen ohne mit Kränzen von den Blättern derselben gekrönt zu seyn.

Die Mistel, eine Pflanze, welche auf mehreren Bäumen, auf der Buche, der Weide und der Birke

*) In der Kirche Notre Dame zu Paris war ein altgallisches Denkmal, welches das Fangen eines solchen Ey's ganz so wie es Plinius beschreibt, dargestellt zu sehen.

Ptjchoj Keltickych wálečnjku po Switeženj.

Rittorno dei guerrieri celtiche dopo la Vittoria.

Celtai harcznokoknak vissza terlök valamelly győzödelem utan.

Die Heimkehr der celtischen Krieger nach einem Siege.

Solennità al ritrovamento duna nespola.

Feierlichkeit bei dem Auffinden einer Mistel.

wächst, wurde aber vorzugsweise hochgeehrt, wenn sie auf einer Eiche sich zeigte, da man ihr in diesem Falle besondere Heilkräfte zuschrieb. Ja nach der Lehre der Druiden hielt man sie als die heilsamste Pflanze, welche gegen alle Krankheiten wirkte, und betrachtete sie auch als die heiligste, von Gott selbst erkohrene, ohne welche kein Gottesdienst gehalten werden konnte.

Sobald nun ein Druide etwas davon entdeckt hatte, versammelte er alle in der Nahe wohnenden Brüder seines Ordens, um dieselbe mit großer Feierlichkeit und Ehrfurcht einzusammeln. Unter der Eiche, auf welcher die wachsende Mistel aufgefunden ward, geschahen jetzt alle Zubereitungen zum Opfer und zu dem gewöhnlich dabei abzuhaltenden Gastmale, dann wurden zwei noch nicht zur Arbeit gebrauchte weiße Stiere mit Hörnern an diesen Baum gebunden. Die Druiden legten dabei ihre gewöhnlichen Gewänder ab, und kleideten sich weiß, zum Zeichen der Demuth gegen die göttliche Pflanze. Hierauf ging der Ober-Druide mit einer goldenen Sichel bewaffnet zu dem Baume, beugte seine Kniee vor demselben und ließ sich von mehreren Andern so hoch emporheben, bis er die Pflanze erreichen konnte, um dieselbe mit der goldenen Sichel abzuschneiden.

Konnte dieses sechs Tage nach dem Neumonde geschehen, so hatte sie die größte Heilkraft, und wurde auch sogleich zu einem Getränke gekocht, und mit dem Opferblute der unter der Eiche geschlachteten Stiere in einen Trank verwandelt. Dieser verschaffte Segen, Fruchtbarkeit und Gedeihen allen denjenigen, die sich dessen bedienen konnten.

Erst lange, nachdem die Römer die Herren des Landes wurden, veränderte sich auch allmälig bei den celtischen Völkern der Gottesdienst und ihre Ceremonien, indem jetzt die römischen Gottheiten im Lande einheimisch wurden, und sie auch anfingen, den Göttern Tempel zu erbauen.

Die allgemeine Geschicklichkeit der Celtogallen im Bergbaue sind durch die noriischen Gold- und Eisengruben schon von dem griechischen Geschichtschreiber Polybius als hochberühmt bezeichnet worden. Das Goldwaschen an der Donau ist uralt, und war eine wichtige Beschäftigung der celtischen Weiber und Greise gewesen, aus dem Sande der Flüsse und Bäche Gold zu waschen. Eben so berühmt war auch der noriische Stahl, daß die Noriker sogar als die Erfinder des Eisens galten.

Das Salz, welches bei dem lebhaften Betriebe der Viehzucht ein unentbehrliches Bedürfniß war, mußte dem rauhen Jäger an die Hochgebirge durch die, um salzige Quellen versammelten Rudel des Wildes auf den Reichthum der dunklen Erde wohl sehr früh hingeführt haben.

Hal ist celtisch Salz; dem Inn-Strome rechts hinauf ziehen sich ungeheuere Salzlager durch die rhätisch-noriischen Bergklüfte, denen auch der Urname bis auf den heutigen Tag geblieben ist. So z. B. Hall in Tirol, das bairische Reichenhall, das salzburgische Hallein, Hall bei Kremsmünster, Hallstadt im Salzkammergute, Hall im Admontthale, das Hallthal bei Maria-Zell (Hal-Ona), Salzwasser wie das spätere Salzacha *).

Der Bernsteinhandel wurde besonders wichtig als mit dem Verfalle der Phönizier, welche diese Waare zu Schiffe an den Gestaden der Ostsee suchten, der Seehandel in einem Landhandel uberging, und dieser vielgesuchte Artikel durch das große Germanien **) von der Ostsee an die Donau herabkam, und von den Celten weiter an die adriatischen Kusten gebracht wurde.

Auch mit dem Goldsande aus der Donau war ein Verkehr, obschon es nur der Reichthum der Goldgruben bei den noriischen Tauriskern war, der auf einmal den Preis des Goldes in ganz Italien um ein volles Drittel heruntersetzte.

Die mächtige und feste Kolonie Aquileja am adriatischen Meere und am Timavus in Ober-Italien, gegründet als Vormauer wider das Rückströmen der celtogallischen Flüchtlinge aus den rhätischen, noriischen und carnischen Alpen berunter in ihre alten Wohnungen, besuchten die Handelsleute aus ganz Italien, und war zur Zeit der römischen Kaiser eine blühende Handelsstadt.

Ueber den Ocra ging sodann die Fracht zahlreicher Artikel aus Italien und Griechenland weiter in die Save nach Segestika dem Hauptmarktplatze des untern Pannonien, oder von dem karnischen Flecken Tergeste (Triest) an den lugäischen See (Zirknitzer-See) durch die den Naupertus, nahe der Gurk gleichfalls in die Save oder eben dahin auf der Kulpa. Nebst diesen Wasserstraßen in Pannonien hinab, führten auch mehrere erst in der Römerzeit bekannter gewordene Landstraßen von Aemona nach Virunum bis Carnuntum und Vindobona an der Donau herauf.

Wein hatte das obere Pannonien schon in alter Zeit, aber nur wenig, bis auf den römischen Kaiser Probus, der das von Domitian erlassene Verbot, den Weinbau in den Provinzen auszubreiten, aufhob, und in Gallien, so wie in Pannonien Rebenhügel anlegen ließ, so, daß ihm die rheinischen und ungarischen Weine ihre Entstehung zu verdanken haben. Die Gallier waren aber lüstern nach dem italienischen Weine, und oft mag daher zu Carnuntum um Bernstein, zu Aquileja um Pech, Harz, Kien,

*) Vor wenigen Jahren fand man im ober-ennsischen Salzgebirge, viel über hundert Klafter unter der Erde das Skelett eines Römers, sein Schwert und mehrere Münzen aus den Tagen Trajans und der Antonine; unstreitig Kennzeichen eines sehr hohen Alters dieses Baues. Ob ihn aber erst die Römer aufgeschlagen oder ob schon lange vor ihnen wie auf Eisen und Gold, so auch auf Salz gegraben worden, darüber fehlt jede nähere Spur.

**) Germanien nannten die Römer nicht allein das unwirthliche mit Wäldern, Sümpfen und Morästen bedeckte Land, begrenzt von der Donau, dem Rhein, dem nördlichen Ocean und der Weichsel, sondern sie begriffen auch darunter Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen, da alle diese Länder von Volksstämmen bewohnt wurden, deren Gestalt, Sitten und Sprache einen gemeinschaftlichen Ursprung ankündigten.

Holz, Honig, Wachs, Käse, Mastschweine, Thierhäute und Sklaven, Tauschhandel getrieben worden seyn? Diesen Wein tranken die celtogallischen Völker begierig aus hölzernen oder irdenen Schalen, aus den oben mit silbernen und goldenen Zierrath eingefaßten Hörnern ihrer Auerochsen — die rauhern illyrischen Celtogallen, die wilden blutgierigen Scordisker wohl auch aus den Schädeln erschlagener Feinde.

Daß die norisch-pannonischen Celtogallen mit gemünztem Gold und Silber vertraut gewesen, geht aus allen Umständen hervor; ob sie aber selbst Münze geschlagen, wird wohl niemals ausgemacht werden. Uebrigens haben uns von den arikonnischen Volkäern in Gallien und ihrem Hauptorte Vindomagus (Uzés) von den celtischen Königen Lincibilis und Ballan, Balläus, Audoleon ꝛc. ꝛc., von pannonischen Fürsten und Volksstämmen, von den Amantinern ꝛc., zwei berühmte Vorsteher von Münzsammlungen Wiens die Jesuiten Erasmus Frölich und Joseph Eckhel Münzen aufbewahrt *).

In solcher Weise und Verfassung lebten unsere Stammväter die Celtogallen in Rhätien vielen tuskischen Stämmen angesiedelt, vom Garda-See herauf am Lech und Inn durch die Wüste, durch die Felder der Bojen bis an die Donau, und mit pannonisch-illyrischen Ureinwohnern vermengt, von den adriatischen Küsten durch die norischen Alpen und durch das pannonische Flachland bis an eben diesen Strom und längs desselben hinunter durch das weite Illyrien, als die Römer mit diesen Ländern und ihren Bewohnern in nähere Berührung traten, und der, durch den Einfall der Cimbern *) aus seiner stolzen Ruhe aufgeschreckte Senat den Norden fester in das Auge faßte.

*) Frölich war zu Grätz am 2. Oktober 1700 geboren und beschloß sein thätiges Leben am 7. Juli 1758. Seine Werke sind: Utilitas rei numariae veteris. Wien 1733. Appendicula ad numos Augustorum et Caesarum ab urbibus graece loquentibus cusos. Wien 1734. Appendiculae duae novae ad numos Coloniarum Augustorum et Caesarum etc. Wien 1744. Annales compendiarii Regum et rerum Styriae numis veteribus illustrati. Wien 1744. Specimen Archontologiae Carinthiae. Wien 1758. Kritischer Scharfblick, Klarheit und redlicher Wahrheitssinn, sind die Vorzüge dieser werthvollen Arbeit. Die Vorrede liefert eine meisterhafte Uebersicht der Literatur zur Geschichte Kärnthens; doch vergaß Frölich das Chronicon Anonymi antiquum Ducatus Carinthiae ab annu 761 usque ad anno 1197 anzuführen, welches unter den Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien aufbewahrt wird.

Eckhel war zu Enzersfeld in Niederösterreich am 13. Jänner 1737 geboren und starb am 16. Mai 1798. Nach einem wohl überlegten Systeme verfaßte er den Katalog des Wiener Kabinets: Catalogus musaei caesarei Vindob. numor. vet. distrib. etc. 2 Bände. Wien 1779. Dann sein großes System der alten Numismatik: Doctrina numorum veterum c. tab. aen. 8 Bände. (Hiezu erschienen aus seiner hinterlassenen Handschrift durch den kais. Münzen- und Antiken-Kabinets-Direktor Anton von Steinbüchel ebenfalls zu Wien 1826 Addenda). Seine weitern gelehrten Werke sind: Numi veteres anecdoti ex musaeis Vindob. florent etc. c. t.b. Wien 1775. Sylloge numorum Antiochiae, Syriae sive specimen artis criticae numariae. Wien 1786. Anfangsgründe zur alten Numismatik mit K. Wien 1787. Choix de pierres gravées du Cabinet Impérial des antiques représentées en 40 planches. Wien 1788.

Eckhel starb außer seiner Wohnung in dem Hause seines gelehrten Freundes des Hofrathes Alois von Locella, unvermuthet, den er eben besuchte, und mit dem er wegen einer gleich regen Liebe für die alte Literatur einen vieljährigen Umgang unterhalten hatte.

Rom und dessen fortschreitende Entwicklung,

von der Gründung bis zur Alleinherrschaft des Jul. Cäs. Oct. Augustus **).

Rom, die ewige Stadt, wie sie oft genannt wird, an die fast alles Große und Denkwürdige, das seit dritthalbjahrtausenden geschehen, sich knüpft, und die erst mit dem Schwerte, dann mit den mächtigen Waffen des Glaubens Jahrhunderte hindurch den Erdkreis beherrschte, und vor ihrer Majestät die Völker aller Zonen sich beugen sah, wurde auf mehreren jetzt kaum mehr bemerkbaren Hügeln (daher poetisch die siebenhügel Stadt genannt) erbaut, und lag ungefähr auf der Stelle des heutigen, im Latium ***) zu beiden Seiten des Tiberflußes, unferne des mittelländischen Meeres; doch war der Haupttheil der Stadt auf der Ostseite des Flußes gelegen.

Im Entstehen war diese Stadt ein regelloser Haufen von elenden mit Stroh gedeckten Lehmhütten, ohne geordnete Gassen und als ein verachteter Zufluchtsort von Verbrechern und Räubern aus allen Nachbarländern bewohnt; erhob sich aber in der Folge

*) Die Cimbern oder Kimmerier waren das erste deutsche Volk, welches die Griechen bald nach dem trojanischen Kriege, der im Jahre 1184 v. Chr. mit der Eroberung und Zerstörung der Stadt endete, kennen lernten.

**) Von neuern Werken für die römische Geschichte sind: Goldschmidt, Geschichte der Römer. Aus dem Englischen übersetzt von Kosegarten. Leipzig 1805. 4 Bde. — Ferguson, Geschichte des Fortgangs und Untergangs der römischen Republik. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig 1784—1786. 4 Bde. — Rollin, römische Geschichte von der Erbauung der Stadt bis zur Schlacht bei Actium. Aus dem Französischen. Leipzig 1763. 16 Bde. — Niebuhr, römische Geschichte. Berlin 1830. — Gibbon, Geschichte des Verfalls des römischen Reichs. Aus dem Englischen. Leipzig 1779. — Montesquieu, Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer; übersetzt von Johann Sporschil. Leipzig 1842. — Hübler, Geschichte der Römer unter den Imperatoren, wie auch der gleichzeitigen Völker. 1803—1807. 4 Bde. u. s. m.

***) Die Sage will, daß von Latinus, Faunus Sohn, das Volk umher den Namen der Lateiner (Latiner) erhalten und das unter seiner Regierung Aeneas mit einer Schaar flüchtiger Trojaner herbeigekommen, Latinus Tochter, Lavina gefreiet und Lavinium gebaut habe. Von Aeneas Söhnen soll nach derselben Sage und zwar von Askanius die Stadt Alba longa gegründet worden; von Aeneas Sylvius aber das Königsgeschlecht der Sylvier ausgegangen seyn, dessen Sprößlinge mehr als 400 Jahre lang über die Gegend herrschten.

Romulus a Remus od vlčice ssáni.

Romolo e Remo lattati da una lupa.

Romulus és Rémus egy nöstény farkastól szoptatnak.

Romulus und Remus werden von einer Wölfin gesäugt.

zur Schiedsrichterin der Könige und Beherrscherin der Welt.

Wie durch ihre Geschichte überhaupt die älteste Geschichte Europas bestimmt wird, so erscheint sie auch in vielfältigen Beziehungen mit der Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates verflechten; daher dürfte auch ein kurzgefaßter Ueberblick derselben, so weit es dem geschichtlichen Zwecke entspricht, hier am rechten Orte erscheinen.

Die Regierung dieses Anfangs unbedeutenden Freistaates übernahm der Gründer Romulus mit dem Königstitel, dem sein dankbares Vaterland während seiner 37jährigen Regierung die meisten jener vortrefflichen Einrichtungen zuschreibt, auf welche sich Roms spätere Größe gründete.

Romulus war nach einer dunklen Sage der Sohn der Rhea Sylvia, einer Tochter des Numitor, Königs von Alba, welche zu den Priesterinnen der Vesta gehörte, die, der Göttin heiliges Feuer unterhaltend, in strenger Keuschheit ihre Tage verleben mußten. Sie war von ihres Vaters Bruder Amulius, der jenen vom Throne gestürzt hatte, zum Dienste der Vesta bestimmt worden, damit keine Nachkommenschaft von ihr, ihn des geraubten Thrones verlustig machen könne. Allein die Jungfrau vergaß das Gelübde der Keuschheit, und ein Zwillings-Bruderpaar war die Frucht ihrer geheimen Liebe. Um der furchtbaren Strafe zu entgehen, die das Gesetz über die ihre Pflicht vergessenden Vestalinen aussprach, gab Rhea Sylvia vor, der Kriegsgott Mars wäre ihr im Schlafe genaht, und sey der Vater ihrer Kinder, welche List die Mutter und ein günstiges Geschick ihre Kinder rettete.

Auf Befehl des Amulius wurden nun die Zwillinge in eine wilde Gegend an den Ufern der Tiber ausgesetzt, wo sie eine Wölfin so lange gesäugt haben soll, bis der Zufall einen Landmann, Namens Faustulus, herbeiführte, der die Kleinen aufnahm und erzog. Bei ihm verlebten diese beiden Knaben Romulus und Remus ihre Jugendzeit unter den Beschäftigungen der Jagd und wohl auch des Raubes.

Als aber in der Folge, da bereits die Abstammung der beiden Brüder bekannt geworden war, der jüngere Remus einst von den Dienern des Amulius gefangen wurde, da sammelte sein beherzter Bruder eine kleine Schaar unternehmender Gefährten, und war mit diesen so glücklich, nicht allein seinen Bruder zu befreien, sondern auch dem Amulius, den unrechtmäßig besessenen Thron zu entreißen und seinen alten Großvater Numitor wieder einzusetzen. Nach Vollendung dieser That beschloß Romulus in Verbindung mit seinem Bruder selbst eine Stadt zu gründen *), wozu den Platz bei einem feierlichen Opfer die Götter durch den Flug von sieben Adlern angezeigt haben sollen.

Die Einigkeit, die bisher unter beiden Brüdern geherrscht hatte, endete aber bei diesem Unternehmen, und bald befleckte Romulus aus Ehrgeiz oder Jähzorn seine Hand mit Brudermord Nach einer andern Sage aber entfloh Remus vor dem Zorne seines Bruders über die Alpen und gründete Rheims, eine der ältesten Städte Frankreichs am Flusse Vesle in Champagne.

Der kleine Haufen Getreuer, die dem Romulus bisher gefolgt waren, reichte aber bei weitem nicht hin seine Stadt zu bevölkern, daher legte er auf dem capitolinischen Berge unter dem Schirme der Religion einen Freistaat für heimatlose Flüchtlinge und Verbannte aus den benachbarten Staaten an, in welchem selbst entlaufene Sklaven Aufnahme fanden. Dadurch angelockt kamen zwar Viele, aber immer fehlte es noch an Weibern. Um nun diesem Mangel abzuhelfen, wurden Gesandte in die nächsten Städte geschickt, Jungfrauen für die Römer zur Ehe zu begehren, jedoch, diese Anwerber wurden von den auf den Wachsthum der neuen Ansiedlung ohnehin eifersüchtigen Vätern, überall mit höhnender Verachtung zurückgewiesen.

Die jungen Römer, so erzählt die Sage, suchten sich nun mit Gewalt und List das zu verschaffen, was man ihnen in Güte nicht bewilligen wollte, und so ließ in dieser Absicht Romulus bekannt machen, daß an einem gewissen Tage dem Meergotte Neptun zu Ehren Wettspiele zu Fuß und zu Roß gegeben werden sollten, wozu er die benachbarten Städte einlud. Dadurch herbeigelockt, erschienen die Nachbarn aus den Städten Cänina, Crustumerium und Antemna, ganz besonders aber viele Sabiner *) mit Weibern und Kindern und erfreuten sich des herrlichen Festes.

Am letzten Tage desselben brach aber die verrätherische Absicht hervor, denn als noch aller Augen auf das Schauspiel gerichtet waren, brachen auf ein gegebenes Zeichen die römischen Jünglinge hervor, und ergriffen jeder eine Jungfrau, während die fremden Zuschauer, überrascht von dem gewaltsamen Angriffe, nichts thun konnten als fliehen.

In Rom ließen sich die Geraubten leicht beruhigen, aber in den beleidigten Städten gedachte man

*) Es scheint, daß statt Erbauung nur Erweiterung der Stadt durch eine neue von Alba longa ausgezogene Niederlassung zu verstehen sey, da dieser Platz schon früher durch griechische Kolonisten besetzt war. Die gewöhnliche Annahme der Gründung Roms fällt in das Jahr der Welt 3230, vor Christi Geburt 753. Cato, der von den alten Geschichtschreibern vielfältig angeführt wird, nimmt dafür das vierte Jahr der sechsten Olympiade an.

*) Die Sabiner waren eine sehr zahlreiche alte Völkerschaft Italiens, wahrscheinlich Abkömmlinge der Ausonier und Verwandte der Aborigener, und lebten in den Apenninen als Hirten von der Viehzucht. Ihr Land wurde gegen Abend durch die Tiber von Etrurien, gegen Mittag durch den Anio-Fluß (Teverone) von Latium, gegen Mitternacht durch den Nar-Fluß von Umbrien geschieden, gegen Morgen wohnten die sabinischen Kolonien der Vestiner und Marrucciner, welche es vom Meere trennten; es begriff daher größtentheils Berggegenden des Apenninus. Horatius, nächst Virgilius der berühmteste römische Dichter rühmt die Redlichkeit, Mäßigkeit und Einfachheit der Sitten.

an Rache, und so kam es auch bald, ohne die Vereinigung aller Kräfte abzuwarten, zum Kriege.

Die Cäninenser machten den Anfang, wurden aber geschlagen, die Antemnater und Crustuminer wagten sich gleichfalls zum Angriffe, wurden aber auch besiegt. Endlich beschlossen die verbundenen Sabiner gemeinschaftlich Rom anzugreifen.

Schon war die Festung der Römer auf dem capitolinischen Berge durch die Verrätherei einer Tochter des Befehlshabers in die Hände der Sabiner gekommen und der Kampf würde bei dem tapfern Widerstande sobald noch keine Entscheidung gewonnen haben, hätten sich nicht die geraubten Sabinerinen zuletzt versöhnend zwischen die kampflustigen Männer gestellt und durch alle Gewalt weiblicher Schmeichelkünste die Streitenden zur Versöhnung geneigt gemacht.

Der Friede kam unter den Bedingungen zu Stande, das Titus Tatius, der Anführer der Sabiner und Romulus, Beide als Könige gleiche Gewalt und gleiches Ansehen in Rom neben einander genießen sollten, die Stadt sollte zwar nach dem Namen des Stifters Rom, und jeder Einzelne Römer heißen, das gesammte Volk aber nach dem Vaterlande des Tatius der Stadt Cures, Quiriten, und so viele Sabiner, als nur wünschten, sollten das römische Bürgerrecht erhalten.

Diese gründeten nun eine neue Stadt auf dem capitolinischen und quirinalischen Berge; aber zwischen beiden Königen konnte durch die Herrschsucht des Romulus eine wahre Eintracht nicht lange bestehen, und so ward Tatius schon im fünften Jahre seiner Mitregentschaft zu Lavinium im Tumulte bei einem Opferfeste erschlagen.

Mehrere glückliche Kriege, die stets mit Volks- und Länderanwachs für den jungen Staat endeten, befestigten seine Fortdauer, und in dem sieggekrönten Muthe der ersten Römer, verkündete sich bereits das Gewicht, das diese Stadt einst erlangen sollte.

Romulus herrschte als König streng und gewaltig, zu streng vielleicht für seine ihm freiwillig unterworfenen Unterthanen, so, daß sein plötzliches Verschwinden die Vermuthung erregt, daß er durch die Hand eines Mißvergnügten fiel. Uebrigens erzählt die Sage von dem Tode des Romulus, daß der König, als er einst am Ziegensumpfe eine Musterung hielt, während einer Sonnenfinsterniß und unter einem heftigen Ungewitter, der Erde entrückt wurde. Das Volk, welches darüber entsetzt, geflohen war, und voll Kummer seinen väterlichen König suchte, wurde durch den Bericht des Julius Procelus, eines angesehenen Mannes, beruhigt. Dieser versicherte nämlich, daß ihm Romulus erschienen sey in glänzender Rüstung und vergrößerter Gestalt, und zu ihm gesprochen habe: »Geh und sage den Römern, wenn sie Besonnenheit und Muth üben, werden sie zur höchsten menschlichen Macht gelangen. Ich aber werde als euer Schutzgott Quirinus über euch walten,« worauf Rom, bis zur Annahme der christlichen Religion die Gottheit seines Gründers in eigenen Tempeln verehrte.

Romulus gründete seinen Staat auf Ackerbau und Krieg und gab ihm eine innere Einrichtung, wovon die Hauptzüge bis in die spätesten Zeiten kenntlich geblieben sind. Nach dem Geiste seiner Zeit und seines Volkes konnte er nicht wohl die unumschränkte Macht behaupten; daher umgab er sich mit einem aus den Angesehensten seines Volkes gewählten Ausschuße oder Senat von hundert Männern (patres, wie ihre Standesgenossen Patrizier genannt), welcher mit ihm gemeinschaftlich die Regierungsgewalt ausüben, doch in den wichtigsten Dingen die höchste Entscheidung der ganzen Gemeinde (d. h. der Gesammtheit der, in Tribus und Curien getheilten, politisch freien Bürger) einholen sollte.

Nach dem Tode des Romulus, 714 v. Chr. schritt der Senat nicht zur Wahl eines neuen Königs, sondern übte während eines einjährigen Zwischenreiches alle königliche Gewalt, nachdem jeder Senator, wie ihn die Reihe traf, fünf Tage die königliche Regierung führte. Das Volk aber, welches sich wahrscheinlich härter gedrückt fühlte, verlangte wieder einen König und nun entstand der Streit zwischen den Römern und Sabinern, aus welchem Volke der neue Herrscher seyn sollte. Endlich vereinigte man sich, daß die Römer einen König aus den Sabinern wählten, und zwar den Schwiegersohn des Tatius, Namens Numa Pompilius, einen wegen seiner ausgezeichneten Weisheit und Frömmigkeit hochverehrten Mann.

Die Sage, der seine Geschichte ganz angehört, stellt diese Weisheit als ein unmittelbares Geschenk der Gottheit dar, indem sie berichtet, daß Numa von der Nymphe Egeria, der er vermält gewesen, in nächtlichen Zusammenkünften, Belehrung empfangen habe. Später hat man ihn für einen Schüler des fast zwei Jahrhunderte nach ihm fallenden Pythagoras, einem Weisen des griechischen Alterthums und Stifter der italienischen Schule, ausgegeben. Solchen Eingebungen der Gottheit oder der höchsten menschlichen Weisheit gemäß sind denn auch die Zwecke, welche die Sage dem Numa zuschreibt, nämlich Friede, Tugend und Ehrfurcht vor den Göttern unter den Römern herrschend zu machen. Numa vertheilte Aecker, welche Romulus erobert hatte unter die güterlosen Bürger, um ihnen im Ackerbau eine dem ganzen Staate heilbringende Thätigkeit anzuweisen *). Besonders wird die Anordnung des Gottesdienstes auf ihn zurückgeführt. Er ließ, so oft eine feierliche Handlung des Gottesdienstes, Opfer oder Aufzüge vorgenommen wurden, jedesmal Herolde durch die Straßen gehen, welche Ruhe gebieten mußten, und Enthaltung von allen Geschäften, damit kein Geräusch, kein Toben und Lärmen der Handwerker und anderer Arbeiter, die nothwendige Stille stören möchten. Auch neue Arten von Gottesdienst führte

*) Alle alten Gesetzgeber, und vor allen Moses, gründeten den Erfolg ihrer Anordnungen für Tugend, Rechtlichkeit und gute Sitte, auf Landeigenthum, oder wenigstens gesicherten erblichen Landbesitz, für die möglichst größte Zahl der Bürger.

er ein. Dahin gehört die Einsetzung der vestalischen Jungfrauen, dergleichen es, wie aus der Geschichte des Romulus hervorgeht, in der Mutterstadt Alba longa gab.

Die Pflicht und das Amt dieser Priesterinen bestand besonders darin, auf dem Altare das heilige Feuer zu bewahren. Dieses war für den ganzen Staat dasselbe, was für jedes einzelne Hauswesen, das ebenfalls stets brennende Feuer auf dem Heerde im Vorhofe, der geheiligte Mittelpunkt war, wodurch der Staat, gleichsam für eine heilige Familie erklärt wurde. Das Verlöschen dieses Feuers ward für ein großes dem Staat betreffendes Unglück gehalten, und diejenige Vestalin, welche sich dabei eine Nachläßigkeit zu Schulden kommen ließ, hatte eine sehr harte Strafe zu erwarten. Diese Priesterinen sollten den unbescholtensten Wandel führen; hatte daher eine Vestalin das Gelübde der Keuschheit verletzt, so wurde zuerst ihr Verführer todtgepeitscht, sie aber, und wenn ihr Vergehen Folgen gehabt hatte, auch ihr Kind lebendig begraben. Am collinischen Thore war ein Hügel, in welchen man eine tiefe Höhle grub. In diese Höhle setzte man ein Bett und einen Tisch mit wenigen Lebensmitteln, Brod, Wasser, Milch und Oel, und stellte eine brennende Lampe daneben. Die Verurtheilte ward nun in einer ganz verhüllten Sänfte durch die Stadt hieher getragen. Wer dem traurigen Zug begegnete ging still vorbei, oder folgte mit einem wehmüthigen Blicke und schweigend nach. Am Eingange der Höhle verrichtete der oberste Priester einige Gebete, hob dann die tief verschleierte Vestalin aus der Sänfte und stellte sie auf die Leiter, auf der sie hinabsteigen mußte. Die Leiter ward wieder zurückgezogen, und eingeschlossen in den engen Grabeskerker hörte die Unglückliche die auf ewig verriegelte Thüre zum Leben mit Erde bewerfen, und die Seite des Hügels ausfüllen *).

Doch genoßen die Vestalinen auf der andern Seite die größte Ehre. welches bewies, wie hoch man diesen Dienst achtete, bei dem Viele auch andere Geheimnisse suchten. Diese Priesterinen der Schutzgöttin Vesta standen nicht unter väterlicher Gewalt. Wenn sie ausgingen trat ein Lictor (Gerichtsdiener) vor ihnen her; ihre Personen waren unverletzlich; einen zum Tode verurtheilten Missethäter, dem sie von ungefähr begegneten, konnten sie in Freiheit setzen, und nach ihrem Tode wurden sie innerhalb der Stadt begraben. Ihre Kleidung war ein weißes mit Purpur besetztes Gewand, und eine Stirnbinde ihr Schmuck. Wenn sie eingeweiht wurden, durften sie nicht über zehn, aber auch nicht unter sechs Jahren, und mußten von edler Abkunft und ohne körperliche Gebrechen seyn. Nach dreißig Jahren konnten sie den Tempel verlassen und heirathen.

Auch die Fetialen wurden als eine Institution Numas betrachtet. Diese Priester waren für Kriegserklärungen und Friedensschlüsse bestimmt. Wenn ein Volk die Römer verletzt und zum Kriege gereizt hatte, so wurde durch die Fetialen erst Genugthuung gefordert, und wenn diese nicht erfolgte, so erschienen sie an der Grenze und erklärten den Krieg unter gewissen Ceremonien, welche Feierlichkeiten den jähen Ausbruch wilder Leidenschaften zurückhalten sollten.

Zu ähnlicher Absicht diente auch die göttliche Verehrung des Jupiter, Terminalis oder des Gottes Terminus (Grenze) *), dem alle Grenzsteine geheiligt wurden. Bei diesem sollten jährlich unblutige Opfer dargebracht werden, damit theils die Grenze immer in Erinnerung gehalten würde, theils, damit die Bewahrung oder Verletzung derselben als eine Religionssache und als eine Angelegenheit der Götter angesehen werden möchte. Und wie diese Grenzsteine nicht bloß das Gebiet der Römer von dem der benachbarten Völker schieden, sondern auch die Ländereien der einzelnen Bürger von einander bezeichneten, so sollte diese heilige Verehrung derselben nicht allein die Kriege zwischen Rom und den Nachbarn verhindern, sondern auch unter den Bürgern Roms Friede und Eintracht erhalten.

Schön ist die Sage, wie dies dem Könige gelungen, und sein frommer Sinn das ganze Volk durchdrungen habe. Die Jahre seiner Regierung verflossen im stillen Glücke ohne Trübsal, ohne Krieg. Der Tempel des Janus, den er erbaut hatte, dessen geschlossene Thüren den Frieden, die geöffneten aber den Krieg bedeuten sollten, war unter ihm stets verschlossen. Ja über ganz Italien verbreitete sich Friede und Glück, und die Völker schlossen sich mit liebendem Vertrauen an Rom, von dessen Könige der Segen der Götter ausging. So gestaltete die Sage die beiden ersten Könige Roms, und ihr gehören sie auch gänzlich an. Mit dem dritten Könige beginnt aber eine andere Zeit und mehr historischer Grund und Boden; jedoch was wir von der Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte wissen, ist noch immer von der Sage überliefert, und zum Theil durch sie umgebildet.

Die Wahl der Curien fiel nach Numas Tode (672 v. Chr.) auf Tullus Hostilius, der in der Sinnesart wieder dem Romulus glich und große Lust am Kriege fand. So brach bei Veranlassung einiger gegenseitigen Streifereien Krieg zwischen dem jugendlich aufstrebenden Rom und der alten Mutterstadt Alba longa aus. Schon standen beide Heere gerüstet zum Kampfe einander gegenüber, als man nach einer uralten, auch bei andern Völkern

*) Die Erste, welche auf diese grausame Art begraben wurde, hieß Minucia. Vollständiges Wörterbuch der Mythologie von Dr. W. Vollmer. Stuttgart 1836.

*) Der Grenzgott Terminus, welcher durch Numa Pompilius zum Schutze des Eigenthums eingeführt wurde, war gestaltet wie eine Herme, oder nur wie der untere Theil desselben, d. h. wie ein viereckiger Stein. Dieses Gottesbild wurde für so geheiligt und unverletzlich gehalten, daß, als Tarquinius dem Zeus einen Tempel auf dem tarpejischen Felsen erbauen wollte, die Priester durchaus nicht zugaben, daß der Terminus versetzt würde, und als der Stein selbst in den Tempel hineinkam, so ward man genöthigt ein Loch in dem Dach des Tempels anzubringen, damit er unter freiem Himmel stehe.

gewöhnlichen Sitte beschloß, die Entscheidung des Streites auf den Zweikampf einzelner Männer aus beiden Heeren ankommen zu lassen, mit der Bedingung, daß der Theil, dessen Verfechter unterliegen würde, sich dem siegenden Theile unterwerfen sollte.

Der Vorschlag ward angenommen, und das Schicksal selbst schien die Hand dazu zu bieten, indem in dem römischen Heere drei Brüder, deren Vater Horatius hieß, und im Albanischen drei andere aus dem Geschlechte der Curiatier sich fanden, die, von beiden Seiten auserwählt, den Kampf übernahmen. Die Fetialen bekräftigten mit ihren heiligen Gebräuchen die Giltigkeit des Vertrages und beide Heere standen als erwartungsvolle Zuschauer um die Kämpfer her. Das Zeichen ward gegeben, und mit feindseligen Waffen stürzten die Jünglinge auf einander. Nach einem langen wüthenden Kampfe sank endlich ein Römer und noch ein Römer zu Boden. Schwer verwundet standen alle drei Albaner dem einzigen noch übrigen Römer gegenüber. Ein Jubelgeschrei ertönte aus dem albanischen Lager, und der tief gebeugte römische Stolz wagte keine Hoffnung mehr zu fassen. Da entfloh plötzlich der Horatier noch durch keine Wunde entkräftet und nöthigte die drei Curiatier, ihn zu verfolgen. So trennte er die dreifache Gewalt, wohl voraussehend, daß die Feinde ihm einzeln nur ungleich, nach dem Verhältnisse ihrer schwereren oder leichteren Wunden folgen würden. Nach kurzer Flucht blieb er stehen und blickte zurück. Da sah er die drei Feinde weit von einander getrennt, und einen nur nahe hinter sich. Auf diesen stürzte er jetzt mit gewaltiger Wuth los, durchbohrte ihn, und rannte auf den Zweiten. Durch alle Lüfte erschallte der Zuruf der hoffnungschöpfenden Römer, und kräftig gestärkt durch die Ermunterung der Seinen, gab der Horatier auch diesem Feinde den Todesstoß. Das Geschrei der Römer verdoppelte sich, und als er auch den Dritten, der schwer verwundet und fast athemlos herbeikeuchte, mit leichter Mühe zu Boden streckte, da lief Alles auf ihn zu und begrüßte ihn jauchzend als Sieger, worauf die Albaner sich der römischen Herrschaft unterwarfen.

Stolz ging der Sieger Horatius, die Rüstungen der drei Curiatier im Triumphe tragend, an der Spitze des römischen Heeres nach der Stadt zurück. Am Thore begegnete ihm seine Schwester, sie war einem der gefallenen Albaner verlobt gewesen, und da sie jetzt dessen Gewand, von ihr selbst gewirkt, unter den Siegeszeichen ihres Bruders erblickte, fing sie laut zu jammern an. Sie rang die Hände, löfete das Haar und nannte schmerzlich klagend den Namen des Geliebten. Im Taumel seines Sieges erbitterte das den wilden Sinn des Bruders, dem diese einzige Klage unter tausend Tönen der Freude ein Verbrechen zu seyn schien. Er fuhr daher die Schwester wild an, und stieß sie mit seinem noch blutigen Schwerte nieder. »Geh hin zu Deinem Buhlen,« sprach er, »mit Deiner unzeitigen Liebe, Unwürdige, die Du der todten Brüder und des Lebenden, so wie Deines Vaterlandes vergessen hast! So fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauern wird.«

So groß aber das Verdienst des Schwestermörders um das Vaterland war, so wurde er doch vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Jedoch die letzte Entscheidung blieb dem Volke, und dieses, gerührt durch des Vaters flehentliche Bitten, ihn nicht seines letzten Kindes zu berauben, sprach den Horatius von der Todesstrafe frei. Uebrigens mußten Reinigungsopfer zur Entsündigung dargebracht werden, und der Schuldige selbst ward von den Lictoren mit verhülltem Gesichte unter einer Art von Galgen, d. h. unter einem auf zwei Pfählen ruhenden Balken durchgeführt *). So glaubte man die göttlichen und weltlichen Gesetze zu befriedigen.

Indessen dachte Fuffetius, der Feldherr der Albaner, welche das römische Joch mit Unwillen ertrugen, heimlich auf Mittel, seine Vaterstadt wieder zu befreien, und hetzte die Fidenater und Vejenter, zwei andere Nachbarn Roms gegen dasselbe auf, mit dem Versprechen, wenn es zur Schlacht kommen wird, so wolle er mit seinen Albanern zu ihnen übergehen.

König Tullus rückte nun den Feinden entgegen, bot die Albaner auf, zu ihm zu stossen, und stellte sie unter den Fuffetius auf den rechten Flügel. Das Treffen begann, und Tullus stürzte sich auf die Vejenter, während Fuffetius statt auf die Fidenater einzuhauen, sich allmälig rechts herumzog um abzuwarten, auf welche Seite sich der Sieg neigen würde; da er es noch nicht wagte, sich öffentlich als Verräther zu zeigen, und mit den Feinden sich zu vereinigen. Ein Reiter sprengte, dieses bemerkend, zum Tullus heran, und meldete ihm die Bewegung der Albaner mit ihrem Anführer, worüber dieser nicht wenig erschrack; doch sich schnell fassend, rief er mit scheinbarer Freude, daß die Vejenter es hören konnten, diese Bewegung geschehe auf seinen Befehl, daß die Albaner die Fidenater umzingelten. Bei diesen Worten sank den Vejentern der Muth, und bald ergriffen sie auch die Flucht, in welche sie die getäuschten und unschlüssigen Fidenater mit fortrissen, so, daß die Römer einen glänzenden Sieg davon trugen. Nach der Schlacht stattete Fuffetius dem Könige seinen Glückwunsch ab, wofür ihm dieser, mit einer freundlich angenommenen Miene, dankte. Allein am andern Morgen berief er beide Heere zu einer Versammlung, und befahl, daß die Römer die Albaner, welche sich neugierig um den König drängten, bewaffnet umgeben sollten. Hierauf sprach er: »Römer, wenn uns jemals in einer Schlacht die Götter sichtbar beigestanden haben, so ist es gestern gewesen, denn — ihr wißt es selbst noch nicht — nicht allein mit den Feinden habt ihr gekämpft, sondern auch mit der Verrätherei unserer Freunde. Nicht auf meinen Befehl zogen die Albaner von unserer Seite fort, nein — es war ihr heimlicher Plan, zu den Feinden überzugehen. Doch nicht auf das Heer

*) Diese Art von Demüthigung wurde nachmals oft in den Kriegen gegen Feinde, die sich ergeben hatten, gebraucht. Die damals gebrauchten Balken zeigte man noch in späteren Zeiten in Rom.

schiebe ich die Schuld, denn dieses folgte nur dem Befehle seines Führers. Aber ich denke, Niemand soll wieder etwas Aehnliches wagen, so wahr ich an diesem ein schreckliches Beispiel geben will.« Nun umringten Bewaffnete den Fuffetius und der König fuhr in seiner Rede fort: »ich habe beschlossen, das ganze Volk der Albaner nach Rom herüber zu führen, und so aus beiden Städten eine Stadt zu machen, wie sie beide vormals aus einer hervorgegangen sind.« Die Albaner, unbewaffnet und von Bewaffneten umgeben, schwiegen; zum Fuffetius aber sprach Tullus: »so wie Du zwischen Römern und Fidenatern doppelsinnig geschwankt hast, so soll auch Dein Körper jetzt zwiefach zertheilt werden.« Er gab hierauf den schrecklichen Wink, und Fuffetius ward von angespannten Pferden lebendig zerrissen. Jedermann wandte von dem unmenschlichen Schauspiele die Augen weg, welches in der ganzen römischen Geschichte das erste und letzte in seiner Art gewesen ist. Inzwischen ward auch schon Reiterei nach Alba longa abgeschickt, um die Menge nach Rom zu führen, während die nachziehenden Legionen die Stadt zerstörten. Traurig zogen die Einwohner fort, denen Tullus jetzt einen neuen bisher unbebauten Hügel, den cölischen zum Wohnsitz einräumte, und diesen mit Rom vereinigte, welches durch solche Verstärkungen im Kurzen, allerdings eine ansehnliche Größe erhalten mußte.

Noch andere Kriege werden dem Tullus zugeschrieben, bis endlich der Zorn der Götter, wegen der Versäumniß ihres Dienstes bei den vielen Kriegen, erwachte, und sich in Wunderzeichen und Seuchen offenbarte. Erschrocken nahm Tullus zu allerlei abergläubischen Gebräuchen seine Zuflucht, aber mitten in einer Beschwörung fuhr ein Blitzstrahl herab, der ihn, nachdem er 32 Jahre regiert hatte, mit seinem ganzen Hause verbrannte.

Ancus Marcius, auf dem jetzt die Wahl zum Könige fiel, war der Enkel des Numa Pompilius, und wie es schien der Erbe seiner frommen und friedlichen Denkungsart. Der unter der vorigen Regierung vernachläßigte Dienst der Götter ward wohl sogleich wieder empfohlen und ausgeübt, aber Rom war schon zu sehr in feindliche Verhältnisse verwickelt, als das die friedliche Denkungsart des Königs mehr hätte walten können. Sabiner, Vejenter, Lateiner und andere Nachbarn Roms, zwangen den Ancus die Waffen zu ergreifen, und seines Staates sicheres Bestehen zu erkämpfen, was er auch mit Glück vollbrachte.

Während der 24jährigen Regierung dieses Königs, in welcher er den Ruhm des Krieges und die Wohlthaten des Friedens zur Verherrlichung Roms mit einander mischte, war nach der gewöhnlichen Erzählung ein reicher Fremdling Namens Lucumo mit seiner Frau nach Rom gezogen. Dessen Vater Demaratus war ein Bacchiade aus Korinth, der sich, um den Bedrückungen des Tyrannen Kypselus zu entgehen, nach Italien geschifft, und in der etruskischen Stadt Tarquinii niedergelassen hatte, wo er eine Etruskerin geheirathet. Nach dem Tode des Demaratus glaubte nun sein Sohn in Rom, wo alle Verhältnisse sich erst bildeten, leichter sein Glück machen zu können, worin ihn seine Hoffnung auch nicht täuschte, da der König und das Volk dem reichen und freigebigen Ankömmlig, der seinen Namen, in Livius Tarquinius umänderte, willig aufnahmen *). Kaum waren einige Jahre verflossen, als Tarquinius auch in den Kriegen seine Tapferkeit rühmlichst bewährte, und zu den angesehensten Personen Roms gezählt wurde.

Ancus Marcius übertrug ihm daher bei seinem Tode die Vormundschaft über seine beiden unmündigen Söhne, und das Volk durch seine Vorstellungen gewonnen, wählte ihn mit Uebergehung der beiden königlichen Kinder zum Könige von Rom. Mit dieser Wahl hatte man auch allerdings Ursache zufrieden zu sein, denn der neue König zeigte in seinen kriegerischen Thaten gegen die Sabiner und Lateiner, welche er besiegte, römische Kraft und römischen Sinn, und in den Werken des Friedens, den Verschönerungen Roms, seine etruskische Cultur. Ihm verdankte Rom die Cloaken, durch welche aller Schmutz aus den Straßen der Stadt und den einzelnen Häusern in die Tiber geleitet wurde. Ebenso nützlich für Rom war die steinerne Mauer, welche um die Stadt gezogen wurde. Mehr zur eigentlichen Verschönerung diente die Anlage eines großen Platzes zu öffentlichen Kampfspielen und Leibesübungen, die unter dem Namen des Circus maximus bekannt ist, und nachmals immer mehr verschönert wurde. Rings umher gingen in immer steigender Erhebung Bänke, die nach den Curien vertheilt wurden. Der Umfang war so groß, daß er 150,000 oder wie Einige angeben 250,000 Menschen umfaßte. Zu dem berühmten Jupiterstempel auf dem capitolinischen Hügel legte dieser König ebenfalls den ersten Grund, so wie er auch das Forum, oder den zu den öffentlichen Volksversammlungen bestimmten Ort verschönerte. Tarquinius erreichte beinahe das achtzigste Jahr seines Lebens, starb aber dennoch keines natürlichen Todes, sondern fiel als ein spätes Opfer lang verhaltener Rache. Die beiden Söhne des Ancus Marcius räumten ihn nämlich aus dem Wege, als sie sahen, daß er damit umging, einen Nachfolger zu bestimmen, wobei sie wieder übergangen werden sollten, da sie doch ein nahes Recht zum Throne zu haben glaubten. Auf ihr Anstiften mußten daher Hirten mit ihren Holzhauerwerkzeugen, zankend und lärmend in das Haus des Königs dringen, und den König zu sprechen begehren, der nach der damaligen einfachen Sitte als Richter ihren Streit entscheiden sollte. Der alte Tarquinius kam heraus, und während er der erdichteten Erzählung des Einen aufmerksam zuhörte, schlug ihn der Andere mit der Art plötzlich nieder, worauf Beide schnell entflohen (578 v. Chr.).

*) Vielleicht war aber Tarquinius ein römisch-etruskischer Großer, denn darauf deutet wenigstens der Name, den er zuerst in Rom führte, da Lucumo einen etruskischen Fürsten bedeutet.

Tarquinius Nachfolger, Namens Servius Tullius, dem die alte Dichtung zum Sohn eines Gottes machte, stammte nach einer spätern Erzählung aus einem guten Geschlechte in der lateinischen Stadt Corinculum ab, war aber, da seine Vaterstadt von den Römern erobert wurde, und sein Vater in der Schlacht blieb, in Rom geboren, wo seine Mutter als Gefangene und Sklavin in das Haus des Tarquinius gekommen war. Als Servius noch ein zartes Kind war, brannte ihm einst, so erzählt die Sage, das Haupthaar wie in hellen Feuerflocken, die bei seinem Erwachen auf einmal verschwunden waren. Die Gemalin des Tarquinius, die Königin Tanaquil, in etruskischer Weisheit wohl bewandert, erklärte dieses Wunderzeichen als eine durch die Götter gegebene Vorbedeutung von dem künftigen Glanze des Knaben, und so wurde auf ihren Rath Servius wie ein königliches Kind, und für die höchsten Würden erzogen. Da er sich auch wirklich durch Geist und Tapferkeit vor Allen auszeichnete, so gaben ihm Tanaquil und Tarquinius ihre Tochter und mit derselben vielfachen Antheil an der Regierung. Auch das Volk ehrte diesen glücklichen und würdigen Emporkömmling, worauf Tanaquil die Hoffnung baute, den geliebten Schwiegersohn einst als König von Rom zu sehen. Als nun Tarquinius ermordet war, und das Volk über die Verfolgung der Mörder neugierig und bestürzt zusammenlief, ließ Tanaquil sogleich die Königsburg verschließen und den Servius rufen. Nachdem dieser herbeigeeilt war, zeigte sie ihm den entseelten Leichnam, und beschwor ihn, den Tod seines Schwiegervaters zu rächen. Zugleich entflammte sie seinen Ehrgeiz, und sprach: »Nicht die Mörder müssen herrschen, Dein ist das Reich, wenn Du ein Mann bist.« — Darauf rief sie aus einem obern Fenster dem gewaltig eindringenden Volke zu, der König lebe noch, und sei nicht gefährlich verwundet, während der Krankheit werde Servius seine Stelle vertreten, dessen Befehle man gehorchen möge.

Servius erschien hierauf mit dem Königsmantel, entschied Streitigkeiten, stellte sich manchmal, als ob er erst mit dem kranken Könige Rücksprache nehmen müßte, und gewöhnte so nach und nach daß Volk an seine Herrschaft, daß man keinen Anstand mehr nahm, den Tod des Tarquinius bekannt zu machen, worauf die Curien den Servius in der Herrschaft bestätigten.

Schon seine Vorgänger, gleich groß im Kriege und im Frieden, erweiterten die Macht, und erhöhten die Polizirung, den Wohlstand und selbst den Glanz ihrer volkreichen Stadt; Servius Tullius gab ihr aber noch eine veränderte Verfassung. Bis auf ihn nämlich waren die Plebs, oder der Inbegriff der gemeinen Freien — als ohne Stimmrecht in den Curien — politisch unmündig gewesen *).

Servius Tullius bildete sie zum eigenen Stande durch Einführung einer neuen Art von Comitien (Reichstage), worauf alle Freien Stimmen, aber mittelst einer weise ersonnenen Eintheilung nur eines verhältnißmäßigen Gewichts der Stimmen sich erfreuen sollten. Denn er erkannte wie mehrere der größten Gesetzgeber, daß nicht die unbedingte Gleichheit — wobei der rohe Pöbelhaufen durch seine Menge vorherrscht — sondern ein nach dem Verhältnisse des Eigenthums bestimmtes Maß des politischen Rechts, die tauglichste Grundlage einer wahren Politik, d. h. einer, vor Anarchie gesicherten Republik sei. Daher theilte er nach der Stufenfolge des Vermögens die römischen Bürger in sechs Klassen, und diese weiter in 193 Centurien (eine Zahl von hundert Mann), jedoch dergestallt ein, daß die erste Klasse, die der reichsten, wiewohl sie die wenigsten Köpfe enthielt, dennoch mehr Centurien als alle übrigen Klassen zusammen genommen, und also auch mehr Stimmen auf den Comitien hatte; die letzte Klasse aber, die ärmste und zahlreichste von Allen nur eine einzige Centurie bildete.

Diese Anordnung vollkommen zu rechtfertigen, sollten auch die Lasten des Staates in eben dem Verhältnisse, wie der politische Einfluß vertheilt werden. Darum wurden die frühern Befreiungen der Vornehmeren von solchen Lasten abgeschafft, und dagegen die sechste Klasse durchaus der Kriegsdienste und des Tributs enthoben. So glaubte also Servius alle Parteien befriedigt zu haben. Aber bei allen dem blieb es nicht vergessen, daß er der Sohn einer Sklavin sey, und so mochte in den Augen des stolzen Adels die weiseste und wohlthätigste Verwaltung den Flecken der niedern Geburt nicht tilgen. Es wurde eine Verschwörung gegen ihn gestiftet, an deren Spitze sein eigener Schwiegersohn Tarquin und seine Tochter Tullia standen. Tullius hatte seine zwei Töchter mit den nachgelassenen Söhnen des Tarquinius, Namens Lucius und Aenus vermält. Der sanften ältern Tullia gab er den wilden Lucius zum Gemale, die ungestüme jüngere Tullia bekam dagegen den friedlichen Aenus; denn so hoffte er die heftigen Gemüther durch die Verbindung mit den sanften zu mildern. Aber er hatte sich verrechnet, dem Tarquin ward seine allzuzarte Gemalin verhaßt und verächtlich, und der sanfte Aenus ward seiner wilden Gattin ein Spott, die ihre Schwester beneidete, daß sie an einen Mann gekommen sey, der Muth und Feuer besitze. Wäre sie nur seine Gattin geworden, ließ sie sich oft gegen Lucius verlauten, bald würde sie die königliche Würde in ihrem eigenen Hause sehen. Die gleiche Gesinnung machte die beiden Herrschsüchtigen bald vertraut, und kurz hintereinander fielen Aenus und die Frau des Lucius als Opfer dieser Vertraulichkeit. Der Bruder-

*) Das ächt klassische Werk B. H. Niebuhr's römische Geschichte (Berlin 1830), hat das Schwankende und Widersprechende in den Darstellungen der römischen Verfassung, sowohl bei den alten Historikern, als bei den sonst gründlichsten unter den neuern Geschichtsforschern gleich scharfsinnig als gelehrt hier befestigt, dort berichtigt oder ausgeglichen, und aus Allem ein durch innern Zusammenhang verbundenes, lichtvolles Ganze gebildet.

mörder Tarquin heirathete die Schwestermörderin Tullia und der unglückliche alte Servius konnte nicht verhindern, was er verabscheuen mußte.

Aber dieses war nur ein Vorspiel zu weit empörenderen Gräuelthaten. Um den Servius noch vor seinem Tode der königlichen Würde zu berauben, brachte Tarquin viele Senatoren durch Geschenke und noch größere Versprechungen auf seine Seite. Als er nun glaubte, daß es Zeit zum Handeln sey, zog er die Larve ab und erschien mit einem Haufen Bewaffneter auf dem Forum (Gerichtshof), wo er den Senat als Herrscher zusammenberief. In der Versammlung ließ er sich auf dem Sitze des Königs nieder, und hielt eine Rede gegen die Regierung desselben. Der alte König, sogleich davon benachrichtigt, eilte voll Zorn unter geringer Begleitung nach dem Senat, und wollte den Unverschämten vom Throne herunterstossen. Aber Tarquin jünger und stärker, ergriff den königlichen Greis und stürzte ihn über die Treppe auf dem Markte hinunter. Der Unglückliche wollte, von Blut triefend und kraftlos, sich durch die Hilfe einiger Freunde unterstützt, von da wegschleppen, aber bald ereilten ihn wieder die von Tarquin nachgeschickten Mörder und raubten ihm das noch übrige Leben.

So hatte es Tullia gewollt, die auf ihrem Wagen nach dem Markte eilte, und den auf der Treppe stehenden Gemal zuerst als König begrüßte. Ja so sehr soll diese Tochter die Natur verläugnet haben, daß sie bei ihrer Rückfahrt nach Hause, mit ihrem Gespanne über den Leichnam ihres Vaters, triumphirend hinwegrollte, und das Blut den Penaten (Hausgöttern) zum Opfer brachte.

So war Tarquin durch ein Verbrechen zum Throne gelangt, den er durch Gewaltthaten auch zu behaupten suchte. Er sicherte seine Person durch eine Leibwache, und ließ, wie erzählt wird, Senatoren, Vornehme und Reiche tödten, oder verbannte sie, und zog ihr Vermögen ein. In dem so entkräfteten Senat wählte er keine neuen Mitglieder, und die noch vorhandenen rief er nicht mehr zusammen. Dabei machte er seine Herrschaft den benachbarten Völkern furchtbar, vollendete die Unterjochung der Lateiner, befestigte die Hegemonie (Oberherrschaft) Roms, erbaute den dreifachen Tempel auf dem Capitolium und verdoppelte die Macht der unsterblichen Stadt. Allein, so glanzvoll auch das Königthum erschien, und welche Aussichten es noch in der Ferne zeigte, so war es doch nicht der Weg, auf welchem das römische Volk sein Ziel erreichen sollte. Der König war eifersüchtig auf seine Herrschaft, hart und oft willkürlich streng gegen das Volk, nachläßig und herrisch gegen den Senat, wodurch er sich vorzüglich bei den Patriziern verhaßt machte. Zudem war der Umsturz der Verfassung schon längst von den angesehenen Geschlechtern gewünscht, dessen Ausführung jetzt ein zufälliges Ereigniß herbeiführte.

Während nämlich Tarquin mit einem Theile des Heeres Ardea, die Hauptstadt der Rutuler, einige Meilen unterhalb Rom, belagerte, war die Gemalin des Collatinus, eines im Lager befindlichen Vetters der Tarquinier, die berühmte Lucretia, von dem Sohne des Königs Sextus Tarquinius in Rom gewaltsam entehrt worden, und die tugendhafte Frau, welche diesen Schimpf nicht zu ertragen vermochte, gab sich jetzt selbst den Tod.

Mitgefühl und Bewunderung eines solchen heroischen Untergangs entflammten den Abscheu, den die freche Schandthat erregte, und den Haß gegen die frevelnden Tyrannen im höchsten Grade.

Alle Umstände waren den Patriziern jetzt äußerst günstig, denn das Heer, auf dessen Beistand sich der König am meisten verlassen konnte, war außerhalb der Stadt, während sich innerhalb derselben die Kinder und Gattinen der Soldaten, also lauter Unterpfänder für die Patrizier, befanden.

Gleich nach der That setzten sich diese durch die Verschließung der Thore in den Besitz der Stadt. L. Junius Brutus *), ein Verwandter des königlichen Hauses und der Oberste der Ritter, welcher der Verfolgung des Tarquin nur durch verstellten Blödsinn entgangen war, rief das Volk zusammen, zeigte ihm den blutigen Leichnam der Lucretia und schilderte die Unthaten des Tarquin, das Unrecht, welches die Patrizier erlitten, endlich auch die Schmach des Volkes selbst, mit lebhaften Farben, und ließ dabei in den Reichthümern und dem Einverständnisse aller Patrizier, so wie in den abgeneigten Gesinnungen vieler Bundesvölker Hilfsmittel sehen, die stark genug seyn würden, eine lange befestigte Tyrannei zu stürzen.

Hierauf ward in der Volksversammlung sogleich beschlossen, und durch feierliche Eide bekräftigt, daß Tarquin mit seinem ganzen Stamme aus Rom und dem römischen Gebiete verbannt, und daß Jeder, der zu seinem Vortheile etwas thun oder reden würde, des Todes schuldig seyn sollte. Nach der neuen Verfassung, die jetzt angenommen wurde, sollte die Königswürde, nachdem solche 244 Jahre zu Rom gedauert hatte (510 v. Chr.), auf immer abgeschafft werden, zwei Consuln (Staatsberather) jährlich abwechselnd und aus den Patriziern zu wählen, sollten die Stelle der Könige ersetzen, und der Senat (Staatsrath) mit erneuerter Wichtigkeit denselben zur Seite stehen. Von den Ehrenzeichen der vorigen Herrscher behielt man nur den elfenbeinernen Stuhl, worauf sie Recht sprachen, und die zwölf Lictoren mit den Beilen und den Fasces (Strafbündel), ein Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit, welches von den Gerichtsdienern den höhern Magistratspersonen vorgetragen wurde. Aber die goldene Krone nebst dem purpurnen mit Gold durchwirkten Mantel sollte nur bei Festen und Triumphzügen gebraucht werden, wo eine

*) Die römischen Vornamen werden in der Regel nur mit einem Buchstaben bezeichnet, als: A. Aulus, C. Cajus, Cn. Cnäus, D. Decimus, L. Lucius, M. Marcus, M. Manius, P. Publius, Q. Quintus, S. Sextus, T. Titus, Ti. Tiberius. Der zweite Name ist der des Geschlechts, durch den dritten werden die Zweige der großen Geschlechter unterschieden. Zu allen diesen kommt zuweilen noch ein Beiname hinzu.

Schrecken erregend als selbst erschrocken, blickte er um sich her und sprach: »Ein römischer Bürger bin ich, Mucius ist mein Name. Ich habe als Feind den Feind ermorden wollen und scheue jetzt nicht den eigenen Tod. Männlich handeln und männlich leiden, Beides ist römisch. Ich bin nicht der Einzige, der diese Gesinnungen gegen Dich hegt, eine lange Reihe nach mir strebt nach derselben Ehre. In jeder Stunde soll ein Mörder Dich umlauern, überall sollst Du von nun an für Dein Leben zittern, so hat die römische Jugend es geschworen. Dem allgemeinen Kampf entsagen wir, mit Dir allein wollen wir es zu thun haben.« Der König durch diese Rede erzürnt und erschreckt, drohte, ihn ins Feuer werfen zu lassen, wenn er nicht die Art der Verschwörung genauer entdecken würde. Er aber sprach: »O sieh, wie verächtlich der Körper denen ist, die großen Ruhm vor Augen sehen,« und mit diesen Worten streckte er seine rechte Hand in die lodernde Flamme des nahen Opferheerdes, und ließ sie verbrennen, während er, wie in fremde Gedanken vertieft da stand. Ein Grausen ergriff die Umstehenden, ja der König selbst ließ ihm vom Feuer wegreißen und kündigte ihm seine Freiheit an. »Gut,« sagte Mucius, »so nimm denn zum Danke für Dein Geschenk die Nachricht, daß 300 römische Jünglinge sich wider Dich verschworen haben. Wir loseten und mich traf das Los zuerst, die Folgenden werden zu seiner Zeit Dich nicht verfehlen.«

Die Angst vor diesen Gefahren und die Achtung vor dem römischen Charakter bewogen hierauf den Porsenna den Römern Frieden anzubieten; aber aus andern Nachrichten geht hervor, daß die Römer nicht nur das etruskische Gebiet, welches sie in frühern Kriegen erobert hatten, zurückgeben, und für die Erhaltung eines dauerhaften Friedens Geiseln stellen, sondern sich dem siegenden Könige gänzlich ergeben mußten.

Viele andere Kriege folgten, meistens gegen lateinische Städte, welche den bedrängten Zustand Roms zur Wiedererlangung der Selbstständigkeit zu nützen vermeinten, und überhaupt gegen alle Nachbarn geringfügiger Grenzstreitigkeiten wegen.

Erst nach ihrer Niederlage am See Regillus, wo von beiden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit gekämpft ward, und in welcher seine Söhne und der Schwiegersohn des Tarquin blieben, kehrten die Lateiner zur Anerkenntniß der Hoheit Roms zurück, zu deren Aufrechthaltung schon Servius Tullius gemeinschaftliche Feste, und Tarquin einen gemeinsamen Landtag verordnet hatten.

Der alte Tarquin, der indessen ein neunzigjähriger Greis geworden, und aller seiner Kinder durch die bisherigen Kämpfe beraubt ward, flüchtete endlich nach Cumae, einer Stadt Campaniens, wo er auch bald starb. So endete sich der 13jährige Kampf der römischen Republik gegen ihren ehemaligen König; aber es folgte daraus kein Zustand der Ruhe weder nach Außen, noch im Innern. Die Aufhebung der königlichen Gewalt, durch welche die bisherigen Kämpfe veranlaßt worden waren, hatten dem Volke gegenüber die Macht der Patrizier (Adel) außerordentlich erhöht, und seitdem diese keinen äußern Feind mehr zu fürchten hatten, zeigten sie auch weit weniger Schonung und Rücksicht gegen die Plebejer (Bürger, Volk). Dadurch entstand eine Reibung beider Stände gegen einander, denn unwillig trugen diese das Joch, das man ihnen auflegte, und vorzüglich die Härte, womit patrizische Gläubiger dürftige Schuldner behandelten, da nach dem Gesetze der 12 Tafeln der Gläubiger den Schuldner, statt ihn zu verkaufen, sogar tödten, und wenn mehrere Gläubiger waren, ihn in Stücke zerhauen konnten *).

Mit Mühe konnte Rom die Angriffe der benachbarten Völker der Aequier, Sabiner, Volsker abwehren, da jetzt die Plebejer sich gegen den Druck der Patrizier, der einzigen Waffe, die ihnen zu Gebote stand, nämlich der Verweigerung des Kriegsdienstes, bedienten. Als nach der Schlacht am Regillus Krieg mit den Volskern und Sabinern entstand, erschien ein alter Mann in schmutzigen Lumpen, bleich und abgehungert, mit verwildertem Bart und Haupthaare auf dem Markte, und erzählte der zusammengelaufenen Menge, die in ihm einen wackern Hauptmann erkannte, »daß er des Kriegsdienstes wegen seinen Acker habe vernachläßigen müssen, dann hätten die Feinde Alles verbrannt und geplündert; dadurch sey er in Schulden gerathen, die durch den Wucher angewachsen, ihn in die Knechtschaft gestürzt, wo er auf das unmenschlichste behandelt wurde.« Bei diesen Worten zeigte er auf seinen Rücken, wo die Spuren der erlittenen blutigen Mißhandlungen noch sichtbar waren. Darüber aufgebracht, durchtobte das Volk die Stadt, und stellte sich nicht eher zum Kriegsdienste als bis der Consul P. Servilius erleichternde Verordnungen bekannt machen ließ. Nun erst wurden die Feinde geschlagen, aber kaum war der Krieg beendigt, so weigerten sich die Patrizier die Zusage zu erfüllen und man fing wieder an, gegen die Schuldner mit Härte zu verfahren, worauf aber der Dictator (Machtsprecher) M. Valerius, der die frühern Auftritte voraussah, voll Unwillen seine Stelle niederlegte. Wirklich zogen auch die noch außerhalb der Stadt befindlichen Legionen auf den nahe gelegenen heiligen Berg, verschanzten sich dort, und wählten sich einen Anführer.

Nach langen Berathungen, wie man der Stadt aus dieser Noth helfen solle, beschloß endlich der Senat, Abgeordnete hinaus zu senden und über die Bedingung der Rückkehr zu unterhandeln, wozu sich auch das Volk geneigt zeigte, jedoch unter Bedingungen, welche die Wiederkehr der gegenwärtigen Uebel verhindern sollten. Wollten also die Patrizier nicht den gänzlichen Untergang des Staates hereinbrechen sehen, so mußten sie dem Volke Einiges bewilligen, was darin bestand, daß man die Schulden der Unvermögenden tilgte, und die noch Schuldknechte waren, frei gab. Zugleich erhielt auch das Volk das Recht, aus ihrer Mitte Beamte unter den Namen

*) Bethmann-Hollweg, Handbuch des Civilprocesses. Abth. 1. Bd. 1. Seite 300.

solche Pracht nur die Feier und die Großthaten, nicht die Person über die Gebühr verherrlichte.

L. Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus waren die ersten Consuln, welchen die Leitung des jetzt republikanischen Staates übertragen ward.

Mit welcher Ruhe, Mäßigung und scheinbarer Eintracht das römische Volk bei der Abschaffung des Königthums auch verfahren, so wurde doch diese wichtige Revolution nicht ohne Blutvergießen zu Ende gebracht.

Tarquin durch einen geheimen Anhang in Rom selbst, und durch die auswärtigen Besitzungen seines Hauses stark, versuchte dreizehn Jahre lang, durch List und Gewalt die Wiedererlangung der Herrschaft; aber Alles schlug fehl. Schon waren die Unterhandlungen, an deren Spitze die eigenen Söhne des Brutus und nahe Verwandte des Collatinus standen, weit gediehen, als ein Sklave die Verschwornen bei ihren Berathschlagungen belauschte und das Verhaben dem Consul hinterbrachte Auf eine härtere Probe konnte wohl des Brutus Haß gegen den Tyrannen und seine Liebe zu der neuen Verfassung nicht gestellt werden. Als Consul sollte er jetzt über die eigenen Söhne das Todesurtheil sprechen! Aber Brutus schwankte keinen Augenblick zwischen den Forderungen der Natur und des Vaterlandes.

Nachdem die Schuldigen gefangen genommen waren, ließen die Consuln auf den folgenden Morgen das Volk zu den Comitien berufen. Alles war tief erschüttert unter den Gefangenen auch die Söhne des Brutus an Pfähle gebunden, und den Vater auf dem Richterstuhle zu sehen, der sie verurtheilen sollte. Collatinus weinte, und selbst der strenge Valerius saß stumm da. Aber Brutus stand gefaßt auf und befahl den Lictoren, nachdem die Schuld unwidersprechlich erwiesen worden, das Gesetz zu vollziehen. Weder die Bitten des Volkes noch seiner Söhne änderten seinen Entschluß; ja er selbst wohnte dem schrecklichen Schauspiele mit Standhaftigkeit bei, und verließ erst die Versammlung nach der Hinrichtung, in die er jedoch wieder zurückgerufen ward, da Collatinus nicht so entschlossen, seine schuldigen Vettern zu retten wünschte.

Brutus aber, der sich selbst nichts nachgegeben hatte, war hier noch unerbittlicher, und da Collatinus schon früher auch dafür gestimmt hatte, dem Tarquin sein Eigenthum zurück zu geben, so sah Brutus darin eine noch schwankende Gesinnung, die ihm nicht zuträglich für den jungen Staat schien, und brachte es dahin, daß Collatinus seine Würde niederlegen und Rom verlassen mußte, an dessen Stelle dann P. Valerius trat.

Nach diesem mißlungenen Versuche wendete sich Tarquin an den mächtigen Lucumo Porsenna, König des etruskischen Clusium, der mit großer Macht und ungewarnt herbeikam, seinen Freund wieder einzuführen. Gefährlich war der Angriff, aber der Heldenmuth eines Horatius Cocles und die schaudervolle That des irokenmäßigen Mucius Scävola retteten — wie es heißt — die Stadt.

Porsenna kam nämlich mit einem so zahlreichen Heere herbei, daß die römische Besatzung von dem wichtigen Janiculum sogleich vertrieben und das Heer, welches am Fuße desselben, an den Ufern der Tiber stand, geschlagen wurde. Die Feinde wären auch bald über die hölzerne Brücke mit den fliehenden Römern in die Stadt eingedrungen, hätte sie nicht ein beldenmüthiger Mann Horatius Cocles aufgehalten. Er beschwor die Fliehenden bei allen Göttern zu bleiben, und ermahnte sie die Brücke mit Feuer und Eisen, und welcher Gewalt sie sonst könnten, abzubrechen. »Ich,« sagte er, »will indessen dem Uebergange wehren, so viel mein einzelner Körper vermag.« Es geschah, und unter so vielen Rücken erblickten die Feinde allein seine Brust ihnen zugekehrt, bereit, sie Alle zu empfangen. Nur noch zwei Andere hielt die Schaam bei ihm zurück, und diese drei Männer wollten einem ganzen Heere den Weg über die Brücke versperren. Indessen wurden hinter und unter ihnen die Pfähle eiligst zerhauen und die Römer riefen ihre getreuen Streiter zurück. Doch nur die beiden Andern gingen; Horatius blieb allein stehen, und wehrte sich so lange bis er hinter sich das Geprassel der zerbrochenen Brücke und das Jubelgeschrei der jenseits stehenden Römer hörte. Nun rief er: »heiliger Flußgott nimm mich mit günstiger Welle auf,« und stürzte mit der ganzen Rüstung in den Fluß hinab. Unverletzt schwamm er durch den Hagel der ihm nachgeschleuderten Wurfspieße zu den Seinen hinüber, die ihn mit Lobsprüchen und Geschenken belohnten.

Indessen beherrschte Porsenna den Fluß und alle Zugänge zu der Stadt, und die Söhne des Tarquin setzten an das jenseitige Ufer über und verheerten durch Streifzüge das römische Gebiet.

Eine fürchterliche Hungersnoth entstand bei den Belagerten, und da die Römer keinen allgemeinen Ausfall mehr wagten, so erwartete Porsenna die Uebergabe der stolzen Stadt, und in diese Tarquin mit Gewißheit schon seinen Einzug. Auch die Römer verzweifelten an einem glücklicheren Ausgang der Sache, bis endlich ein junger Mann Namens Mucius Scävola auftrat. Er stellte dem Senat die Ermordung des Porsenna als das einzige Rettungsmittel dar, und bot sich selbst zur Ausführung an.

Die Noth hob die Bedenklichkeit über die Schande einer solchen That, und die Begeisterung, welche das Entstehen neuer Verhältnisse in den Gemüthern der Mitlebenden hervorruft, ließ den Mucius die Gefahr eines solchen Unternehmens verachten.

Mit einem Dolche unter dem Mantel ging er in das Lager und drängte sich in den dichtesten Haufen vor den königlichen Sitz, wo eben den Soldaten der Sold ausgezahlt wurde. Neben dem Könige saß sein Schreiber, beide fast gleich gekleidet, so, daß Mucius, der nicht wußte, welcher Porsenna sey, auch durch Fragen sich nicht verrathen durfte, von ungefähr geleitet auf den Schreiber losstürzte und statt des Königs diesen ermordete. Ergriffen und entwaffnet, sollte er bekennen wer er sey; aber mehr

Brutus vlastniho syna ksmrti odsoudi

Bruto pronuncia la sentenza di morte contro il proprio figlio

Brutus tulojdon fia felett mondja kra halálitéletet.

Brutus spricht das Todesurtheil über seine eigenen Söhne

N°9

gewöhnlichen Sitte beschloß, die Entscheidung des Streites auf den Zweikampf einzelner Männer aus beiden Heeren ankommen zu lassen, mit der Bedingung, daß der Theil, dessen Verfechter unterliegen würde, sich dem siegenden Theile unterwerfen sollte.

Der Vorschlag ward angenommen, und das Schicksal selbst schien die Hand dazu zu bieten, indem in dem römischen Heere drei Brüder, deren Vater Horatius hieß, und im Albanischen drei andere aus dem Geschlechte der Curiatier sich fanden, die, von beiden Seiten auserwählt, den Kampf übernahmen. Die Fetialen bekräftigten mit ihren heiligen Gebräuchen die Giltigkeit des Vertrages und beide Heere standen als erwartungsvolle Zuschauer um die Kämpfer her. Das Zeichen ward gegeben, und mit feindseligen Waffen stürzten die Jünglinge auf einander. Nach einem langen wüthenden Kampfe sank endlich ein Römer und noch ein Römer zu Boden. Schwer verwundet standen alle drei Albaner dem einzigen noch übrigen Römer gegenüber. Ein Jubelgeschrei ertönte aus dem albanischen Lager, und der tief gebeugte römische Stolz wagte keine Hoffnung mehr zu fassen. Da entfloh plötzlich der Horatier noch durch keine Wunde entkräftet und nöthigte die drei Curiatier, ihn zu verfolgen. So trennte er die dreifache Gewalt, wohl voraussehend, daß die Feinde ihm einzeln nur ungleich, nach dem Verhältnisse ihrer schwereren oder leichteren Wunden folgen würden. Nach kurzer Flucht blieb er stehen und blickte zurück. Da sah er die drei Feinde weit von einander getrennt, und einen nur nahe hinter sich. Auf diesen stürzte er jetzt mit gewaltiger Wuth los, durchbohrte ihn, und rannte auf den Zweiten. Durch alle Lüfte erschallte der Zuruf der hoffnungschöpfenden Römer, und kräftig gestärkt durch die Ermunterung der Seinen, gab der Horatier auch diesem Feinde den Todesstoß. Das Geschrei der Römer verdoppelte sich, und als er auch den Dritten, der schwer verwundet und fast athemlos herbeikeuchte, mit leichter Mühe zu Boden streckte, da lief Alles auf ihn zu und begrüßte ihn jauchzend als Sieger, worauf die Albaner sich der römischen Herrschaft unterwarfen.

Stolz ging der Sieger Horatius, die Rüstungen der drei Curiatier im Triumphe tragend, an der Spitze des römischen Heeres nach der Stadt zurück. Am Thore begegnete ihm seine Schwester, sie war einem der gefallenen Albaner verlobt gewesen, und da sie jetzt dessen Gewand, von ihr selbst gewirkt, unter den Siegeszeichen ihres Bruders erblickte, fing sie laut zu jammern an. Sie rang die Hände, löfete das Haar und nannte schmerzlich klagend den Namen des Geliebten. Im Taumel seines Sieges erbitterte das den wilden Sinn des Bruders, dem diese einzige Klage unter tausend Tönen der Freude ein Verbrechen zu seyn schien. Er fuhr daher die Schwester wild an, und stieß sie mit seinem noch blutigen Schwerte nieder. »Geh hin zu Deinem Buhlen,« sprach er, »mit Deiner unzeitigen Liebe, Unwürdige, die Du der todten Brüder und des Lebenden, so wie Deines Vaterlandes vergessen hast! So fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauern wird.«

So groß aber das Verdienst des Schwestermörders um das Vaterland war, so wurde er doch vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Jedoch die letzte Entscheidung blieb dem Volke, und dieses, gerührt durch des Vaters flehentliche Bitten, ihn nicht seines letzten Kindes zu berauben, sprach den Horatius von der Todesstrafe frei. Uebrigens mußten Reinigungsopfer zur Entsündigung dargebracht werden, und der Schuldige selbst ward von den Lictoren mit verhülltem Gesichte unter einer Art von Galgen, d. h. unter einem auf zwei Pfählen ruhenden Balken durchgeführt *). So glaubte man die göttlichen und weltlichen Gesetze zu befriedigen.

Indessen dachte Fuffetius, der Feldherr der Albaner, welche das römische Joch mit Unwillen ertrugen, heimlich auf Mittel, seine Vaterstadt wieder zu befreien, und hetzte die Fidenater und Vejenter, zwei andere Nachbarn Roms gegen dasselbe auf, mit dem Versprechen, wenn es zur Schlacht kommen wird, so wolle er mit seinen Albanern zu ihnen übergehen.

König Tullus rückte nun den Feinden entgegen, bot die Albaner auf, zu ihm zu stossen, und stellte sie unter den Fuffetius auf den rechten Flügel. Das Treffen begann, und Tullus stürzte sich auf die Vejenter, während Fuffetius statt auf die Fidenater einzuhauen, sich allmälig rechts herumzog um abzuwarten, auf welche Seite sich der Sieg neigen würde; da er es noch nicht wagte, sich öffentlich als Verräther zu zeigen, und mit den Feinden sich zu vereinigen. Ein Reiter sprengte, dieses bemerkend, zum Tullus heran, und meldete ihm die Bewegung der Albaner mit ihrem Anführer, worüber dieser nicht wenig erschrack; doch sich schnell fassend, rief er mit scheinbarer Freude, daß die Vejenter es hören konnten, diese Bewegung geschehe auf seinen Befehl, daß die Albaner die Fidenater umzingelten. Bei diesen Worten sank den Vejentern der Muth, und bald ergriffen sie auch die Flucht, in welche sie die getäuschten und unschlüssigen Fidenater mit fortrissen, so, daß die Römer einen glänzenden Sieg davon trugen. Nach der Schlacht stattete Fuffetius dem Könige seinen Glückwunsch ab, wefür ihm dieser, mit einer freundlich angenommenen Miene, dankte. Allein am andern Morgen berief er beide Heere zu einer Versammlung, und befahl, daß die Römer die Albaner, welche sich neugierig um den König drängten, bewaffnet umgeben sollten. Hierauf sprach er: »Römer, wenn uns jemals in einer Schlacht die Götter sichtbar beigestanden haben, so ist es gestern gewesen, denn — ihr wißt es selbst noch nicht — nicht allein mit den Feinden habt ihr gekämpft, sondern auch mit der Verrätherei unserer Freunde. Nicht auf meinen Befehl zogen die Albaner von unserer Seite fort, nein — es war ihr heimlicher Plan, zu den Feinden überzugehen. Doch nicht auf das Heer

*) Diese Art von Demüthigung wurde nachmals oft in den Kriegen gegen Feinde, die sich ergeben hatten, gebraucht. Die damals gebrauchten Balken zeigte man noch in späteren Zeiten in Rom.

Albinius vestalskym pannam sveho powozu podáva.

Albinio offrendo il suo carro alle Vestali

Albinius vesta szüzeknek a koesijat ajánlja

Albinius biethet den vestalischen Jungfrauen seinen Wagen.

N°10

Tarquinius Nachfolger, Namens Servius Tullius, dem die alte Dichtung zum Sohn eines Gottes machte, stammte nach einer spätern Erzählung aus einem guten Geschlechte in der lateinischen Stadt Corinculum ab, war aber, da seine Vaterstadt von den Römern erobert wurde, und sein Vater in der Schlacht blieb, in Rom geboren, wo seine Mutter als Gefangene und Sklavin in das Haus des Tarquinius gekommen war. Als Servius noch ein zartes Kind war, brannte ihm einst, so erzählt die Sage, das Haupthaar wie in hellen Feuerflocken, die bei seinem Erwachen auf einmal verschwunden waren. Die Gemalin des Tarquinius, die Königin Tanaquil, in etruskischer Weisheit wohl bewandert, erklärte dieses Wunderzeichen als eine durch die Götter gegebene Vorbedeutung von dem künftigen Glanze des Knaben, und so wurde auf ihren Rath Servius wie ein königliches Kind, und für die höchsten Würden erzogen. Da er sich auch wirklich durch Geist und Tapferkeit vor Allen auszeichnete, so gaben ihm Tanaquil und Tarquinius ihre Tochter und mit derselben vielfachen Antheil an der Regierung. Auch das Volk ehrte diesen glücklichen und würdigen Emporkömmling, worauf Tanaquil die Hoffnung baute, den geliebten Schwiegersohn einst als König von Rom zu sehen. Als nun Tarquinius ermordet war, und das Volk über die Verfolgung der Mörder neugierig und bestürzt zusammenlief, ließ Tanaquil sogleich die Königsburg verschließen und den Servius rufen. Nachdem dieser herbeigeeilt war, zeigte sie ihm den entseelten Leichnam, und beschwor ihn, den Tod seines Schwiegervaters zu rächen. Zugleich entflammte sie seinen Ehrgeiz, und sprach: »Nicht die Mörder müssen herrschen, Dein ist das Reich, wenn Du ein Mann bist.« — Darauf rief sie aus einem obern Fenster dem gewaltig eindringenden Volke zu, der König lebe noch, und sei nicht gefährlich verwundet, während der Krankheit werde Servius seine Stelle vertreten, dessen Befehle man gehorchen möge.

Servius erschien hierauf mit dem Königsmantel, entschied Streitigkeiten, stellte sich manchmal, als ob er erst mit dem kranken Könige Rücksprache nehmen müsste, und gewöhnte so nach und nach daß Volk an seine Herrschaft, daß man keinen Anstand mehr nahm, den Tod des Tarquinius bekannt zu machen, worauf die Curien den Servius in der Herrschaft bestätigten.

Schon seine Vorgänger, gleich groß im Kriege und im Frieden, erweiterten die Macht, und erhöhten die Polizirung, den Wohlstand und selbst den Glanz ihrer volkreichen Stadt; Servius Tullius gab ihr aber noch eine veränderte Verfassung. Bis auf ihn nämlich waren die Plebs, oder der Inbegriff der gemeinen Freien — als ohne Stimmrecht in den Curien — politisch unmündig gewesen *).

Servius Tullius bildete sie zum eigenen Stande durch Einführung einer neuen Art von Comitien (Reichstage), worauf alle Freien Stimmen, aber mittelst einer weise ersonnenen Eintheilung nur eines verhältnißmäßigen Gewichts der Stimmen sich erfreuen sollten. Denn er erkannte wie mehrere der größten Gesetzgeber, daß nicht die unbedingte Gleichheit — wobei der rohe Pöbelhaufen durch seine Menge vorherrscht — sondern ein nach dem Verhältnisse des Eigenthums bestimmtes Maß des politischen Rechts, die tauglichste Grundlage einer wahren Politik, d. h. einer, vor Anarchie gesicherten Republik sei. Daher theilte er nach der Stufenfolge des Vermögens die römischen Bürger in sechs Klassen, und diese weiter in 193 Centurien (eine Zahl von hundert Mann), jedoch dergestallt ein, daß die erste Klasse, die der reichsten, wiewohl sie die wenigsten Köpfe enthielt, dennoch mehr Centurien als alle übrigen Klassen zusammen genommen, und also auch mehr Stimmen auf den Comitien hatte; die letzte Klasse aber, die ärmste und zahlreichste von Allen nur eine einzige Centurie bildete.

Diese Anordnung vollkommen zu rechtfertigen, sollten auch die Lasten des Staates in eben dem Verhältnisse, wie der politische Einfluß vertheilt werden. Darum wurden die frühern Befreiungen der Vornehmeren von solchen Lasten abgeschafft, und dagegen die sechste Klasse durchaus der Kriegsdienste und des Tributs enthoben. So glaubte also Servius alle Parteien befriedigt zu haben. Aber bei allen dem blieb es nicht vergessen, daß er der Sohn einer Sklavin sey, und so mochte in den Augen des stolzen Adels die weiseste und wohlthätigste Verwaltung den Flecken der niedern Geburt nicht tilgen. Es wurde eine Verschwörung gegen ihn gestiftet, an deren Spitze sein eigener Schwiegersohn Tarquin und seine Tochter Tullia standen. Tullius hatte seine zwei Töchter mit den nachgelassenen Söhnen des Tarquinius, Namens Lucius und Aenus vermält. Der sanften ältern Tullia gab er den wilden Lucius zum Gemale, die ungestüme jüngere Tullia bekam dagegen den friedlichen Aenus; denn so hoffte er die heftigen Gemüther durch die Verbindung mit den sanften zu mildern. Aber er hatte sich verrechnet, dem Tarquin ward seine allzuzarte Gemalin verhaßt und verächtlich, und der sanfte Aenus ward seiner wilden Gattin ein Spott, die ihre Schwester beneidete, daß sie an einen Mann gekommen sey, der Muth und Feuer besitze. Wäre sie nur seine Gattin geworden, ließ sie sich oft gegen Lucius verlauten, bald würde sie die königliche Würde in ihrem eigenen Hause sehen. Die gleiche Gesinnung machte die beiden Herrschsüchtigen bald vertraut, und kurz hintereinander fielen Aenus und die Frau des Lucius als Opfer dieser Vertraulichkeit. Der Bruder-

*) Das ächt klassische Werk B. H. Niebuhr's römische Geschichte (Berlin 1830), hat das Schwankende und Widersprechende in den Darstellungen der römischen Verfassung, sowohl bei den alten Historikern, als bei den sonst gründlichsten unter den neuern Geschichtsforschern gleich scharfsinnig als gelehrt hier befestigt, dort berichtigt oder ausgeglichen, und aus Allem ein durch innern Zusammenhang verbundenes, lichtvolles Ganze gebildet.

mörder Tarquin heirathete die Schwestermörderin Tullia und der unglückliche alte Servius konnte nicht verhindern, was er verabscheuen mußte.

Aber dieses war nur ein Vorspiel zu weit empörenderen Gräuelthaten. Um den Servius noch vor seinem Tode der königlichen Würde zu berauben, brachte Tarquin viele Senatoren durch Geschenke und noch größere Versprechungen auf seine Seite. Als er nun glaubte, daß es Zeit zum Handeln sey, zog er die Larve ab und erschien mit einem Haufen Bewaffneter auf dem Forum (Gerichtshof), wo er den Senat als Herrscher zusammenberief. In der Versammlung ließ er sich auf dem Sitze des Königs nieder, und hielt eine Rede gegen die Regierung desselben. Der alte König, sogleich davon benachrichtigt, eilte voll Zorn unter geringer Begleitung nach dem Senat, und wollte den Unverschämten vom Throne herunterstossen. Aber Tarquin jünger und stärker, ergriff den königlichen Greis und stürzte ihn über die Treppe auf dem Markte hinunter. Der Unglückliche wollte, von Blut triefend und kraftlos, sich durch die Hilfe einiger Freunde unterstützt, von da wegschleppen, aber bald ereilten ihn wieder die von Tarquin nachgeschickten Mörder und raubten ihm das noch übrige Leben.

So hatte es Tullia gewollt, die auf ihrem Wagen nach dem Markte eilte, und den auf der Treppe stehenden Gemal zuerst als König begrüßte. Ja so sehr soll diese Tochter die Natur verläugnet haben, daß sie bei ihrer Rückfahrt nach Hause, mit ihrem Gespanne über den Leichnam ihres Vaters, triumphirend hinwegrollte, und das Blut den Penaten (Hausgöttern) zum Opfer brachte.

So war Tarquin durch ein Verbrechen zum Throne gelangt, den er durch Gewaltthaten auch zu behaupten suchte. Er sicherte seine Person durch eine Leibwache, und ließ, wie erzählt wird, Senatoren, Vornehme und Reiche tödten, oder verbannte sie, und zog ihr Vermögen ein. In dem so entkräfteten Senat wählte er keine neuen Mitglieder, und die noch vorhandenen rief er nicht mehr zusammen. Dabei machte er seine Herrschaft den benachbarten Völkern furchtbar, vollendete die Unterjochung der Lateiner, befestigte die Hegemonie (Oberherrschaft) Roms, erbaute den dreifachen Tempel auf dem Capitolium und verdoppelte die Macht der unsterblichen Stadt. Allein, so glanzvoll auch das Königthum erschien, und welche Aussichten es noch in der Ferne zeigte, so war es doch nicht der Weg, auf welchem das römische Volk sein Ziel erreichen sollte. Der König war eifersüchtig auf seine Herrschaft, hart und oft willkürlich streng gegen das Volk, nachläßig und herrisch gegen den Senat, wodurch er sich vorzüglich bei den Patriziern verhaßt machte. Zudem war der Umsturz der Verfassung schon längst von den angesehenen Geschlechtern gewünscht, dessen Ausführung jetzt ein zufälliges Ereigniß herbeiführte.

Während nämlich Tarquin mit einem Theile des Heeres Ardea, die Hauptstadt der Rutuler, einige Meilen unterhalb Rom, belagerte, war die Gemalin des Collatinus, eines im Lager befindlichen Vetters der Tarquinier, die berühmte Lucretia, von dem Sohne des Königs Sextus Tarquinius in Rom gewaltsam entehrt worden, und die tugendhafte Frau, welche diesen Schimpf nicht zu ertragen vermochte, gab sich jetzt selbst den Tod.

Mitgefühl und Bewunderung eines solchen heroischen Untergangs entflammten den Abscheu, den die freche Schandthat erregte, und den Haß gegen die frevelnden Tyrannen im höchsten Grade.

Alle Umstände waren den Patriziern jetzt äußerst günstig, denn das Heer, auf dessen Beistand sich der König am meisten verlassen konnte, war außerhalb der Stadt, während sich innerhalb derselben die Kinder und Gattinen der Soldaten, also lauter Unterpfänder für die Patrizier, befanden.

Gleich nach der That setzten sich diese durch die Verschließung der Thore in den Besitz der Stadt. L. Junius Brutus *), ein Verwandter des königlichen Hauses und der Oberste der Ritter, welcher der Verfolgung des Tarquin nur durch verstellten Blödsinn entgangen war, rief das Volk zusammen, zeigte ihm den blutigen Leichnam der Lucretia und schilderte die Unthaten des Tarquin, das Unrecht, welches die Patrizier erlitten, endlich auch die Schmach des Volkes selbst, mit lebhaften Farben, und ließ dabei in den Reichthümern und dem Einverständnisse aller Patrizier, so wie in den abgeneigten Gesinnungen vieler Bundesvölker Hilfsmittel sehen, die stark genug seyn würden, eine lange befestigte Tyrannei zu stürzen.

Hierauf ward in der Volksversammlung sogleich beschlossen, und durch feierliche Eide bekräftigt, daß Tarquin mit seinem ganzen Stamme aus Rom und dem römischen Gebiete verbannt, und daß Jeder, der zu seinem Vortheile etwas thun oder reden würde, des Todes schuldig seyn sollte. Nach der neuen Verfassung, die jetzt angenommen wurde, sollte die Königswürde, nachdem solche 244 Jahre zu Rom gedauert hatte (510 v. Chr.), auf immer abgeschafft werden, zwei Consuln (Staatsberather) jährlich abwechselnd und aus den Patriziern zu wählen, sollten die Stelle der Könige ersetzen, und der Senat (Staatsrath) mit erneuerter Wichtigkeit denselben zur Seite stehen. Von den Ehrenzeichen der vorigen Herrscher behielt man nur den elfenbeinernen Stuhl, worauf sie Recht sprachen, und die zwölf Lictoren mit den Beilen und den Fasces (Strafbündel), ein Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit, welches von den Gerichtsdienern den höhern Magistratspersonen vorgetragen wurde. Aber die goldene Krone nebst dem purpurnen mit Gold durchwirkten Mantel sollte nur bei Festen und Triumphzügen gebraucht werden, wo eine

*) Die römischen Vornamen werden in der Regel nur mit einem Buchstaben bezeichnet, als: A. Anlus, C. Cajus, Cn. Cnäus, D. Decimus, L. Lucius, M. Marcus, M. Manius, P. Publius, Q. Quintus, S. Sertus, T. Titus, Ti. Tiberius. Der zweite Name ist der des Geschlechts, durch den dritten werden die Zweige der großen Geschlechter unterschieden. Zu allen diesen kommt zuweilen noch ein Beiname hinzu.

solche Pracht nur die Feier und die Großthaten, nicht die Person über die Gebuhr verherrlichte.

L. Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus waren die ersten Consuln, welchen die Leitung des jetzt republikanischen Staates übertragen ward.

Mit welcher Ruhe, Mäßigung und scheinbarer Eintracht das römische Volk bei der Abschaffung des Königthums auch verfahren, so wurde doch diese wichtige Revolution nicht ohne Blutvergießen zu Ende gebracht.

Tarquin durch einen geheimen Anhang in Rom selbst, und durch die auswärtigen Besitzungen seines Hauses stark, versuchte dreizehn Jahre lang, durch List und Gewalt die Wiedererlangung der Herrschaft; aber Alles schlug fehl. Schon waren die Unterhandlungen, an deren Spitze die eigenen Söhne des Brutus und nahe Verwandte des Collatinus standen, weit gediehen, als ein Sklave die Verschwornen bei ihren Berathschlagungen belauschte und das Vorhaben dem Consul hinterbrachte. Auf eine härtere Probe konnte wohl des Brutus Haß gegen den Tyrannen und seine Liebe zu der neuen Verfassung nicht gestellt werden. Als Consul sollte er jetzt über die eigenen Söhne das Todesurtheil sprechen! Aber Brutus schwankte keinen Augenblick zwischen den Forderungen der Natur und des Vaterlandes.

Nachdem die Schuldigen gefangen genommen waren, ließen die Consuln auf den folgenden Morgen das Volk zu den Comitien berufen. Alles war tief erschüttert unter den Gefangenen auch die Söhne des Brutus an Pfähle gebunden, und den Vater auf dem Richterstuhle zu sehen, der sie verurtheilen sollte. Collatinus weinte, und selbst der strenge Valerius saß stumm da. Aber Brutus stand gefaßt auf und befahl den Lictoren, nachdem die Schuld unwidersprechlich erwiesen worden, das Gesetz zu vollziehen. Weder die Bitten des Volkes noch seiner Söhne änderten seinen Entschluß; ja er selbst wohnte dem schrecklichen Schauspiele mit Standhaftigkeit bei, und verließ erst die Versammlung nach der Hinrichtung, in die er jedoch wieder zurückgerufen ward, da Collatinus nicht so entschlossen, seine schuldigen Vettern zu retten wünschte.

Brutus aber, der sich selbst nichts nachgegeben hatte, war hier noch unerbittlicher, und da Collatinus schon früher auch dafür gestimmt hatte, dem Tarquin sein Eigenthum zurück zu geben, so sah Brutus darin eine noch schwankende Gesinnung, die ihm nicht zuträglich für den jungen Staat schien, und brachte es dahin, daß Collatinus seine Würde niederlegen und Rom verlassen mußte, an dessen Stelle dann P. Valerius trat.

Nach diesem mißlungenen Versuche wendete sich Tarquin an den mächtigen Lucumo Porsenna, König des etruskischen Clusium, der mit großer Macht und ungewarnt herbeikam, seinen Freund wieder einzuführen. Gefährlich war der Angriff, aber der Heldenmuth eines Horatius Cocles und die schaudervolle That des irokenmäßigen Mucius Scävola retteten — wie es heißt — die Stadt.

Porsenna kam nämlich mit einem so zahlreichen Heere herbei, daß die römische Besatzung von dem wichtigen Janiculum sogleich vertrieben und das Heer, welches am Fuße desselben, an den Ufern der Tiber stand, geschlagen wurde. Die Feinde wären auch bald über die hölzerne Brücke mit den fliehenden Römern in die Stadt eingedrungen, hätte sie nicht ein beldenmüthiger Mann Horatius Cocles aufgehalten. Er beschwor die Fliehenden bei allen Göttern zu bleiben, und ermahnte sie die Brücke mit Feuer und Eisen, und welcher Gewalt sie sonst könnten, abzubrechen. »Ich,« sagte er, »will indessen dem Uebergange wehren, so viel mein einzelner Körper vermag.« Es geschah, und unter so vielen Rücken erblickten die Feinde allein seine Brust ihnen zugekehrt, bereit, sie Alle zu empfangen. Nur noch zwei Andere hielt die Schaam bei ihm zurück, und diese drei Männer wollten einem ganzen Heere den Weg über die Brücke versperren. Indessen wurden hinter und unter ihnen die Pfähle eiligst zerhauen und die Römer riefen ihre getreuen Streiter zurück. Doch nur die beiden Andern gingen; Horatius blieb allein stehen, und wehrte sich so lange bis er hinter sich das Gepraſſel der zerbrochenen Brücke und das Jubelgeschrei der jenseits stehenden Römer hörte. Nun rief er: »heiliger Flußgott nimm mich mit günstiger Welle auf,« und stürzte mit der ganzen Rüstung in den Fluß hinab. Unverletzt schwamm er durch den Hagel der ihm nachgeschleuderten Wurfspieße zu den Seinen hinüber, die ihn mit Lobsprüchen und Geschenken belohnten.

Indessen beherrschte Porsenna den Fluß und alle Zugänge zu der Stadt, und die Söhne des Tarquin setzten an das jenseitige Ufer über und verheerten durch Streifzüge das römische Gebiet.

Eine fürchterliche Hungersnoth entstand bei den Belagerten, und da die Römer keinen allgemeinen Ausfall mehr wagten, so erwartete Porsenna die Uebergabe der stolzen Stadt, und in diese Tarquin mit Gewißheit schon seinen Einzug. Auch die Römer verzweifelten an einem glücklicheren Ausgang der Sache, bis endlich ein junger Mann Namens Mucius Scävola auftrat. Er stellte dem Senat die Ermordung des Porsenna als das einzige Rettungsmittel dar, und bot sich selbst zur Ausführung an.

Die Noth hob die Bedenklichkeit über die Schande einer solchen That, und die Begeisterung, welche das Entstehen neuer Verhältniße in den Gemüthern der Mitlebenden hervorruft, ließ den Mucius die Gefahr eines solchen Unternehmens verachten.

Mit einem Dolche unter dem Mantel ging er in das Lager und drängte sich in den dichtesten Haufen vor den königlichen Sitz, wo eben den Soldaten der Sold ausgezahlt wurde. Neben dem Könige saß sein Schreiber, beide fast gleich gekleidet, so, daß Mucius, der nicht wußte, welcher Porsenna sey, auch durch Fragen sich nicht verrathen durfte, von ungefähr geleitet auf den Schreiber losstürzte und statt des Königs diesen ermordete. Ergriffen und entwaffnet, sollte er bekennen wer er sey; aber mehr

Brutus vlastniho syna ksmrti odsoudi

Bruto pronuncia la sentenza di morte contro il proprio figlio

Brutus tulojdon fia felett mondja kra halálitéletet.

Brutus spricht das Todesurtheil über seine eigenen Söhne

N°9

die Bevorrechtung Eines Standes bisher entgegen gestanden hatte.

So trat die Republik auch gegen das Ausland mit einer solchen Kraft hervor, daß sie sich immer siegreicher emporhob, und bald den Kampf um die Herrschaft über Italien beginnen konnte.

Die Samniter, ein vorzüglich kriegerisches und tapferes Volk, waren damals in der Fülle ihrer Macht, an Volksmenge und Ausdehnung des Gebiets Rom und dem ganzen mit ihm verbundenen Latium weit überlegen. Sie breiteten sich immer mehr erobernd aus, und griffen die Sidiciner an, welche Capua um Hilfe baten.

Capua war reich und groß, seine Landschaft Campanien eine der fruchtbarsten und üppigsten der Welt. Aber eben dadurch waren die Campaner entartet. Ihr ungemessener Luxus, ihre Schwelgerei und Unsittlichkeit waren höchst berüchtigt. Sie wandten sich jetzt an Rom um Schutz gegen die siegenden Samniter zu erhalten. Rom sandte zwei Heere, das eine unter dem Consul M. Valerius Corvus, dem ersten Feldherrn seiner Zeit; das andere unter dem Consul A. Cornelius Cossus. Beide endeten aber bald den siegreichen Kampf durch einen Frieden, weil die lateinischen Städte, die damals in einem Bundesverhältniß zu Rom standen, und ihm seine Kriege führen halfen, jetzt feindselige Absichten zu zeigen begannen. Sie wollten des drückenden Verhältnißes zu Rom entledigt seyn, und strebten nach Theilnahme an der Herrschaft.

Die Lateiner, mit denen die Campaner gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, standen noch in Campanien, wo die Consuln T. Manlius Torquatus und P. Decius Mus, ihnen zuvorkommend, sie aufsuchten. Da man jetzt die schärfste Mannszucht zu beobachten suchte, so gaben die Feldherrn das Gesetz, daß bei Lebensstrafe keiner wagen sollte, außer seinem Gliede und ohne Vorwissen der Consuln, sich mit dem Feinde in ein Gefecht einzulassen. Der Consul T. Manlius, berühmt durch eine schöne That kindlicher Liebe, die er als Jüngling vollbracht *), und durch die Besiegung eines riesenmäßigen Galliers im Zweikampfe, den Beginn seiner kriegerischen Ehre, hatte einen Sohn im Lager, der mit wenigen Reitern abgeschickt ward, die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit stieß er auf den Anführer der tusculanischen Reiterei, der ihm zum Zweikampfe herausforderte. Der junge Manlius widerstand dem Zuge der Ehre nicht, erlegte seinen Gegner, und kehrte mit dessen Rüstung freudig zu seinem Vater zurück. Aber diesem schien auch der glänzendste Sieg, gegen das strenge Gesetz erfochten, der Strafe nicht entgehen zu dürfen, und daß also der Vater nicht verzeihen könne, was gegen das Verbot des Consuls geschehen war. Er befahl, den siegreichen Jüngling, welcher der Stolz seines Geschlechts zu werden versprach, der nicht wie die Söhne des Brutus gegen Vaterland und Tugend gefrevelt hatte, zu enthaupten. Diese Härte des Manlius schien aber selbst römischen Seelen so fürchterlich, daß die Jünglinge den Consul, so lange er lebte, verwünschten.

Am Fuße des Vesuvs kam es nun zur heftigen Schlacht, in welcher die Lateiner mit so viel Muth und Hartnäckigkeit fechten, daß schon der eine römische Flügel, den der Consul Decius befehligte, zu weichen anfing. Da man darin nach dem Glauben der Zeit einen Unwillen der einheimischen Götter erkannte, so weihte sich Decius nach herkömmlicher Sitte den zürnenden Gottheiten zur Rettung des Heeres als Opfer, und stürzte sich unter den üblichen Feierlichkeiten in das feindliche Heer *), wodurch er das römische Heer zu neuer Kraft siegreich aufmunterte. Jedoch den hartnäckigen Widerstand der tapfern Lateiner ganz zu vernichten, gelang erst in einer zweiten Schlacht bei Minturnä. Indessen wurden die Lateiner nach der völligen Eroberung Latiums nicht wie Unterjochte behandelt; denn die Römer sorgten nur dafür, daß ihnen die verbundenen lateinischen Städte nie wieder gefährlich werden konnten. Wichtiger aber als dieser lateinische Krieg war jener der Samniter, als sich diese von ihrer ersten Niederlage durch die Römer wieder erholt hatten, und diesmal auch andere Staaten Unter-Italiens den Samnitern zu Hilfe kamen.

Obgleich die Römer vom Anfange an fortwährend siegten, so geriet doch ihr Heer bei der Stadt Caudium in solche Engpässe, daß es auf allen Seiten von feindlichen Schaaren umringt, sich den größten Schimpf gefallen lassen, und unter dem Joche weggehen mußte. Da indessen der Senat den Frieden, welchen die gefangenen Consuln mit den Feinden geschlossen hatten, verwarf, und die Urheber desselben den Samnitern auslieferte, so wurden zur Fortsetzung des Krieges neue Feldherrn abgesandt, und wirklich gelang es dem tapfern L. Papirius Cursor, die erlittene Schmach durch eine gleiche Beschimpfung an den geschlagenen Feinden zu rächen. Dessen ungeachtet dauerte aber der Krieg mit Erbitte-

*) Sein Vater war L. Manlius, ein durch Starrsinn und Uebermuth verhaßter Mann, der seinen eigenen Sohn mit empörender Härte behandelte. Als er einst die Dictatur bekleidet hatte, wurde er nach vollendeter Amtsführung von dem Volkstribunen M. Pomponius vor Gericht gefordert. Das hörte der Sohn, und sogleich ging er zum Tribun, der ihn gerne einließ, weil er bei der vorausgesetzten Stimmung gegen seinen Vater eine neue Beschuldigung gegen diesen zu erhalten hoffte. Sobald sich aber der Jüngling mit dem Ankläger allein sah, setzte er ihm einen Dolch auf die Brust, und drohte, ihn auf der Stelle zu ermorden, wenn er nicht sogleich einen Eid schwören würde, in der Klage gegen seinen Vater nicht weiter zu gehen. Der erschrockene Tribun beschwor es, und der Proceß unterblieb.

*) Eine ähnliche Handlung war die des römischen Ritters Curtius im Jahre 362 v. Chr. Als ein Erdbeben auf dem Markte einen großen Spalt im Boden zurückließ, und die Auguren (Wahrsager) sagten, daß Rom die kostbarsten Dinge hineinwerfen müsse, stürzte er sich mit seinem geschmückten Roße in den Schlund.

Odwáženj zlata ryzyho u Brennusa k uplacenj urceneho

La ponderazione del tributo dovuto a Brenno.

Brennusnak fizetendö aranynak megmérése

Die Abwägung des an Brennus zu bezahlenden Tributes.

rung fort, weil die Samniter von ihren Nachbarn, welche Roms Oberherrschaft verabscheueten, thätig unterstützt wurden. Doch die Consuln Papirius Cursor, Q. Fabius Maximus, P. Decius Mus, Curius Dentatus, C. Luscinus Fabricius und Andere triumphirten wiederholt über die verzweifelt kämpfenden Gegner, und nach den schrecklichsten Niederlagen, und der gänzlichen Verheerung ihres Landes sahen sich die Samniter genöthigt, mit andern Völkern, die ihnen beigestanden waren, um den Frieden zu bitten.

Hierauf geriethen die Römer in einen Krieg mit einem auswärtigen Fürsten. Die Stadt Tarent in Unter-Italien, reich durch Seehandel und Kunstfleiß, hatte Rom beleidigt, und von dem, in der macedonischen Geschichte wohlbekannten Pyrrhus, dem Könige von Epirus, Hilfe begehrt.

Sie stellten ihm vor, wie leicht der Kampf sein würde, da man auf große Unterstützung der Samniter, Lucaner, Messapier und auf die Unzufriedenheit der meisten andern italischen Völker zählen könne. Pyrrhus, ein großer Feldherr und edler königlicher Geist, versprach die erbetene Hilfe, deren Preis die Herrschaft über Italien und Sicilien werden sollte, und schickte sogleich seinen, durch glänzende Beredsamkeit ausgezeichneten Freund Cineas, so wie 3000 Epiroten voraus, worauf die Römer aus der Nähe von Tarent sich wieder zurückzogen. Bald erschien Pyrrhus selbst mit einer zahlreichen Flotte, auf welcher er 20,000 Mann Fußvolk, 2500 Leichtbewaffnete, 3000 Reiter und 20 in Italien noch nie gesehene Elephanten *) eingeschifft hatte. Indessen war auch der römische Consul P. Valerius Lävinus wieder herangenaht. Pyrrhus wollte ihm aber nicht gleich feindlich entgegen gehen, weil seine Bundesgenossen noch nicht versammelt waren, und trug als Schiedsrichter der gegenseitigen Klagen auf eine friedliche Ausgleichung zwischen Rom und den italischen Griechen an, was aber die Römer ausschlugen. Nun erst bereitete sich der König zum Kampfe, und nahm seine Stellung zwischen Pandosia und Heraklea. Als die Römer über den Fluß Siris gingen, und ihn zur Schlacht nöthigten, konnte er nicht genug den Muth, der diesen wohlgeordneten Körper belebte, bewundern. Siebenmal wurde der Angriff erneuert, und nur der ungewohnte Anblick der Elephanten, welcher die römischen Pferde, und dadurch die Soldaten verwirrte, entschied endlich die bedeutende Niederlage der Römer. Doch bestätigten die dem Feinde zugekehrten Leichname die Tapferkeit, mit der sie gefochten hatten. »Mit solchen Soldaten,« rief Pyrrhus aus, »wäre die Welt mein, und sie gehörte den Römern, wenn ich ihr Feldherr wäre.«

Da Pyrrhus langwierige Kriege nicht liebte, so wollte er jetzt den Vortheil als Sieger zu einem schnellen und glänzenden Frieden benutzen, und sandte darum den Cineas nach Rom. Die Bedingungen waren: Rom sollte die Unabhängigkeit aller griechisch italischen Städte anerkennen und den Samnitern, Lucanern, Bruttiern und Apuliern Alles zurückgeben, was es ihnen entrissen. So hart dieses klang, so schienen doch die Umstände schwer genug, um es in Erwägung zu ziehen, und nachdem Cineas im Senate mit seiner einschmeichelnden Redekunst gesprochen, vergingen Tage in steten Versammlungen, ohne daß ein Entschluß gefaßt ward. Da ließ sich Appius Claudius, jetzt ein blinder Greis, der sich lange von dem Senat entfernt gehalten hatte, in die Versammlung tragen, um von dem Schimpfe eines solchen Friedens abzumahnen. »Wie?« rief er, »bisher habe ich den Verlust meiner Augen betrauert, jetzt wünschte ich aber auch noch taub zu seyn, daß ich die unwürdigen Rathschläge eurer Feigheit nicht anhören dürfte. Wie stolz klangen nicht eure Reden, daß ihr dem macedonischen Alexander den Ruhm der Unbezwinglichkeit geraubt haben würdet, wenn er nur nach Italien gekommen wäre. Und nun zittert ihr vor einem Haufen von Molossern, die immer eine Beute der Macedonier gewesen sind? Vor einem Abenteurer, der sein lebelang um die Gunst eines der Waffenträger dieses Alexander gebuhlt hat?« In diesem Tone sprach er, und sogleich stimmten Alle für den Beschluß, den Gesandten mit der Antwort zu entlassen: es sey nicht eher an Friedensunterhandlungen zu denken, als bis Pyrrhus Italien verlassen habe.

Pyrrhus rückte nun zwar bis Präneste seine Vorposten bis achtzehn Millien von Rom, vor, jedoch einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt hielt der König zu bedenklich, und setzte sich auch nicht in den eingenommenen Landschaften fest, sondern trat den Rückzug an bis nach Tarent. Bald darauf schickten die Römer zur Unterhandlung über die Auswechslung der Gefangenen eine Gesandtschaft an den Pyrrhus, bei welcher sich auch C. Fabricius Luscinus befand. Diesem hatte schon vorher Cineas dem Könige als einen Mann geschildert, der bei der höchsten Armuth wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit zu Rom in der größten Achtung stünde.

Pyrrhus nahm ihn freundschaftlich auf, und bat ihn, ein reiches Geschenk, wofür er keine niederträchtige Gefälligkeit verlange, bloß als ein Zeichen seiner Hochachtung und Gastfreundschaft anzunehmen. Da Fabricius dieses ausschlug, so wollte Pyrrhus am folgenden Tage die gerühmte Geistesgegenwart des Mannes auf die Probe stellen. Er ließ nämlich vorher insgeheim seinen größten Elephanten, ein Thier, desgleichen Fabricius nie gesehen hatte, hinter einen Vorhang führen, und gab nach geendeter Unterredung ein Zeichen, den Vorhang wegzuziehen, worauf der Elephant mit einem entsetzlichen Gebrüll seinen Rüssel über des Römers Kopf hinzog. Pyrrhus beobachtete begierig die Mienen des Fabricius, aber dieser wandte sich gelassen um und sagte lächelnd: »So wenig mich gestern Dein Gold gereizt hat, so wenig schreckt mich heute Dein Elephant.« Nachdem Pyrrhus noch verschiedene Versuche ge-

*) Man nannte lange in Italien die Elephanten lucanische Ochsen.

macht hatte, diesen heldenmüthigen Mann zu bewegen, als sein Freund und erster Feldherr bei ihm zu bleiben, die bei einem Römer natürlich nichts fruchteten, so erlaubte er, um den Fabricius dennoch einen Beweis seiner Achtung zu geben, daß die römischen Gefangenen zu dem bevorstehenden großen Feste der Saturnalien *) nach Rom gehen dürfen, um dort mit den Ihrigen fröhlich seyn zu können; nachher aber als Gefangene sich wieder in sein Lager einzustellen. Diese gingen und kehrten auch zur gesetzten Frist wieder zurück, ja, der Senat setzte sogar Todesstrafe darauf, wenn Jemand von ihnen zurückbleiben würde.

Den folgenden Feldzug eröffnete Pyrrhus damit, daß er in Apulien einrückte, wo er sich mit der Belagerung fester Plätze beschäftigte, bis er bei Asculum auf die römischen Heere stieß. Hier wurde eine zweite Schlacht geliefert, die zweitägig, mörderisch und der ersten von einem ähnlichen Ausgange war. Pyrrhus wagte es aber nicht mit seinen äußerst geschwächten Streitkräften den Sieg zu verfolgen, gab den Plan, Italien zu erobern auf, und ging nach Sicilien, wo ihm die von den Syrakusanern dargebotene Krone ein besseres Glück zu verheißen schien. Anfangs war er auch in Sicilien gegen die Karthager glücklich, aber nach einiger Zeit entzweite er sich mit den Griechen und behandelte die, welche ihm den Grund zum Argwohne gaben, grausam und despotisch, worauf Alle von ihm abfielen. Dadurch gerieth er in eine so gefährliche Lage, daß er den dringenden Bitten der Tarentiner und Samniter wieder nach Italien zu kommen, mit Freuden Gehör gab. Hier war auch seine Gegenwart in der That sehr nöthig, denn die Römer hatten seine Abwesenheit benutzt, um die Samniter, Lucaner, Bruttier und Tarentiner siegreich zu bekämpfen. Pyrrhus ging daher nach Tarent, wo er, so wie in den übrigen Städten eine Besatzung zurückgelassen hatte, und als sein Heer durch Tarentiner und Samniter verstärkt war, rückte er auf den Consul Manius Curius Dentatus los, welchen er bei Beneventum, wo er den Samnitern gegenüber stand, zu überraschen gedachte, ehe der andere Consul aus Lucanien herbeieilen könnte. Aber ungeachtet dieser Ueberraschung erlitt Pyrrhus diesmal eine entschiedene Niederlage, denn seine neu gesammelten Truppen waren nicht mehr die Alten, und konnten die in den Schlachten Umgekommenen nicht wieder ersetzen. Gegen die Elephanten war von den Römern ein Mittel gefunden worden, indem sie mit ausgeworfenen Brandpfeilen, die mit Werg und Theer umwickelt und mit Widerhaken versehen waren, diese scheu und wüthend machten, daß sie plötzlich umkehrten, ihre eigenen Herren zertraten und das Heer in Unordnung brachten. Curius hielt hierauf seinen Triumph mit vier Elephanten zu Rom, während Pyrrhus mit wenigen Reitern nach Tarent kam, wo er die Trümmer seines Heeres sammelte, und nach Epirus zurückkehrte Gegen seine italischen Bundesgenossen Lucaner, Bruttier und Samniter wurde noch drei Jahre gekämpft, aber zuletzt ergaben sich auch diese, und huldigten dem römischen Volke. Tarent suchte noch Schutz bei den Karthagern, welche jetzt wieder als Herren von Sicilien, von nun an selbst die Römer zu fürchten anfangen mußten. Sie erschienen auch mit einer Flotte vor Tarent, wodurch zuerst das alte freundschaftliche Verhältniß zwischen ihnen und Rom gestört ward; aber die von Pyrrhus zurückgelassene Besatzung übergab den Römern die Burg, worauf auch die Stadt folgte. Sie verlor ihre Mauern und Schiffe, und mit einem Theile ihrer Kunstwerke, schmückte der Consul seinen Triumph. Nachdem ganz Mittel- und Unter-Italien bezwungen war, richteten die Römer ihre Blicke auf Sicilien, das fruchtbare Eiland mit den reichen Städten und ruhigen Bürgern, von welchen sie jetzt nur ein schmaler Meeresstrom trennte.

Durch eine zweihundertjährige Anstrengung hatten die Karthager die eine Hälfte dieser Insel ihrer Gewalt unterthänig gemacht, — die andere bedrohten sie mit Unterwerfung. Rom beschloß, der mächtigen Nebenbublerin die gehoffte Beute zu entreissen, und ein unbedeutender Umstand mußte ihm als Rechtfertigungsgrund eines Angriffs auf Trinacria dienen.

Daraus entspannen sich drei hochwichtige Kriege mit Karthago (die punischen genannt, weil die Karthager auch Punier hießen) deren erster damit endete, daß Sicilien eine römische Provinz ward. Der zweite und dritte punische Krieg befreite aber Rom von seiner gefürchteten Rivalin, und machte es alleinherrschend im Erdkreise. Der zweite punische Krieg ist verherrlicht durch die Großthaten, des Muthes und der Tapferkeit, und wurde von dem karthagischen Feldherrn Hannibal durch seinen Angriff auf die spanische Stadt Sagunt eröffnet.

Karthago hatte nämlich mit Rom einen Vertrag abgeschlossen, wornach es seine Eroberungen in Hispanien nicht über den Ebro ausdehnen durfte, allein der Angriff auf Sagunt brach jetzt den Vertrag und gab das Signal zum Kriege *).

*) Die Saturnalien wurden bei den Römern gefeiert zum Andenken an die glückliche Zeit unter des Saturnus Weltherrschaft, wo unter dem Menschengeschlechte Gleichheit und Freiheit bestanden, Treue, Vertrauen und Liebe Alle verbrüderten, und Unterdrückung und Empörung fremd waren. Sie dauerten Anfangs nur einen, dann drei, später fünf und unter den Cäsaren sieben Tage. Das Fest begann, sobald die wollene Binde, die das ganze Jahr hindurch die Füße der Bildsäule des Saturnus umschlang, abgenommen war, damit, daß im Tempel des Gottes eine Menge Wachskerzen angezündet wurden, zum Zeichen, daß nicht mehr Menschen geopfert werden sollten. Die Sklaven waren jetzt frei, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut, und gingen im purpurbesetzten Rock und in der weißen Toga. Herren und Sklaven tauschten ihre Rollen, und während die Knechte zu Tische saßen und schmausten, wurden sie von dem Herrn und seinen Gästen bedient, die sich, wenn sie es nicht recht machten, allerlei lächerlichen Strafen unterwerfen mußten.

*) Der große Hamilkar, Hannibals Vater, hatte mit bewunderungswürdiger Ausdauer und einem

Der sechs und zwanzigjährige Held zerstörte Sagunt und trug jetzt die Waffen in das Herz des Römerlandes. Er überstieg mit einem Heere von 50,000 Mann Fußvolks, 9000 Reitern und 37 Elephanten die Pyrenäen, schritt durch das Land der Gallier, setzte über die Rhone, machte den unsterblichen Zug über die Alpen, erschien in Ober-Italien und schlug in vier Schlachten den verhaßten Feind, zuerst an den Ufern des Ticino, dann an der Trebia am trasimenischen See und endlich bei Cannae in Apulien. Diese letzte Niederlage war die verderblichste, die Rom je erlitten hatte.

Der Consul Aemilius Paulus starb darin den Heldentod, 40,000 Fußgänger, 2700 Reiter fielen, und mit ihnen beide Quästoren (Schatzmeister), 21 Kriegstribunen, mehrere gewesene Consuln, Prätoren (Stadtrichter), Aedilen (Bauaufseher) und 80 Senatoren, mehr als 3000 wurden gefangen. Hannibal wurde bei dieser Gelegenheit von Vielen beschuldigt, daß er zu siegen verstanden habe, aber nicht seine Siege zu benutzen. Er hätte Rom, meinten sie, da ihm jetzt im ersten Schrecken die Thore geöffnet waren, nehmen müssen. Jedoch der tiefer als seine Tadler schauende Feldherr sah dieses ohne Zweifel als ein höchst bedenkliches Wagestück an, dessen Gelingen durch alle Siege im offenen Felde noch nicht wahrscheinlich gemacht wurde, und bezog, um seinen erschöpften und an der Zahl sehr geschwächten Kriegern Ruhe und Erholung zu gewähren und zugleich neue Hilfe aus Karthago abzuwarten, die Winterquartiere von Campanien. Doch hier ging sein Glücksstern unter; denn seine Krieger verweichlichten im reichen Lande, die von der Vaterstadt erwartete Hilfe blieb aus, und so mußte Hannibal viele fruchtlose Jahre in Unter-Italien zubringen. Dagegen erholte sich Rom von seinem Verluste wieder, der junge Held Publius Cornelius Scipio trat gegen Hannibal in die Schranken, um Roms erlittene Schande zu rächen. Er verjagte die Karthager aus Spanien, fuhr über die Meerenge, schritt auf afrikanischen Boden, und mit ihm ging der Sieg. Keine Hoffnung als Hannibal war den Karthagern geblieben, den man jetzt aus Italien zurückrufte. Seufzend verließ der Held diesen Schauplatz sechzehnjähriger Thaten, das so standhaft behauptete Erntefeld unsterblichen Ruhms, ging von Leptis über Adrumetum nach Zama und hier, fünf Tagreisen von Karthago, traf er auf das römische Heer.

An der Entscheidung der nahenden Schlacht war das Schicksal der Welt geknüpft. Hannibal erkannte die hohe Wichtigkeit der kommenden Stunden, und wollte daher versuchen, ob eine mündliche Unterredung den Frieden ohne Schlacht herbeiführen könnte. Scipio gewährte auch diese Unterredung, und beide Feldherren rückten mit ihren Lagern vor, um aus der Nähe zusammentreten zu können. Nachdem sie ihre Bewaffneten auf gleicher Entfernung zurückgelassen, traten sie einander entgegen. Einige Zeit schwiegen Beide, denn Einer war vor dem Andern beim Anblicke in gegenseitiger Bewunderung, wie betroffen. Endlich nahm Hannibal das Wort und erinnerte den Scipio an den Wechsel des Glücks, der sich in ihm, den Sieger bei Cannae, so einleuchtend zeige, und bot ihm die Verzichtleistung von Karthago auf Spanien und auf alle Inseln zwischen Afrika und Italien an; aber Scipio forderte unbedingte Unterwerfung, und so blieb das Gespräch ohne Erfolg.

Mit bitterem Kummer kehrte Hannibal zurück und forderte seine Truppen zur Anstrengung aller ihrer Kräfte auf, indem er sie an das Schicksal erinnerte, welches ihre Weiber und Kinder zu erwarten haben, wenn sie unterliegen würden. Aber auch Scipio unterließ nicht, den Seinen die Wichtigkeit des Augenblicks vor Augen zu stellen, und so geschah die entscheidende höchst folgenreiche Schlacht bei Zama. Hannibal ward, wiewohl er an dem verhängnißvollen Tage alles Mögliche gethan hatte, um den Sieg zu erhalten, so völlig geschlagen, daß er nur einen kleinen Theil seines Heeres rettete.

Hannibal, der jetzt in einem Alter von 45 Jahren seine Vaterstadt, die er als neunjähriger Knabe verlassen hatte, zuerst wieder sah, rieth seinen Mitbürgern dringend zum Frieden, ohne welchen keine Rettung mehr denkbar sey. Es wurden deshalb auch sogleich Gesandte an den Scipio geschickt, der ihnen hierauf folgende Friedensbedingungen vorlegte.

Den Karthagern sollte nur noch ihr altes Gebiet in Afrika bleiben; die auswärtigen Besitzungen dagegen genommen werden. Alle Kriegsschiffe bis auf zehn *) und die Elephanten, mit dem Versprechen, keine mehr zum Kriege abzurichten, sollten sie ausliefern; ferner in fünfzig Jahren 10,000 Talente Kriegskosten bezahlen.

Außerdem mußte Karthago dem Könige Masinissa zurückgeben, was für Land es ihm oder seinen Vorfahren entrissen; keinen Krieg mehr ohne Bewilligung der Römer führen, dagegen diesen auf Verlangen Hilfe leisten. Diese letzte Bedingung war die härteste, weil sie die Karthager den Beleidigungen und Beraubungen Masinissas schutzlos preisgab; denn so oft über diesen König bei den Römern Beschwerde angebracht wurde, so ward immer zu seinen Gunsten entschieden. Bei solcher Lage der Dinge hing also die Existenz des karthagischen Staates von der Laune der Römer ab, unter denen vorzüglich der Haß des M Porcius Cato gegen die Karthager, diesen verhängnißvoll wurde. Im römischen Senate sprach dieser, durch seine strenge Sittenreinheit und hohe Tugend allgemein verehrte Mann, stets von der Gefahr, welche der wiederaufstrebende Staat den Römern drohe, und alle Reden, wenn auch über ganz andere Gegenstände, schloß er mit den Worten: »Uebrigens ist meine Meinung, daß Karthago zerstört

großen Glücke, innerhalb neun Jahren einen großen Theil dieses schönen Landes bezwungen, um darin seiner Vaterstadt eine Macht gegen Rom zu gründen.

*) Fünfhundert Schiffe wurden ausgeliefert und durch Scipio verbrannt.

werden solle.« Obgleich die Anhänger des Scipio solchen Gedanken beharrlich widerstrebten, indem sie richtig voraussahen, daß es für die Erhaltung und Hebung der moralischen Kraft im römischen Staate wichtig und wohlthätig sey, einen Gegenstand gerechter Furcht und Nacheiferung vor Augen zu haben, so überwiegte zuletzt doch das Ansehen des alten Cato. Man ergriff den Umstand, daß die Karthager erbittert durch Masinissas fortwährende Beleidigungen die Waffen ergriffen hatten, als willkommenen Vorwand und erklärte ihnen den dritten Krieg.

Die bestürzten Karthager schickten Gesandte nach Rom, um sich durch Unterwerfung vom Verderben zu retten, und der römische Senat versicherte die Gesandten wirklich ihrer Freiheit, ihrer Gesetze und ihres ganzen Landes. Indessen rückten aber die römischen Consuln mit großer Kriegsmacht nach Sicilien, während der Senat 300 Kinder der vornehmsten Karthager als Geiseln und die Auslieferung aller Schiffe forderte. Karthago gehorchte in Allem; allein als die Schiffe verbrannt und die Stadt aller Kriegswerkzeuge beraubt war, befahl der ungerechte Feind, daß die Karthager ihre Vaterstadt verlassen, und entfernt vom Meere im Innern des Landes eine neue Stadt sich bauen sollten. Mit Entsetzen vernahm das unglückliche und getäuschte Volk diesen letzten fürchterlichen Befehl; jedoch die Verzweiflung gab ihm jetzt große Entschlüsse und die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache hohen Muth. Hingestellt zwischen schmachvolles Leben und einen ehrenvollen Untergang, wählte es den Letztern, und bot das Aeußerste auf, dem drohenden Feinde Widerstand zu leisten. Alles Gold und Silber, alles Metall der Großen, die Grabzierden der Vorsteher, der Helden, die heiligen Gefäße, die Schätze der Tempel, Pflüge, Sicheln und alles entbehrliche Handwerkzeug wurde geschmolzen und in Waffen gegossen. Man baute eine neue Flotte, die Weiber schnitten ihren Haarwuchs ab, um Seile und Stricke für die Schiffe zu flechten. Ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts war Niemand, der für das Vaterland, für das große alte Karthago in dieser äußersten Noth nicht Alles anwendete *) Bis ins dritte Jahr hielt sich die Stadt gegen die gewaltigen Römerheere, und diese fingen wirklich schon an zu fürchten, bis endlich der junge, zum Consul ernannte Scipio Aemilianus erschien, die wankende Sache wieder aufrecht zu erhalten. Der junge Held eroberte alle festen Punkte außerhalb Karthago, erstürmte den Hafen, drang in die Stadt, und erreichte nach einem Kampfe von sechs Tagen und sechs Nächten endlich auch die Burg. In allen Straßen, Plätzen und Häusern floß Blut. Unermüdet furchtbar stritten die ausgehungerten Bürger gegen immer frische Truppen, bis die letzten Kräfte schwanden. Am siebenten Tage baten einige Abgeordnete um Gnade, die Scipio gerne Allen ertheilt hätte; aber nur 50,000 Menschen aus einer Stadt, welche 700,000 zählte, nahmen sie an und zogen in jammervoller Gestalt in das Scipio'sche Lager. Die Uebrigen stritten in wilder Verzweiflung fort, zündeten die Stadt an, und tödteten sich selbst in ihren Häusern, Tempeln und über den Gräbern der Väter. Schauderhaft groß war die That eines Weibes, als ihr Gatte Gnade nahm. Sie strafte ihn durch Worte und Blick, und ihre Kinder umarmend, stürzte sie sich mit ihnen von der Burg herab in die Flammen. Siebenzehn Tage brannte die herrliche übergroße unglückliche Stadt, worauf dann die Römer auf Befehl des Senats den Ruin vollendeten. Mit erschüttertem Gemüthe sah Scipio sie in Asche sinken. Vergangenheit und Zukunft standen vor ihm, und es gingen aus seinem Munde Homers deutungsvolle Worte: »Kommen wird noch ein Tag, da die heilige Troja wird fallen; Priamos fallen und Priamos Volk des Lanzenberühmten.« So verschwand von der Erde, nachdem es 120 Jahre mit Rom gestritten, das weitherrschende dem Handel freundliche Volk von Karthago, groß in seiner Blüthe, im Falle noch größer, und damit der letzte Schirm der Freiheit gegen die weltherrschende Roma, (145 v. Chr.).

Während der Zeit der drei punischen Kriege wurden aber die römischen Waffen auch gegen andere Feinde als die Karthager getragen und überall folgte ihnen der Sieg. So wurde das cisalpinische Gallien erobert und zur Provinz gemacht. Bald nach der Schlacht von Zama schlug T. Quinctius Flamininus den König Philipp von Macedonien bei Cynoscephalä; L. Scipio Asiaticus zertrümmerte das syrische Reich in der Schlacht bei Magnesia am Sipylus; L. Paulus Aemilius schlug in der Schlacht von Pydna Philipps Sohn Perseus, den letzten König von Macedonien, und Q. Cäcilius Metellus machte dieses Reich zur römischen Provinz. Dieser Metellus schlug auch die Achäer und sein Nachfolger, der Consul L. Mummius, ließ das unglückliche Korinth, als die Hauptstadt des achäischen Bundes, für die Schuld aller Achäer büssen. So, wie wenige Monate früher Karthago schrecklich geendet hatte, sank auch jetzt Korinth, die reichste und bevölkerste Stadt Griechenlands. Die Männer wurden getödtet, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft, und nachdem die beste Beute in Sicherheit gebracht war, machte ein ungeheurer Brand von mehreren Tagen der Herrlichkeit Korinths ein Ende.

Die Triumphe des Metellus, welcher Macedonicus und des Mummius, welcher Achaicus genannt wurde, bereicherten Rom mit einer Menge der herrlichsten Kunstwerke. Vor dem Prachtwagen des Erstern ging der gefangene Andriscus *), und

*) J. von Müller, 24 Bücher allgemeiner Geschichten. Bd. 6. Kap. 16.

*) In Macedonien stand ein Abenteurer, Namens Andriscus, ein Messer von niederer Herkunft, unter dem Namen Philipp, auf, und gab sich für einen Bastard des Perseus aus. Mit Hilfe einer Schaar tapferer Thrazier unterwarf er sich ganz Macedonien und wurde von einem großen Theile der Einwohner freudig aufgenommen.

Rozbočenj města Karthago.

La destruzione della città di Cartagine.

Kartágo városának pusztitasarol.

Die Zerstörung der Stadt Karthago.

N°12

unter der einhergetragenen Beute bewunderte man vor Allem jene 25 Roßbildsäulen, welche Alexander einst von Lysippus, seinen am Granicus gefallenen Kampfgenossen, hatte setzen lassen.

Der Zerstörer von Karthago, Scipio Aemilianus, bezwang auch, jedoch nach langer heldenmüthiger Gegenwehre die spanische Stadt Numantia. Die meisten Geschichtschreiber erzählen davon: »als der wüthende Hunger die Numantiner schon gezwungen hatte, sich von Menschenfleisch zu nähren, und alle Aussicht zur Rettung verloren war, tödteten sie sich selbst durch Feuer und Schwert, und überließen dem Sieger nur eine menschenleere und verwüstete Stadt.«

In eben diesem Jahre machten die Römer noch eine andere höchst wichtige Erwerbung. Der zweite Nachfolger des Königs Eumenes von Pergamum, der blödsinnige Attalus III. starb, nachdem er sein Reich und seine Schätze dem römischen Volke vermacht hatte. Umsonst suchte ein angeblicher Sohn des Eumenes, Aristonicus den Römern in einem sechsjährigen Kampfe diese Erbschaft streitig zu machen. Das pergamenische Reich, welches den größten und schönsten Theil von Kleinasien umfaßt hatte, wurde unter dem Namen Asien zur Provinz gemacht, und die römische Herrschaft erreichte eine unübersehbare Ausdehnung.

Schon mehrere Jahre vorher hatte Scipio, als er Censor war, das gewöhnliche Gebet, die Götter möchten Roms Macht vergrößern, in das um die Bewahrung und Erhaltung derselben verwandeln lassen. Scipio sah ein, welche Gefahr Rom drohe, wenn eine immer größere Last eroberter Provinzen sich wie ein todter Stoff um den kleinen lebendigen Mittelpunkt anhäufte. Daher auch jene berühmten auf den Trümmern von Karthago von ihm gesprochenen Worte, die wohl nicht bloß aus der unbestimmten Empfindung hervorgingen, welche der Wechsel aller menschlichen Dinge einflößt. Aber kaum mochte der Held damals ahnen, wie nahe dieser Zeitpunkt war, wo Rom von jeder Furcht von einem äußern Feinde befreit, unter seiner eigenen Schwere erlag, an seinem eigenen Verderben erkrankte, und in eine innere Gährung gerieth, welche die, jeder äußerlichen Gewalt unbezwingliche Kraft durch sich selbst vernichtete. Denn schon in der Zeit, wo er mit Numantias Verzweiflung kämpfte, zeigten sich die ersten fieberhaften Erscheinungen als Vorboten der tödtlichen Krankheit.

Während die Römer ihre ungeheuren Eroberungen gemacht hatten, waren in den innern Verhältnißen des Staats sehr wesentliche und höchst gefährliche Veränderungen vorgegangen. Das schöne durch die liciniische Gesetzgebung begründete Gleichgewicht war verschwunden. Aber nicht an die Demokratie war die Uebermacht gekommen, sondern um die Zeit des dritten punischen Krieges herrschte wieder eine starre Oligarchie, und ihr Druck führte das Volk zur Zügellosigkeit und Verachtung der Gesetze, und dabei den Staat dem sichern Verderben entgegen. Welche Anstrengungen auch einzelne edle Männer von alter strenger Tugend dagegen machten, — so war dem einreißenden Verderbniß doch kein Damm mehr zu setzen. Eben so konnten auch die Reformen des edlen Brüderpaars der Gracchen die gesunkene im Innern verderbte Republik nicht wieder erheben, ja die beiden Männer selbst fielen als Opfer ihres patriotischen Strebens.

Tiberius Sempronius Gracchus, ein aufgeklärter, beredter, rechtschaffener und allgemein geschätzter Mann, sah mit tiefer Betrübniß das Unheil, welches der in den Händen Weniger zusammenströmende Reichthum über den Staat gebracht. Mit Erbitterung erfüllte ihn die Herrschaft des Geldes und die Erdrückung der gemeinen Freiheit durch die Klasse der Vornehmen. Sowohl eigenes Gefühl als die Klagen der armen Bürger und die Aufforderung würdiger Freunde riefen ihn gegen die Aristokratie in die Schranken; daher machte er einen Gesetzvorschlag zu einer billigeren Vertheilung der Staatsländereien. Das öffentliche, d. h. das dem Staate gehörige Ackerland war nämlich fast ganz in den Besitz und Nutzen einiger weniger reichen Familien gekommen, während das gemeine Volk wenig oder nichts besaß, und sich den reichen Bürgern zu Diensten verpflichten mußte, wodurch es in Noth und Verschuldung gerathen. Gracchus, mit bitterem Schmerzgefühle die Noth des Volkes und die Ungerechtigkeit davon erkennend, daß das durch gemeine Waffen errungene Land nur zum Nutzen einiger Vornehmen dienen sollte, schlug vor, daß kein römischer Bürger mehr als 500 Morgen am Staatslande besitzen, und daß dasjenige was er mehr besitze, an die Gemeinde zurückgegeben, und von dieser an die Armen vertheilt werden sollte. Durch diesen Vorschlag wurde er der Mann des Volkes, welches ihn als einen begeisterten Freund altrömischer Sitte und Verfassung ehrte. Dagegen wütheten aber die Aristokraten gegen Gracchus und setzten sowohl seinem Ackergesetze, als seinen andern Vorschlägen zu Gunsten des Volkes in der Ausführung den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Dieserwegen wünschte jetzt Gracchus zum zweiten Male Volkstribun zu werden, und wollte sich die Volksgunst durch einen neuen populären Vorschlag erkaufen.

Die Erbschaft des pergameniſchen Attalus, welche Rom so eben an sich gezogen, gab hiezu den Stoff, indem Gracchus den Antrag machte, den Reichthum des Attalus nicht in den öffentlichen Schatz zu legen, sondern unter die armen Bürger zu vertheilen. Aber dadurch wurde der Haß seiner Gegner noch größer. Man zitterte vor der Verlängerung seines Tribunats und warf, wie einstens einem Cassius Mälius und Manlius geschehen, den Verdacht der Tyrannei auf ihn. Jedoch nicht auf dem gesetzlichen Wege der Anklage und des Urtheils, sondern — zum ersten Male seit Rom stand — durch Tumult und Gewaltthat wurde die Sache entschieden. Die wählenden Bürger versammelten sich auf dem Capitolium; der Senat dagegen, die Wiedererwählung des verhaßten Demagogen befürchtend, in einem Tempel zusammen. Hier wurde verlangt, die Consuln sollten den Lauf der Gesetze hemmen und Gewalt gegen Gracchus gebrauchen. Der Consul Mucius

Scävola, ein Feind jeder Gewaltthat, wollte aber diesem Verlangen nicht nachgeben und suchte den aufgebrachten Senat zu besänftigen. Da erhob sich, durch Leidenschaft dahingerissen, und mehr auf das Interesse seines Standes als auf die Stimme des Vaterlandes achtend der Oberpriester Scipio Nasico, ein sonst gelehrter Mann von würdevollem Ernste und des Gracchus Verwandter, und sprach: »Mir nach, wer das Vaterland retten will« und mit diesen Worten führte er die Senatoren, viele Ritter, und die reichsten Bürger mit Keulen, Stühlen, und was ihnen der Zufall in die Hand gab, bewaffnet gegen das wehrlose Volk. Ein Kollege des Gracchus that auf ihn den ersten Schlag und sogleich fielen noch mit ihm 300 seiner Partei, deren Leichen in die Tiber geworfen wurden. Der Consul Opimius ließ darauf frevelnd der Eintracht einen Tempel errichten, aber das Volk bewahrte die Brüder im dankbaren Andenken, errichtete ihnen Statuen und nannte sie Märtyrer der Freiheitsliebe.

Der Damm war jetzt gebrochen, Gewalt trat an die Stelle des Gesetzes. Die Heiligkeit des Tribunats war in dem ältern Gracchus und in seinen und seines Bruders Anhängern, jene des Lebens der Bürger verletzt worden. Rom, die Weltherrscherin, ging einer schrecklichen Zeit entgegen und fing an, vom Blute der Nationen trunken in ihren Eingeweiden zu wüthen. Zwei wichtige äußere Kriege *), der Krieg des Jugurtha und jener der Cimbern übertönten auf einige Zeit den Parteikampf; aber sie nährten zugleich den innern Brand und legten den Grund zu einem schnellen Ausbruche.

Masiniſſa, der während des dritten punischen Krieges starb, hatte zwar auf gleichem Fuße mit Rom gegen Karthago gestritten, aber da Rom gewohnt war mit dem Begriffe eines Bundesgenossen jenen der Unterordnung zu verbinden, so theilte es die Erbschaft des Königs nach Gutdünken unter dessen Söhne und die numidischen Prinzen kamen von nun an in Abhängigkeit. Als darüber unter den Enkeln des Masiniſſa Streit entstand, und Jugurtha einen derselben von seinen Vettern tödtete und den andern vertrieb, trat Rom ganz unbedenklich als Richterin auf. Auch Jugurtha, ein talentvoller, im Umgange liebenswürdiger, jedoch lasterhafter Prinz, erkannte es dafür, aber er bestach den Senat und dessen Commissarien und tödtete nun auch den Rivalen, der nach Rom geflohen war. Zwar wurde ihm auf das Betreiben des Tribuns C. Memmius der Krieg angekündet, aber auf eine unglaubliche Weise, die jetzt schon den sprechendsten Beweis von Roms tiefen Verderbniße gibt, behauptete sich Jugurtha noch eine Reihe von Jahren gegen Volksbeschlüsse und Kriegsheere durch Bestechung der Häupter, worunter mehrere Consuln aus den edelsten Häusern und ein großer Theil des Senats sich befanden. Ja er war frech genug, selbst nach Rom zu gehen, und dort noch einen dritten Verwandten zu morden. Endlich wurde Q. Metellus, der Sieger von Macedonien, ein unbestechlicher Mann und großer Feldherr gegen ihn gesandt, vor welchem der, wiewohl auch im Kriege geschickte Jugurtha, nach mehreren Niederlagen zum mauritanischen König Bochus, dessen Schwiegersohn er war, flüchtete.

Der Ruhm der Beendigung dieses Krieges wurde aber dem Metellus durch C. Marius entrissen, einem der merkwürdigsten Männer in der Geschichte Roms. Er war zu Arpinum von niedrigem Stande geboren, ohne Vermögen, ohne Erziehung, ohne Wissenschaft, bloß durch soldatisches Verdienst und eine rauhe Größe des Charakters hervorragend. Schon als Jüngling hatte er im Lager vor Numantia die Aufmerksamkeit des Scipio auf sich gezogen und seinen Namen im Heere durch tapfere Thaten, und in der Stadt durch populäre Grundsätze berühmt gemacht. Als Tribun rechtfertigte er durch seinen Eifer das Vertrauen des Volkes und sein Gönner Metellus, der ihn als Legat nach Numidien nahm, erkannte auch die Wichtigkeit seiner Dienste. Aber Marius war für keine untergeordnete Rolle geboren, und so machte sein Ehrgeiz ihn undankbar gegen den Metellus, nachdem er diesen durch Verunglimpfung beim Volke vom Commando verdrängte, welches er dann selbst als neugewählter Consul übernahm.

Durch große Schlachten und die Eroberung der stärksten Burgen, brach Marius die Macht des vereinten Numidiens und Mauritaniens und nöthigte den Bochus, der schon für seine Sicherheit und sein Reich zitterte, um eine gemeinschaftliche Unterhandlung zu bitten. Marius wählte zu diesem Geschäfte den Sulla und dieser wußte zuletzt den schwankenden Bochus dahinzubringen, daß er ihm den Jugurtha, den er zu sich gelockt hatte, auslieferte. So war nun der Krieg beendet und Jugurtha erhielt endlich den Lohn seiner Schandthaten. Schon halb wahnsinnig ging er vor dem Wagen des triumphirenden Marius her, und wie der Zug vorüber war, wurde er in ein unterirdisches Gefängniß geworfen. Auf dem bittern Wege dahin zog ihm der Pöbel die Kleider vom Leibe, und riß ihm der goldenen Ohrringe wegen die Ohrläppchen ab. Sechs Tage, nachdem er hinabgestürzt war in den feuchten Kerker, starb er dem Hungertode. Die Freude über diesen Triumph wurde aber wieder gestört durch die Schrecken des cimbrischen Krieges.

Schon während des jugurthinischen Krieges hatte sich vom Norden her ein ganz neuer höchst furchtbarer Feind gezeigt; Völker, welche durch ihre riesenmäßige Höhe und Stärke, ihren wilden Muth, und ihre ungewöhnlichen Waffen allgemeinen Schrecken

*) Auch während der gracchischen Unruhen hatten die Römer nach Außen gekriegt. Ein großer Theil des südlichen Galliens bis gegen die Pyrenäen wurde in verschiedenen Zügen erobert, die Saluvier, Allobroger, Averner und andere Völker daselbst besiegt, und die Kolonie Narbo Martius (Narbonne) angelegt. Auch wurden die balcarischen Inseln durch Q. Metellus (des Macedonicus Sohn) und durch L. Cäcilius Metellus die Dalmatier unterworfen, endlich auch gegen die Scordisker in Thrazien mit abwechselndem Glücke gekriegt.

Zeny Kimbricke hájeji ohrady vozove

Le donne cimbriche difendono il loro riparo di carri

A cimbriai asszonyok védik a Wagenburgot.

Die cimbrischen Weiber vertheitigen die Wagenburg.

N°13

einflößten, drangen gegen Süden vor. Sie werden Cimbern und Teutonen genannt, und waren deutschen Stammes, doch wußten die Römer nicht, woher sie eigentlich kamen.

Zuerst erschienen diese Cimbern an den Pässen der östlichen Alpenkette, wohin ihnen der Consul Papirius Carbo von Aquileja aus über die kärnthnerischen Alpen entgegen zog; erlitt aber bei Noreja eine fürchterliche Niederlage. Als diese Völker nach vier Jahren in Gallien erschienen und daselbst Wohnsitze forderten, zog ihnen der Consul Junius Silanus entgegen, aber auch dieser ward, so wie zwei Jahre darauf der Consul Cassius Longinus, der es mit den Tigurinern, einem helvetischen Stamme, welcher sich mit den Cimbern verbunden, zu thun hatte, gleichfalls geschlagen.

Die allerschrecklichste Niederlage erlitten jedoch die Römer unter dem Consul Mallius, einem geistlosen Menschen, ohne alles Verdienst, und dem Proconsul Cäpio, der durch schändliche Plünderung reicher Tempelschätze zu Tolosa (Toulouse) allgemeinen Haß auf sich geladen hatte *). Beide Heere, deren Führer noch dazu uneinig waren, an 80,000 Mann, wurden von den Deutschen in der Nähe von Rhodanus bis auf wenige Flüchtlinge in Stücke gehauen, und die Lager erobert. Was war jetzt mehr zu fürchten, als diese schrecklichen Feinde geraden Weges auf Rom losziehen zu sehen? Aber die Zeit war noch nicht gekommen, wo das römische Reich eine Beute der Germannen werden sollte. In dieser Gefahr richteten sich nun die Blicke des Volkes auf den Marius, der eben noch in Afrika mit den Anordnungen des numidischen Reiches beschäftigt war. Gegen zwei Gesetze, daß kein Abwesender zum Consul erwählt werden sollte und Niemand innerhalb zehn Jahren zum zweiten Male, ward ihm das Consulat übertragen. Ja, da sich dieser Krieg in die Länge zog, so geschah es, theils durch den Volksanhang des Marius, theils, weil ein solcher Feldherr unentbehrlich war, daß er (ein bisher unerhörter Fall) vier Jahre hintereinander Consul blieb. Uebrigens war er in der That auch der Mann, der wilden Völkern Scheu und einem entmuthigten Heere Vertrauen einflößen konnte. Seine Körperstärke, sein wildes Gesicht, seine unermüdete Thätigkeit, und selbst die Derbheit seiner Sitten nahmen die rohen Soldaten bis zur Begeisterung für ihn ein. Indessen hatten sich die Feinde nicht nach Italien, sondern nach Spanien gewandt, welche Zeit Marius trefflich zur Abrichtung seiner Truppen durch strenge Kriegszucht benutzte. Erst im dritten Jahre (102 v. Chr.) traf er mit den Teutonen im südlichen Gallien zusammen, da die Cimbern sich von ihnen getrennt hatten, um durch Deutschland gegen Italien zu ziehen. Marius verschanzte sich in einem festen Lager an der Rhone, welches er so lange unthätig hütete, daß die römischen Soldaten schon unwillig auf ihn wurden. Aber weislich hielt der Feldherr ihre noch unzeitige Begierde zur Schlacht zurück, und begnügte sich, die Legionen in den Verschanzungen an den schrecklichen Anblick der Barbaren zu gewöhnen, die das Lager umgaben, und die Römer höhnend zum Kampfe herausforderten. Endlich wurden es die Teutonen müde, und zogen vor dem Lager vorbei, um in Italien einzubrechen. Marius folgte ihnen aber auf dem Fuße von Rast zu Rast, bis er sich endlich bei Aquä Sertiä (dem heutigen Air in der Provence) zum Schlagen entschloß. Am ersten Tage erlitten die Ambronen, ein mit den Teutonen verbundenes Volk, eine gänzliche Niederlage. Die verfolgenden Römer, die das Lager der Feinde stürmten, sahen jetzt ein neues Schauspiel, wie die Weiber der Ambronen mit Beilen und Schwertern bewaffnet, hier über die Feinde, dort über die Fliehenden herfielen, den Römern in die Schwerter griffen, und bis zum Tode unbezwungen zu Boden sanken. Aber an diesem Tage war noch nicht Alles geschehen. Die Teutonen selbst hatten an dem Kampfe keinen Antheil genommen, und das entsetzliche Kriegsgeheul, welches sie in der Nacht hören ließen, klang schauerlich in das römische Lager hinüber. Doch gab auch der folgende Tag dem überlegenen Kriegsverstande der Römer einen vollständigen Sieg über die streitbaren und muthvollen, aber rohen Barbaren. Der Erschlagenen sollen so viele gewesen seyn, daß die Massilier mit den Gebeinen ihre Weinberge einzäunten, und die Felder umher, von den zahllosen Leichen gedüngt, im folgenden Sommer eine erstaunliche Menge von Früchten trugen.

Im folgenden Jahre wurde der Proconsul Lutatius Catulus in Ober-Italien von den, über die Alpen gekommenen Cimbern zurückgedrängt; aber in dieser Noth kam ihm Marius mit seinem Heere zu Hilfe, wornach die Römer vereint bei 52,000 Mann zählten. In den heißen Augusttagen, nicht weit von Verona, geschah jetzt die Schlacht gegen die unermeßlichen Schaaren der Barbaren. Lange schwankte die Entscheidung, endlich wurde den Römern, denen Staub und Sonne zu Hilfe kamen, der entscheidendste Sieg zu Theil *); ja an diesem Tage soll die ganze Nation der Cimbern vertilgt worden seyn. Auch hier nahmen zuletzt die Weiber am Gefechte Antheil, und vertheidigten mit Verzweiflung die Wagenburg gegen die anstürmenden Römer. Als zuletzt diese Heldinen einsahen, daß alle ihre Anstrengungen vergeblich, und das Schicksal des Tages entschieden sey, da ermordeten sie zuerst ihre Kinder, und dann sich selbst. Ueber 100,000 feindliche Leichen bedeckten das Schlachtfeld, und 60,000 Cimbern wurden gefangen. So war durch die Klugheit und die Feldherrntalente des Ma-

*) Bei seiner Rückkunft ward er mit der Einziehung seiner Güter bestraft, was seit der Vertreibung der Könige nicht geschehen war.

*) Der Kampf der zahlreichen Reiterei hatte das Schlachtfeld mit einer dichten Staubwolke bedeckt. Zugleich hatte Marius die Armee weislich so aufgestellt, daß die Strahlen der Sonne den Cimbern gerade ins Gesicht fielen, und diese die Schilde vor die Augen halten mußten, um nur nothdürftig ihre Gegner zu sehen.

rius ein Krieg beendigt, der Rom mit dem Untergange gedroht hatte, und dessen Erinnerung noch nach Jahrhunderten das Herz jedes Römers mit Entsetzen erfüllte.

Marius wurde wegen seiner herrlichen Thaten mit allen Auszeichnungen überhäuft, die jemals einem römischen Feldherrn zu Theil geworden sind. Er erhielt den glänzendsten Triumph; ja man nannte ihn den dritten Stifter Roms, und selbst seine stolzen Feinde mußten eingestehen, daß er die Republik gerettet habe. Um jene Zeit erhoben auch die italischen Bundesgenossen das Schwert gegen Rom. Gleiches Bürgerrecht, das auch Cajus Gracchus für sie verlangt hatte, war schon längst ihr Begehren; nun sollte Gewalt ihnen geben, was Recht und Billigkeit verweigert hatten. Drei Jahre hindurch kämpften sie tapfer und siegreich, und bewirkten dadurch, daß alle Bundesgenossen das römische Bürgerrecht erhielten. Gleichzeitig drohte auch im Osten große Gefahr, da Mithridates der Große, König von Pontus, im Bunde mit vielen andern Völkern sich gegen Rom erhob. Mehr als 80,000 Römer ließ er in Kleinasien schlachten, trug den Krieg nach Thrazien und Griechenland, und wollte alle nördlichen Nationen zum Kampfe gegen die Weltbeherrscherin vereinen.

Gegen Mithridates wurde jetzt Cornelius Sulla, von einem alten Geschlechte abstammend, und ein Aristokrat, als Feldherr ernannt. Aber der von kriegerischen Lorbern beschwerte, und vom Pöbel vergötterte siebenzigjährige Marius, konnte es nicht ertragen, sich dem jüngern Nebenbuhler zurückgesetzt zu sehen, und bewirkte durch den Volkstribun Sulpicius, daß er an Sullas Stelle den Oberbefehl erhielt. Nachdem Sulla seine Absetzung erfahren hatte, zog er von Nola aus mit seinem Heere, das ihm gegen die Feinde anvertraut war, zürnend nach Rom, bändigte die demokratische Partei und bewirkte, daß Marius nebst seinem Sohne und mehreren seiner Anhänger als Feinde des Vaterlandes erklärt wurden, worauf er gegen Mithridates zog, den Auftrag zu erfüllen.

Marius war indessen nach seinem Landgute Solonium entflohen, und bestieg ein Schiff, was er aber wegen ungünstigem Winde bei dem Vorgebirge Circeji wieder verlassen mußte. Ermattet, vom Hunger gepeinigt, und von tausend Gefahren umringt, irrte er mit seinen Begleitern umher. Einige Hirten, die ihm begegneten, warnten ihn vor den verfolgenden Reitern des Sulla, daher verbarg er sich im Walde bis ihn der Hunger am folgenden Morgen wieder an das Ufer führte. Da sah er ein Schiff vorüberseglen, aber gleichzeitig bemerkte er auch, wie die Sulla'schen Reiter ihm schon nahe kamen. Schnell stürzte er sich ins Meer und erreichte glücklich das Fahrzeug, wo er für den Augenblick eine Rettung fand, da ihn die Schiffer den Verfolgern nicht auslieferten; jedoch hielten sie es für gefährlich ihn weiter zu befördern, und setzten ihn bei der Mündung des Liris ans Land. Der verlassene Greis schleppte sich jetzt durch sumpfige und unwegsame Gegenden fort, und verbarg sich vor seinen Verfolgern in den Sümpfen von Minturnä. Nackt, bis ans Kinn im Wasser stehend, verbarg er seinen Kopf unter dem Rohrgewächse, aber die Reiter entdeckten ihn dennoch, warfen ihm einen Strick um den Hals, und zogen ihn heraus, nach Minturnä schleppend. Die Obrigkeit dieser Stadt wollte ihn nach dem Befehle des römischen Senats tödten lassen, und übertrug dieses Geschäft einem cimbrischen Sklaven. Als aber dieser in das Gefängniß trat, und dem Marius mit wilden blitzenden Augen bemerkte, und dieser ihm mit gewaltiger Stimme zurief: »Mensch, Du erkühnst Dich den Cajus Marius zu tödten?« da entfloh der bestürzte Sklave, warf das Schwert von sich, und rief durch die Straßen eilend: »Ich kann den Marius nicht tödten!«

Dieses hielten jetzt die Einwohner von Minturnä für ein Werk der Götter und unterstützten die Flucht des Marius nach Afrika. Hier in dem Lande, welches seine ersten Siege gesehen hatte, irrte Marius verlassen umher, unaufhörlich von dem Racheschwerte bedroht, in Noth und Mangel. Die Laufbahn des Marius war aber noch nicht geschlossen, denn Cinna, an der Spitze eines großen Heeres, rief ihn aus der Verbannung zurück, worauf der alte Krieger noch einmal das Schwert ergriff, um mit Cinna vereint gegen Rom zu ziehen. Siebenzehntausend Menschen wurden jetzt vor den Thoren erschlagen, und bald betraten auch die Sieger die Stadt. Scenen unbarmherziger Wuth erfolgten, deren Rom noch nie gesehen. Die Wohnungen und Straßen füllten sich mit Blut; ja wessen Gruß Marius nicht erwiederte, der wurde von seinen Soldaten getödtet. Endlich legte der Unersättliche sich das siebente Consulat bei, starb aber bald darauf von einem hitzigen Fieber ergriffen im Jahre 85 v. Chr.

Den Krieg gegen Mithridates hatte indessen Sulla glücklich geführt, und mit einem glanzvollen Friedensvertrage beendet. Der Besiegte trat durch denselben Bithynien, Kappadocien, Asien und alle eroberten Länder ab, bezahlte 3000 Talente und überlieferte 80 Schiffe. Sulla erschien jetzt mit seinen Kriegern vor Rom und eröffnete sich durch eine mörderische Schlacht den Eingang in diese Stadt, welche jetzt noch Entsetzlicheres erlitt, als Marius über sie verhängt hatte. Blutig roth gingen wieder die Tage der Rache auf. Es erschienen die Proscriptions-Tafeln, d. h. die langen Listen derjenigen, deren Leben verwirkt, deren Güter verfallen waren. Dieser fürchterliche Krieg drang sogar bis in das innerste Heiligthum der Häuser und in den durch Naturgesetz befriedeten Kreis der Familien. Im Ganzen fielen 15,000 Bürger als Opfer der Feindschaft zwischen Marius und Sulla.

Nun ernannte sich Sulla zum Dictator auf unbestimmte Zeit, gebrauchte seine Allgewalt zur Wiederherstellung der Republik, des Gehorsams und der Ruhe; legte aber die Dictatur wieder freiwillig nieder und lebte dann nur dem Vergnügen auf seiner Villa, wo er auch starb. Er selbst setzte sich die Grabschrift: »Hier liegt Sulla, den Niemand an Freundschaft gegen seine Freunde, an Feindschaft ge-

gen seine Feinde übertroffen hat.« Sulla glaubte die Republik wieder hergestellt, weil ihre alten Formen es waren; allein dazu waren die Sitten schon zu verdorben, und Sulla selbst hatte ja allen ehrgeizigen Menschen durch sein Beispiel gelehrt, auf welche Art sie Alles wider die Gesetze erlangen könnten. So erhob sich auch bald nach seinem Tode Pompejus Magnus oder der Große, der bereits in Afrika und Sicilien siegreich gekämpft und das empörte Spanien aufs Neue unterworfen hatte, zur höchsten Gewalt im Staate.

Er vernichtete auch den furchtbaren Spartacus, der an der Spitze von wüthenden Fechtern und Sklaven ganz Italien in Furcht und Verzweiflung setzte, reinigte das Mittelmeer von Seeräubern, besiegte auf immer den kühnen Mithridates von Pontus, und unterwarf Judäa und Armenien. Nach diesem bestimmte Pompejus das Schicksal der asiatischen Staaten. Syrien, Phönizien, Bithynien, Pontus, Cilicien und Pamphilien wurden römische Provinzen, und die Republik stand auf dem Gipfel ihrer Macht. Noch nie war in Rom ein so prachtvoller Triumph gefeiert worden, als der des Pompejus. Auf voran getragenen Tafeln waren die Namen der überwundenen Völker zu lesen; daß er 1000 feste Schlösser bezwungen, 900 Städte erobert, den Seeräubern 800 Schiffe abgenommen, 39 Städte gestiftet oder neu bevölkert, und mit wie vielen Millionen er durch seine Siege die jährlichen Einkünfte des Staats vermehrt habe. Man schaute das Gemälde der furchtbaren nächtlichen Siegesschlacht *), und erblickte auf zahllosen Wagen die erbeuteten Waffen, Schiffsschnäbel und die Millionen an baarem gemünzten und ungemünzten Gelde, die in die Schatzkammer niedergelegt wurden.

Sichtbar endlich schienen auch die besiegten Völker selbst einherzuschreiten in den 324 Personen ihrer Fürsten und Vornehmsten, dem Sohne des Tigranes, vier Söhnen des Mithridates, dem jüdischen Könige Aristobulus, den Fürsten der Albaner, Kolcher u. s. w. Alle in ihrer vaterländischen Tracht, zogen sie ungefesselt dem mit Edelsteinen reich verzierten Triumphwagen voran, in welchem Pompejus, geschmückt mit der vorgeblich unter Mithridates Schätzen erbeuteten Rüstung Alexanders des Großen (dem er von den Schmeichlern gleichgestellt wurde) prangte; aber nicht vom Schicksale. Denn den Alexander riß der Tod aus der Mitte glänzender Siege in der höchsten Fülle des Ruhms und Glanzes hinweg, während den Pompejus in den Stürmen bürgerlicher Unruhen ein bejammernswerthes Ende erwartete. Der glänzende Purpurmantel, mit welchem der siegreiche Feldherr den römischen Staat vor den Augen der Welt schmückte, deckte einen krankhaften und seiner Auflösung entgegen gehenden Körper.

Während die römischen Heere gegen die äußeren Feinde siegreich kämpften, befeindeten sich im Innern die Parteien der Vornehmen und des Volkes mit großer Wuth. Die Tribunen suchten den Senat seiner Macht, die er oft zu eigennützigen Zwecken mißbrauchte, zu entreißen und der Senat widersetzte sich einem Feinde, dessen Sieg nur Verwilderung und Auflösung der Verfassung herbeiführte. Unerhörte Begierde nach Pracht und Genüssen, welche Reichthümer suchte und vergeudete, druckende Armuth, und lastende Schulden, von denen nur Verbrechen befreien konnten, führten den Kämpfenden stets neue Genossen zu. Aus den Volksversammlungen waren Ordnung und Freiheit geschieden, unter den Kämpfen aufrührerischer Haufen wurden Gesetze gegeben oder vernichtet. Bestechlichkeit und Gewaltthätigkeit öffneten oder verschlossen den Weg zu Aemtern, Verurtheilung und Lossprechung gingen von Haß oder Zuneigung der Richter aus, oder waren ihrer Gewinnsucht feil. Eine scheußliche Verschwörung, in welcher sich alle diese bösen und verpesteten Dünste zu einem drohenden Wetter vereinigten, enthüllte, während Pompejus noch in Asien war, die ganze Tiefe dieses innern Verderbens, und würde, wenn sie zum vollständigen Ausbruch gekommen wäre, schon jetzt den Staat in Trümmer zersprengt haben.

Der Urheber dieser Verschwörung war Sergius Catiliana, aus einem sehr vornehmen Geschlechte abstammend. Er hatte den Plan, daß an einem bestimmten Tage die Stadt Rom in Brand gesteckt, der Senat mit den Consuln ermordet, in allen Theilen Italiens der Aufruhr erhoben, und dann bei der allgemeinen Verwirrung seine Herrschaft unter Waffengetöse proklamirt werden sollte. Daß solch eine Verschwörung zu Stande kommen, daß sie eine Menge der angesehendsten Bürger, selbst Häupter des Staats zu Anhängern gewonnen, daß sie auch nach der Entdeckung noch furchtbarer bleiben, endlich, daß die Bestrafung der überwiesenen Verräther ein so schwieriges, und für die Richter gefahrvolles Geschäft scheinen konnte — das ist wohl der eindringlichste und lebendigste Beweis von dem tiefen Verderbnisse Roms, und von den Mängeln seiner Verfassung.

Catilina war einer der vornehmsten Patrizier, ein Mann von den glänzendsten Talenten und einer Kraft der Seele, welche dem Größten gewachsen schien: aber zugleich ein moralisches Ungeheuer, welchem kein Laster zu verworfen, keines zu abscheulich war, dessen wilde Leidenschaften keine Rücksicht des Rechts der Ehre oder der Menschlichkeit scheuete, und welchem durch einen bösen Dämon nur darum so große Gaben verliehen schienen, auf daß er ein um so tüchtigeres Werkzeug zum Verderben sey. Schon in früher Jugend war er durch Schwelgerei verächtlich und als einer von Sullas Henkern, durch

*) Pompejus griff das Heer des Mithridates in einer Nacht an, welches, die Nähe der Römer nicht ahnend, durch ein enges Thal zog. Der Nachtheil des Ortes, der keine Anordnung erlaubte, die Verwirrung, die erst durch ihre Dunkelheit, dann durch das falsche Licht des Mondes täuschte, beschleunigten das Verderben der Barbaren. Was nicht durch das Schwert der Römer fiel oder gefangen wurde, stürzte sich in eine wilde Flucht.

Grausamkeit abscheulich geworden. Jetzt, nachdem er sein Vermögen durch Verschwendung erschöpft, seinen Credit durch Verbrechen eingebüßt hatte, blieb ihm zur Herstellung des Glückes kein Mittel, als Raub, zur Erlangung des Ansehens keine Aussicht, als die allgemeine Zertrümmerung übrig. Viele junge Leute aus den ersten Häusern befanden sich im gleichen Falle mit ihm. Andere wurden durch Privathaß und individuelle Zwecke verleitet. Viele durch das Ansehen der Hauptverschwornen, und durch falsche Ideen von den Zwecken derselben gewonnen. Die Meisten durch Catilinas Beredsamkeit angefeuert, und durch seine Kunst, Wachsamkeit und Verstellung gefesselt. Die Entfernung des Pompejus mit den besten Truppen schien das Unternehmen zu erleichtern, und der muthmaßliche Beitritt der Veteranen von Sulla (dessen beide Enkel auch unter den Verschwornen waren) den günstigen Erfolg zu verbürgen.

Von dieser großen Gefahr wurde aber Rom durch M. Tullius Cicero befreiet, einem Manne, dessen Name allen Freunden des Guten und Schönen theuer und nur durch ihn berühmt ist. Cicero von einer geringen, jedoch ritterlichen Familie in Arpinum geboren, wurde zu den höchsten Staatswürden Roms, die er alle in regelmäßiger Folge trug, weder durch Gunst noch Gewalt, noch Bestechung erhoben, sondern einzig durch seinen persönlichen Werth. Auch sah man noch selten wie bei ihm, so herrliche Geistesanlagen mit so trefflicher Ausbildung und mit so edler so rastloser Anwendung vereinbart

Den glänzenden Muth eines Pompejus, die stoische Würde eines Cato hatte er nicht; aber er war weise und tugendhaft und liebte innig sein Vaterland, die Freiheit und das Recht. Wo diesem Gefahr drohte, da wurde er troß seiner natürlichen Schüchternheit ein Held, und kräftiger, als durch den Schrecken der Waffen, donnerte er durch seine Beredsamkeit die Frevler nieder.

Cicero, der damals Consul, ja, bei der Unbedeutsamkeit und den verdächtigen Gesinnungen seines Collegen Antonius Hybrida, eigentlich einziger Consul war, hatte die Verschwörung, zum Theil durch Frauenzimmer, deren eine bedeutende Zahl in dem Complote war, scharfsüchtig erspäht, mit vieler Klugheit sich die Beweise derselben verschafft und durch weise Entschlossenheit den frechen Catilina zur Entfernung aus Rom gezwungen. Um so nöthiger schien es jetzt den Verschwornen mit dem Schlage zu eilen, daher hatte dem wachsamen Cicero, wie in großen Gefahren nöthig ist, ein Staatsbeschluß die höchste Gewalt verliehen.

Cicero ließ nun die Schuldigen ergreifen, brachte sie (durch ihre eigenhändigen Briefe und durch Entgegenstellung der allobrogischen Gesandten, welche zum Beitrtt eingeladen aber Rom treu geblieben waren) zum Geständniß, und übergab sie der gefänglichen Haft. Von diesen Verbrechen waren Viele durch ihren Namen; Viele durch persönliches Ansehen, als Consularen, Senatoren u. s. f. wichtig, und verschiedene Gesetze, wornach jedem Verbrecher die Appellation ans Volk erlaubt, und ausdrücklich verboten war, ohne feierliches Verhör vor diesem Volke irgend einen Bürger zum Tode zu führen, schienen gegen ihre Verurtheilung durch den Senat zu sprechen. Aber dennoch in Betrachtung der gebieterischen Umstände und der Schwere des erwiesenen Verbrechens, und vorzüglich durch Ciceros und Catos standhaften Eifer bewogen, sprach der Senat nach einer sehr merkwürdigen Berathschlagung und gegen Cäsars *) mit vieler Kunst vorgetragenen Meinung das Urtheil des Todes, welches der Consul ohne Aufschub vollzog. Gegen den Catilina selbst, der in Hetrurien einen Heerhaufen gesammelt hatte, zogen von zwei Seiten die Truppen der Republik. Bei Pistoja in einer schrecklichen Schlacht (gegen Petrejus, des Consuls Antonius Legaten) fielen Catilina und die Seinen, alle bei einander in gedrängten Gliedern, nach einer so heldenmüthigen Gegenwehre, als hätten sie für die schönste Sache gestritten.

Rom war dankbar gegen seinen Retter; ja, man wetteiferte in Aeußerungen der Verehrung und Liebe. Der Senat, auf den Vorschlag seiner edelsten Glieder Catulus und Cato so wie das ganze Volk gaben ihm die schöne Benennung »Vater des Vaterlandes,« die nachher Schmeichelei so oft an Tyrannen verschwendete.

Kaum waren aber diese catilinarischen Schrecken vorüber, als Pompejus mit seinem siegreichen Heere aus dem Oriente zurückkehrte. Die Freunde der Freiheit fürchteten seine Macht, jedoch er, welcher wohl der Erste in Rom, nicht aber dessen Tyrann seyn wollte, entließ seine Truppen wie er in Italien landete, und begehrte nach dem gefeierten Triumphe bloß zwei Dinge zur Belohnung: nämlich; die Bestätigung seiner asiatischen Einrichtungen, dann Aecker für seine Krieger. Aber Beides wurde ihm abgeschlagen. Metellus, Lucullus, Cato und Andere, nicht Alle aus reinen Beweggründen, setzten sich entgegen, und die Kränkung, die Pompejus hierüber empfand, war nun wohl die Haupturſache seiner Verbindung mit Crassus und Cäsar.

Cäsar, nachdem er die Würden eines Quästors, Aedilis und Prätors verwaltet, auch jene des Pontifex Maximus erlangt hatte, bekam das jenseitige Gallien **) zur Provinz, von wo er mit Kriegsruhm und Beute bereichert, nach Rom zurückkehrte. Jetzt machte er dem Pompejus und Crassus den Vorschlag, sich unter einander und mit ihm zur Behauptung der Gewalt und gemeinschaftlichen Durchsetzung ihrer Absichten gegen alle Rivalen zu verbinden; wodurch, als Beide dem Vorschlage beitraten,

*) Auf Cäsar so auch auf Crassus lag der Verdacht einer geheimen Theilnahme an der Verschwörung.

**) Das jenseits der Alpen gelegene Gallien war damals noch größtentheils unabhängig und von mehr wie 400 kleinen aber kriegerischen Völkerschaften bewohnt. Was die Römer davon unterworfen hatten und ihre Provinz nannten, umfaßte etwa die heutigen Landschaften Dauphine, Provence und Languedoc.

das erste Triumvirat entstand. Cato rief aber, als er die Kunde davon erhielt, mit klagenden Worten aus: »Es ist geschehen um die Republik, sie hat Herren erhalten.«

Von dem Bunde der drei Männer, welchen sich anzuschließen auch Cicero, wiewohl vergeblich, ersucht ward, zog Cäsar allein den Vortheil. Pompejus (welchem zur Befestigung des Bundes Cäsar seine Tochter Julia zur Gemalin gegeben) verlor die Liebe des Volkes, sank in der Achtung der Gutgesinnten, und fühlte nicht, daß er, ohne einigen bedeutenden Gewinn, seinen Credit zur Erhöhung eines gefährlichen Rivalen geliehen, und Crassus mit allem Reichthume, vermochte nicht der Erste zu seyn. Die unmittelbare Frucht des Triumvirats war, daß Cäsar Consul wurde. Sein College Bibulus war durch den Einfluß des Senats, welcher diesmal aus patriotischer Absicht selbst zur Bestechung seine Zuflucht nahm, gewählt worden. Aber Cäsar durch seine Mitverbundenen und einen zahlreichen Anhang im Volke stark, lachte der ohnmächtigen Einreden des Bibulus gegen seine Gesetze, ließ ihn sogar durch den Pöbel mißhandeln, und brachte nicht nur die längst verlangte Bestätigung von des Pompejus Anordnungen in Asien, und eine verhaßte Ackervertheilung in Campanien, sondern auch zu Gunsten der Ritter eine Verminderung, der von ihnen zu bezahlenden Pachtgelder von den Staatseinkünften zu Stande. Endlich ließ er sich auch durch das Volk (wiewohl gegen die Verfassung) das cisalpinische Gallien sammt Illyricum zur Provinz auf fünf Jahre ertheilen, wozu hernach der erschreckte Senat noch das jenseitige Gallien gab.

Cäsar betrat seine Provinz mit großen Entwürfen, beobachtete und leitete aber auch zum Theile von seinen Feldlagern aus die Bewegungen der Stadt, während Pompejus auf seinen Lorbeern eingeschlafen zu seyn schien, und ohne Plan, ja selbst ohne Würde handelte.

Ein wüthender Demagog Clodius, zerrüttete eine Zeitlang den Senat, durch eine Folge gewaltthätiger Handlungen und schädlicher Gesetze. Die Triumviren bedienten sich wohl seiner als Werkzeug, erfuhren aber selbst seinen Uebermuth und ließen ihn wieder fallen. Da er Alles haßte, was gut und rechtlich war, so mußte er wohl Ciceros Feind seyn, und so bereiteten bald eine Kette von boshaften Intriguen dessen Fall. Auch war Cato durch Clodius Ränke, jedoch scheinbar ehrenvoll entfernt worden, da man ihn gegen Ptolemäus, den König von Cypern abschickte, um diese Insel, ohne Angabe des geringsten rechtlichen Grundes — in Besitz zu nehmen.

Endlich wurde dieser ruchlose Clodius, welcher, durch die Gunst des Pöbels stark, den Gesetzen, Sitten und der Macht der Magistrate, ja selbst des Pompejus getrotzt hatte, von Milo ermordet. Aber für Rom wurde er im Tode noch schädlicher als er es am Leben gewesen, da dieses Ergebniß mittelbar den Bruch zwischen Cäsar und Pompejus, welcher freilich nach der Lage der Sachen fast unvermeidlich war, beförderte. Die Erneuerung des Bundes der drei Männer, welche zu Lucca in Cäsars Winterquartieren geschah, hatte keine guten Früchte getragen. Pompejus und Crassus waren zwar auf gewaltige Weise Consuln geworden, und hatten die verlangten Provinzen, jener Spanien auf fünf Jahre, und zwar mit der Erlaubniß in Rom zu bleiben — dieser, Syrien erhalten; aber bald darauf hörte mit dem Tode des Crassus, der in einem muthwilligen Kriege gegen die Parther erfolgte, das Gleichgewicht unter den Verbündeten auf. Zum Unglück hatte auch der Tod der edlen Julia, die ihren Vater und Gemal gleich zärtlich liebte, das wichtigste Band zwischen Cäsar und Pompejus auf immer zerrissen; jedoch wäre wohl auch die Gatten- und Vaterliebe unkräftig gegen die Herrschsucht gewesen. Als Consul erneuerte nun Pompejus, der dahin strebte die Herrschaft ungetheilt an sich zu reißen, das Gesetz, daß nur Anwesende in Rom um das Consulat anhalten können, allein Cäsar war von dieser Verordnung ausgenommen. Eine Begünstigung, die gegen das eben gegebene Gesetz sprach, aber sie ward dennoch bewilligt, theils, weil Pompejus jeder Unternehmung Cäsars gewachsen zu seyn glaubte, theils, weil er selbst sein Gesetz überschritten und sich die Verwaltung von Spanien auf weitere fünf Jahre hatte übertragen lassen.

Im folgenden Jahre (51 v. Chr.) machte der Consul Marcellus, ein Anhänger des Pompejus, einen entschiedenen und leidenschaftlichen Angriff auf Cäsar, nachdem dieser verlangte, daß derselbe noch vor Ablauf der ihm bestimmten Verwaltungszeit einen Nachfolger erhalten, sein Heer entlassen, und bei der Consulwahl abwesend, nicht berücksichtigt werden sollte. Vielmehr wurde noch der strenge Beschluß gegen ihn gefaßt; wenn er nicht an einem bestimmten Tage das Heer entlassen würde, solle er für einen Feind des Vaterlandes angesehen werden. Nun zog Cäsar mit seinen Legionen nach Italien bis an das Ufer des Rubikon (Pisciatello), welches Flüßchen nach strengen Gesetzen kein Feldherr ohne Erlaubniß des Senats in Waffen übersetzen durfte. Im Gedanken des großen Verhängnisses, das an seinen nächsten Schritt geknüpft sey, schwankte er eine Zeitlang in seiner Wahl; denn sein Uebergang wurde der Anfang eines langen verheerenden Bürgerkrieges; — gehorchte er aber, so hört er auf Cäsar zu seyn.

Die Bewegung seines Gemüths ging auch auf seine Soldaten über, und diese fühlten sich erleichtert, als er plötzlich entschlossen ausrief: »der Würfel sey geworfen,« und mit dem Heere den Bach übersetzte; worauf auch der Bürgerkrieg begann.

Julius Cäsar war unstreitig der talentvollste, vielleicht auch der ehrgeizigste Mann in der Weltgeschichte, der »lieber der Erste in einer schmutzigen Landschaft, als der Zweite in Rom seyn wollte.« Als Redner verdient er neben Demosthenes und Cicero zu stehen; als Geschichtschreiber ist er ein noch unübertroffenes Muster; als Feldherr besiegte er die wildesten Völker und die geschicktesten Heerführer

immer mit der geringeren Truppenzahl; als Regent machte er so vortreffliche Einrichtungen, daß ihm keiner der größten seiner Nachfolger übertraff; als Mensch war er gütig und großmüthig, selbst gegen seine Feinde, gleichviel, ob aus Klugheit oder Gefühl.

In stolzer Sicherheit hatte Pompejus jede Vorsicht verachtet; Cäsar aber mit gewohnter Schnelligkeit Italien und Sicilien erobert. Pompejus entfloh nach Griechenland, aber Cäsar folgte ihm nicht dorthin, sondern versetzte den Krieg nach Spanien, wo Pompejus die meisten und bedeutendsten Anhänger hatte, und zwang dessen Feldherren durch meisterhafte militärische Bewegungen zur Unterwerfung, ohne, daß sie auch nur eine Schlacht wagen konnten. Nun erst eilte Cäsar nach Epirus, wo Pompejus eine überlegene Macht gesammelt hatte; denn ihm gehorchte noch Griechenland, Asien und Afrika.

Die Schlacht bei Pharsalus entschied jedoch für Cäsar, in welcher das ganze zahlreiche Heer des Pompejus theils getödtet, theils gefangen, theils zerstreut ward. Als Cäsar das von Leichen bedeckte Schlachtfeld durchschritt, sprach er; »so wollten sie es; denn nach so großen Thaten würde ich verurtheilt worden seyn, wenn ich nicht bei meinem Heere Schutz gefunden hätte.« Jetzt hatte er sie mit der Schärfe des Schwertes gerichtet und verurtheilt; doch großmüthig erließ er den Uebriggebliebenen die Strafe. Alle, die gegen ihn gefochten, behielten Leben, Freiheit, Eigenthum, nur diejenigen ausgenommen, welche schon einmal von ihm gefangen und entlassen, zum zweiten Male die Waffen wider ihn ergriffen hatten. Und sogar von diesen durften seine Freunde jeder noch einen frei bitten. Auch die sämmtlichen Briefschaften des Pompejus, welche in seine Hände fielen, ließ er, ohne sie zu lesen, verbrennen, damit er nicht zu Mißtrauen oder Rache verleitet, die Milde vergessen möchte, welche er Allen zeigen wollte. Dagegen hatten die Besiegten, welche im thörichten Wahne, den Sieg schon in Händen zu haben glaubten, beschlossen, die Proscription nicht über Einzelne, sondern über alle Gegner ergehen zu lassen.

Während so der siegende Heerführer seiner Feinde schonte, fand aber der besiegte Pompejus von der Hand vermeinter Freunde den Tod. Als er nämlich durch das Thal Tempe an das Meer und von hier nach Lesbos geflohen war, wo er seine Gemalin und Kinder abholte, segelte er an der Küste Asiens hin, ungewiß, in welchem Reiche er Schutz und Beistand suchen solle, bis man sich endlich für Aegypten entschied. Das dortige Königshaus war dem Pompejus viele Verbindlichkeit schuldig, denn Ptolemäus Auletes, der Vater des damaligen Königs, war früher, da er aus Furcht vor dem wachsenden Mißvergnügen des Volkes sein Reich verlassen hatte, hauptsächlich durch den Einfluß des Pompejus von dem Proconsul Gabinius in seine Herrschaft wieder eingesetzt worden. Auch der junge König Ptolemäus Dionysius, der mit seiner Schwester Kleopatra in Zwist lebte, stand eben mit einem Heere bei Pelusium. Dorthin segelte nun Pompejus mit den Seinen, sandte aber früher einen Boten voraus, um sich die Aufnahme zu erbitten. Pothinus, ein Verschnittener, und der vorzüglichste Vertraute des ganz willenlosen Königs, versammelte sogleich einen Rath, in welchem nächst ihm, der Feldherr Achillas und der griechische Rhetor Theodotus das vorzüglichste Gewicht hatten. Man schwankte, ob Pompejus zugelassen oder abzuweisen sey. Da stand Theodotus auf und behauptete: Beides sey gleich gefährlich; denn durch das Letzte mache man sich den Zurückgewiesenen zum Feinde, während durch das Erste man sich nicht bloß den Haß des mächtigen Siegers zuziehe, sondern Pompejus selbst könnte gefährlich werden; das Beste sey also, den Flüchtigen kommen zu lassen, und ihn dann zu ermorden, welcher feige Frevel auch sogleich beschlossen ward.

Begleitet von Septimius, einem ehemaligen römischen Hauptmanne, bestieg Achillas ein kleines Boot, um den Pompejus darin unter dem Vorwande abzuholen, daß man mit dem großen Schiffe nicht an das seichte Ufer kommen könnte. Pompejus stieg nun mit einem Freigelassenen, Namens Philippus, einem Sklaven und zwei Hauptleuten ein, konnte aber bald aus dem düstern Stillschweigen seiner Führer ein böses Schicksal ahnen, was auch erfolgte; denn als der Kahn ans Land stieß, und er sich aufrichten wollte, empfing er von Septimius einen Stich durch den Leib, und sogleich hieben auch die Uebrigen auf ihn ein. Ohne einen Laut auszustossen, verhüllte Pompejus mit dem Gewande das Gesicht und sank todt nieder. Hierauf schnitten ihm die Mörder den Kopf ab und ließen den nackten Rumpf am Ufer liegen. Der treue Sklave Philippus baute aber aus den Trümmern eines gestrandeten Schiffes mühesam einen kleinen Scheiterhaufen und verbrannte darauf die Leiche eines Mannes, vor welchem einst Asien gezittert, und welchen Rom als seinen ersten Bürger erkannt hatte. Als Cäsar, welcher der Flucht seines Gegners gefolgt war, in Aegypten landete, nahete ihm Theodotus mit dem Haupte des ermordeten Pompejus, Cäsar wandte sich aber mit Abscheu von ihm und betrachtete innig gerührt das klägliche Ende eines Mannes, der noch vor Kurzem über den halben Erdkreis gebot.

Cäsar brachte neun Monate in Aegypten zu, und machte sich in dem Streite zwischen dem verrätherischen Könige Ptolemäus Dionysius und seiner Schwester Kleopatra zum Schiedsrichter, woraus der alexandrinische Krieg entstand, welcher nach großer Gefahr Cäsars mit dem Tod des Königs und der Einsetzung der Kleopatra sich endete. In den Armen dieser buhlerischen Frau ruhte jetzt Cäsar von seinen Kriegsthaten aus, bis ihn neue Gefahr wieder ins Schlachtfeld rief. Dieser Krieg, welchen Pharnaces, des Mithridates Sohn, der das väterliche Reich wieder in Besitz genommen hatte, in Pontus erhob, wurde aber an einem Tage und mit einem Schlage zu dessen Verderben geendet, und Cäsar schrieb darnach an einem seiner Freunde nach Rom: »Ich kam, ich sah, ich siegte.«

Nach Rom zurückgekehrt, wurde der Ruhmbegrenzte zum Dictator auf ein Jahr, zum Consul auf fünf Jahre und zum Tribun auf Lebenszeit ernannt. Dann eilte er nach Afrika und besiegte in der Schlacht bei Thapsus die Macht der Pompejaner. In Utika aber gab sich bei seinem Herannahen Cato mit eigener Hand den Tod, um nicht lebend dem Sieger in die Hände zu fallen. Cato tödtete sich nicht aus Feigheit, denn er fürchtete den Zorn des Siegers nicht, und dieser hätte sich auch gefreut, eine Handlung der Milde üben zu können, sondern, weil das Leben keinen Reiz mehr für ihn hatte, seitdem er den Todestag der Republik (der einzigen würdigen Staatsverfassung) im Anbruche gesehen.

In fünf Monaten endete Cäsar den afrikanischen Krieg, und kehrte dann nach Rom zurück. Schon vor seiner Ankunft daselbst hatte ihn der Senat zum Dictator auf zehn Jahre ernannt; bei seiner Heimkehr wurde er aber als Imperator begrüßt, und mit glanzvollen Triumphen empfangen. Besiegte Fürsten gingen gefesselt vor seinem Wagen her, seine Soldaten wurden mit Ländereien und Geld belohnt, Freunde und Anhänger mit Aemtern und Würden. Gegen die besiegten Gegner aber war Cäsar mild und verzeihend, nicht rachedürstend wie einst Marius und Sulla. Dem Volke gab er reiche Geschenke an Getreide, Oel und Geld, auch festliche Schauspiele und Gastmäler. Diese Feste waren aber leider verderblich, ein Spielzeug, worüber die Freiheit vergessen wurde; ja Cäsar beging die Sünde, daß er die Römer mit dem süßen Gifte bekannt machte, an welchem ihre Tugend und Freiheit den Tod fanden. Noch hatte Cäsar einen verderblichen Krieg zu führen gegen die Söhne des Pompejus. Diese hatten nämlich in Spanien, wo das Andenken ihres ehrwürdigen Vaters fortlebte, großen Anhang gefunden, und viele Freiheitsfreunde um sich versammelt, welche in Cäsar den Mörder der Republik fürchteten. Doch Cäsar besiegte sie alle in der Schlacht bei Munda, welche die gefährlichste und hartnäckigste war, die er je geschlagen.

Nach Rom zurückgekehrt, feierte Cäsar auch wegen dieses Sieges (also über Mitbürger, welche treuer als er an der freien Verfassung hingen) seinen Triumph, der aber großen Unwillen im Volke erregte, und viele Gemüther von ihm abwandte. Ungeachtet dessen ernannte ihn aber der schmeichelnde Senat zum immerwährenden Dictator, zum Imperator, das Letztere nicht in dem bisherigen Sinne als Ehrentitel für einen Feldherrn nach dem Siege, sondern als Bezeichnung fortwährenden Oberbefehls. Er erklärte Cäsars Person für heilig und unverletzlich, und stellte desselben Standbilder, zu denen der Könige, ja selbst der Götter. Doch auch Cäsar fiel und zwar, als er auf einer Stufe der Herrlichkeit stand, auf der noch kein Mensch vor ihm gestanden. Er wurde aufgeschreckt aus dem Traume, in welchem er den Erdkreis unterworfen gesehen hatte, und sein Haupt sank in den Staub, als er eben mit dem königlichen Diademe geschmückt werden sollte. Die Königskrone fehlte dem Cäsar noch. Schmeichler und Creaturen, hohe und niedere waren thätig, sie ihm zu verschaffen; aber in einem kleinen — dem bessern — Theile des Volkes ward mit Abscheu dieses freiheitsmörderische Beginnen betrachtet. Noch gab es unter dem entarteten Römervolke Männer von edler Geistesbildung, sittlicher Würde und starker Gemüthskraft, welche die Freiheit und das Vaterland zu retten sich verbanden. Es waren hochgesinnte Aristokraten, Männer, die mit gerechter Verachtung auf die Selbstwegwerfung des Pöbels, des niedern und vornehmen, herabsahen, und bei der allgemeinen Verderbtheit in ihren Gemüthern das heilige Feuer der Freiheitsliebe und des Männerstolzes rein bewahrten. Die beiden Prätoren, Brutus und Cassius standen an der Spitze dieser Männer und waren die Häupter der sechzig Verschwornen. Brutus, obgleich mit den zartesten Banden an Cäsar, seinem Adoptiv-Vater, gefesselt, stellte sich doch unter die Mörder des großen Mannes, da Roms sterbende Freiheit größere Rechte an sein Herz hatte, als der bewunderte Held, der wohlmeinende Freund, der zärtliche Vater. Es war gerade an dem Tage, an welchem in feierlicher Senatsversammlung der Antrag gemacht werden sollte, Cäsar bei seinem Kriegszuge gegen die Parther mit der Königskrone zu schmücken, als die Verschwornen ihr Werk vollführten. Cäsar, obgleich durch Wahrzeichen gewarnt, erschien in der Versammlung, wo sich auch die Verschwornen, ihre Dolche unter der Toga verbergend, mit dem Anscheine der größten Ruhe und Kälte einfanden. Als nun Cäsar in die Versammlung getreten war, umringten sie ihn, den stets Zugänglichen, unter dem Scheine freundlicher Höflichkeit, als wollten sie den Tillius Cimber, der um die Rückkehr seines Bruders bat, unterstützen. Da Cäsar diese Angelegenheit für den Augenblick zurückwies, faßte ihn Tillius Cimber, wie ein zudringlich Bittender, bei der Toga und zog sie ihm von der Schulter. Dies war das verabredete Zeichen, denn kaum äußerte Cäsar über diese Kühnheit seinen Unwillen, so erhielt er von Casca schon den ersten Dolchstoß. Dieser traf aber statt des Halses die Schulter und verletzte ihn nur wenig. Cäsar schrie: »Was machst Du, verruchter Casca?« und packte ihn am Arme; aber in demselben Augenblicke drangen von allen Seiten Dolche auf ihn ein; ja die Mörder stachen so hitzig und unsicher, daß sie sich unter einander selbst verwundeten. Einige Augenblicke suchte der Ueberfallene sich den Dolchstichen zu entziehen, als er aber auch seinen geliebten Brutus auf sich eindringen sah, da hüllte er sich, von der Gewalt übermannt, in seine Toga, und sank von 23 Wunden bedeckt, zu den Füssen der Bildsäule des Pompejus todt nieder.

Die Senatoren waren stumme und thatlose Zeugen des Vorgangs, und, theils überrascht und betäubt, theils erschreckt, und vor den weitern Folgen besorgt, zerstreuten sie sich. Lepidus, des ermordeten Dictators Reiter-Oberster, war nicht gegenwärtig gewesen, und Antonius, der Mitconsul, von dem Trebonius an der Thüre des Versammlungszimmers in ein Gespräch verwickelt worden, wodurch er festgehalten wurde.

So plötzlich hatte das Verderben den mächtigen, noch eben dem Erdkreise gebietenden Herrscher ereilt, daß von den vielen Tausenden Armen, die er sonst zu seiner Vertheidigung in Bewegung setzte, ihm auch nicht einer hülfreich seyn konnte.

Der Tod Cäsars war für Rom ein unglückseliges Ereigniß, denn vom Neuen entzündete sich durch ihn die verheerende Fackel des Bürgerkrieges, welche endlich das ganze Gebäude des Freistaates verzehrte.

Unversichtiger Weise hatten die Verschwornen ihren Plan nicht weiter als auf Cäsars Ermordung ausgedehnt, und verhielten sich, nachdem diese vollführt war, ganz ruhig. Da gelang es dem Marcus Antonius, einem Manne von großen Geistesgaben, aber ohne sittliche Würde, der sich sogleich der Papiere und Schätze Cäsars bemächtigt hatte, durch listige Reden den Pöbel zur Rache gegen die Mörder des Dictators aufzureizen. Als Amtsgenosse, Freund und Verwandter hielt er dem Cäsar, dessen Leichnam von den angesehendsten Männern auf das Forum vor die Rednerbühne getragen worden war, die herkömmliche Leichenrede. Er rühmte die Thaten und Tugenden des Ermordeten, las alle zu seiner Verherrlichung und Sicherheit gefaßten Beschlüsse vor, und stellte zuletzt in den blutbefleckten und vielfach durchbohrten Purpurmantel die Mordthat der versammelten Menge, gleichsam lebendig vor Augen. Dadurch erhitzte er die Gemüther so sehr, daß das Volk wie in einem wilden Taumel auf der Stelle die Tragbahre des Leichnams in Flammen setzte, und was von Tischen, Bänken und andern Holzwerk in der Nähe war, zum Scheiterhaufen aufhäufte. Nun warf jeder der Anwesenden, was er zur Hand hatte, Weiber ihren Schmuck, die Soldaten ihre Waffen, in die Flamme, und stürmten dann mit brennenden Fackeln durch die Straßen, um die Häuser der Verschwornen in Brand zu stecken, und sie selbst zu ermorden, was aber kräftigen Widerstand fand.

Ein Tribun, Helvius Cinna, der stets ein großer Anhänger des Cäsar gewesen, ward von dem blind wüthendem Volke in Stücke gerissen, weil es ihm mit dem Cornelius Cinna, einem der Verschwornen, verwechselte. An dem Orte, wo Cäsars Leichnam verbrannt worden, errichtete der Haufe einen Altar, und ein gewisser Amatius, der ein Enkel des Marius war, und dadurch zum Rächer Cäsars berufen zu seyn behauptete, stellte sich an die Spitze des Volkshaufens und drohte dem Senate und besonders den Mördern täglich neue Gefahren. Einige von diesen gingen daher in die ihnen schon von Cäsar angewiesenen Provinzen, um dort Sicherheit und Streitkräfte zu suchen. Die Häupter Brutus und Cassius verließen zwar auch sehr bald Rom, da sie aber als Prätoren nicht abwesend seyn durften, so mußten sie es als eine Gunst des Antonius ansehen, daß sie nachmals durch den Auftrag, die Hauptstadt mit Getreide zu versorgen, von der Pflicht, dort zu verweilen, entbunden wurden. Der schlaue Antonius schien indessen die in Furcht gesetzten Gemüther wieder beruhigen zu wollen. Er schlug das ohne Abstimmung genehmigte Gesetz vor, daß die Dictatur für alle Zeiten abgeschafft werden sollte: er ließ den Amatius als einen Störer des Friedens durch seine Trabanten niederhauen, und sein Mitconsul Dolabella den Altar auf der Brandstelle niederreißen, dann die aufrührischen Haufen mit großer Strenge zerstreuen. Aber dieser Schein des Friedens und der Versöhnung dauerte nur kurze Zeit. Antonius schaltete mit maßloser Willkür. Er hatte sich des reichen, von Cäsar hinterlassenen Schatzes bemächtigt, und erkaufte sich mit demselben Freunde und Anhänger. Ebenso mißbrauchte er den Besitz der Papiere Cäsars, und den Beschluß, daß alle Verordnungen desselben gültig seyn sollten, um sich durch schamlosen Betrug unermeßlichen Gewinn zu verschaffen. So brachte er täglich neue angebliche Verordnungen Cäsars zum Vorschein, durch die er Königen, Provinzen und Städten, was sie begehrten, verkaufte. Er umgab sich mit Bewaffneten, dem Scheine nach seiner Sicherheit wegen, in der That aber, um alle Uebrige einzuschrecken, und Alles durch Gewalt zu erzwingen.

Aber während er so kühne Plane faßte, trat ein anfangs unscheinbarer Nebenbuhler seiner Hoffnungen auf. Dieß war Julius Cäsar Octavianus, Cäsars Schwesterenkel und Erbe, der durch Schlauheit sich bald die Gunst des Volkes erworben hatte. In Rom wurden indessen Antonius und Lepidus ihres eigenmächtigen Betragens wegen für Feinde des Vaterlandes erklärt, und nun der junge Octavianus zum Consul und Feldherrn gegen Jene ernannt. Aber statt den Auftrag des römischen Staates zu vollziehen, befreundete er sich mit den Vaterlandsfeinden, vernichtete die Achtserklärung gegen dieselben, brachte dagegen die Aechtung von Cäsars Mördern zu Stande, und verband sich endlich förmlich mit Antonius und Lepidus. Auf einer kleinen Insel im Flußchen Rhenus, in der Nähe von Bononia, kamen diese drei Männer zusammen, um den verbrecherischen Bund zu schließen. Da sie sich noch gegenseitig mit Mißtrauen betrachteten, so gingen sie vorsichtig zu Werke. Von beiden Seiten des Flußchens her ließen sie Brücken nach der Insel schlagen; dann kamen Antonius und Octavianus, jeder mit fünf Legionen, die sie in gleicher Entfernung zurückließen. Lepidus ging zuerst auf die Insel und gab, nachdem er dieselbe untersucht hatte, den beiden Andern ein Zeichen, worauf auch sie von verschiedenen Seiten herüberkamen. Drei Tage dauerten die frevelhaften Berathungen, nach welchen sie sich unter den Namen von Triumviren zur Errichtung des Gemeinwesens (triumviri reipublicae constituendae) auf fünf Jahre mit der höchsten Gewalt über Rom und die Provinzen bekleideten. Octavianus erhielt Afrika, Lepidus, Spanien und das narbonnensische Gallien, Antonius das übrige Gallien zur unmittelbaren Provinz. Außerdem verabredeten sie die Mittel und Wege, sich Geld zu verschaffen, und Rache an ihren Privatfeinden zu nehmen. Der Erfolg war, daß einige Hundert Senatoren, 2000 Ritter und eine große Menge Bürger durch Proscriptionen dem Tode

Božsky pruwod Kralovny Kleopatry

La gita divina della regina Cleopatra

Cleopatra királynö isteneksereg

Der Göttlerzug der Königin Cleopatra.

N°.14

verfielen. Unter den Opfern war auch der edle Cicero, ein großer Redner und tugendhafter Vaterlandsfreund. Seinen Kopf und seine Hände ließ Antonius auf derselben Rednerbühne befestigen, von welcher herab der Redner, wie der römische Geschichtsschreiber Livius sagt, eine Beredsamkeit hatte hören lassen, die nie eine menschliche Stimme wieder erreicht hat. Seine Zunge wurde von der Fulvia, des Antonius Gattin, mit Nadeln durchstochen *).

So wurde Rom der Schauplatz von Blutscenen gräulicherer Art, als zur Zeit des Sulla. Nun zogen die Verbündeten Antonius und Octavianus gegen die Mörder Cäsars, welche im Orient eine große Macht sich bereitet hatten, und in ihren Heeren die letzten Kämpfer für die Sache der Freiheit versammelten.

Bei Philippi in Macedonien geschahen zwei große Schlachten. In der ersten erfocht zwar Brutus einige Vortheile, aber Cassius wurde geschlagen und tödtete sich in der Verzweiflung In der zweiten wurde auch das Heer des Brutus vernichtet, er selbst aber gab sich mit kalter Besonnenheit den Tod, so wie seine Gattin Porcia, welche glühende Kohlen verschluckte.

Nach dem Untergange des Brutus und Cassius gab es keinen Vertheidiger der Republik als den Sertus Pompejus, dessen Macht aber nicht hinreichend war, der Herrschaft der Triumviren große Hindernisse in den Weg zu legen. Jetzt wurde aber die Fortdauer der Eintracht unter den Siegern bedenklich. Lepidus, der Unbedeutendste unter den Dreien wurde von den beiden Andern nach dem Siege mit großer Geringschätzung behandelt und auf Afrika eingeschränkt. Octavianus kehrte nach Italien zurück, um dort den Sertus Pompejus zu bekriegen, und den Soldaten, denen achtzehn der besten Städte Italiens mit allem Eigenthume versprochen waren, die Belohnungen zuzutheilen. Antonius zog nach Asien, um den Osten vollends zu besiegen, und dessen reiche Schätze für die Verbindung zu gewinnen.

Als diese beiden Mächtigen sich trennten, schieden sich innerlich gewiß schon ihre Herzen und ihre Bestrebungen, und bald auch äußerlich ihr Schicksal und ihr Glück. Antonius, der zuerst die Griechen in ihrem Lande durch seine Leichtigkeit im Umgange, und durch seine Theilnahme an ihrer geistigen Bildung einige Zeit erfreut hatte, ging jetzt nach Asien hinüber und überließ sich dort, in Gesellschaft liederlicher Genossen, seinem Hange zu Ausschweifungen und Verschwendungen auf eine kaum glaubliche Weise.

In Ephesus zog er als Bacchus ein, umgeben von Weibern und Männern, die Bacchantinnen, Satyren und Pane vorstellten. Alle Straßen ertönten vom Schalle der Flöten; er schien andeuten zu wollen, welch ein Leben hier für ihn beginnen würde. Dabei wurde die Provinz auf eine furchtbare Weise ausgesogen, und beinahe zu Grunde gerichtet Als er nach Cilicien gekommen war, ließ er die reizende Königin Kleopatra, einst Cäsars Geliebte, aus Aegypten zu sich kommen, um sie dafür zur Verantwortung zu ziehen, daß sie Brutus und Cassius unterstützt habe. Dieser Ruf war aber der Kleopatra sehr erwünscht; denn sie kannte den, dem weiblichen Geschlechte mit fast unrömischer Empfindsamkeit huldigenden Antonius, und war gewiß, ihn zu fesseln. Sie war gerade nicht ausgezeichnet schön, aber durch Anmuth, Liebreiz, Geist und alle Künste der freien Buhlerei für solche Männer unwiderstehlich. Um ihren ersten Eindruck so mächtig als möglich zu machen, und die Sinne des Antonius ganz zu blenden, hatte sie zugleich den Glanz des Reichthums und der Kunst zu Hilfe genommen.

Sie fuhr den Cydnusfluß hinauf in einem prächtigen Fahrzeuge, dessen Hintertheil golden, dessen Ruder silbern und dessen Segel purpurn waren. Eine liebliche Musik begleitete den Takt der Ruder, eine Menge schöner Mädchen, als Grazien gekleidet, standen an dem Steuer und an den Tauen, sie selbst lag auf einem prachtvollen Ruhebette unter einem goldenen Pavillon, Knaben umgaben sie als Liebesgötter und fächelten ihr Kühlung zu. Die Luft war von den süßesten Wohlgerüchen erfüllt, und die Ufer von unzählbaren Schaaren bedeckt, die sich heandrängten, den Götterzug zu sehen.

Ihr Vorgefühl hatte sie auch nicht betrogen; denn Antonius vermochte nicht, diesem verführerischen und lockenden Zauber der Sinnlichkeit zu widerstehen, und gehörte von diesem Augenblicke nicht mehr sich, sondern der Kleopatra, die ihn nun nach Alexandria mit sich führte, um ihm dort eine ununterbrochene Reihe von Genüssen zu bereiten, in die ihr unerschöpflicher Witz und Geschmack stets Wechsel und neuen Reiz zu bringen wußten. Kleopatra bedachte aber nicht, daß sie ihn dadurch zwar immer fester an sich kettete, ihn aber auch zugleich seinem Vaterlande und seinen, so wie ihren stolzen Hoffnungen immer mehr entfremdete. Denn während Antonius nur den Genüssen und der Gegenwart lebte, war Octavianus in Italien darauf bedacht, für sich selbst den Grund zu einer künftigen dauernden Herrschaft zu legen. Ja seine Zuneigung für Kleopatra verleitete ihn sogar seine tugendhafte Gemalin Octavia (des Octavianus Halbschwester) zu verstossen, und Kleopatra in einer feierlichen Versammlung des Volks von Alexandrien für seine rechtmäßige Gemalin zu erklären, während er ihren Kindern Königstitel und Länder ertheilte.

Nichts war geeigneter, ihn in Rom verhaßt zu machen, als diese Schritte, die nicht nur die Würde des Staats verletzten, sondern ihn sogar einiger Provinzen berauben sollten. Durch einen Beschluß des Senats ward er daher der ihm übertragenen Macht und Würde entsetzt, und wenn man ihn schon aus Rück-

*) Von den vielen Schriften Cicero's ist uns ein großer Theil, wenn auch nicht der größte Theil erhalten worden. Sie sind rhetorische, Reden, philosophische Schriften, und Briefe an Staatsmänner, Verwandte ꝛc. Die ausgezeichnetsten Ausgaben der «sämmtlichen Werke» Cicero's sind die in Mailand erschienenen. Sein Leben haben beschrieben unter den Alten, Plutarch, unter den Neuern, Middleton (London 1741) und Morabin (Paris 1745).

sicht auf die Menge der bei ihm befindlichen Römer nicht geradezu für einen Staatsfeind erklärte, so geschah es doch mittelbar, da man der Kleopatra den Krieg ankündigte. Antonius täuschte sich auch nicht über den eigentlichen Sinn dieser Kriegserklärung, und versammelte zu Ephesus eine große Kriegsmacht. Die asiatischen Könige sandten ihm Hilfsschaaren, die von Kappadocien, Galatien, Cilicien, Paphlagonien und Commagena führten sie ihm persönlich zu, und so trat der römische Osten wieder in den Kampf gegen den Westen, der dem Octavianus diente.

Octavianus, dessen Rüstungen noch nicht vollendet waren, hatte Alles zu fürchten, wenn Antonius im Sommer des Jahres 32 v. Chr. losbrechen und den Krieg nach Italien spielen würde, denn hier würden seine reichen Schätze in dem Augenblicke, wo den Italienern zum Behufe der Rüstungen ihre letzte Habe abgepreßt wurde, eine große Wirkung gethan haben. Allein zum Glücke für Octavianus vergeudete Antonius nach gewohnter Weise seine Zeit und Schätze in den ausgesuchtesten Schwelgereien, und blieb den Winter hindurch in Paträ, wodurch Octavianus Zeit gewann, sich in vollen Kriegsstand zu setzen, obschon seine Streitkräfte denen des Antonius an Zahl nicht gleich kamen.

Im folgenden Jahre versammelte er zu Brundusium seine ganze Kriegsmacht, und die vornehmsten Senatoren und Ritter, theils um sich ihrer Treue zu versichern, theils um der Welt zu zeigen, daß die angesehendsten Männer Roms auf seiner Seite wären. Von Brundusium segelte er nach dem Vorgebirge Aktium in Akarnanien hinüber, wo des Antonius Flotte lag. Er schlug sein Lager an der nördlichen Seite des ambracischen Meerbusens auf. Einzelne Schaaren seines Landheeres und Abtheilungen seiner Flotte erschwerten dem Antonius die Zufuhr, und trugen in verschiedenen kleinen Gefechten zu Wasser und zu Lande den Sieg davon. Ja mehrere Anhänger des Antonius gingen sogar zum Octavianus über. Da beschloß Antonius nicht länger mehr zu zögern, und den entscheidenden Kampf zu wagen; es war nur die Frage, ob mit dem Landheere oder mit der Flotte. Das Erstere schien durch seine Menge und Tüchtigkeit den sichersten Sieg zu verheißen; ja Antonius selbst hatte hier die meiste Uebung und Erfahrung. Allein Kleopatra rieth, von einem Seegefechte die letzte Entscheidung zu erwarten, und so behielt durch ihren großen Einfluß ihre Meinung die Oberhand, worauf im September 31 v. Chr. die weltberühmte Seeschlacht bei Aktium erfolgte.

Der Kampf blieb lange unentschieden, indem jeder Theil einen eigenthümlichen Vortheil hatte. Antonius durch seine hohen und schweren mit Thürmen und Pfeilschützen bemannten Schiffe; Octavianus durch seine leichten niedrigen und beweglichen Fahrzeuge, so, daß Dio Cassius *) den Kampf einem Gefechte zwischen Reitern und schweren Fußvolke vergleicht. Endlich aber gab Kleopatra zur Niederlage des Antonius den Ausschlag. Sey es, daß sie die ängstliche Spannung zwischen Furcht und Hoffnung nicht länger zu ertragen vermochte, oder daß sie an der Sache des Antonius verzweifelnd, längst den verrätherischen Entschluß gefaßt hatte, sich einen Weg zur Gunst des Octavianus, offen zu erhalten; kurz sie segelte plötzlich mit ihren ägyptischen Schiffen davon. Antonius bethört von blinder Liebe, folgte ihr, und gab den Sieg eher auf, als es seine Flotte that, die solchen dem Octavianus noch lange und hartnäckig streitig machte. Das Landheer, neunzehn Legionen stark, brannte vor Begier, dem Antonius einzubringen, was er zur See verloren hatte, harrte seiner sehnsuchtsvoll sieben Tage lang, und ergab sich erst dann dem Sieger, als sie auch ihr Anführer verlassen hatte.

Antonius war indessen mit der Kleopatra gemeinschaftlich nach dem Peloponnes und von da nach Afrika gesegelt. In Parätonium, an der Westgrenze Aegyptens, trennten sie sich. Kleopatra eilte nach Alexandria; Antonius hatte in dieser Gegend noch einige Legionen, die aber der Anführer derselben dem Gegner übergab. Jetzt erst übersah er den ganzen Abgrund, in welchen er sich gestürzt hatte, und wollte sich tödten. Aber seine Freunde hielten ihn davon ab, und führten ihn nach Alexandria, wo er aus seiner Schwermuth bald wieder in den alten Leichtsinn überging, und vom Neuen den sinnlichen Genüssen lebte. Er und Kleopatra knüpften Unterhandlungen mit Octavianus an, die Königin außerdem aber auch noch heimliche, um im schlimmsten Falle sich selbst zu retten.

Octavianus antwortete der Kleopatra öffentlich im drohenden Tone, jedoch heimlich lockte er sie durch Versprechungen und Hoffnungen, wenn sie den Antonius entfernen oder tödten würde. Er wollte sie dadurch nur von einem verzweifelten Entschluße abhalten, um ihre Person und ihre Schätze in seine Gewalt zu bringen. Er erreichte auch diese Absicht bei der eitlen Fürstin, die den Antonius nie wahrhaft geliebt hatte, und nun einen dritten Herrn des römischen Reiches zu fesseln hoffte. Als er endlich an der Grenze von Aegypten erschien, öffnete sich ihm das feste Schloß Pelusium, und als er vor Alexandria stand, ging auch die ägyptische Flotte zu ihm über, beides, wahrscheinlich auf geheimen Befehl der Königin. Antonius hatte das Landheer hinausgeführt, sah es aber fliehen und eilte verzweifelnd in die Stadt zurück. Kleopatra verbarg sich indessen in ein prächtiges Grabmal, welches sie sich hatte bauen lassen, und schickte Leute ab, die dem Antonius melden mußten, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht habe, in der verrätherischen Absicht, dadurch seinen Tod herbeizuführen, weil sie wußte, daß er sie nicht würde überleben wollen.

*) Der Geschichtschreiber Dio Cassius, geboren um das Jahr 155 n. Chr., beschrieb in 80 Büchern die römische Geschichte von der Gründung Roms bis 229 n. Chr. und widmete dieser Arbeit 22 Jahre. Die besten deutschen Uebersetzungen lieferten Wagner, 5 Bde. Frankfurt 1783—1796; Penzel, 2 Bde. Leipzig 1786—1818, und Lorentz, 4 Bde. Jena 1826.

Antonius umiera v objeti Kleopatry

Antonio spira nelle braccia di Cleopatra.

Antonius endet sein Leben in den Armen der Cleopatra.

Antonius élete Cleopatra karjai közt végzi.

Was sie voraussah geschah auch, denn Antonius durchbohrte sich bei dieser Nachricht mit seinem Schwerte; da aber die Wunde nicht gleich seinen Tod bewirkte, so erfuhr er jetzt, daß Kleopatra noch lebe. In dieser verzweiflungsvollen Lage bat er, daß man ihn zu ihr bringen möchte, wo er dann kurz darauf in den Armen der Undankbaren das Leben aushauchte. Als man den Octavianus den Tod seines Gegners benachrichtete, sandte er einen Vertrauten an Kleopatra, um sich ihrer Person zu versichern, worauf er sie in ihren Palast zurückbringen, und daselbst streng bewachen, jedoch als Königin behandeln ließ. Nach seinem Einzuge in Alexandria, gewährte er ihr eine persönliche Zusammenkunft. Sie war damals 39 Jahre alt, traute sich aber noch Reize genug zu, um den siegreichen Herrscher in ihr Netz zu ziehen. Sie lag auf einem prachtvollen Ruhebette, um sich her hatte sie Stand- und Brustbilder Cäsars, und in ihrem Schooße die von demselben erhaltenen Briefe. Als Octavianus hereintrat, erhob sie sich und versuchte, bald durch schwärmerische Erinnerung an Cäsar, dessen Briefe sie küßte und vorlas, auf ihn zu wirken, bald, indem sie sich ihm zu Füßen warf, Mitleid für ihr unglückliches Schicksal zu erregen, und ihn durch Süßigkeit ihres Blicks und ihrer Rede zu umstricken. Aber an dem Octavianus scheiterte alle ihre Kunst; denn sein kalter Blick sah in ihr nichts als einen kostbaren Schmuck seines Triumphzuges, für den er sie aufsparen wollte, und seine Begierde fühlte sich von nichts angezogen, als von ihren Schätzen.

Jetzt entsagte sie aller Täuschung, und ihre stolze Seele beschloß, wenigstens ihre Person dem schmählichen Schicksale durch einen freiwilligen Tod zu entziehen. Zwar hatte Octavianus alle Vorkehrungen getroffen, um auch dieses zu verhindern, und ihr einen Freigelassenen zugesellt, der sie aufmerksam zu beobachten hatte; allein Kleopatra wußte diesen ganz unbesorgt zu machen, und ihn zuletzt durch den Auftrag, einen Brief an Octavianus zu bringen, auf kurze Zeit zu entfernen. Während derselben führte sie aber ihren Entschluß aus; denn als der Freigelassene zurückkam, fand er die Fürstin auf ihrem Ruhebette königlich geschmückt und in der edelsten Stellung, wie man sagt, durch den Biß giftiger Nattern, oder von einer vergifteten Haarnadel, da an ihrem Arme ganz feine Stiche bemerkbar wurden, todt da liegen. So von ihr überlistet bemächtigte sich jetzt Octavianus wenigstens ihrer vielen Schätze und ihres herrlichen Reiches, welches eine römische Provinz wurde, und kehrte dann als Alleinherrscher eines unermeßlichen Reiches nach Rom zurück.

Rom hatte in den Kämpfen von vier Jahrhunderten den schönsten Theil der damals bekannten Erde die Freiheit geraubt, jetzt war aber die Zeit gekommen, wo es seine eigene Freiheit verlor, und für immer Alleinherrschern gehorchen mußte. Der Grund dazu lag in der außerordentlichen Sittenlosigkeit und den maßlosen Begierden der Emporstrebenden, die zuletzt immer in Kämpfen um Macht und alleingeltenden Einfluß enden mußten, wenn sie nicht durch die von Allen anerkannte Gewalt eines an der Spitze stehenden Herrschers gezügelt wurden.

Noch mehr aber als durch Laster, Ehrgeiz und durch unersättlichen Durst nach Genüssen wurde Rom zur Monarchie geführt, durch seine bis nun völlig unpassend gewordene Verfassung, die in anderen Zeiten entstanden und auf ein ganz anderes Maß der Größe des Staats berechnet war. Als Octavianus den Antonius besiegt hatte, war keine Macht mehr im Staate als die Seine, keine Waffen, als die, der seinem Befehle gehorchenden Legionen. Kein Gegner, fähig ihm die errungene Gewalt streitig zu machen konnte sich erheben. Die Soldaten wurden bereichert, das Volk erhielt Brod, und Alle freueten sich der langentbehrten Ruhe des Friedens. Die heftigsten Republikaner waren durch die Proscriptionen aus dem Wege geräumt, oder in den Schlachten gefallen; die Vornehmen hielten es für sicherer, Glück und Ehrenstellen von der neuen Fürstenregierung, als von den gefährlichen republikanischen Stürmen zu erwarten; die Provinzen hofften Besserung des Zustandes, in welchem sie unter der Herrschaft des Senats und Volkes schmachteten.

Als Octavianus nach Rom zurückgekehrt war, seine Siege durch drei glänzende Triumphe und prachtvolle Spiele gefeiert, und seine Freigebigkeit durch reiche Geldvertheilungen aus der ägyptischen Beute an Volk und Soldaten bewährt hatte, zog er die künftige Einrichtung des Staats in ernste Ueberlegung, und machte seinen beiden vertrautesten Freunden, dem Vipsanius Agrippa und dem Cilnius Mäcenas, zum Scheine seinen Entschluß bekannt, als wollte er die Regierung niederlegen.

Agrippa, ein tüchtiger Krieger, von offener und biederer Gesinnung, rieth, den Senat und das Volk in ihre alten Rechte wieder einzusetzen; Mäcenas dagegen, ein kluger, feiner, geschmeidiger, einem ruhigen, genußreichen und üppigen Leben ergebener Weltmann, war der Meinung, daß Octavianus thun müsse, was für die Republik das Nützlichste und für ihn das Sicherste sey, sich nämlich den Besitz der höchsten Gewalt zu bewahren.

Des Octavianus Entschluß war aber schon vorher gefaßt, denn die Alleinherrschaft war ja das Ziel, für welches er sich so vielen Mühen und Gefahren unterzogen hatte; jedoch war er weit entfernt durch eine gewaltsame Aufhebung und Zerstörung der bestehenden Verfassungsformen einen gefährlichen Widerstand aufregen zu wollen, oder durch Annahme verhaßter Titel sich und sein Werk in Gefahr zu setzen. Herrschen wollte er, aber es sollte dabei zugleich der täuschende Schein republikanischer Staatsformen fortdauern, bis sich die Römer an monarchische gewöhnt haben würden. So trat er nach einiger Zeit, es war zu Anfang des Jahres 27 v. Chr, im Senate mit der Erklärung auf, daß er die ihm übertragene Herrschergewalt in ihrem ganzen Umfange niederlege. Die Senatoren aber, die theils seine wahre Absicht durchschauten, theils, wenn sie ihm glaubten, die Wiederherstellung des Freistaats aus Eigennutz

oder Furcht nicht wünschten, drangen in ihn, die Regierung zu behalten, so, daß er nur diesem inständigen Bitten nachzugeben schien; als er sie, aber nur auf zehn Jahre, wieder annahm. Dasselbe Sträuben wiederholte er nachher alle zehn oder fünf Jahre durch die ganze Zeit seiner 42jährigen Regierung. Bei seiner ersten Scheinweigerung ertheilte ihm der Senat zugleich den Beinamen Augustus (der Ehrwürdige, Heilige) und dieser Name ist ihm, obschon ihn alle seine Nachfolger als einen Ehrentitel führten, in der Geschichte vorzugsweise eigen geblieben *).

Damals theilte Augustus auch die Verwaltung der Provinzen mit dem Senate. Jedoch ließ er diesem die Aufsicht nur über diejenigen, die für ganz beruhigt gelten konnten; solche aber, die entweder gefährliche Nachbarn hatten, oder von denen man noch Empörungen fürchtete, behielt er für sich, um, wie er vorgab, dem Senate den gefahrlosen Theil der Verwaltung zu überlassen. In der That aber, um den Befehl über die Heere nicht aus seinen Händen zu geben, da die meisten Legionen in den Provinzen der letztern Art stehen mußten. Dem Senate wurden zugetheilt, Afrika (das ehemalige Gebiet von Karthago), Numidien, Cyrene nebst Creta, Asien (das Reich von Pergamum), Bithynien, Pontus, Cypern, Achaja (Griechenland), Macedonien, Sicilien, Sardinien, das batische Spanien und das narbonnensische Gallien. Augustus dagegen behielt das übrige Spanien, das übrige Gallien, nebst Ober- und Nieder-Germanien (die Striche am linken Rheinufer, wo deutsche Völkerschaften wohnten), Illyrien, Cilicien, Cölesyrien, Phönizien und Aegypten. Dieses waren damals die Bestandtheile des ungeheuren Römerreichs. Im Umfange oder an den Grenzen desselben gab es aber noch einige, dem Namen nach unabhängige von eigenen Königen regierte Landschaften, welche jedoch erst unter den folgenden Imperatoren römische Provinzen wurden.

Die von der Wahl des Augustus abhängenden Statthalter hießen Legaten oder Prätoren, die in den Provinzen des Staats Proconsuln. Den Statthaltern beider Art wurden Beamte für die Erhebung und Verwaltung der Steuern unter den Namen Procuratoren an die Seite gesetzt. Da Augustus die sicherste Gewähr seiner befestigten Macht im Staate in dem dauernden Verhältnisse zu der gesammten Kriegsmacht fand, so nahm er nach der Besiegung des Antonius den Titel Imperator in dem Sinne an, wie er dem Cäsar ertheilt worden war. Damit erklärte er sich zum Oberbefehlshaber aller Heere des Staats und alle andern Anführer zu seinen Legaten. In der bürgerlichen Staatsregierung besaß er, ohne den Titel eines Königs zu führen, monarchische Macht, theils durch eine ihm vom Senate übertragene außerordentliche Gewalt, die allmälig in alle Kreise der Verwaltung eindrang, und die republikanischen Formen überflügelte; theils durch eben diese Formen, indem er einen bedeutenden Theil derselben auf sich übertragen ließ.

Bis zum Jahre 23 v. Chr. hatte er sich jährlich zum Consul ernennen lassen, von der Zeit an geschah es aber nur selten mehr, jedoch wurde ihm eine fortwährende proconsularische Macht ertheilt, wodurch er in den Provinzen gehörig schalten konnte. In demselben Jahre wurde ihm auch die tribunicische Gewalt übertragen, wodurch er stets alle ihm mißfälligen Beschlüsse verhindern konnte, und unverletzlich war. Ebenso wurde er, zwar nicht Censor, aber als Aufseher über die Sitten übte er die Rechte derselben. Nach dem Tode des Lepidus wurde er Oberpriester, und erhielt dadurch die Aufsicht über das gesammte Religionswesen. Daneben blieben auch für Andere die Namen der alten Magistraturen, damit zwar nicht ihre frühere Gewalt, aber doch zum Theil ihr Wirkungskreis. Auch der Senat behielt einen Geschäftskreis und die Volksversammlungen wählten die Beamten, versteht sich aber immer nach dem Winke und unter der Leitung des Fürsten.

Was der Alleinherrschaft am meisten fehlte, war, daß sie es nicht wagen durfte, sich beim rechten Namen zu nennen; eben darum konnte sie weder wahre Würde noch rechtliche Begründung erhalten. Sie mußte als eine Tyrannengewalt erscheinen, die durch keine höhere Weihe dem Volke heilig war, und als höchste Gewähr ihrer Fortdauer die Waffen der Soldaten anerkennen, die ihrem Winke folgten, weil sie durch Beute und Lohn an sie gekettet waren.

Aber wie ungesetzlich auch die Grundlage seyn mochte, auf der die Gewalt des neuen Herrschers ruhte, er mißbrauchte sie wenigstens nicht, und wenn die Römer jener Tage sich der Rupublik nur als einer Zeit der Bürgerkriege und wilder Frevel erinnern konnten, so genossen sie jetzt der Ruhe und des innern Friedens.

Augustus schien auch völlig ein Anderer geworden zu seyn; denn von Blutdurst und Grausamkeit, die den Triumvir so hassenswürdig gemacht hatten, war keine Spur mehr vorhanden. Diese merkwürdige Sinnesänderung, die dem Reiche so wohlthätig wurde, ist dadurch zu erklären, daß er am Ziele seines ehrgeizigen Strebens angelangt, und von der wilden Leidenschaftlichkeit, in welche ihn die Verfolgung dieses Zieles gestürzt hatte, befreit, nun die höchste Befriedigung seiner Ruhmbegierde darin fand, der Welt zu geben, was sie am meisten bedurfte, und worin ihr und sein Vortheil Hand in Hand gingen: Ruhe, Frieden, Ordnung, Herrschaft der Gesetze.

Mit einem nicht gewöhnlichen Maße von Geist und Klugheit, mit einem freien, durchdringenden Verstande, der die Verhältnisse schnell überschaute, und die rechten Mittel sie zu behandeln mit Sicherheit fand, hatte er sich zur Alleinherrschaft emporgeschwungen, und mit denselben Eigenschaften leitete er jetzt den Staat.

*) Von dem Namen Cäsar, welchen nach Augustus auch seine Nachfolger führten, zuerst als Familien-Namen, später als Bezeichnung ihrer Würde, stammt unser deutsches Kaiser her.

Unter seiner langen Regierung konnte sich die römische Welt von den Stürmen erholen, die so lange, die zu den Werken des Friedens nöthige Ruhe verscheucht und alle Früchte desselben zerstört hatten. Augustus rei igte den Staat von unwürdigen Mitgliedern, sorgte für die Ehre des Bürgerrechts und schränkte die Freigelassenen ein. Er gab Gesetze, um die Sitten zu verbessern und sorgte für die Bevölkerung und den Wohlstand Italiens; so wie in den Provinzen, trat an die Stelle der bisherigen grenzenlosen Willkür, Verantwortlichkeit der Beamten und neue Ordnung ein. Den eigentlichen Werkzeugen seiner Macht, den Soldaten, schmeichelte er keineswegs durch Nachsicht, sondern hielt unerschütterlich auf die Strenge der alten Mannszucht. Wo das Volk ungestüme Forderungen machte, wies er es mit Würde und Festigkeit zurück; und dennoch liebte es ihn als seinen wahren Wohlthäter, hing an ihm, verehrte ihn mit Aufrichtigkeit und Innigkeit und sah ihn als seinen Schutzgott an. Unter seinen Räthen und Gehilfen standen Agrippa und Mäcenas oben an. Von ihnen nahm er gerne Warnungen an und öfters hielten sie ihn auch von Mißgriffen ab.

Die Stadt Rom wurde unter ihm erweitert und ungemein verschönert. Eine Menge prächtiger Paläste entstanden, theils durch ihn selbst, theils durch die Vornehmen, die er dazu ermunterte. Den Landstraßen gab er einen allgemeinen Zusammenhang durch alle Provinzen seines unermeßlichen Reiches. Die Kriegsmacht bestand aus 25, in den Provinzen vertheilten Legionen, von denen die meisten in jenen gelagert waren, welche die kriegerischesten Völker zu Nachbarn hatten. Außerdem hielt er eine Leibwache von 10,000 Mann, deren Oberste in späteren Zeiten ein sehr großes, schädliches Ansehen erhielten; und dann noch eine Stadtwache. Zwei Friedensämter, der Stadtpräfekt und der Aufseher über die Lebensmittel, welche in den Zeiten der Republik nur in besondern Fällen vorkamen, wurden jetzt dauernde lebenslängliche Würden von großer Bedeutung. Eine der glänzendsten Zierden der neuen Herrschaft bildeten die großen dichterischen Talente, welche sich an den Sonnenstrahlen ihrer Gunst erwärmten. Augustus wünschte durch das Lob derselben im Munde der Nachwelt zu leben, und besonders machte sein Freund, der kunstliebende Mäcenas, gerne den Beschützer der Dichter, so, daß sein Name für die Bezeichnung eines solchen Gönners sprichwörtlich geworden ist.

P. Virgilius, ein milder liebenswürdiger Charakter, hat in seinem trefflichen Gedichte vom Landbau, dieses älteste Lieblingsgeschäft der Römer besungen. Berühmter ist noch sein Epos, die Aeneis, von der Ankunft des Aeneas im Latium und dessen Thaten dort, als dem mythischen Ursprunge des römischen Volkes *). Q. Horatius Flaccus, einer der berühmtesten und gelesensten Dichter aller Zeiten, wegen seines feinen Verstandes, seiner trefflichen Gedanken und seines angemessenen Ausdrucks. Man hat von ihm Oden, die, wie so vieles Andere in der römischen Literatur, Nachahmungen der Griechen sind; aber treffliche. Originell ist Horaz dagegen in der Satyre, der einzigen, den Römern ganz eigenthümlichen Gattung der Poesie als deren Schöpfer der Dichter Lucilius betrachtet wird *). Die Elegie fand ausgezeichnete Bearbeiter an Albius Tibullus, S. Aurelius Propertius und P. Ovidius Naso **). Der Letzte, von dem sich noch in andern Gattungen Gedichte vorfinden, war ein origineller Geist; er weicht durch seine Witzesspiele, seine Weichheit und Sentimentalität schon sehr von dem Charakter der alten Poesie ab, und streift an das Moderne. In der Geschichte glänzt vorzüglich Titus Livius, der erste, welcher ein großes umfassendes Werk über die ganze römische Geschichte bis auf seine Zeiten in 142 Büchern schrieb, von welchen leider nur 35 auf uns gekommen sind. Unter den griechischen Schriftstellern um die Zeit des Augustus sind Dionysius von Halikarnaß ***), welcher die ältere römische Geschichte, Diodor von Sicilien ****), welcher eine allgemeine Geschichte und Strabo, der eine Geographie schrieb, zu bemerken, weil sich die beiden Erstern theilweise, der Dritte ganz erhalten haben.

Wenn übrigens die Römer in der Poesie und Geschichtschreibung den Griechen nacheiferten, so gab es dagegen in der Plastik und Malerei gar keine ausübenden Künstler in Rom, und manche unserer schönsten Statuen im edelsten griechischen Style, sind wohl nur in Rom unter den ersten Kaisern, großen Originalien nachgebildet worden. Mitten unter allen diesen mannichfachen Bestrebungen, ein neues Leben zu begründen, ward nach dem Rathschluße der Versehung, durch die Geburt des Erlösers Jesus Christus, welche in die Zeit des Augustus fällt, von wo auch eine neue Zeitrechnung beginnt, eine unendlich größere und folgenreichere Zukunft vorbereitet.

Es gehörte zu den Regierungsgrundsätzen des Augustus, und schmeichelte zugleich seiner Eitel-

*) Deutsche Uebersetzung der Werke des Virgilius von J. H. Voß, 3 Bde. Braunschweig 1821.

*) H. Wieland's Uebersetzung der «Satyren,» 2 Bde., und «Briefe,» 2 Bde., Leipzig 1817 und 1819.

**) Die erste Ausgabe seiner Werke erschien zu Rom 1471, Fol. «Ovid's Metamorphosen» übersetzte Rode, Berlin 1791 und theilweise Voß, 2 Bde., Braunschweig 1798.

***) Dionysius von Halikarnaß in Karien, war ein gelehrter Kunstrichter und Lehrer der Beredsamkeit. Er kam etwa 30 Jahre v. Chr. nach Rom, und schrieb zur Belehrung seiner Landsleute eine römische Archäologie in 20 Büchern, worin er die ältere Geschichte und Verfassung Roms bis zum ersten punischen Krieg erzählt. Deutsche Uebersetzungen lieferten Benzler, 2 Bde., Lemgo 1772 und Schaller, 2 Bde., Stuttgart 1827.

****) Der berühmte Geschichtschreiber Diodorus, auch Siculus genannt, wollte seinem Geschichtswerke, an welchem er 30 Jahre arbeitete, die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit geben, und bereiste einen großen Theil von Europa und Asien. Deutsche Uebersetzungen lieferten Stroth und Kaltwasser, 6 Bände, Frankfurt 1782.

aus edlen Geschlechtern mit Gunst und Ehren besonders ausgezeichnet, nämlich den Marbod, aus dem großen und mächtigen Stamme der Sueven, und den Hermann, aus dem Stamme der tapfern Cherusker.

Dieser erhielt das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde, doch, obgleich er die Sprache der Römer gelernt hatte, das Vaterland vergaß er in Rom nicht. Auch so dachte Marbod seiner Heimat, da er die Arglist, Herrschaft und Stärke der Römer kennen gelernt hatte, und faßte dabei den Entschluß, sich von der gefährlichen Berührung zu entfernen, und eine Stellung einzunehmen, in welcher er vor den Angriffen Roms sicher, dasselbe doch zugleich bedrohen konnte. Er führte daher sein Volk, die Markomannen (d. i. Grenzmänner), welche zu dem großen über das südliche und östliche Deutschland verbreiteten deutschen Volksstamme den Sueven gehörten, aus dessen bisherigen Wohnsitzen (zwischen dem Main und Neckar) gegen Osten in das Land, welches von seinen Anbauern, den Bojen, schon damals Böhmen hieß *), und machte ihre Hauptstadt Buiämum, die von nun an Marobudum hieß, zu seiner Residenz **). Diese Markomannen, und die mit ihnen von jeher verbündeten Quaden, die sich zu derselben Zeit auch im östlichen Mähren und einem Theile Ungarns festgesetzt hatten, waren bis dahin wie alle östliche deutsche Völker, wilde kriegerische Nomaden gewesen. An den beständigen Wechsel ihrer Wohnsitze gewöhnt, bauten sie ordnungslos nur Hütten für den augenblicklichen Bedarf. Viele wohnten im Winter auch in Gruben und Löchern unter der Erde. Die einzige Beschäftigung der Männer war Krieg und Jagd, während alle häuslichen Arbeiten den Greisen, Weibern und Kindern überlassen wurden. Erwachsene kleideten, selbst im Winter, nur einen Theil des Körpers in Felle oder Bast; die Jugend ging aber ganz ungekleidet. Einen Unterschied der Stände wie bei den Celten gab es bei ihnen nicht; doch war die Sklaverei nicht unbekannt. Unter den Freien galten die Tapfersten und Erfahrendsten auch für die vornehmsten Männer; sie waren die Führer im Kriege, und kamen an bestimmten Tagen und Orten zusammen, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen, da ohne sie nichts beschlossen noch ausgeführt werden konnte. Priester gab es nur wenige, deren vorzüglichstes Geschäft darin bestand, den Göttern zu opfern, ihren Willen durch Zeichendeuterei zu erforschen und zu verkünden, und bei Volksversammlungen über Ordnung zu wachen. Menschen-Opfer waren nicht selten; Reinheit der Sitten, Keuschheit und eheliche Treue wurden hoch in Ehren gehalten; die Gastfreundschaft war heilig, doch gereichte Raub zum Lobe, wenn er an Fremden und Feinden verübt wurde. Geld war anfangs eben so unbekannt wie die Vorzüge eines größern Vermögens, doch lernte man gar bald von den Römern beides schätzen. Die Nahrung bestand aus Fleisch, Milch und Käse; man aß selbst rohes oder durch Reibung mit Händen und Füssen mürbe gemachtes Wildbret; Getreide wurde bei der Gewohnheit des fast jährlichen Wanderns nur wenig gebaut und daraus eine Art Bier bereitet. So waren die Markomannen, als Marbod sie nach Böhmen führte; ein Land, von allen Seiten mit Gebirgen umgeben, gleichsam eine große natürliche Festung bildend, und daher zu seinen Zwecken vollkommen geeignet. Marbod war aber zu einsichtsvoll und gebildet, als daß er den Werth und die Nothwendigkeit einer höhern Bildung für sein Volk und seine Zwecke verkannt hätte, und schonte daher die überwundenen und bereits etwas gesitteten Bojer, die er mit den Markomannen in ein Volk zu verschmelzen suchte. Indessen war und blieb der Krieg für ihn, den Eroberer, die Hauptsache. Er übte und ordnete sein Heer, das er nach und nach auf 70,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß brachte, nach Art der Römer, und suchte dadurch seine Herrschaft auf eine bei den deutschen Völkern bisher unerhörte Weise sowohl im Innern festzusetzen, als auch nach Außen auszubreiten.

Die Völker im Osten, Norden und Westen von Böhmen, die Lygier in Oberschlesien, die Silinger, ein Zweig der Vandalen, im Norden des Riesengebirges, die Burgunder an der Oder und Warta, die Gothen an der untern Weichsel, die Semnonen in der Lausitz und in Brandenburg, die Hermunduren in Sachsen, und die Longobarden im Norden der Hermunduren, endlich auch die Nariskер in der Oberpfalz; alle diese zahlreichen deutschen Völker mußten bald die Oberherrschaft Marbods anerkennen, und erweiterten dadurch seine Macht über Böhmens Grenzen hinaus.

Mit großer Besorgniß sahen die Römer das Umsichgreifen des kühnen Mannes, der im Besitze der mittlern Donau die Alpengrenze bedrohte und selbst Italien gefährlich werden konnte; obwohl er durch erheuchelte Unterwürfigkeit und Freundschaftsversicherungen sie zu täuschen suchte. Ungeachtet dessen fand aber Augustus einen solchen Nachbar, den nur die Bojenwüste von dem römischen Reiche trennte, viel zu gefährlich und beschloß, seine Herrschaft mit einem Schlage zu vernichten.

Mit dieser Absicht, sandte er im sechsten Jahre n. Chr. zwei große Heere ab, ihn zu demüthigen, und zwar, das eine unter dem erfahrenen Feldherrn Sentius Saturninus, Statthalter in dem bereits bezwungenen Obergermanien, der vom Rheine her durch die Chatten und den hercynischen Wald vordringen, und die Markomannen von der Seite

*) Das erste Volk, das die Geschichte in diesen Gegenden mit Bestimmtheit nennt, waren die Bojer, ein berühmter Zweig des einst mächtigen und weit verbreiteten celtischen oder gallischen Völkerstammes. Von ihnen erbte das Land denjenigen Namen, den es von Altersher bei allen Westeuropäern führt. Bojohemum, Boihemum, Böheim, Böhmen; obgleich die Bojer nicht allein das heutige Böhmen, sondern auch die angrenzenden Theile von Baiern, Oesterreich und Mähren in Besitz hatten. Palaky's Geschichte von Böhmen. Prag 1836.

**) Der Zeitpunkt, wann dieses geschah, läßt sich nicht genau angeben, wahrscheinlich war es das Jahr 12 v. Chr.

aber eben so mühesam und blutig wie der Vorige war. Am dritten Tage fielen neue Regenströme und neue Stürme wütheten durch den pfadlosen Wald. Man hatte es nicht gewagt länger zu rasten, und war daher sehr früh aufgebrochen. Allein, wollten sie vorwärts oder zurück, die Gefahr blieb immer die Gleiche; denn das römische Heer war eingeschlossen in ein dichtes Waldgebirge und zugleich vom Rhein bis an die Elbe von einem Volke bedrängt, welches keine andere Absicht hatte, als den getäuschten Feind mit einem Schlage zu vernichten. Durch den anhaltenden Regen war nicht nur der Boden für ihn ungangbar, sondern auch seine Waffen waren größtentheils unbrauchbar geworden, während der Deutsche die Gelegenheit des Landes kannte, und eine weit leichtere Bewaffnung trug. Endlich nahte die Stunde der Entscheidung. Hermann, von einer erhöhten Stellung herab, ordnete seine Schaaren in Keule, sprach ihnen Muth zu und gab das Zeichen zum Angriffe. Da wurde gestritten, wie kaum jemals; hier in wilder Begeisterung für die Freiheit, dort in verzweiflungsvoller Noth für das Leben. Immer gewaltiger drangen die Deutschen heran, immer grausenvoller ertönte ihr Schlachtgesang. Die Legionen umringt, getrennt und schon betäubt, fingen an zu wanken; ihre Anführer fielen, ihre Adler sanken, ja Varus selbst, verwundet, und vom Gefühle seines Unglücks überwältigt, stürzte sich zuletzt in das eigene Schwert. Diesem Beispiele folgten auch die meisten seiner vornehmsten Officiere, welche den Tod dem schrecklichen Lose der Gefangenschaft vorzogen, und sich in ihre eigenen Schwerter stürzten. Jetzt ergriff auch die Verzweiflung den verlassenen Rest des Heeres, welches sich theils den Tod selbst gab, oder unter den Streichen der Sieger fiel.

Als die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Rom kam, ergriff ein Schrecken die Stadt noch größer als einst der Cimbrische gewesen. Die drei schönsten Legionen lagen vertilgt, und der siegende Feind konnte in kurzer Zeit vor den Thoren stehen. Der Jammer über das Geschehene, die Angst vor den Kommenden waren unbeschreiblich. Augustus selbst verlor die Besinnung, zerriß sein Kleid und ließ sich Haare und Bart wachsen. Oft rannte er, sonst auch im Unglücke eine gewachsene Haltung bewahrend, mit dem Kopfe gegen die Mauern seines Palastes und rief laut: »O Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder.« Alle Deutschen und Gallier, besonders die Leibwache, wurden eilends aus der Stadt entfernt, und diese durch vermehrte Wachen in Ruhe gehalten. Man veranstaltete religiöse Feste, um die zürnenden Götter zu versöhnen; alle waffenfähige Mannschaft wurde aufgeboten, und wer nicht freiwillig sich stellte, durch Zwang, ja selbst durch das Beispiel von Hinrichtungen in den Dienst genöthigt. Doch hätte es aller dieser Anstrengungen nicht bedurft, denn die Deutschen waren nur in einen Bund getreten, um das fremde Joch zu zerbrechen, mehr wollten sie nicht.

Nachdem also die festen Plätze bis an den Rhein zerstört und das Land von allen Merkmalen der Fremdherrschaft gesäubert worden, blieben sie ruhig. Hätten die Deutschen sich nicht auf die bloße Nothwehr beschränkt, wer mag es berechnen, wozu es im Verfolge ihres Sieges gekommen wäre? Ganz Gallien stand ihnen offen, wenn sie die Niederlage des Varus eroberungssüchtig benutzen wollten, ganz Gallien mit seinem ausgesogenen, gedruckten, unzufriedenen Volke. Und wie leicht waren dann die Alpen überstiegen, und die Gefilde Ober-Italiens mit Völkerschwärmen überschwemmt; wie gewiß hätte sich dann auch Marbod aus seiner sichern Ruhe erhoben, und seine wohlgerüstete Macht in die Waagschale des Krieges gelegt. Aber das Los der Zeit fiel anders. Noch sollte kein deutscher Fuß die römische Grenze feindlich überschreiten, noch sollte die Lüsternheit Roms nach dem Herzen von Deutschland nicht gestillt seyn; eine neue Reihe von Kämpfen sollte folgen, Jahrhunderte lang, bis das Maß der Verbrechen und Laster, das Maß der Verdorbenheit unter den weltbeherrschenden Enkeln des Romulus voll war *).

Die seit der Teutoburgerschlacht erfolgten spätern Züge des Tiberius, der nach dem Augustus den kaiserlichen Thron bestieg **) und des Germanicus, einem Sohne des Drusus, reich an kriegerischen Ereignissen, lernten die Römer zwar die entfernten deutschen Völker kennen, aber sie nicht besiegen. Ja selbst der ernstausgesprochene Wille des Kaisers Augustus, den er sogar auf dem Sterbebette wiederholte, ging dahin, daß die Römer nie mehr die Unterjochung Deutschlands versuchen sollten, und so blieben auch der Rhein und die Donau die Schutzwehren Deutschlands.

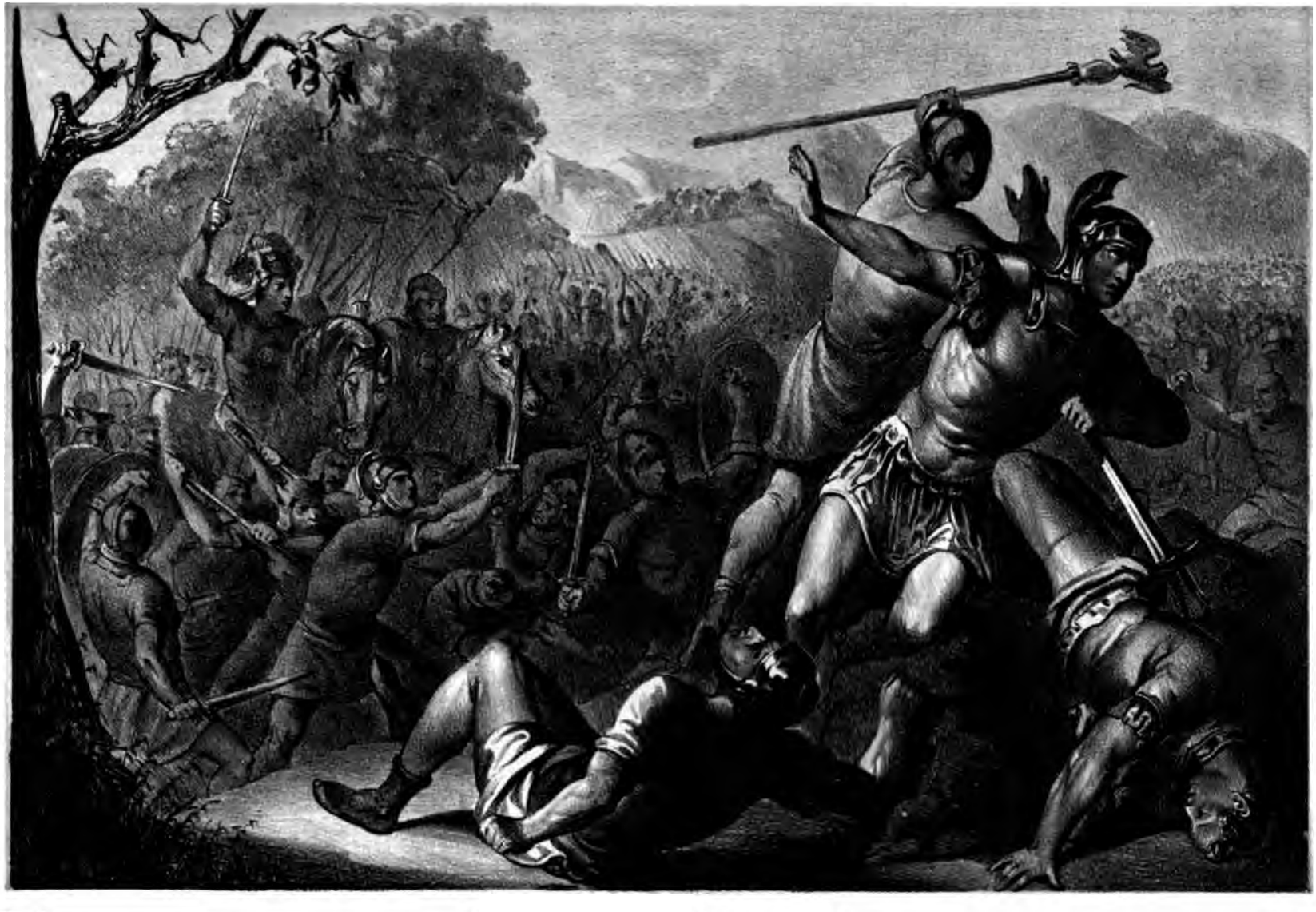
Somit wäre das blutige Drama, welches seit der Teutoburgerschlacht zwischen dem Rheine und der Weser gespielt hatte, beendigt; dagegen erhob sich aber ein anderes, wohl weniger blutiges, aber weit traurigeres, und dieses, zwar nicht zwischen den Deutschen und ihrem gemeinschaftlichen Feinde, sondern unter ihnen selbst, durch einen Zwist und erbitterten Bruderkrieg. Hermann hatte den Kampf wider Rom sieghaft bestanden, während der stolze Markomannenfürst Marbod, ihn scheu vermieden und ruhig zu-

*) Mehr als achtzehn Jahrhunderte sind seit der Teutoburgerschlacht verflossen, und inzwischen gab es Zeiten, wo man nichts mehr von ihr wußte, wo die Sage von dem Helden, der sie geschlagen, vergessen war in der Masse der Nation. Endlich wurde sein Andenken aus den Schriften der besiegten Feinde wieder aufgefrischt, wieder neu besungen, und in unsern Tagen errichtete man ihm aus den Gaben aller deutschen Stämme, an der Stelle, wo die Vertilgungsschlacht vorgefallen und das Römerjoch gebrochen worden, ein großartiges Denkmal.

**) Augustus war der erste römische Regent, unter dessen Zeiten der größte Theil des dermaligen österreichischen Kaiserstaates vereinigt war, nämlich: Ober-Italien (das lombardisch-venetianische Königreich), Carnien (ein Theil von Krain, das Küstenland und Görz), Istrien, Illyrien (ein Theil von Krain, Croatien), Dalmatien, Pannonien (Ungarn), Noricum (Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Salzburg), Rhätien und Vindelicien (Tirol und Vorarlberg).

Bitva Hermanska v hvozdu teutoburskem

La battaglia d'Arminio nella selva Teutoburga



Hermann csatája a teutoburgi erdőben.

Die Hermansschlacht im Teutoburgerwalde.

geſehen hatte. Marbod war eigenſüchtig, nur mit der Erweiterung und Befeſtigung ſeiner Macht beſchäftigt, und erblickte ſeinen Vortheil ſowohl in den Unfällen der Römer als in den Niederlagen der Deutſchen. Sein Reich erſtreckte ſich bereits von der Oder bis an die Donau, und von der March bis an die Saale. Dieſe Länder hatten ſich größtentheils freiwillig in ſeinen Schutz begeben, aber er beherrſchte ſie nicht wie ein freigewähltes Oberhaupt, ſondern im Sinne eines Gefolgsherrn, eines Königs, der nach erblicher Gewalt ſtrebt. Wie einſt der deutſche Fürſt Arioviſt, beabſichtigte er einen kriegeriſchen Staat. Die Häupter der ihm untergebenen Völkerſtämme waren ſeine Vaſallen. Hierin ſah er die ſtärkſte Stütze ſeines neuen Reiches, eine geſicherte und glänzende Zukunft. Aber gerade dieſes Syſtem machte ihn bei ſeinen beſten Völkern verdächtig und verhaßt, denn dieſe hatten ſich ihm nicht ergeben, um in ſeinem Geiſte beherrſcht zu werden, ſondern, um durch die Vereinigung unter ein kräftiges Oberhaupt, frei, ſicher und ſtark zu ſeyn. Das Anſehen gegen Außen wußte Marbod allerdings zu handhaben, ſeine Macht blieb auch unangetaſtet in ſicherer Ruhe; was er aber ſeinen Völkern raubte, die innere Freiheit, das ſahen ſie mit eiferſüchtigen Blicken, ihren Brüderſtämmen unter Hermanns Oberbefehl vollkommen gewährt.

Der hermanniſche Völkerbund kam an Ausdehnung dem marbodiſchen Reiche lange nicht bei, übertraf ihn jedoch an innerer Einheit und Stärke durch das Vertrauen auf das leitende Haupt, deſſen unermüdliche und offene Beſtrebungen für die vaterländiſche Freiheit die verdiente Anerkennung fanden. Während nun eine ehrgeizige Eiferſucht auf dieſem Ruhm den Onkel Hermanns, einen Fürſt der Cherusker, ſonſt ſo getreu und tapfer an Hermanns Seite geſtritten, mit ſeinem ganzen Gefolge zum Ueberläufer machte, fielen die Nachbarn der Cherusker, die Semnonen und Longobarden von Marbod ab, und ſchloſſen ſich dem hermanniſchen Bunde an.

Dadurch kam der langverhaltene Groll zum Ausbruche und Hermann erhob den gerechten Strafkrieg gegen den deutſchen Fürſten Marbod, welchen er einſt, aber vergeblich, das Haupt des römiſchen Feldherrn Varus überſendet hatte *). Beide Häupter rüſteten ihre Macht. Die deutſche Freiheit, nachdem ſie den äußern Feind glücklich entfernt, zog jetzt gegen den Innern zu Felde, um ihr Werk zu vollenden. In einem Theile von Sachſen trafen die ausgezogenen Heere zuſammen, Heere, wie das innere Deutſchland noch keine geſehen; zahlreiche, wohlbewaffnete und wohlgeübte, denn das marbodiſche war nach römiſchem Muſter gebildet, und das cheruskiſche hatte in den vielen Kämpfen gegen Rom gleichfalls gelernt, in geſchloſſenen Reihen unter beſtimmten Feldzeichen, mit Hilfshaufen und nach dem Commando des Feldherrn zu ſtreiten. Hermann, hoch zu Roße, durchritt ſeine Schlachtreihen, erinnerte überall an die wiedererrungene Freiheit, an die erſchlagenen Legionen, und zeigte auf die erbeuteten Römerwaffen, welche viele der Seinigen trugen. Auf der andern Seite erhob auch Marbod ſeine Stimme, prahlte mit ſeiner Macht, und ſchleuderte Schmähungen auf ſeine Feinde. Während die beiden Heere durch die Reden ihrer Anführer entflammt wurden, trieb ſie auch ihr eigenes Intereſſe in den Kampf, indem es hier den alten Ruhm und die neu erfochtene Freiheit, dort aber die Erweiterung der Herrſchaft galt. Noch niemals in Deutſchland war mit ſo zahlreicher Macht geſchlagen worden, und noch niemals mit ſo gleichem Vor- und Nachtheile; denn auf beiden Seiten ſiegte der linke über den rechten Flügel, alſo, daß der Tag völlig unentſchieden blieb. Hermann rüſtete ſich zu einer zweiten Schlacht, Marbod aber hatte den Muth verloren, zog ſich auf die Höhen zurück, und bekannte ſich dadurch für den Ueberwundenen. Dieſer ſchmähliche Rückzug raubte ihm aber das Vertrauen der Seinigen und veranlaßte dieſe, daß ſie haufenweiſe zu Hermann übergingen, wodurch er zuletzt wie verloſſen da ſtand, und genöthigt war, in ſeine Heimat zurück zu kehren. Von dort aus ſchickte er nun Boten nach Rom um Hilfe, und da es ganz im römiſchen Intereſſe lag, die innern Zerwürfniſſe der deutſchen Völker zu nähren, ſo wurde Druſus, der Bruder des Germanicus, nach Deutſchland geſendet, um den Frieden zu vermitteln; eigentlich aber, um durch heimliche Ränke und Liſt die gebrochene Macht des Marbods gänzlich zu vernichten. Dieſer Plan gelang auch darin, daß man einen Jüngling von angeſehener Herkunft, Namens Catualda (Gothwald romaniſirt), gefunden hatte, welcher früher der gewaltthätigen Hand des Markomannenkönigs entflohen war und jetzt herbeieilte, um ſich zu rächen. Dieſer fiel mit einer ſtarken Mannſchaft in das markomanniſche Gebiet, drang ungeſäumt vorwärts, gewann die vornehmſten Häupter für ſich, und nahm die Hauptſtadt des Marbod mit allen ſeinen Schätzen hinweg.

Kein Schwert erhob ſich mehr für den bedrohten, einſt ſo mächtigen Fürſten; ſo ſchnell und ſo völlig ſank ſeine Macht. Von allen den Seinigen verlaſſen, flüchtete er jetzt über die Donau nach Noricum, wo ihm der Kaiſer eine Freiſtätte in Italien anbieten ließ. Mit ſchlauer Freundſchaft nach Ravenna gelockt, wurde er daſelbſt wie ein Gefangener beobachtet, eine Schmach, die er aus Liebe zum Leben durch achtzehn kummervolle Jahre ertrug, von ſeinem Volke vergeſſen, und von den Römern verachtet.

Einen andern, aber weit tragiſcheren Ausgang nahm Hermann, gegen welchen nach Marbods Entfernung, der das einzige Haupt in Deutſchland war, die Eiferſucht der Großen und der alte Haß in ſeiner Familie aufs Neue wieder erwachte. Auch der

*) Der Leichnam des Varus wurde von den Römern in der Eile halb verbrannt, und dann begraben; allein von den Deutſchen wieder hervorgeſucht, zerriſſen und geſchändet, dann das abgehauene Haupt dem Marbod überſandt, welcher es aber dem Kaiſer nach Rom überliefern ließ.

römiſche Hof trug dazu ſorgfältig bei, da er den Hermann auf dieſelbe Weiſe zu verderben ſuchte, wie es bei Marbod geſchah; ja ſogar das Mittel des Giftes verſchmähte man nicht, um den deutſchen Freiheitshelden aus dem Wege zu räumen, was jedoch mißlang. Indeſſen wuchs immer mehr die Parteiung unter den Cheruskern, und ſo wurde Hermann verſchrieen, als trachte er nach der königlichen Gewalt und Alleinherrſchaft. Ihm beſeelte aber nur der Geiſt der Freiheit und die Größe ſeines Volkes, und ſo raſtete er nicht durch Wort und That das Band der Eidgenoſſenſchaft, welche von ihm gegründet worden, zuſammen zu halten, und die Leitung dieſes Bundes zu behaupten. Er ertrug über dieſen edlen Beſtrebungen ungebeugt den Verluſt ſeines Weibes und Sohnes, welche noch immer zu Ravenna lebten *), und trat unerſchrocken der wachſenden Zwietracht entgegen. Da aber fiel er durch die Liſt ſeiner eigenen Verwandten in der Blüthe des Mannesalters, erſt 37 Jahre alt, nachdem er 12 Jahre die Hauptmannſchaft des cheruskiſchen Bundes geführt hatte.

Nach dem unglücklichen Ausgange von Hermann und Marbod verſchwanden ihre Stämme, und andere Völker traten in den Vordergrund. Es erhoben ſich die Frieſen wider die harte Beſteuerung der Römer, ihnen folgten die Kaninefaten und die Chatten, bedrohten das römiſche Obergermanien. Aber am mächtigſten im innern Deutſchland erhoben ſich die Hermunduren, welche mit den Chatten benachbart waren. Es kam wegen Salzquellen an der Grenze zum Streite, und aus dieſem erzeugte ſich ein erbitterter Kampf, ein heiliger Krieg, da das Salz für ein Geſchenk der Gottheit galt, bei welcher Gelegenheit das Chattenvolk geſchworen hatte, ihr den beſiegten Feind mit der ganzen Beute zum Opfer zu bringen. Es ſiegten aber die Hermunduren, welche jetzt thaten, was ihnen die Chatten geſchworen hatten. Solche Stammkriege wurden von den Römern fortwährend fleißig genährt, und ſo ſtanden die Deutſchen ſchon auf dem Wege ſich ſelbſt zu zerfleiſchen, als der bataviſche Aufſtand ihre Blicke wieder auf den gemeinſamen Feind lenkte.

Die Batavier am Niederrhein waren ſeit langer Zeit eine römiſche Provinz, und hatten auch das gewöhnliche Schickſal einer ſolchen, da ſie von den Landpflegern und ihrem Gefolge auf das Erbärmlichſte gepreßt und ausgeſaugt wurden. Als nun nach dem Tode des abſcheulichen Nero die römiſche Macht zwiſchen Vitellius und Veſpaſian ſich in Parteien theilte, da erhob ſich Claudius Civilis, der Befehlshaber einer bataviſchen Coborte, der unter Nero des Hochverraths angeklagt, und gefeſſelt nach Rom geſchleppt, ſpäter jedoch wieder frei gelaſſen worden war; ein militäriſches Talent wie Hermann, und eben ſo voll des tiefſten Römerhaßes in ſeiner Bruſt. Dieſer Mann verſammelte eines Tages die Vornehmſten und Tapferſten ſeines Stammes in den heiligen Hain zu einem nächtlichen Male, und ſprach, während die Getränke die Gemüther empörten, von dem Ruhme ihrer Verfahren, dann von den Erpreſſungen und andern Uebeln der Knechtſchaft.

»Nicht mehr als Bundesgenoſſen,« fuhr er fort, »ſondern wie Sklaven behandelt man uns. Der Legat mit ſeiner läſtigen Geleitſchaft, mit ſeinem ſtrengen ſtolzen Tone, wann kommt er, um unſere Klagen zu vernehmen? Wir ſind dem Präfekten überlaſſen und den Centurionen, welche unerſättlich unter einem ſtets neuen Namen ihren Raub erheben und das gedrückte Volk bis auf's Blut ausſaugen. Nun ſteht uns eine Aushebung bevor; ich hoffe, ſie wird unſere Söhne von ihren Aeltern und Brüdern das Letztemal trennen. Denn zu keiner Zeit ſtand die Sache der Römer mißlicher als in dieſem Augenblicke, wo außer dem aufgehäuften Raub und den Invaliden nichts in den Winterlagern ſich befindet. Erhebet daher eure Blicke, ſchauet um euch, und ihr werdet von dem leeren Namen der Legionen nicht mehr erſchrecken. Wir dagegen haben eine ſtarke Anzahl von Fußvolk und Reiterei; die Deutſchen ſind unſere Brüder, die Gallier wollen daſſelbe was wir. Ja ſelbſt den Römern wird unſer Aufſtand erwünſcht ſeyn, da er für die Parteien des Veſpaſian zu geſchehen ſcheint — über den Sieg ſind wir dann keine Verantwortung ſchuldig.« Dieſe Worte wurden mit dem lebhafteſten Beifallsrufe aufgenommen, und man ſchwur ſich feierlich in die Hände, unerſchütterlich zuſammen zu halten. Hierauf ſchickte man geheime Boten aus und zog ſowohl die Kaninefaten als die Frieſen in das Bündniß. Civilis verfolgte denſelben Plan wie Hermann, und täuſchte die Römer bis zum entſcheidenden Augenblicke. Als es zur Schlacht kam, ging die Cohorte der Tungern zu den Batavern über, und entſchied den Tag, welchem ſchnellen Siege auf ähnliche Weiſe ein zweiter folgte. Nun rief Civilis das ganze Volk unter die Waffen und lud die Gallier ſo wie die Germanen zur Theilnahme ein, um endlich der römiſchen Herrſchaft diesſeits der Alpen ein Ende zu machen.

Um jene Zeit war im Lande der Bructerer eine Jungfrau, Allaune Veleda genannt, vor deren Augen die Zukunft offen lag. Alles deutſche Volk verehrte ſie und horchte gläubig auf ihre Worte. Sie ſelbſt ſprach nur mit ihren nächſten Verwandten, denn dieſe, und kein Fremder durften zu dem Thurme kommen, in dem ſie wohnte, und der in tiefer Waldeinſamkeit an den Waſſern der Lippe ſtand *). Jetzt als Civilis mit den Batavern den Krieg um die Freiheit begann, weisſagte die begeiſterte Jung-

*) Hermanns unverſöhnlicher Schwiegervater Segeſt, raubte ihm ſeine Gemalin Thusnelde und überließ ſie der Hand eines Römers, der ſie gebunden nach Rom brachte. Als Germanicus daſelbſt ſeinen Triumph hielt, bemerkte man unter den Gefangenen auch dieſe unglückliche Frau mit dem dreijährigen Sohne Hermanns, und daneben ſtand der herzloſe Segeſt, dem eine Niederlaſſung jenſeits des Rheins aus römiſcher Gnade bewilligt ward, mit einigen Gliedern aus ſeiner Familie als Zuſchauer.

*) Grimm's deutſche Mythologie ꝛc. ꝛc.

frau den Deutſchen Sieg, den Römern aber Untergang. Auf dieſe Worte ſchlugen ſich auch die Bruckterer und Teuchterer auf die Seite des Civilis und dieſer warf jetzt die Maske ab, und ließ offenkundig werden, daß er nicht für den einen oder andern fremden Herrn, ſondern gegen alle Fremdherrſchaft ſtreite. So begann unter Civilis der bataviſche Freiheitskrieg, wie unter Hermann der cheruskiſche.

Sein erſter Fortgang war auch glänzend, denn es wurden viele benachbarte Völker mit ins Bündniß gezogen und mit ihrer Hilfe ein vollſtändiger Sieg über das römiſche Heer erfochten. Jedoch änderte ſich ſpäter das Glück, als der römiſche Feldherr Cerealis ein erprobter alter Kriegsmann mit großer Heeresmacht anrückte und Civilis eine Schlacht verlor. Trotz aller angewandten Mühe mußte er zuletzt mit tiefem Schmerze ſein Werk der Befreiung, welches ſo glänzend und vielverheißend begonnen hatte, ſcheitern ſehen, und die Bataver traten wieder in ihre alten Verhältniſſe unter die römiſche Herrſchaft zurück.

Mit dem bataviſchen Feldherrn und der Seherin Veleda, welche von den Römern gefangen genommen wurde, verſchwanden auch alle nationalen Beſtrebungen unter den deutſchen Völkern. Die alte Zwietracht erhob ihr Haupt wieder und hetzte einen Häuptling und einen Stamm gegen den andern auf. So verjagten die Chatten den Fürſten der Cherusker, wie die Bruckterer ihren eigenen; ſo fielen jene im Kampfe gegen ein römiſches Hilfsheer, und dieſe in einer Hauptſchlacht gegen die Chamaven und Angrivarier. Darnach war lange Zeit Frieden, in deſſen Schutz die Pflanzſtädte aufblüthen, die ſich am Rhein, an der Donau, und in dem Lande zwiſchen dieſen beiden Strömen, das den Römern gehörte, gebildet hatten; ſo wie die chriſtliche Religion, welche ſich jetzt allmälig zu verbreiten anfing *).

Dagegen erſtand aber im Ungerlande, wo deutſche Stämme, die Daken, unter ihrem Könige Decebalus wohnten, den Römern ein Feind, wie ſie ſeit vielen Jahren keinen furchtbareren gehabt hatten. Durch einige Jahre zahlten ſie ihm Tribut, den Erſten, welchen die Römer an barbariſche Völker entrichteten, um mit ihnen Frieden zu erhalten. Der Kaiſer Trojanus wollte aber dieſe Schmach des römiſchen Kriegsruhmes nicht länger mehr ertragen, und überwand die Daken, die vergeblich andere deutſche Völker um Beiſtand gebeten hatten, in zwei Feldzügen, worauf das Land zu einer Provinz des römiſchen Reiches gemacht wurde. Dieſes war aber auch die letzte große Eroberung, welche die Römer den Deutſchen abgenommen hatten; denn von jetzt an erkannten ſie, daß ſie auf den Schutz ihrer eigenen Provinzen bedacht ſeyn müſſen, und zogen um dieſe eine große Linie von Verſchanzungen mit Thürmen und Caſtellen. Dieſe Linie zog ſich ins Remsthal in Schwaben hinein, über die Kocher, und über den Main, dann auf dem Taunusgebirge hin, bis gegen Ems und das rechte Rheinufer entlang, weiter hinab, bis zum Siebengebirge. Die Ueberreſte dieſes Grenzwalls ſind noch heute zu erkennen, und werden von dem Volke der Pfahlgraben genannt; über dieſe Schanzen hinaus war aber alles deutſche Land frei.

Bisher hatten ſich die deutſchen Völker in allen Kriegen gegen die Römer nur gewehrt, um ihre Freiheit zu erhalten; jetzt aber, da ſie nicht mehr angegriffen wurden, regte ſich ein mächtiger Drang in ihnen, Blutrache zu üben für ſo viele Falſchheit und Hinterliſt, womit die Römer ihre Völker lange Zeit umſtrickt hatten. Auch war es den kriegsluſtigen Männern ſchon zu ruhig geworden in der Heimat, und da ſie überhaupt von jenen, die in den römiſchen Städten geweſen, von der Pracht und dem Wohlleben, welches dort herrſchte, vieles ſich erzählen ließen, ſo lüſtete es ihnen, ſolcher Herrlichkeit durch Schwertsgewalt theilhaftig zu werden. Zuerſt brachen die Chatten aus ihrer Heimat auf, und zogen über den Rhein ins Land, das den Römern unterworfen war. Auch vom Suevenſtamme machten ſich kriegeriſche Schaaren auf, und ſtürmten in das Alpenland. An den Küſten der Nordſee fuhren die Chauken auf vielen Schiffen und machten große Beute im römiſchen Belgien.

An der Donau ſtanden aber plötzlich alle deutſchen Völker auf *), und es ſchien ſich jetzt auf einmal zu verwirklichen, was vor mehr als anderthalb Jahrhunderten durch die Voreiligkeit der Pannonier und durch die Eiferſucht des Marbod mißlungen iſt; ein allgemeiner Krieg, ein großer Donaubund. Eine ganze Reihe von Völkern, gewandt und wild, ſchrecklich im Angriffe, furchtbar im Fliehen, machte jetzt den erſten blutigen Verſuch der großen Völkerwanderung (169 n. Chr.), als der Krieg in Aſien die Donau-Provinzen entblößt hatte. Alles dieſes geſchah als Antonius der Philoſoph, am bekannteſten unter dem Namen Marc Aurel, römiſcher Kaiſer war **). Schon zitterten die Römer vor den Donauvölkern, wie einſt vor den Cimbern und Cheruskern und als auch die Peſt von Aſien herüber gekommen war, und weit und breit würgte, als eine Hungersnoth wüthete, Erdbeben geſchahen, und feurige Zeichen am Himmel geſehen wurden, da dachten die Abergläubiſchen an

*) Einige ſind der Meinung, daß die Apoſtel Marcus und Lucas von dem nahen Aquileja aus, ins Noricum gekommen ſind, und die erſte chriſtliche Kirche zu Lorch gegründet haben, während Andere den Hermagoras und Fortunatus, Jünger des heiligen Marcus, nennen.

*) Markomannen, Quaden, Jazygen, Noriſker, Hermunduren, Sueven, Sarmaten, Burier, Latringer, Victovalen, Soſiden, Sicobaten, Roxelanen, Alanen, Baſtarnen, Caſtabochen, Vandalen.

**) Marc-Aurel beſtieg nach Antonius Pius, ſeines Adoptivvaters Tode im Jahre 161 den Thron. Er gehörte zu den beſten Kaiſern, welche Rom beherrſcht haben, obgleich ſeine Philoſophie und die natürliche Großmuth ſeines Charakters ihn nicht abgehalten haben die Verfolgung der Chriſten in Gallien zu befehlen. Er ſtarb im Jahre 180 n. Chr. zu Vindobona (Wien), an demſelben Orte, wo ein Jahrtauſend ſpäter eine lange Reihe römiſcher Kaiſer aus demſelben Volke, welches er zu verdrängen und zu vertilgen trachtete, herrſchen ſollte.

nichts Anderes mehr, als daß die Herrlichkeit des römischen Reiches sich zu Ende neige. Selbst Marc Aurels steticher Gleichmuth war erschüttert. Er suchte die ältesten gottesdienstlichen Gebräuche wieder hervor, befragte die Wahrsager und opferte nach den Sitten eines jedem, dem Reiche angehörigen Volkes. Die Kunstschätze, das Prunkgeräth, Gold und Silber des Palastes, ja selbst die Prachtkleider und Juwelen der Kaiserin Faustina wurden öffentlich versteigert, um die Kriegskasse zu füllen, und die Noth des murrenden Volkes zu lindern. Das geschwächte Heer wurde durch Sklaven, durch Gladiatoren, durch dalmatische und dardanische Räuber, wahrscheinlich auch durch eine bedeutende Zahl von Christen ergänzt; ja auch Germanen wider Germanen wurden gekauft. Schon war von den Barbaren Aquileja belagert, Opitergium zerstört und die Gegend ringsum verwüstet. Als hierauf beide Cäsaren, Marc Aurel und Lucius Verus (ein Adoptivbruder des vorigen) von Rom aufbrachen, ließen die Barbaren von Aquileja ab, und suchten durch einen schleunigen Rückzug und heuchlerische Friedens- und Unterwerfungs-Gesandtschaften aufzuhalten, zu täuschen und zu verlecken. Aber bald entschleierte sich der Betrug durch zwei schöne Römerheere, die unter den römischen Feldherren Vinder und Furius Victorinus in zwei großen Schlachten verloren gingen; und wieder erfüllte der Schrecken der Barbaren das obere Italien. Nur Marc-Aurel verlor den Muth nicht, und siegte überall, wo er persönlich zugegen war. Sirmium war anfangs das Hauptlager. Von dort aus bedrohte Marc-Aurel die nach Griechenland vorgedrungenen Völker im Rücken, wendete den linken Flügel gegen die Markomannen und Quaden, die von vorne durch die Donaufestungen zurück gehalten wurden, und drang dann mit dem Hauptheere auf die Jazygen, ein Volk von slavischer Abkunft, das mit den Deutschen verbündet war. Nun übersetzte Marc-Aurel mit seinem Heere die Donau und vereinigte sich mit einem andern Hilfsheere, welches bei dem heutigen Wien diesen Strom überschritten hatte *).

Als dieses die Quaden und Markomannen, und andere mit ihnen verbundene Völkerstämme bemerkten, zogen sie sich in eine dürre, unfruchtbare Gegend des Marchfeldes, und wichen vor ihm immer tiefer in das Ungarland zurück. Ihre Absicht war, ihn in tiefe Wildnisse und unbekannte Berge zu locken, w sie sein Heer plötzlich von allen Seiten umringe und durch Hunger und Durst aufreiben wollten. Schon waren die Legionen wie in einem Kessel eingeschlossen und von unzähligen, zum Theile unsichtbaren Feinden umlagert und geneckt. Auch mangelte bei dem damals so heißen Sommer schon durch fünf Tage das Wasser, wodurch das Heer in Gefahr gerieth, vor Durst zu verschmachten. Die Lage des Kaisers wurde immer bedenklicher, ja, man gab sich schon für verloren, als jeder Ausweg, sich mit dem Heere durchzuschlagen von den herumziehenden Völkern immer wieder vereitelt wurde. Nur ein Wunder konnte aus dieser drückenden Gefahr retten, und dieses blieb auch zum Glücke für Marc-Aurel nicht aus.

Dicht gedrängt auf einem engen Raume von der Sonnengluth versengt, gepeinigt von Hunger und Durst, todesmatt durch die unaufhörlichen Anfalle der Barbaren, hielt die Römerschaaren nur die Ehre, der Adler, nur die Gegenwart des Kaisers noch ab, die Waffen zu strecken.

Da verfinsterte sich plötzlich der Himmel und Ströme warmen Regens fielen herab *). Die Augen gegen den Himmel gewendet, fingen die Römer das Wasser mit dem Munde auf, tranken es gierig aus den Helmen, und labten ihre Rosse von den Schilden. Im Augenblicke des Platzregens begannen die Barbaren, denen vielleicht Sehnen und Bogen schlaff geworden sind, das Handgemenge, und drängten immer unwiderstehlicher gegen die nach Trank lechzenden und zugleich kämpfenden Römer. Da fiel unter einem immer heftiger Wasser und Feuer vom Himmel, unaufhörliche Blitze und furchtbare Donnerschläge wechselten, ja es schien, als wollte aller Zorn der Elemente nur auf die Quaden und ihre Bundesgenossen fallen, und die Römer milde verschonen. Mitten unter diesem stürmenden Gewitter sehnten sich die Barbaren selbst nach Wasser, denn der Regen schien wie prasselndes Oehl die Flammen an ihren Leibern und Thierfellen, mit welchen sie bekleidet waren, zu mehren. Zahlreich flüchteten sie zu den Römern, um dort Rettung vor dem entsetzlichen Grimme unbekannter Mächte zu finden. Marc Aurel gebot dem Würgen auch wirklich Einhalt, und nahm die verzweifelten Flüchtlinge schonungsvoll auf **).

*) Der philosophische Marc-Aurel nahm bei dieser Gelegenheit, als Rom von dem gewaltigen Kriegsmuthe seiner Feinde zitterte, zu einem abergläubischen, von einem Wahrsager vorgeschlagenen Mittel seine Zuflucht, und ließ zwei Löwen, die er mitgebracht hatte, über die Donau schwimmen, weil man prophezeite, und was auch die Soldaten glaubten, daß diese Thiere den Feinden Verderben bringen würden. Aber lachend sahen die am jenseitigen Ufer stehenden Deutschen den Thieren entgegen, und erschlugen sie mit ihren Keulen, nachdem sie solche für große Hunde gehalten hatten.

*) Dieser herabströmende und die römischen Kriegsvölker erquickende Regen, wird theils der Beschwörung des Luftmercurs und der Luftdämonen durch den ägyptischen Zauberer Anuphis zugeschrieben. Von dem kaiserlichen Biographen Julius Capitolinus, dem Flehen des tugendhaften Marc-Aurel zum regenbringenden Jupiter (Pluvius). Nach Andern aber, dem Gebete der Christen beigemessen, aus denen eine ganze Legion die XII. bestanden haben soll, die dann von diesem Wunder den Namen der Donnernden (Fulminatrix) erhalten hat.

**) Die gleichwohl höchst irrige Ueberlieferung ist uralt; die Schlacht sey im Angesichte Vindobonas geschehen, im Marchfelde wie die Rudolphsschlacht mit Ottokar, wie jene von Aspern und Wagram. Andere schwanken in der Ortsbestimmung zwischen den Schluchten und Wäldern der Trentsiner-, der Neutraer- und Gömörer-Gespannschaft.

Bog Rjmanů s Markomany

Der Kampf der Römer mit den Markomannen

La lotta dei Romani coi Marcomanni

A'rómaiaknak markomannokkáli ütközete

Der Kaiser war nach diesem Siege (166 n. Chr.) unentschlossen, das eroberte Land, nämlich das heutige Böhmen, Mähren und Ober-Ungarn völlig zu unterjochen, und zu einer römischen Provinz zu machen; hätte es aber wahrscheinlich vollbracht, wenn die Nachricht von der Empörung des Ovidius Cassius im Oriente ihn nicht eiligst nach Syrien und Aegypten abgerufen hätte. Dadurch war er genöthigt sein Vorhaben zu ändern, und mit den Donauvölkern Frieden zu schließen, der für diese verschiedenen Stämme auch in seinen Bedingnissen verschieden war. So durften die Jazygen weder die Donau befahren, noch auf den Inseln wohnen. Die Markomannen sollten innerhalb einer Meile vom Grenzstrome entfernt bleiben. Zeit und Ort zum Verkehr mit den Römern wurde ihnen besonders vorgeschrieben. Die Quaden mußten eine große Anzahl Pferde und Ochsen liefern, allem Einverständnisse mit den Markomannen, und allem Verkehre mit den Römern entsagen, dagegen erhielten wieder andere Stämme Nachlaß oder Befreiung vom Tribute, das römische Bürgerrecht und einige sogar Jahrgelder. Viele wurden auch in Pannonien zerstreut, in Gallien und in Italien angesiedelt. Da aber einige um Ravenna sich erfrechten, diese Stadt mit Gewalt zu erobern, so wurden alle in Italien angesiedelten Völker unter andere Himmelsstriche verpflanzt.

Die römischen Castelle im Lande der gebeugten Markomannen, denen, wie es scheint, die härtesten Bedingungen aufgelegt waren, so wie der Quaden, erhielten eine Besatzung von 20,000 Mann, die von ihnen verpflegt werden mußten. So drückende Verhältnisse konnten die Markomannen und Quaden in die Länge nicht ertragen. Sie klagten zuerst über die Gewaltthaten jener römischen Besatzungen, die sie weder in Ruhe ihr Vieh weiden, noch den Ackerbau treiben ließen, und viele der Ihrigen, deren sie habhaft wurden, zu Gefangenen machten. Als keine Abhilfe erfolgte, griffen sie abermals zu den Waffen, so daß Marc Aurel, der so eben erst in Rom einen glänzenden Triumph über sie gefeiert hatte, schon wieder genöthigt war nach Carnuntum zu eilen, einen Krieg gegen sie zu führen, in welchem sie wieder in mehreren Schlachten geschwächt, und ihr Land anhaltend verwüstet wurde. Aber ihre gänzliche Unterjochung blieb bei dem eingetretenen Todesfalle des Marc Aurel, der fünfzehn Jahre lang mit ihnen im Kampfe stand, vergeblich.

Diese markomannische Bewegung gegen die Römer war indessen nur ein Vorspiel anderer, die entschiedener enden sollten. Wie im Süden von Deutschland sich der markomannische Verein gebildet hatte, so trat bald hernach im Westen die alemannische Eidgenossenschaft hervor, welche aus Völkern bestand, die die Gaue von der obern Donau bis an den Main und Rhein in Besitz hatten. Es waren äußerst freiheitsliebende und ausdauernde Stämme, deren Nahrungsquellen mehr in der Jagd und Viehzucht als im Ackerbaue bestanden. Am Niederrhein umfaßte der Bund der Franken größtentheils die Völkerstämme, welche vormals zum cheruskischen gehört hatten, nur die Cherusker selbst nicht. Sie zeichneten sich aus, durch eine verwegene Kühnheit und eine Tapferkeit, von welcher man sagte: »hat Einer aus ihnen sein halbes Leben eingebüßt, so kämpft er noch mit dem Ueberreste.« Hinter den Franken an der deutschen Nordküste, breitete sich der sächsische Verein aus, zu welchem die Sachsen, Cherusker, Bruckterer und Angrivarier gehörten, und welche Ackerbau und Schifffahrt treibende Stände waren. Endlich im Osten von Deutschland erschienen die Völkervereine der Gothen, Vandalen und Alanen.

Durch diese Vereine der deutschen Völkerstämme wurde das römische Reich unaufhörlich und von allen Seiten bedroht und angegriffen. Auf die Rheingrenze stürzten die Alemannen und Franken. Die Alemannen durchbrachen den Grenzwall, welchen der römische Kaiser von der Donau bis Ulm, bis an den Rhein bei Mainz gezogen hatte, um das rheinische Vorland zu schützen, fielen in Gallien ein, überzogen Rhätien und Vindelicien und drangen selbst bis nach Italien vor. Die Franken aber durchzogen ganz Gallien, und sollen sogar bis nach Spanien gekommen seyn. Die Donaugrenze ward unaufhaltsam von den Markomannen, Vandalen, Sarmaten und Quaden beunruhigt, und die Ostgrenze von den Gothen und Herulern, welche zu Schiffe zwei- bis dreimal in den Pontus, und in den Archipelagus drangen und Kleinasien, so wie den ganzen Peloponnes verheerend durchstreiften. Freilich geschahen diese Einfälle und Raubzüge in größeren Zwischenräumen, auch wurden die Volksschwärme von den römischen Heeren vielfach zurückgedrängt, geschlagen und nicht selten völlig vertilgt, oder zerstreut; aber sie waren nun einmal in den Strom hineingerissen, und gaben nicht nach, bis der Riese überwunden lag.

Am glücklichsten nach langer Zeit kämpfte der tapfere Kaiser Aurelianus, dem die Legionen an der Donau mit den Purpur bekleideten, gegen die deutschen Völker, die in Italien eingedrungen waren, bei Piacenza ein großes römisches Heer vernichtet, und die Hauptstadt in Furcht und Schrecken gesetzt hatten; aber sobald er die Augen zugethan (er wurde im Jahre 275 ermordet) brachen sie aufs Neue in die Provinzen. Auch der Kaiser Probus war am Nil und am Euphrat, am Rhein und an der Donau durch gleichen Heldenruhm ausgezeichnet, und gewann große Siege. Er überwand die Isaurier, machte den Gothen die Bundeserneuerung wünschenswerth, brach dergestalt die Macht der sarmatischen Stämme, daß er ohne fernern Krieg, Alles von ihnen erhielt, und sicherte Gallien gegen die Franken, Burgundier und gegen die Lygier. Er gab für jeden Barbarenkopf ein Goldstück, trieb die Germannen über den Neckar und vollendete den Wall des Kaisers Hadrians (gestorben im Jahre 138 n. Chr.) zwischen dem Rhein und der Donau; von dem Volke theilweise bald der Pfahlgraben, bald die Teufelsmauer genannt. Hierauf schritt er mächtig gegen die Elbe zu, und faßte den gefährlichen Gedanken, die durch den Verfall des Ackerbaues und durch die täglich zunehmende Seltenheit der Ehe, die fast

mehr noch als durch feindliche Einfälle geschwächten Colonien flüchtiger oder gefangener Barbaren neu zu beleben, denen er Boden, Ackergeräthe, Vieh und steuerfreie Jahre gab, um der wichtigen Grenzhuth in ihnen ein neues Soldatengeschlecht heranzuziehen. Also wie unter Claudius (vergiftet durch seine Gemalin Agripina im Jahre 54 n. Chr.) die Wüste um Sabaria und Scarabantia mit Bojen, und später die Gegend zwischen der March und Waag durch flüchtige Markomannen, und andere Uferbezirke durch Marc Aurel mit Quaden und Mariskern bevölkert wurden, so verpflanzte jetzt Probus eine große Anzahl von Franken und Gepiden nach Kleinasien an die Küsten des schwarzen Meeres. Ein Haufe der Erstern hielt es aber nicht aus, so entfernt vom Vaterlande zu leben, und gab ein merkwürdiges Beispiel der Sehnsucht nach seiner Heimat. Sie erschlugen die Römer, bemächtigten sich einer Flotte im schwarzen Meere, durchschifften den Hellespont, plünderten im mittelländischen Meere die Küsten und eroberten Syracus; hierauf segelten sie im atlantischen Ocean und gelangten zum Ausflusse des Rheins, wo sie jauchzend die theure Erde des Vaterlandes begrüßten.

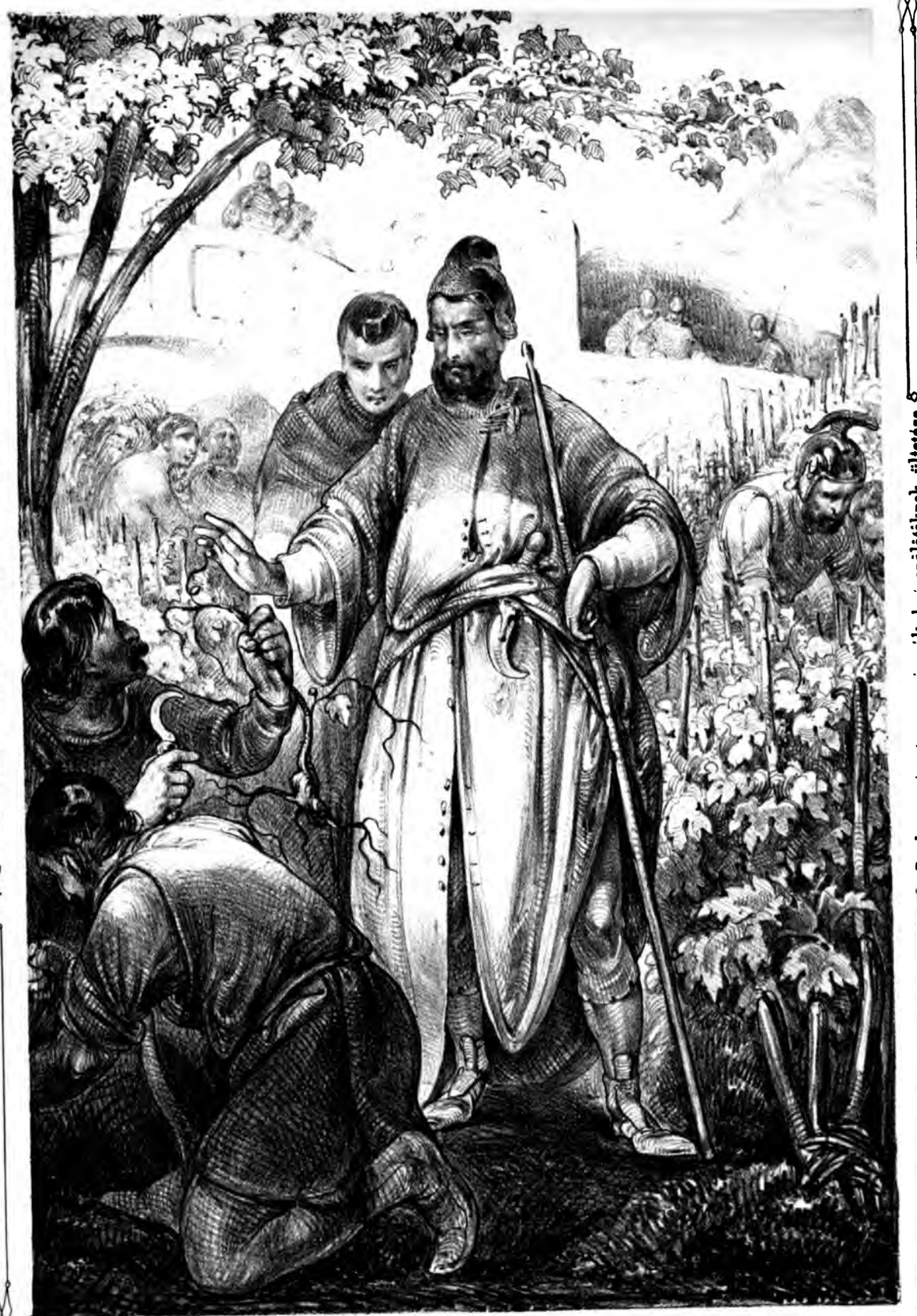
Der Weinbau im Noricum und Pannonien war alt, allein Domitian (ermordet von seiner Gemalin im Jahre 96 n. Chr.) hatte den Weinbau verpönt, da er der Meinung war, daß der Ackerbau dadurch beeinträchtigt, und die Barbaren hereingelockt werden. Probus aber, wie er einst in Aegypten für die Schifffahrt des befruchtenden Nils gearbeitet, Straßen und Brücken, Paläste und Säulenhallen durch die Soldaten gebauet, die bald Landleute bald Krieger bald Baumeister seyn mußten, übte jetzt die Legionen auch in der Anpflanzung der herrlichen Weinreben von der Mosel bis ins Illyricum. Die Strenge jedoch, womit er die Soldaten zur Austrocknung der syrmischen Moräste in Slavonien anhielt, kostete ihm im Jahre 282 n. Chr. das Leben.

Sein Tod ermuthigte die Sarmaten aufs Neue, aber Carus, ein strenger, kriegerischer Fürst, trieb die mit Markomannen und Quaden vermischten aufrührischen Jazygen schnell zur Ordnung. Mehr wie 16,000 färbten mit ihrem Blute das Schlachtfeld, 20,000 wurden gefangen und unter die Legionen oder in die Provinzen vertheilt. Nun bestieg der, durch den Untergang des Hauses Carus erledigten Thron der kraftvolle und staatskluge Sohn eines Sklaven, ohne andern Namen als jenen seines Geburtsstädtchens in Dalmatien, Doclia, den er zuerst zum griechischen Wohllaut in Diocles und endlich in Diocletian zur römischen Majestät erhob. Sechs Jahre später gesellten sich dem gewaltigen Krieger Maximianus Herculius, der zum Reichsgehilfen und Mitregenten des Diocletian angenommen war, noch zwei verdiente Kriegshäupter als Cäsaren bey, Galerius und Constantius, von seiner bleichen Farbe Chlorus genannt. Diesem Letztern wurde die Vertheidigung Galliens, Spaniens und Britaniens anvertraut, während dem Galerius die Obsorge der Donaugrenze, der illyrischen Provinzen Noricum und Pannonien, auch Rhätien verblieb. Maximianus hatte Italien und Afrika, Diocletian behielt sich aber Thrazien, den Schlüssel Europas und Asiens, Aegypten, die allgemeine Kornkammer und die Schätze des Morgenlandes. Wie Diocletian von der persischen Grenze bis nach Aegypten eine wohlversehene und wohlgerüstete Lagerlinie zog, so entgingen auch seiner Wachsamkeit die Ufer des Rheins und der Donau nicht. Der Krieg mit den Ueberresten der Markomannen und mit den kriegerischen Karpern, deren Name in den Karpathen fortlebt, war kurz und siegreich, denn die ganze Nation wurde auf Römerboden übersetzt. Eine ähnliche Ansiedlung in Ober-Pannonien, der von den Westgothen in Dacien gedrängten Vandalen, fällt aber erst in die letzten Jahre der Alleinherrschaft Konstantins des Großen. Da auswärtige Kriege und innere bürgerliche Unruhen, die Heere sehr vermindert, häufige Verheerungen auch das Land entvölkert, und in manchen Gegenden zur Einöde gemacht hatten, da folgte Konstantin dem Beispiele eines Probus so wie Anderer, und vertheilte die Barbaren, theils unter die Legionen, theils in die verwüsteten Provinzen. Ein Heilmittel, das aber beinahe gefährlicher war als die Krankheit selbst, denn es beschleunigte immer mehr die Auflösung und den Fall des großen Reiches. Nachdem Diocletian nach einer zwanzigjährigen Regierung im Jahre 305 vor dem erstaunten Volke die Kaiserwürde freiwillig niederlegte, folgte diesem Beispiele auch Marimianus, der hierauf im Jahre 323 von Konstantin dem I. getödtet wurde.

Ehrgeiz und Herrschsucht brachten es bald dahin, daß das römische Reich bald sechs Kaiser auf einmal hatte, denen als siebenter noch ein Anmasser in Afrika, Namens Alexander, beizuzählen ist*); doch nach und nach unterlagen sie alle Konstantin dem Großen, der im Jahre 323 n. Chr. durch List und Gewalt zur Alleinherrschaft über das große römische Reich gelangte. Seit seinem Siege unter den Mauern Roms gegen das Heer des Marentius, wo er auf dem Heerzuge nach Italien, wie man erzählt, ein flammendes Kreuz über der Sonne mit der Inschrift: In hoc signo vinces (mit diesem Zeichen wirst Du siegen) erblickte, war Konstantin ein Bekenner Christi geworden, und gab das merkwürdige Toleranz-Edikt zu Gunsten der Christen, welches den Sieg des Christenthums und den Sturz des Heidenthums herbeiführte. Als Alleinherr des abend- und morgenländischen Reiches, konnte sich jetzt Konstantin ungestört der Ausführung seiner großen Pläne und Veränderungen überlassen, deren wichtigste, die

*) Galerius (C. Maximianus und Konstantius, Chlorus, beide Cäsaren, dann Kaiser. Severus Flavius und Maximinus II. (Daza), beide Cäsaren, dann Kaiser. Konstantin I. (M.) der Große, Flavius Valerius Cäsar, erhielt dann von Maximian den Titel Augustus, und war in der Folge Kaiser im Orient. Marentius, Cäsar, dann Kaiser. — Licinius wurde vom Galerius zum Kaiser ernannt.

Weysada réw winnech skrs Probusa cysaře rymskeho



Coltivazione delle viti dell'imperatore romano Probo.

Probus római csaszár által a' szölötöknek ültetése.

Die Pflanzung der Weinreben durch den römischen Kaiser Probus

Befreiung des Christenthums vom Drucke, und eine solche Begünstigung desselben war, daß es bald zur alleinherrschenden Religion empor wuchs.

Um die Zeit, wo in Rom, nachdem es das Haupt der Länder und Völker geworden, die Herrschaft der Kaiser begann, wo die alte Welt äußerlich noch in aller Pracht und im vollen Schmucke glänzte, im Innern aber bald verderbt zu ermatten und ihrer Auflösung entgegen zu gehen anfing, da erschien unter einem der verachtesten Völker, den Juden, Jesus Christus, der Heiland der Welt *).

Durch seine göttliche Lehre bereitete er die Erfrischung und Wiedergeburt des menschlichen Geschlechts auf einem Wege vor, welcher sich auch der weisesten und gebildetsten Völker nicht eröffnet hatte, und brachte Allen, die an ihn glauben wollten, eine innere Beseligung, die keines äußern Wohlergehens bedurfte. Die Juden, unter welchen er geboren war, lebte und lehrte, erwarteten zwar einen Messias, aber mit ganz sinnlichen Vorstellungen und Hoffnungen, daß er sie zu einem großen und mächtigen Volke machen und ein glänzendes irdisches Reich aufrichten würde. Darum ward Jesus von den Pharisäern und Sadducäern, von Gesetzlehrern und Priestern auf gleiche Weise gehaßt; daher der Gegenstand ihrer heftigsten Verfolgung Sie klagten ihn zuletzt, den Reinen und Sündlosen, dessen ganze Wirksamkeit Liebe war, vor dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus des Aufruhrs und der Gotteslästerung an, worauf er für die Sünden der Menschen den Opfertod am Kreuze starb. Zur augenscheinlichsten Bekräftigung seiner göttlichen Lehre und seiner Verheissungen erstand er aber am dritten Tage wieder und lebte noch einige Zeit auf Erden unter seinen Jüngern und Freunden Nach dem Hingange Jesu fühlten sich die durch ihn zur Ausbreitung seiner göttlichen Lehre berufenen Apostel, (d. i. Gesandte) **) von den ihnen verheißenen heiligen Geiste, auf wunderbare Art ergriffen. Sie predigten mit aller Kraft und inniger Ueberzeugung das Evangelium, d. i. die frohe Botschaft von dem Heile, welches durch den gekreuzigten Heiland den Menschen geworden, und stifteten aus denen, welche ihr Wort annahmen, zu Jerusalem die erste christliche Gemeinde.

Von den Juden, deren größter Theil das Christenthum verschmähte und von sich stieß, erfuhr diese Gemeinde bald Verfolgungen. Aber auch die ersten Christen waren nur Juden und jüdische Proseliten, welche sich sogar zur Befolgung des mosaischen Gesetzes verbunden hielten, so, daß das Christenthum bei aller innern Verschiedenheit zuerst als eine innerhalb des Judenthums befindliche und von demselben ausgehende Secte erschien. Bald jedoch fand es seine zahlreichsten Anhänger unter den Heiden, an welche die Apostel sich wandten, da sie sich überzeugt hatten, daß die Heilbotschaft an alle Menschen, an Heiden, wie an Juden gerichtet sey. Hier wirkte Keiner mit so großem und augenscheinlichen göttlichen Segen, als der große Apostel der Heiden, Paulus, ein, fruher der pharisäischen Secte zugethaner, damals Saulus genannter Jude aus Tarsus in Cilicien und heftiger Verfolger der Christen, der aber dann auf wunderbare Weise bekehrt, einer der thätigsten Beförderer dessen wurde, was er vorher angefeindet hatte *). Er war groß durch Lehre und Beispiel, ein Geist voll Feuereifer in der Verkündigung des Evangeliums, voll Scharfsinn in der Darlegung seiner Wahrheiten, voll Liebe und Geduld in der Uebung seiner Tugenden. Durch ihn besonders wurde das Christenthum in Syrien, Kleinasien, Griechenland und Macedonien verbreitet. Sehr bald kam es auch nach Rom und Italien, so wie es schon zu den Zeiten der Apostel nach Afrika und zu den jenseits der östlichen Grenze des römischen Reiches gelegenen Länder drang. Die von den Aposteln in Galatia, in Ephesus, in Philippi und Korinth, ja selbst in Rom gestifteten Gemeinden, an die sich noch Briefe von Paulus bis auf unsere Zeit erhalten haben, waren anfangs nicht groß, denn man verachtete die Juden außerhalb Palästina, besonders in Griechenland und Rom durch ihre oftmaligen Empörungen, und achtete die Christen diesem unruhigen Volke gleich. So kam es, daß Nero (der sich im Jahre 68 selbst ermordet) gerade die Christen als die Urheber des großen, von ihm selbst veranstalteten Brandes in Rom angab, und die Unschuldigen mit der unmenschlichsten Grausamkeit hinrichten ließ, welche martervolle Verfolgungen auch von den übrigen römischen Kaisern bis auf Konstantin dem Großen mit aller Strenge befolgt wurden. Wie für das ganze römische Reich wurde auch für jene Theile desselben, welche zur jetzigen österreichischen Monarchie gehören, die Verbreitung des Christenthums wichtig, und fing wahrscheinlich schon im ersten Jahrhunderte n. Chr. an weil damals der Eifer, trotz den vielen Verfolgungen, den Glauben nach allen Richtungen zu verbreiten, unter den Christen lebte, und einige Schüler der Apostel schon um diese Zeit Kirchen in Dalmatien gegründet hatten. Ueber den weitern Fortgang ist wenig bekannt, jedoch scheint um die Zeit des Kaisers Theodosius das Heidenthum schon sehr in Verfall gewesen zu seyn. Da man aber unter dem Kaiser Honorius doch noch heidnische Opfer zu Rom, wenigstens in Antrag brachte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß unter dem Landvolke der Alpengegenden heidnische Gebräuche noch lange fortgedauert haben. Daß das Mönchleben in den jetzt österreichi-

*) Friedrich Leopold Graf zu Stolberg's Geschichte der Religion Jesu Christi, fortgesetzt von Friedrich von Kerz (Hamburger und Wiener Ausgabe. Dieses Werk wurde von dem Papste so wohl aufgenommen, daß derselbe davon eine italienische Uebersetzung veranstalten ließ. Heß's Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu. Zürich 1823.

**) Eine Geschichte der Apostel verdanken wir dem heiligen Lucas, welche mit der Himmelfahrt Jesu Christi beginnt und bis zum Jahre 62 reicht. Man vergleiche Heß's Geschichte und Schriften der Apostel Jesu. 2 Bde. Zürich 1809.

*) Kapitel IX und XXII der Apostelgeschichte.

schen Provinzen weit verbreitet gewesen, hat man, obgleich es seit der Mitte des vierten Jahrhunderts in Italien und Afrika sehr viel Glück machte, keinen Grund zu vermuthen; gewisser aber ist es, daß der Arianismus sich in den Ländern zwischen der Donau und den Alpen, besonders unter den Gothen und Longobarden sehr ausbreitete *).

Derselbe Fall war zum Theil in dem von den Römern verlassenen Dacien und manchen Gegenden im Norden der Donau. In dem heutigen Böhmen, Mähren und Polen war aber fortdauernd das Heidenthum herrschend, und es gab auch in vielen Gegenden noch Menschenopfer. In jenen Theilen von Italien aber, welche zwischen den Alpen und dem Po liegen, war wenigstens unter der Regierung von Theodosius die katholische Religion schon allgemein verbreitet. Padua, Piacenza, Verona und Mailand hatten berühmte Bischofssitze, und jener von Mailand war besonders durch die Tugenden und Gelehrsamkeit des heiligen Ambrosius ausgezeichnet, der, von der Stelle eines Präfekten des Kaisers auf den Bischofsstuhl dieser berühmten Stadt erhoben, und einer der vier ersten lateinischen Kirchenlehrer geworden ist **).

Dalmatien betrachtet einen andern Kirchenlehrer, den heiligen Hieronimus als einen seiner Eingebornen, und in dem unsichern Lichte von Legenden und Sagen, so wie von den Angaben späterer Schriftsteller kann man wahrnehmen, daß sehr viele Städte in der Nähe des adriatischen Meeres, Märtyrer in ihren Mauern gefunden, oder traurige Schicksale wegen der Sache der Kirche bestanden haben ***).

Wie bisher Konstantin als Begründer für die Ruhe der christlichen Kirchen, und die öffentliche Duldung des Christenthums im römischen Weltreiche betrachtet werden kann, so blieb diese große Veränderung, obschon die Wichtigste, nicht die Einzige, die er hervorrief, sondern eine Zweite folgte dieser in der Verlegung des tausendjährigen Herrschersitzes nach Byzanz. Rom, von dessen Bürgerschaft die Herrschaft über so viele Länder an die Imperatoren übergegangen war, hatte seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts schon allmälig von seinem Ansehen eingebüßt, da viele Kaiser ihre Regierungszeit mehr in den Feldlagern als in der Hauptstadt verlebten, und daher eine große Anzahl derselben sie als Ausländer mit Gleichgiltigkeit betrachtete.

Diocletian, welcher die republikanischen Erinnerungen mehr als einer seiner Vorgänger auszulöschen bemüht war, sah Rom schon mit unverholenem Widerwillen an, und Konstantin, der in dem Sinne dieses Vorgängers zu handeln fortfuhr, fand in der Herrschaft, die er dem Christenthume bereiten wollte, neuen Grund, eine Stadt zu meiden, welche in dem großen geschichtlichen Daseyn eines Jahrtausends ihren Ruhm mit der heidnischen Götterverehrung eng verknüpfte. Daher der Gedanke, sich einen neuen Herrschersitz zu gründen, der ihn und dem glänzenden Hofstaate, mit welchem er sich umgab, von der Stätte jener republikanischen Größe weit entfernte. Er wählte dazu den Boden des alten Byzanz, dessen glückliche Lage die größten Vortheile vereinigte, und wollte, daß die Stadt Neu-Rom heiße, aber die von seinem Namen hergenommene Benennung Konstantinopel hat die Oberhand behalten, und ist ihr auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Wie die Religion, und die Hauptstadt, wurden auch die Verfassung und Verwaltung des Staates neu, und wenn schon Diocletian die Soldatenherrschaft brechen, und die republikanischen Schatten beseitigen wollte, um eine Monarchie auf andere Grundlagen zu bauen, so fühlte sich jetzt Konstantin noch mehr dazu veranlaßt. Was jener begonnen hatte, vollführte er; und wenn auch manche Einrichtungen erst unter Konstantins Nachfolgern ihre Ausbildung erhalten haben, so ist doch das Wesentliche durch ihn geschehen. Nur an der untern Donau führte Konstantins schlaue Politik, die innern Zwistigkeiten der Barbaren unaufhörlich anzufachen, ihn noch einmal

*) Arianer wurden die Anhänger des alexandrin. Presbyters Arius genannt, der um das Jahr 318 behauptete, Christus, der Sohn Gottes, sey das edelste, aller aus Nichts erschaffenen Dinge; also geringer als Gott, und durch dessen freien Willen hervorgebracht. Diese Meinung wurde von der orthoxen Kirche, welche dem Sohn Gottes völlige Gleichheit des Wesens mit dem Vater zusprach, und sein Verhältniß zum Vater nur durch den Ausdruck, ewige Zeugung, bezeichnet wissen wollte, auf der Synode zu Alexandria im Jahre 320 und auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahre 325 verdammt.

**) Die merkwürdigen lateinischen Kirchenväter sind: Augustin, ein Mann von eigenthümlichen Geiste, das Orakel der abendländischen Kirche; Ambrosius, der sich als Kanzelredner auszeichnete, und Hieronimus, der viele Gelehrsamkeit besaß, und besonders ein glücklicher Erklärer der heiligen Schriften war. Kösler, Bibliothek der Kirchenväter, 10 Bde., Leipzig 1776.

***) Wahrscheinlich kamen die ersten Christen mit den Legionen des Kaisers Trojanus in das heutige Oesterreich. Von Aquileja, welches später durch Attila zerstört wurde, zogen allem Anscheine nach Missionäre, um das Christenthum an der Donau zu verkündigen. In Aquileja lehrten nach alten Nachrichten zuerst der Evangelist Marcus, selbst zu Lorch (Laureacum) in Oesterreich sollen der Sage nach die Evangelisten Marcus und Lucas gepredigt haben. In den Christenverfolgungen, deren man bis zur letzten Hauptverfolgung zehn zählt, setzt man in jene des Valerianus, den Märtyrer Maximilianus, der von Cilly aus Steiermark gebürtig und zuletzt Bischof zu Lorch gewesen seyn soll, und unter jene des Diocletian den Märtyrer Florian, welchen der Präfekt Aquilin wegen dem unerschrockenen Bekenntnisse des Glaubens in die Enns stürzen ließ. An den Küsten des adriatischen Meeres war die Verfolgung aber stärker. Ueber die älteste Geschichte des Christenthums in Oesterreich, sehe man übrigens Petz scriptores rerum austriacarum veteres ac genuini 1721, und Florian Kurz, Beiträge zur Geschichte des Landes ob der Enns 1808. In Ansehung der südlichen Gegenden ist aber das Hauptwerk, Daniel Farlatii F. J. Illyricum sacrum 1781, und für das alte Pannonien J. H. Severin Pannonia veterum monumentis illustrata 1770 beachtenswerth.

auf das Schlachtfeld. Die Sarmaten, von den Gothen hart gedrängt, flehten bei Konstantin um Schutz, den ihnen dieser auch versprochen, aber bald darauf brachen die Gothen über die Donau, trugen Feuer und Schwert von einem Ende des unglücklichen Mösien zu dem andern, und selbst die römischen Adler wichen in einzelnen Gefechten den wüthenden Barbaren. Indessen erfocht aber der alternde Kaiser in einem allgemeinen Treffen nochmals entschiedenen Sieg, setzte dem Feinde die Chersonesen an die Seite und engte die Gothen in dem unwirthlichen Gebirge ein, wo Hunger und Kälte noch grimmiger unter ihnen würgten als das Römerschwert. Doch war Konstantin zu klug um den kriegerischen Feind zu einer verzweifelten Rache zu nöthigen, und gab den Gothen Frieden, belohnte ihre Häuptlinge mit Geld und Ehrenzeichen, gab den Chersonesen reichen Lohn und den Sarmaten Sicherheit. Diese waren aber dennoch mißvergnügt, weil bei den jährlichen Subsidien ein Theil der Kosten, des wegen ihnen geführten Krieges eingerechnet worden war, worauf sie dann Konstantin unwillig ihrem Schicksale überließ.

Obgleich das gesammte Weltreich wieder dem großen Konstantin allein gehorchte, so ward das Reich dennoch in vier Präfekturen getheilt.

Der Präfektus Prätoria Orientalis breitete seine Gerichtsbarkeit, von Phasis bis an das thrazische Gebirge und bis an die Catavacten des Nils. Der Präfekt Galliens gebot auch über Spanien und Britanien; jener Italiens von der vindelicischen Donau durch Rhätien bis nach Sicilien, den Inseln des Mittelmeeres und dem nordwestlichen Afrika. Sechzehn Provinzen zählte der Präfekt Illyricums, darunter auch Ober-Pannonien und Noricum, was wahrscheinlich erst unter, oder nach dem großen Theodosius unter dem Präfekten Italiens kam. Der Illyrische Präfekt hielt seinen Hof gewöhnlich zu Sirmium. Seine Vicarien residirten in ihren Diöcesen. Ueber die dazu gehörigen Provinzen walteten Vorsteher, die nach Maßgabe des großen, mittelmäßigen oder geringern Umfangs Proconsularen, Consularen und Correctoren, Präsides und Ordinarien hießen.

Wo aber der Sitz des Präses von Ober-Pannonien gewesen, ist schwer mit Gewißheit zu bestimmen, ob in Sabaria, Carnunt oder Vindobona. Uebrigens dürfte Letzteres in so ferne einen Vorrang verdienen, als die Donauflotille von Carnuntum nach Vindobona übertragen wurde, und eben daselbst auch der Präfekt der zehnten Legion und der Tribun der Markomannen ihren Sitz hatten. Lorch war damals die Hauptstadt der Ufer Noricums und Tiburina, jene des innern oder mittlern Noricums.

Wie Constantin in seinen Staatseinrichtungen eine feine Gleichwaage zwischen der bürgerlichen und kriegerischen Gewalt herzustellen bemüht war, so vergaß der erste christliche Kaiser keineswegs dasselbe auch in kirchlicher Hinsicht zu thun. Die Bischöfe der Provinzen gewissermaßen dem Präfekte ebenbürtig, traten als Väter ihrer Gemeinden, allmälig in engere Verbindung untereinander, und standen unter dem Bischofe der Hauptstadt (Metropolis) in deutscher Zunge, dem Erzbischofe. Jener der Hauptstadt der gesammten Diöcese war meistens als Primas erkannt, und unter diesem den Patriarchen Alexandriens und Antiochiens, und bald auch jenen von Jerusalem und Konstantinopel ein ehrwürdiger Vorrang zugestanden. In dem Bischofe des ewigen Rom ward der Primas der gesammten einigen und untheilbaren Kirche verehrt. Die Oberhoheit sich vorbehaltend, theilte Konstantin noch bei seinem Leben das Reich unter seine drei Söhne. Konstantin II. erhielt Gallien, Britanien und Spanien, Konstantius den Aufgang, der jüngste Konstans, was zwischen Beiden lag; Afrika, Italien und mit dem großen Illyricum auch die Donauländer. Die Neffen des Kaisers erhielten Armenien und die griechischen Provinzen *). Aber die Truppen wollten keinen andern Herrscher erkennen als die Söhne Konstantins des Großen, und so ließ Konstantinus II., welcher aus den ihm zugewiesenen Provinzen früher als seine Brüder nach der Hauptstadt gekommen war, dem Ungestüme der Soldaten gewiß gerne nachgebend, die Ermordung jener zwei Vettern, ferner von zwei Brüdern seines Vaters und noch fünf andern Verwandten zu. Mit diesem Blutbade begann die Regierung der Söhne Konstantins, von denen Keiner, die zum Herrschen nöthigen Eigenschaften besaß. Konstantins II., der die Präfektur Gallien erhalten hatte, war nach dem Erbe seines Bruders Konstans lüstern, und brach aus Gallien in Rhätien und Noricum ein; aber bei Aquileja verlor er drei Jahre nach dem Tode seines Vaters, Sieg und Leben.

Gegen den schwachen und seiner Laster wegen verachteten Konstans, den nunmehrigen Herrn von zwei Dritteln der römischen Welt, standen jetzt zwei Usurpatoren auf, nämlich: Magnentius, in den Präfekturen Gallien und Italien, und Veteriano, in Illyrien, was zur Folge hatte, daß Konstans am Fuße der Pyrenäen in der Freistätte eines Tempels ermordet wurde.

So waren die Heere wieder zu der alten, von Konstantin dem Großen kaum gedämpften Zügellosigkeit zurückgekehrt; doch gewann Konstantin II. die Truppen des Veteriano so weit, daß sie ihren Anführer verließen, und nachdem er diesen mit einem reichlichen Jahrgelde abgefertigt hatte, zog er gegen den Magnentius zu Felde.

In einer Schlacht bei Mursa (dem heutigen Essek), die so blutig war, daß die Kräfte des Reiches hier verzehrt zu seyn schienen, wurde der Anmasser besiegt, und als er auch eine zweite Schlacht in Gallien verloren hatte, stürzte er sich selbst ins eigene Schwert, und das Reich gehorchte dann wieder nur einem Herrn.

Von allen Abkömmlingen des Konstantius Chlorus waren jetzt außer dem regierenden Kaiser nur noch zwei Brüdersöhne Konstantins des

*) Manso, das Leben Konstantins des Großen. Breslau 1817.

Großen, Namens Gallus und Julianus, übrig, die jener blutigen Vernichtung ihrer Verwandten entgangen waren, weil sie sich damals noch im Knabenalter befanden.

In einem strengen Gewahrsam gehalten, wuchsen sie heran, und mußten einen Theil ihrer Jugend in der Einsamkeit eines cappadocischen Bergschlosses verleben. Auf den älteren derselben, Namens Gallus, warf, nach dem Falle des Konstans, Konstantius seine Augen, erhob ihn zum Cäsar und übertrug ihm die Verwaltung des Morgenlandes, wo fast während seiner ganzen Regierung Krieg mit den Persern war, oder drohte. Aber Gallus war zur Führung der Geschäfte ganz untüchtig, und befleckte seine Würde durch Grausamkeit und Willkür, durch die er seinen eigenen Untergang herbeiführte.

Als im Osten neuerdings die Perser und an der Donau die Sarmaten drohten, dann Gallien von den verheerenden Franken und Alemannen überschwemmt war, da wurde Julianus durch die Vorstellungen der Kaiserin Eusebia, da sie ihm geneigt war, nach Mailand an den Hof gerufen und mit dem Auftrage, das Abendland zu verwalten, zum Cäsar ernannt.

Nun verließ Konstantius das Abendland für immer, zog in die illyrischen Provinzen, besiegte die Quaden und Sarmaten, welche Pannonien und Obermösien verwüsteten und ging, nachdem er diesen Ländern Ruhe verschafft hatte, nach dem Morgenlande, wo die Perser die wichtige Festung Armida erobert hatten.

Julianus zeigte indessen, was ein starker und gewandter Geist unter schwierigen Umständen vermag, schlug die Alemannen in einer blutigen Schlacht bei Straßburg, wo ihr König Chuedomar gefangen ward, und zwang die kriegerischen Franken zum Frieden. Auch gelang es ihm in den Truppen wieder einen bessern Geist zu erwecken, während er mit einem großen Eifer an der bürgerlichen Verwaltung Galliens arbeitete, Ungerechtigkeiten abstellte, und die Lasten des Volkes minderte. Als er nach dem Tode des Konstantius allgemein als Kaiser anerkannt wurde, schaffte er viele Mißbräuche ab, und schränkte seinen Hofstaat so weit ein, daß dem Volke der fünfte Theil aller Auflagen erlassen werden konnte. Uebrigens suchte er aber den heidnischen Gottesdienst in seinem vollen Glanze wieder herzustellen, und wirkte dadurch dem Christenthume beharrlich entgegen, ohne jedoch die Christen selbst grausam zu verfolgen. Um die Prophezeiung Jesu, in Betreff des Tempels zu Jerusalem nichtig zu machen, und dadurch die Christen zu kränken, erlaubte er den Juden, deren Religion er ihres äußerlichen Kultus wegen, der Christlichen vorzog, den Tempel wieder aufbauen zu lassen; aber Erderschütterungen und Feuerausbrüche aus den alten Tempelgewölbern verletzten und erschreckten die Arbeiter, und so ward auch das Unternehmen nicht ausgeführt.

Zu Julians Lieblingsplänen gehörte ein Perserkrieg, und sein erster Feldzug gegen dieselben fiel auch glücklich aus; allein Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihm zu einem Rückzuge, auf welchem er durch einen Wurfspieß in die linke Seite gefährlich verwundet, seinen Tod fand.

Sein vom Heere fast nur durch Zufall erwählter Nachfolger Jovianus, ein Mann ohne Kraft und Entschlossenheit, machte binnen wenigen Monaten den Söhnen des afrikanischen Grafen, Gratian Platz, nämlich dem Valentinianus und Valens, gebornen Pannoniern aus Cibalis, wovon der Erstere im Occident, der Andere im Orient herrschte. Beide Kaiser waren mäßig und sparsam und gaben manche heilsame Gesetze, aber durch eine, an Grausamkeit übergehende herbe Strenge und durch häufige Hinrichtungen machten sie sich verhaßt. Valentinianus stellte es gleich beim Antritte seiner Regierung Jedermann frei, zu welcher Religion er sich bekennen wollte, und vielleicht ist es auch dieser Duldsamkeit zuzuschreiben, daß das Christenthum sich jetzt unter den gebildeten Ständen immer mehr ausbreitete.

Valentinianus trug auch die eifrigste Sorge für die Grenzbefestigung, wovon die norisch-pannonische Donau merkwürdige Denkmale aufzuweisen hat *). Aber diese Schanzen, Castelle und Brückenköpfe hielten die Feinde nicht mehr ab, in das Herz des Reiches einzudringen, und ganze Länderstrecken mit Brand und Mord zu verheeren.

Bald darauf starb auch Valentinianus eines plötzlichen Todes, nachdem ihm, während er mit

---

*) Die ganze Umgegend, Lorch und Enns, Amfelden, der Aichberg, der Schildberg zwischen Enns und Ebersberg sind durchgängig klassischer Boden, mit übergroßen Grundmauern, Wasserleitungen ꝛc. ꝛc., und gaben verschiedenen Zeiten häufig Münzen, Geräthschaften, Waffen, uralte, colossale Hufeisen, steinerne Sarkopharge, in einem ein ovaler Goldring auf der Brust des Gerippes und zu den Füssen ein gläsernes Gefäß noch voll reinen Wassers, Grabmäler und Steine, von deren Inschriften aber kaum mehr einzelne Buchstaben sichtbar sind. Die wichtigsten Ausgrabungen geschahen zwischen den Jahren 1750 und 1760 im Dörfchen Lorch bei der nunmehr abgetragenen Kirche Maria Anger, und bei dem neugebauten Schlosse Ennseck. — Särge, Grablampen, Urnen, Marmorbüsten, Hausgeräthe, Ringe mit geschnittenen Steinen, Spangen, Idole, darunter goldene Laren und Pennaten, ein tief im Flußbette der Traun ausgegrabenes colossales Pferd von Bronce, mehrere Münzen, eine irdene Grablampe, beinerne Schreibgriffel, viel zerbrochenes Geschirr von Terra sigillata, und beim Fürst Auersperg'schen Meierhofe das Postament einer großen Säule vom grauen Sandsteine. Ziegel der vierten Legion, dann andere alte Ziegelsteine mit Schriftzügen, die aber weder der verdienstvolle Director des k. k. Münz- und Antikenkabinets Anton Rheinwall von Steinbüchel, noch der Chorherr des nahen Stiftes St. Florian, Franz Kurz, ein ausgezeichneter Geschichtsforscher, welche Beide in ihren Werken davon Erwähnung machen, enträthselt haben. Mehreres darüber noch in Joseph Freiherrn von Hormayr's »Wiens Geschichte und seine Denkwürdigkeiten.« 9 Bde. Von Steinbüchl's und Franz Kurz erschienenen Werken, erwähnt die österreichische National-Encyklopädie. 6 Bände. Wien 1835.

den Abgeordneten der Quaden unterhandelte, vom Zorne ergriffen, eine Blutader sprang.

Ihm folgten im Abendlande seine beiden Söhne Gratianus und Valentinianus II., der Erstere siebenzehn, der Zweite erst vier Jahre alt. Valentinianus sah aber bald nach seiner Einsetzung einen Verwandten des Julianus Prokopius wider sich aufstehen, der mit Hilfe erkaufter Truppen nach dem Purpur strebte, und nach seiner Hinrichtung einen Krieg mit den Gothen herbeiführte, die seit den Zeiten Konstantins des Großen friedliche Nachbarn der Römer gewesen waren *).

Damals erscheinen die Stämme der Gothen in zwei Hauptvölker getheilt, nämlich den Westgothen und Ostgothen. Die Letztern standen unter dem mächtigen Könige Ermanarich, der aus dem edlen Hause der Amaler stammte. In siegreichen Kriegen unterwarf er sich viele barbarische Völker und beherrschte zuletzt ein Reich, welches sich vom schwarzen Meere weit nach Norden und Westen und nach einer (wahrscheinlich übertriebenen Nachricht) selbst bis zur Ostsee hin erstreckte.

Die Westgothen hatten einen Fürsten, Namens Athanarich, der dem Prokopius während seines Aufstandes gegen den Kaiser Valens 3000 Mann Hilfstruppen zugeschickt hatte, die aber bei der Niederlage dieses Empörers in Gefangenschaft gerathen waren. Als der westgothische Fürst sie zurück forderte, verweigerte Valens dieses Begehren, was nun die Veranlassung zu einem Kriege gab, der jedoch nach drei Jahren wieder mit einem Friedensschlusse unter Bedingungen beendet wurde, die zwar keinem Theile Vortheile gewährten, aber auch für das Reich nicht unrühmlich waren.

Das Christenthum war den Gothen bei ihrer Niederlassung in dem römischen Dacien schon bekannt geworden, und hatte einzelne Anhänger gewonnen; jetzt breitete es sich aber unter ihnen, und besonders unter den Westgothen, welche ihre östlichen Stammbrüder an Bildung übertraffen, immer mehr aus. Dabei erwarb sich unsterbliche Verdienste der damals lebende Bischof Ulphilas oder Wulphilas, indem er als Mittel zur Begründung christlicher Bildung unter seinem Volke, die Bibel in das gothische übersetzte; eine Arbeit, die auch für uns noch im hohen Grade schätzbar ist, da die Ueberreste derselben das älteste auf unsere Zeiten gekommene Denkmal der deutschen Sprache sind.

Die Völkerwanderung

und der Umsturz des römischen Reiches im Abendlande.

Der Friede, welchen Kaiser Valens mit den zunächst an der Donau wohnenden gothischen Stämmen geschlossen, und die Richtung der Eroberungen Ermanarichs nach Norden, schien die Römer gegen ernstere Kämpfe von dieser Seite sicher zu stellen, als um die Zeit, wo Valentianus starb, das Gothenreich von einer neuen Macht einen Stoß erhielt, der sich bald dem römischen Morgenlande auf eine höchst gefährliche Weise fühlbar machte.

Es waren die Hunnen, ein nordasiatisch, vielleicht zu den Finnen gehöriges Stammvolk, das nomadisch an Chinas Grenzen wohnte, und als Nachkommen des Hiong-nu betrachtet wird. Dieses mächtige Volk tritt erst unter der Regierung des Me-te, eines Sohnes des Teu-man, gegen dessen Einbrüche die Chineser 209 v. Chr. die große Mauer erbauten, aus seiner Dunkelheit hervor und war nicht ganz ohne Bildung. Es herrschte über die Mongolei, den größten Theil Nordasiens bis an das kaspische Meer und die Grenzen Tibets, und war lange ein gefährlicher Nachbar der Chineser. Nachdem aber innere Unruhen die Macht der Hunnen geschwächt hatten, gewannen die Chineser eine, wiewohl zweifelhafte und oft unterbrochene Oberherrschaft über sie, und machten ihrem nördlichen Reiche schon im Jahre 93 n. Chr., ihrem südlichen aber, erst im fünften Jahrhunderte ein Ende.

Da dieser Völkerstamm, der jetzt den Deutschen wie den Römern ein Schrecken wurde, auf seinem Zug andere Völker vor sich herdrängte und dadurch heftigere Angriffe der Deutschen auf das römische Reich veranlaßte, so ist man gewohnt, diese Begebenheit als den Anfang der großen Völkerwanderung zu betrachten, welche die außerordentlichen Bewegungen jener Zeit und besonders die Eroberung des weströmischen Reiches durch die Germanen und ihre Niederlassungen daselbst umfaßt. Der römische Geschichtschreiber Marcelinus *) beschreibt die Hunnen als ein Reitervolk von fürchterlicher Wildheit und einem gräßlichen Ansehen, welches sich in der Kindheit mit unzähligen Rissen, Kinn und Wangen zerschneidet, um durch die dichten Narben den Bartwuchs zu unterdrücken. Bei der größten Häßlichkeit des Gesichts haben sie einen festen Körperbau, einen fleischigen Hals, breite Schultern und so wenig von der feinen menschlichen Gestalt, daß sie von der Ferne wie grob zugehauene Pfähle an Brückengeländern aussehen. Zu ihren Speisen benöthigen sie weder Feuer, noch Gewürz, da sie von wilden Wurzeln und rohem Fleische leben, welches sie wie einen Sattel aufs Pferd legen und im Reiten mürbe machen. Feste Wohnsitze oder Hütten kennen sie nicht, da sie von Kindsbeinen an, Kälte und Hunger erduldend auf Bergen und in Wäldern herumstreifen. Sie tragen leinene oder aus Fellen von Waldmäusen zusammengesetzte Kleider und wechseln diese nicht früher, als bis sie ihnen in Fetzen vom Leibe fallen. Von ihren

*) Unter den Namen Gothen, erscheinen diese Völker zuerst im Jahre 215 n. Chr., worauf sie ein halbes Jahrtausend hindurch Europa mit dem Rufe ihrer Thaten erfüllten. Der Gothenstamm war es auch besonders, von dem die übrigen deutschen Stämme ihre Sagen erhielten. Manso's Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien, Breslau 1824.

*) Marcelinus Geschichte des römischen Staates vom Jahre 91 bis 578 n. Chr. Ein Werk, welches man als eine Fortsetzung des Tacitus betrachten kann, dem er nachzuahmen versucht. Verdeutscht ist es von Wagner. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1792.

Pferden ſind ſie unzertrennlich. Sie eſſen, trinken und ſchlafen, die Mähnen in der Fauſt haltend darauf, und halten auch ihre gemeinſamen Berathungen auf dieſen kleinen zähen Thieren ſitzend. Ackerbau und Handwerke ſind ihnen fremd, ſo wie auch von Geſetzen und Religion keine Spur bei ihnen zu finden iſt. Ihre ſchmutzigen Weiber und Kinder führen ſie auf Karren mit ſich, die mit Fellen überzogen ſind, und von denen die Weiber eben ſo ſelten, wie die Männer von ihren Roßen kamen. Der Krieg iſt ihr Leben, ſie ſiegen durch Schnelligkeit und Kühnheit und wiſſen mit vieler Geſchicklichkeit ihre Waffen, die aus Lanzen und zugeſpitzten Pfeilen beſtehen, unter die Feinde zu werfen.

Dieſe wilden Horden kamen jetzt, von ihrem Fürſten Balamir geführt, in das Land, das zwiſchen den Strömen Wolga und Tanais (Don) liegt, wo ſie die Alanen fanden *); ein freies und kräftiges Nomadenvolk, welches aber von kaukaſiſcher Abkunft den Germanen wahrſcheinlich ſtammverwandt war. Auf dieſe warfen ſie ſich jetzt mit Ungeſtüm und überwanden ſie in blutigen Schlachten durch ihre Uebermacht, daß ein Theil der Alanen von den Siegern an das Gebirge Kaukaſus **) wich, während die andern den Hunnen folgten, und mit ihnen vereinigt ſich auf die Oſtgothen ſtürzten. Als zuletzt der hundertzehnjährige Greis Ermanarich dieſe furchtbare Uebermacht ſah und erkannte, daß das Reich verloren ſey, mochte er nicht länger mehr leben, und ſtürzte ſich, an Sieg und Rettung verzweifelnd, in ſein eigenes Schwert. Mit dieſer Kataſtrophe beginnt nun auch eine neue Periode in der gothiſchen Geſchichte.

Zu Antiochia, wo die Angelegenheiten des Morgenlandes den Kaiſer Valens beſchäftigten, erhielt dieſer die beunruhigenden Nachrichten von den erſtaunenswürdigen Bewegungen des Nordens, und zugleich erſchien auch eine gothiſche Geſandtſchaft vor ſeinem Throne mit der demüthigen Bitte, ihrer bedrängten Nation den Uebergang über die Donau zu erlauben, und ſie in die römiſchen Provinzen als Unterthanen des Reiches und Vertheidiger von deſſen Grenzen aufzunehmen. Menſchlichkeit ſchien die Gewährung dieſer Bitte zu fordern, Klugheit machte mißtrauiſch gegen die alten Feinde des Landes zu ſeyn.

Valens entſchloß ſich aber dennoch, durch die unmittelbaren Vortheile der Gewährung angereizt, und ertheilte ſie, jedoch unter der doppelten Bedingung, daß die edelſte Jugend der Gothen als Geiſeln der Treue ins Innere der römiſchen Provinzen zur zweckmäßigen Erziehung abgeführt, und die Waffen der Mannſchaft vor dem Uebergange ſollten ausgeliefert werden. Das Erſte geſchah, aber die anbefohlene Entwaffnung wußten die Gothen von dem Geize oder der Wolluſt der römiſchen Befehlshaber zu erhandeln, und ſo wurde eine furchtbare, nach ererbter Geſinnung feindliche Heeresmacht mit Mühe und Eifer über den breiten Strom der Donau in das römiſche Land verſetzt. Die Zahl der ſtreitbaren und bewaffneten Männer wird bei dieſer Auswanderung auf 200,000 mit Weibern, Kindern und dem Troß aber auf eine Million Menſchen angegeben. Die Behandlung einer ſolchen Volksmenge erforderte jetzt die größte Vorſicht, aber die monopoliſirenden Staatsmänner Maximus und Lupicinus machten gleich mit einer vertragswidrigen Preiserhöhung aller Lebensbedürfniſſe den Anfang, und wollten die Gothen durch Mangel dahin bringen, ihnen All ihr Habe zu überlaſſen; ja ſie waren ſchammlos genug, für ein Stück Brod oder für einige Pfund Pferde- oder Hundefleiſch den Gothen einen Sklaven oder für Waffen und Geräthe ihnen ihre ſchönen Weiber und edlen Töchter abzufordern. In dieſer qualvollen Bedrückung griffen nun die gewaltigen Schaaren unter ihren Anführern Alavivus und Fridigern zu den Waffen, und bezeichneten ihren Weg, wohin ſie kamen mit Brand und Mord bis gegen Konſtantinopel, während auch andere Stämme verwüſtend und plündernd bis an die carniſchen und juliſchen Alpen, und die Donau herauf, bis in unſer Ober-Pannonien ſtreiften. Schwer büßten jetzt die Unterthanen des Valens für die Thorheit und die Verbrechen ſeiner verworfenen Miniſter, unerhört war die Verwüſtung des Landes, und als die Römer in ihrer Erbitterung die zu Geiſeln gegebenen gothiſchen Kinder erwürgten, ſo wurde an ihren eigenen Söhnen und Töchtern die ſchrecklichſte Wiedervergeltung geübt. Endlich zog Valens ihnen entgegen, erlitt aber bei Adrianopel eine der furchtbarſten Niederlagen, deren die Geſchichte erwähnt. Zwei Drittel des römiſchen Heeres fanden den Untergang, und Valens ſelbſt fand auf der Flucht in einer elenden Strohhütte in Rauch und Flammen ſeinen Tod. Die Gothen erſchienen hierauf vor Konſtantinopel, aber auf Belagerungen nicht gefaßt, breiteten ſie ſich über Griechenland und weit an der Donau herauf in Pannonien aus.

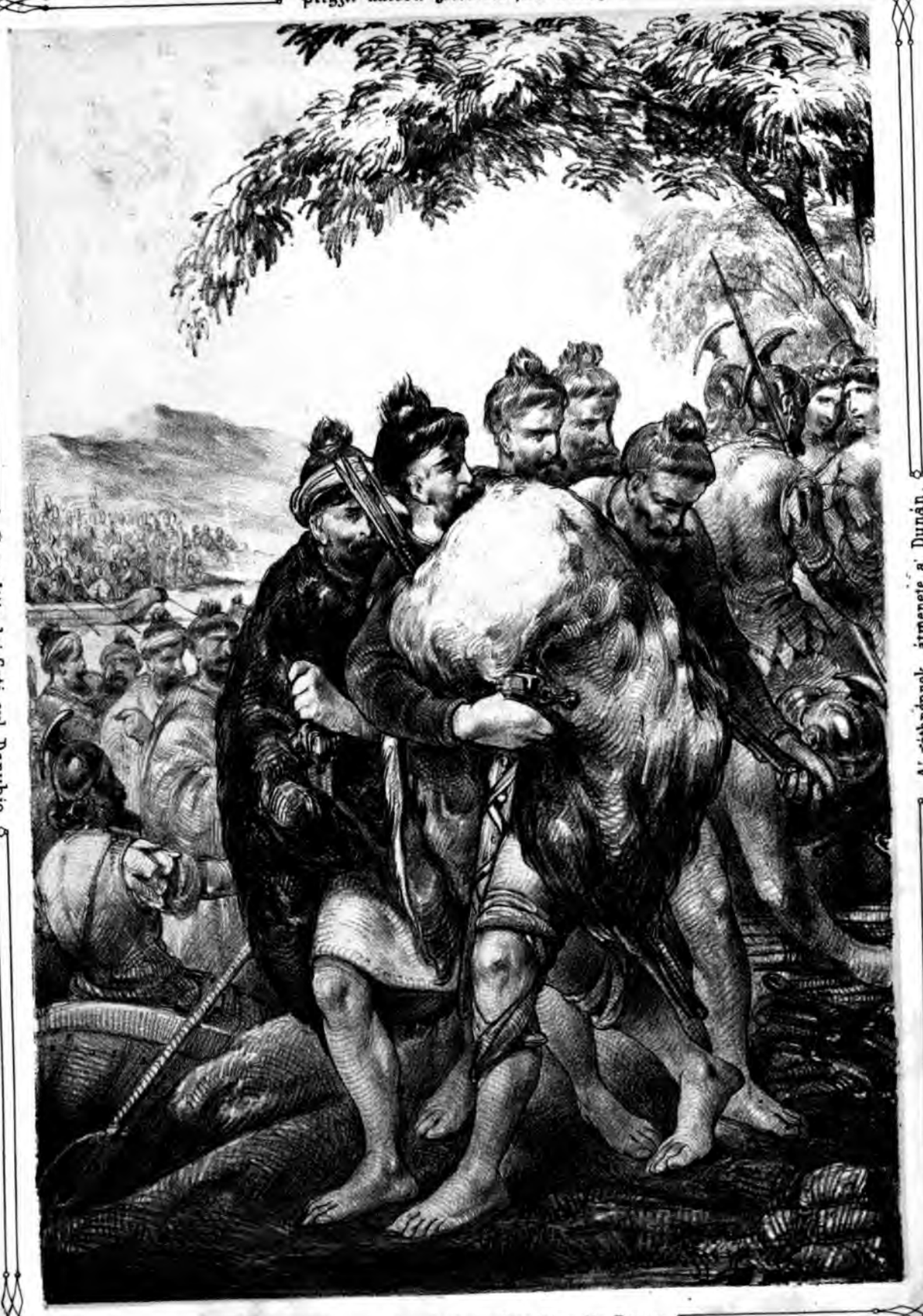
Der große Kirchenvater Hieronimus, einer der gelehrteſten und fruchtbarſten Schriftſteller, ſchreibt: »Seit mehr als zwanzig Jahren fließt in den Provinzen von Konſtantinopel bis in die juliſchen Alpen hinauf faſt täglich römiſches Blut. Scythien, Macedonien, Thrazien, Dardanien, Dacien, Theſſalien, Achaja, die beiden Epirus, Dalmatien und die ſämmtlichen Provinzen Pannoniens wimmeln von Gothen, Sarmaten, Quaden, Alanen, Hunnen, Vandalen und Markomannen, welche dieſe Länder plündern, verheeren und Alles mit ſich fortſchleppen. Wie viele ehrwurdige Frauen, wie viele gottgeweihte Jungfrauen, wie viele Freie, ſelbſt des erſten Ranges wurden der viehiſchen Willkür dieſer Barbaren zum ſchmachvollen Spiele. Die Biſchöfe wurden in die Knechtſchaft fort-

*) Unter den Namen Alanen (von Alin oder Aula, Berg) mögen bei einigen Schriftſtellern auch Bergvölker überhaupt verſtanden ſeyn, daß alſo nur bei dieſer Annahme die ungeheure Ausbreitung dieſer Alanen begreiflich wird.

**) In dieſem Alpengebirge herrſcht Gaſtfreundſchaft und Blutrache ſo ſehr, daß kein Fremder in dieſem Lande reiſen kann, ohne einen Gaſtfreund oder Kumak zum Begleiter zu haben. Von dieſem eingeführt wird er überall freundſchaftlich aufgenommen und bewirthet. Als die Ruſſen im Jahre 1828 Türkiſch-Armenien und die Feſtung Akhalzich eroberten, unterwarfen ſich mehrere kaukaſ[illegible]er dem ruſſiſchen Zepter.

Přegjti narodu gothskeho přes Dunag.

Jl tragitto dei Goti sul Danubio.



A' góthnépnek átmenete a' Dunán.

Der Uibergang des Gothenvolkes über die Donau.

geschleppt, die Priester und die übrigen Diener der heiligen Altäre getödtet, die Reliquien, der Blutzeugen ausgegraben und entweiht, die Kirchen zerstört oder in Pferdeställe verwandelt.«

Dieser Gothenkrieg gab der Römerwelt einen Stoß, von dem sie sich nicht wieder erholte, und der ihren Untergang, so sehr dessen Ursachen auch in der innern Auflösung und dem Ersterben des Volksgeistes lagen, sichtlich beschleunigte. Der Eindruck, welchen die Schlacht bei Adrianopel hinterließ, war viel größer, als ihre eigentliche Bedeutung. Das Vertrauen, welches sie den Siegern gab und den Besiegten raubte, blieb dauernd in den Gemüthern; und doch warf noch einmal die Regierung eines ruhmvollen Fürsten einigen Glanz, aber auch den Letzten, auf das Gesammtreich.

Bei der zarten Kindheit des Valentinian des II. war Gratianus, der Neffe des Kaisers Valens alleiniger Beherrscher des Reichs; aber überzeugt, daß seine Kraft nicht hinreichend sey, unter so bedenklichen Umständen die unermeßlichen Grenzen gegen die von allen Seiten drohenden Feinde zu vertheidigen, und dem Lande Schutz bieten zu können, erwählte er im Jahre 379 den Spanier Theodosius (den Sohn eines vor Kurzem durch seinen allzuraschen Argwohn hingerichteten edlen Feldherrn) zum Mitkaiser, und räumte ihm zu der Präfektur des Orients, noch zwei Diöcesen der illyrischen ein. Die sechs westlichen; also Pannonien, Noricum und Dalmatien blieben nebst Italien und Afrika dem damals achtjährigen Valentinian, jedoch unter der Vormundschaft des Kaisers Gratian überlassen.

Die Beendigung des Gothenkriegs war jetzt das wichtige und schwierige Geschäft, welches er vor allem Andern zu vollbringen hatte, und dieses gelang ihm auch durch Vorsicht und Milde, so wie durch die Benützung von Zwistigkeiten, welche nach dem Tode des Fridigern unter den Gothen ausgebrochen waren.

Gratian, ein junger Herr von Verstand und Kraft, erregte aber durch sein müssiges, nur dem Vergnügen gewidmetes Leben bald das Mißtrauen des zügellosen Kriegsvolkes und wurde, von den Truppen verlassen, in der Gegend von Lyon verrätherischer Weise ermordet.

Damals mußte Theodosius den Anmasser Maximus als Kaiser der Präfektur Gallien anerkennen; als dieser aber in Italien einbrach, um dem kaiserlichen Knaben dieses Land zu entreißen, da gewährte Theodosius dem jungen Valentinian, der von seiner Mutter Justina geleitet ward, Hilfe, zog wider den Tyrannen Maximus, und entschied den ganzen Krieg durch die Schlacht auf dem Pettauerfelde. Im Lager vor Aquileja erschien Maximus in Ketten vor dem Sieger, und starb dann unter den Händen der tobenden Krieger. Der junge Kaiser Valentinian stieg nun vom Neuen auf den Thron, und nachdem Theodosius zu Mailand mit kräftiger Hand wieder Alles hergestellt und geordnet hatte, zog er gleich dem Konstantin und Konstantius triumphirend in das alte Rom ein. Vier Jahre aber, nachdem Maximus für seinen Aufruhr gebüßt hatte, unterlag auch der liebenswürdige Valentinian dem häuslichen Verrathe, und wurde von seinem Feldherrn und Leibwächter Arbogast erwürgt. Da aber dieser den Thron nicht selbst besteigen wollte, so übergab er das Diadem dem Befehlshaber der Hofdienerschaften, dem Eugenius, welche Erhebung einen Kampf mit dem Theodosius herbei führte, der, wie früher gegen den Maximus nun gegen den Arbogast der Rächer des jungen Valentinian wurde.

Ungeheure Schwärme von Barbaren, Gothen, Arabern, Iberiern, Hunnen und Alanen sammelten sich unter seiner Fahne, und lernten hier die Künste des Krieges, die sie bald darauf zum Verderben des römischen Westreichs übten. Am Fusse der so oft mit Römerblut bespritzten julischen Alpen, am Wippachflusse nahe der stürmischen Adria, nicht weit vom Felde des Sieges über Maximus siegte Theodosius, und sah zu seinen Füßen die wüthenden Soldaten den gefangenen Eugenius tödten. Auch Arbogast, der muthig und einsichtsvoll wie ein Kriegsfürst und verzweifelt wie ein Verräther gestritten hatte, fiel, nachdem er einige Tage in den Gebirgen umhergeirrt war, in sein eigenes Schwert.

Aber schon vier Monate nach der Besiegung des Eugenius, die ihn zum Alleinherrn des römischen Reiches machte, starb Theodosius zu Mailand, ein großer und trotz seines Jähzorns, den Antiochien und Thessaloniko so schrecklich erfuhren, auch ein guter Fürst (395). Seinen Anordnungen zu Folge erhielt sein älterer achtzehnjähriger Sohn Arcadius die Präfektur des Ostens und den östlichen Theil der illyrischen Provinzen, das Uebrige der jüngere eilfjährige Honorius. Jeder der beiden Brüder hatte einen Vormund, und beide Vormünder schalteten und walteten als Minister in den Reichen, als wären sie selbst die Herren. Stilicho, ein geprüfter Feldherr, führte die Reichsverweſung im Westen, während im Osten der grausame und habsüchtige Rufinus an der Spitze der Regierung stand. Stilicho aber trachtete nach der Verwaltung des Ganzen, wodurch sich zwischen ihm und dem Rufinus eine verhängnißvolle Feindschaft entspann.

Diese Uneinigkeit der beiden Staatsminister, so wie jene der beiden Söhne des Theodosius benutzte jetzt der talentvolle und muthige Alarich, König der Westgothen, denen man in Konstantinopel nicht mehr die Geschenke geben wollte, wie sie solche bisher erhalten hatten, zu einem Angriffe. Aus den längst verwüsteten Provinzen Mösiens und Thraziens, (vorüber an der für ein Barbarenheer unüberwindlichen Hauptstadt) zog Alarich durch Macedonien gegen das noch unverheerte Griechenland, wobei Verrätherei oder Feigheit der römischen Befehlshaber ihn unterstützten. Er ging ohne Widerstand durch den Termopylenpaß über die korinthische Landenge, eroberte die meisten Städte von Hellas und Peloponnes, und würgte, raubte und zerstörte mit schonungsloser Wuth. Athen erkaufte mit seinen Schätzen vom schlimmeren Schicksale sich los; Korinth, Argos und Sparta hatten aber den Tod oder die Gefangenschaft

… und selbst die Verbrennung …

… dem abendländischen Reiche der … das Meer dem blutenden Grie… schloß das gothische Heer in … ein; aber der wachsame und … noch mit seinen Gefangenen … Corus. Die Minister des … Alarichs Grolle wurden be… veranlaßten Stilicho, … Frieden mit jenem zu schließen, … vom Präfekt des östlichen Illyricums … Auf diese Weise ward aber den Go… Länder ein gesetzlicher Titel, … Ansiedlung und zur Benutzung ihrer letzten … Alarich ließ sich sogleich … aus den römischen Hauptstädten mit … preßte denen Städten Dörfer und … ab, da der Glanz seiner Waffen, … vorgestellt, von seinen tapferen Kriegern … zum Range der Königen erhoben, und … nach kurzer Erwägung der Umstände … auf die Abendländer, an … größeren Theil zu nehmen.

… Alarich im Jahre 400 aus Illyricum … mußte, gegen Italien, und brannte … Verheerung von Istrien seine gefüllten … über die Quellen des Po aus. Da floh der … Honorius in ängstlicher Eile aus … westlichen Alpenwälle, wurde aber … Alarich eingeholt und in Asti belagert. Nun … Stilicho mit einer schnell … Macht des abendländischen Reiches, über… zu helfen, als sie gerade das Osterfest feierten … (im lautigen Piemont) und kämpfte … Schlacht, über deren Ausgang jedoch die … nicht übereinstimmen; wahrscheinlich blieb der … unentschieden*).

Alarich nahm jetzt nach dem Verluste seines … das meistens gerettet war, seiner Schätze, … und seiner Gemalin, die in die … der Römer fielen, nur ungerne die angetragenen … eines ruhigen Rückzuges und eines … an, und verließ Italien, mehr … durch den Abfall seiner saumigen Barbaren be… als durch die römische Macht.

Sechs Jahre, nachdem Honorius wegen seines … einen überschwenglichen Triumph gefeiert, … so viel immer vollendete Rückzüge der Gothen … natorum in urbe nostra domitum) … auch, eine lange Gastfreiheit der Hauptstadt verdunkelt … hatte, wurde Rom durch gemeinen besiegten Alarich … geehrt und gekrönt. Zwischen eingefügte aber die … Unterhandlungen bis zu einem erneuerten gerichtlichen Kriege … nach heftigen Schwankungen, da Italien bald nach dem … Abzuge des Alarichs von einem andern furchtbaren … Heere mächtiger Völker heimgesucht wurde.

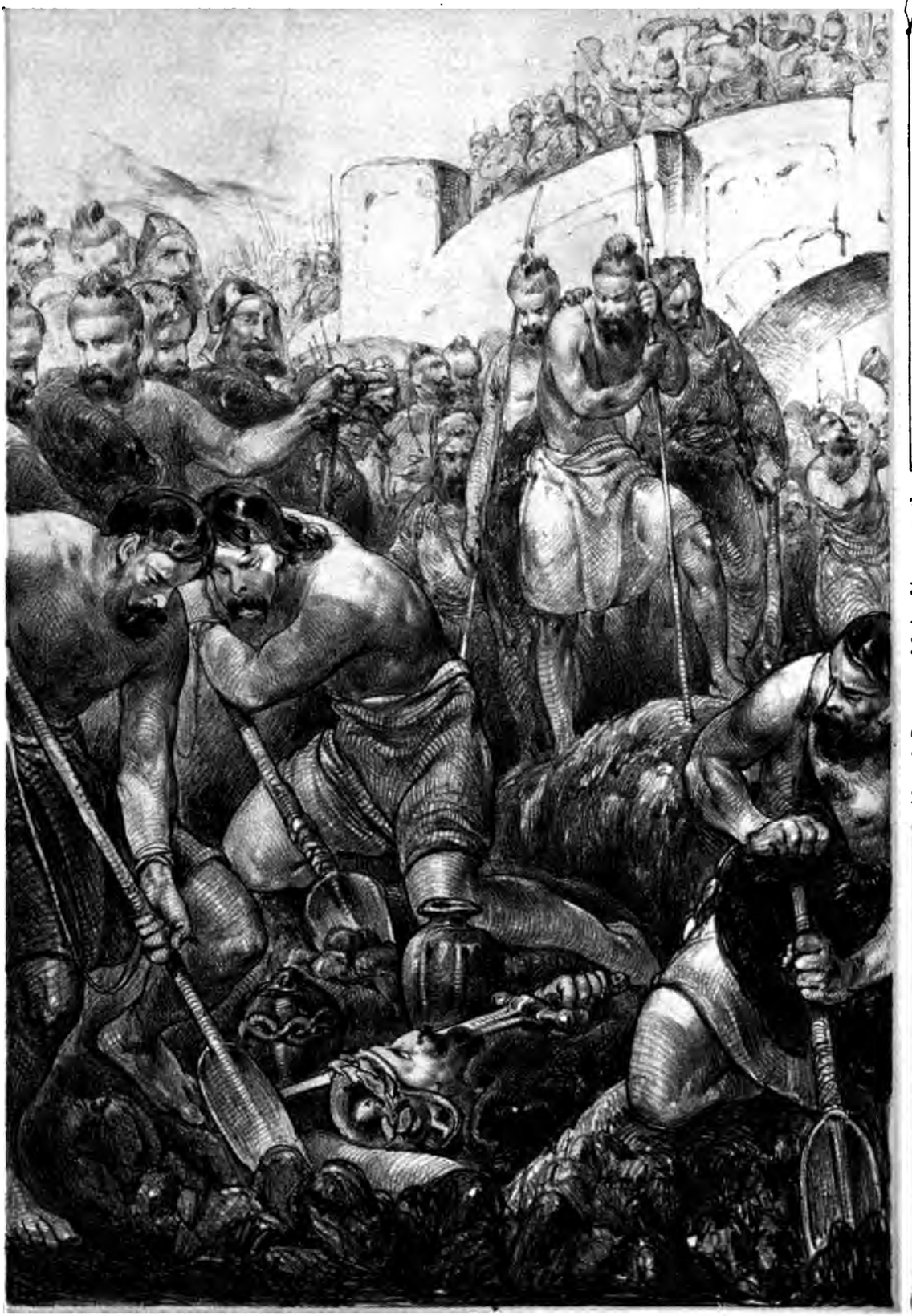
… große Stammverwandtschaft germanischer Horden, … den Trieb der Barbaren auf die Länder Europas … ließ, hatte nicht nur gegen den Rhein, sondern auch … gegen das schwarze Meer hingewirkt. Das Hirtenvolk … die tatarischen und finnischen Stämme jener von … Ufern des Weichsel bis zu jenen der Wolga … setzt. Eine Zahl germanischer Völkerschaften, die vor … Hunnen flüchtigen Barbaren Platz, bedrängte die … Deutschen in den nördlichen Gauen, und mochte den … Entschluß zu jenem großen Völkerumschwung gegeben haben, welcher, wie ein ungeheurer Strom, unter … Verwüstung, das alte und neue Europa unaufhaltsam über die Donau und über die Alpen … ergoß. Sueven, Vandalen, Burgunder, ein Schwarm tückischer Alanen, viele tausend Gothen und überhaupt eine Zahl, nach der … mäßigen Berechnung von 200,000 Bewaffneten, … mit den Scharen von Weibern, Kindern und Sklaven, … sich verheerend über die Länder. Viele … des schönen Po-Thales wurden zerstört, Florenz … belagert, und schon erzitterte Rom von dem … Sturme. Aber noch einmal sollte Stilicho … Retter von Rom und Italien werden. Mit einem wenig zahlreichen Heere, welches er aus den … Streitkräften des Reiches nur mühsam … zusammengebracht, befreite er das gedrängte Florenz … rieb das ungeheure Heer des barbarischen Königs, … welches er auf dem dürren Felsen von Fäsulä mit einer Kette von Verschanzungen eingeschlossen hatte, … durch Hunger und theilweise Gefechte auf. Der … gemeinte Radagais ergab sich und wurde … enthauptet, während man den Ueberrest der Barbaren … als Sklaven verkaufte.

Indessen hatte aber Alarich nach seinem Rückzuge über die Alpen wieder ein neues Heer gesammelt; denn der Ruf seiner Tapferkeit lockte weither die kriegslustigen Barbaren unter seine Fahne, welche abermals beide römische Reiche bedrohten. Es wurden jetzt Unterhandlungen gepflogen, über deren Gang und Inhalt ein dichtes Dunkel liegt: jedoch ist gewiß, daß der verdienstvolle Stilicho (der noch mehr gethan, als die alten Helden und Befreier Roms, da er nicht, wie sie, eine kriegerische Nation in den Kampf führen konnte, sondern seine Heere selbst schaffen mußte) ein Freundschaftsbündniß mit Alarich schloß, und ihn mit der Befehlshaberstelle des von dem Hofe zu Ravenna in Anspruch genommenen Illyricum bekleidete. Alarich wandte sich aber nach einigen unbedeutenden Versuchen gegen diese Provinz vom Morgenlande wieder heimlich nach dem Abendlande und forderte trotzig für die zweifelhafte Dienstleistung großen Lohn.

Stilicho, die Unmöglichkeit eines glücklichen Krieges gegen den mächtigen Gothenkönig voraussehend, bestand jetzt darauf, ihm seine Forderung zu bewilligen, was jedoch bei den überhand genommenen Feinden des Ministers den Verdacht erregte, als stände er mit den Barbaren im Einverständnisse. Honorius, der bei allen Bedrängnissen seines Volks

*) Wachsmuth, Geschichte der Westgothen. Frankfurt … [illegible] … Werke als einen … Sieg des Stilicho … weisspath.

Alarich pohřben pod potokem Busento.



Alarico viene seppellito sotto'l fiume Busento.

Alarich Busento folyó alá temettetik.

Alarich wird unter dem Flusse Busento begraben.

hinter den Mauern und Sümpfen von Ravenna verborgen schlief, hörte auf die Einflüsterungen verworfener Günstlinge, und ließ seinen Vormund, Rathgeber und Schwager, den wohl stolzen und herrschsüchtigen, aber großen Stilicho, den mehrmaligen Retter des Reiches, ohne Untersuchung und Urtheil hinrichten.

Vor den Augen des Kaisers wurden zuerst die vornehmsten aus Stilichos Freunden gemordet, dann der Held selbst aus der Kirche, wohin er sich geflüchtet, durch redliches Versprechen der Sicherheit hervorgelockt, und darauf enthauptet; endlich noch gegen alle Anhänger oder Schützlinge des Helden schonungslos gewüthet. Nicht genug, sich in den Zeiten so harter Bedrängniß eines solchen Mannes beraubt zu haben, ließ man noch die Weiber und Kinder von 30,000 fremden, im römischen Solde gestandener Krieger erschlagen, und erfüllte diese dadurch mit einem heißen Rachedurst.

Da erschien der Held Alarich mit diesen 30,000 Barbaren, welchen man die Weiber und Kinder, die Geiseln ihrer Treue schändlich ermordet hatte, vereinigt vor den Mauern Roms, welches seit Hannibal keinen Feind vor seinen Thoren gesehen hatte. Das Volk der Hauptstadt, weit über eine Million an der Zahl und im Besitze unermeßlicher Schätze und Hilfsquellen, erstaunte anfangs über die Vermessenheit des Barbarenkönigs, sich der Gebieterin der Welt feindlich zu nahen; aber jene Jugend und Mannhaftigkeit, welche den Sieger der Römer in vier Schlachten von einem Angriffe auf ihre Stadt scheu gemacht hatte abstehen lassen, war in den Mauern derselben längst nicht mehr zu finden Die in Ueppigkeit und Schwelgerei versunkenen Reichen, und der müssige Pöbel, welche jetzt Roms Einwohner ausmachten, zagten feig und rathlos, vor der überlegenen Kraft der Gothen. Hungersnoth und Pest fingen in der eingeschlossenen Stadt zu wüthen an, und nöthigten zuletzt zu dem demüthigen Schritte, die Gnade Alarichs anzuflehen. Der König forderte als Bedingung des Abzugs alles Gold und Silber und kostbare Geräthe, ob es dem Staate oder Bürger gehöre, und alle Sklaven barbarischer Abkunft. Da fragten die Abgeordneten kleinmüthig: »Wenn Du dieses Alles forderst, o König, was gedenkst Du denn uns zu lassen?« und der trotzige Sieger sprach, daß die Römer erbleichten: »Euer Leben.« Indessen begnügte sich aber Alarich zuletzt mit einem Lösegeld von 5000 Pfund Goldes und 30,000 Pfund Silbers und einer verhältnißmäßigen Menge anderer Kostbarkeiten. Der Vertrag wurde getreu erfüllt, und auch zum Frieden mit Honorius bezeugte Alarich sich geneigt; allein die Unredlichkeit der Minister, die bloß ihren Stolz und nicht die Erschöpfung des Reiches zu Rathe zogen, machten die Unterhandlungen vergeblich, und so erschien Alarich im folgenden Jahre 409 abermals vor Rom, entthronte diesmal den Honorius, und ernannte einen unbedeutenden Menschen Namens Attalus zum Gegenkaiser, von dem er sich bei Tische bedienen ließ, zuletzt aber, da er ihm dennoch mißfiel, wieder absetzte. Alarich bot jetzt dem schwachen Honorius nochmals die Hand zum Frieden, aber ohnmächtig schwankte und trotzte der noch immer, bis endlich der darüber ergrimmte Alarich die stolze Stadt erstürmte, die 1100 Jahre lang den Völkern der Erde furchtbar gewesen, und seit 800 Jahren keinen Feind innerhalb ihrer Mauern gesehen hatte. Im August des Jahres 409 zog Alarich als Sieger ein, entehrte aber bei den Gesinnungen für das Christenthum, welches Schonung der Wehrlosen und Enthaltung von unnützer Zerstörung durch Brand gelehrt hatte, seinen Triumph durch keine Grausamkeit, wie es die Römer in den Tagen ihres Ruhms so oft gethan hatten *).

In der Fülle seiner Kraft gedachte er jetzt nicht stille zu stehen, und führte schon nach einigen Tagen sein Heer von der eroberten Stadt hinweg, seinen Blick auf Sicilien und über das Meer hinüber nach Afrika wendend, um mit diesem, Italien in ein einziges Reich zusammen zu schmelzen, und eine deutsche Herrschaft über Land und Meer auszubreiten; aber schon stand der Tod hinter ihm, und wies ihm das nächste Ziel.

Als der Held, erst 34 Jahre alt, vom Leben geschieden war, trugen ihn seine Gothen wehklagend an den Fluß Busento in der neapolitanischen Provinz Prinzipato Citeriore, wo sie nicht weit von der Stadt Consentia den Fluß ableiteten und in dem trockenen Bette für den König das Grab bereiteten. In seiner Rüstung, das Schwert in der Hand haltend, nebst vielen beigelegten Kostbarkeiten senkten sie ihn hinab, und bedeckten das Grab mit Erde. Die Gefangenen, welche dabei die Arbeit verrichtet hatten, wurden hierauf getödtet und der Strom wieder in das verlassene Bett zurückgeführt, damit Niemand erfahre, wo der todte Held bis zum Tage der Auferstehung ruht. Einstimmig erwählten jetzt die Gothen zum Nachfolger des Helden Alarichs, dessen Schwager Athaulph, einen jungen Mann, so tapfer als es Alarich gewesen, aber zugleich edelmüthig, liebreich und schön; und seine Mäßigung, welche bei ihm Charakter und Grundsatz war, bahnte auch den Weg zur Aussöhnung mit Rom. Er verließ Italien und übernahm es, als kaiserlicher Feldherr nach dem südlichen Gallien gegen die dort herrschenden Usurpatoren und Barbaren zu ziehen. Seine Freundschaft für Rom wurde durch die Vermälung mit Placida, der Schwester des Honorius, wiewohl der kaiserliche Hof

*) Welche Gewalt die christliche Religion über die Gemüther der Gothen bereits übte, beweiset folgender Zug. Ein Gothe kam in das Haus einer frommen Jungfrau, fand da die kostbarsten goldenen Gefäße, und streckte schon die gierige Hand nach ihnen aus. Da vernahm er, daß diese Gefäße aus der Kirche des heiligen Apostelfürsten Petrus geflüchtet worden wären. Er ließ den Fund unberührt, machte ihn seinen Genossen bekannt, und bald strömten die Gothen schaarenweise herbei, um die heiligen Gefäße zurück in die Kirche zu bringen. Ihnen schloß das Volk sich an, und so entstand eine gemeinschaftliche feierliche Prozession der Sieger und der Besiegten, und die Plünderung hörte auf.

in eine solche Verbindung einzuwilligen sich weigerte, befestigt. Athaulph liebte nämlich die Placida, welche bei der Eroberung Roms in die gothische Gefangenschaft gerathen war, und äußerte den Wunsch sie zu beirathen; aber dazu versagte Honorius seine Einwilligung, bis die edle Jungfrau, welcher der Held mehr als der Bruder galt, wider den Willen des Kaisers dem Gothenkönige am Altare freudig die Hand reichte.

Aus Gallien, wo Athaulph die Städte Narbonne, Toulouse, Bordeaux und mehrere andere eroberte, ging er abermals mit kaiserlichem Auftrage über die Pyrenäen nach Spanien, um die Alanen, Sueven und Vandalen, die seit einigen Jahren dort verheerend hausten, zu bekämpfen. Er eroberte auch Barcellona, fiel aber schon im nächsten Jahre (415) von der Hand eines beleidigten Gothen durch Meuchelmord.

Sieben Tage nach seinem Tode behauptete der Mörder Siegerik, ein wüthender Feind des Hauses der Balten, d. i. des Geschlechts des Alarichs den westgothischen Thron, während er alle Kinder des Athaulphs (aus einer frühern Ehe) ermorden ließ; aber auch er wurde nach dieser Gräuelthat erschlagen. An seine Stelle trat jetzt der kriegerische Wallia, der sich den Römern geneigt zeigte, Athaulphs Witwe dem Kaiser zurückschickte, und ihm in den Kämpfen gegen die in Spanien eingebrochenen Völker, einen großen Theil des Landes wieder eroberte, wofür er für seine Nation die schöne gallische Provinz Aquitanien zur bleibenden Niederlassung erhielt. Die erste Grundlage des westgothischen Reiches, welches später über die ganze pyrenäische Halbinsel sich ausbreitete, und dessen Hauptstadt längere Zeit das anmuthige Toulouse war.

Als Alarich zum ersten Male in Italien einbrach, hatte Stilicho zur Rettung dieses Hauptlandes die Truppen aus allen transalpinischen Standquartieren zurückberufen, wodurch die Linien und Festungen des Rheins verlassen, und Gallien ohne andern Schutz, als den Namen der römischen Macht, den deutschen Völkern preis gegeben wurde. Selbst aus dem entfernten Britanien mußten die Legionen nach Italien ziehen, wodurch der britische Wall gegen die wilden Catalonier unvertheidigt blieb. So wurden die Siege bei Valenza und bei Florenz um hohen Preis (um die Sicherheit der transalpinischen Länder) erkauft; ja der letztere gab, da der Ueberrest von des Radagais Heer verzweifelnd sich nach Gallien wandte, den unmittelbaren Anlaß zu deren Verlust.

Am letzten Tage des Jahres 406, welches durch die Niederlage des Radagais verherrlicht worden, setzten die Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder über den Rhein und verließen das römische Gebiet nicht wieder. An demselben Tage erfuhr auch die Römerherrschaft in den transalpinischen Ländern den Todesstoß. Von diesen einwandernden Schaaren mögen die Sueven, Vandalen und Burgunder als verbrüdert gelten, nicht nur waren sie insgesammt Germanen, sondern es gehörten Vandalen und Burgunder mit zu dem suevischen Volksstamme. Aber die Alanen, wiewohl man sie auch zu den Deutschen und zwar insbesondere zu den Gothen rechnet, sind wahrscheinlicher ein hochasiatisches Volk, und eines mit denjenigen Alanen, welche von den Hunnen über den Jaik und die Wolga gegen den Tanais gedrängt, und zuletzt völlig überwunden wurden. Die meisten vereinten sich jetzt mit den Siegern, doch flohen auch einige Schwärme in die kaukasischen Gebirge; Andere, die Unabhängigkeit in größerer Ferne suchend, an die baltischen Gestade, von wo sie im Geleite der benachbarten germanischen Völker den kühnen Eroberungskrieg nach Süden antraten. Aber mehr durch bloße Gleichzeitigkeit, als durch wirkliche Vereinbarung oder geschlossenes Bündniß der Völker, trafen diese Züge zusammen. Laune, Zufall, Bedürfniß des Augenblicks sonderte die Heere oder vereinigte sie wieder.

Von den Völkerschaften, welche jetzt in Gallien einbrachen, ließen die Burgundiener gleich in der Nähe des Oberrheins und um die Saone und Rhone sich nieder. Die Alanen, Sueven und Vandalen aber durchzogen innerhalb zwei Jahren und unter schrecklichen Verheerungen ganz Gallien bis an das Weltmeer und an die Pyrenäen, überstiegen dieses Gebirg (dessen Pässe die Einwohner anfangs muthig vertheidigt, die römischen Soldtruppen aber treulos geöffnet hatten) und nahmen erst in Spanien nach gleicher Verwüstung einen festen Sitz.

Es gibt nicht leicht einen eindringlicheren Beweis von der Herabwürdigung und Hilflosigkeit eines der Sklaverei gewohnten Volkes, als die schnelle Eroberung Galliens und Spaniens, durch die im Grunde nicht besonders zahlreichen, dabei ungeregelten und schlecht bewaffneten, wenn auch wilden und kühnen Barbarenschwärme. Der große Cäsar hatte mit seinen römischen Kerntruppen gegen die vereinzelten gallischen Völkerschaften viermal so lang, dabei blutig und gefahrvoll streiten müssen, und das freie Hispanien, ohne politische Verbindung und künstliche Hilfsmittel hatte durch zwei Jahrhunderte für seine Selbstständigkeit gegen Karthago und das weltherrschende Rom gekämpft. Jetzt waren beide Länder ungleich mehr angebaut, und daher volkreicher als früher; eine Menge stolzer Städte, zum Theil starke Festungen zierten und vertheidigten sie, eine Herrschaft und die Regelmäßigkeit der Verwaltung verbanden die Provinzen zu einem zusammenhängenden Ganzen, und die Reste, der freilich schon sehr gesunkenen Künste und Gesittung, so auch der Wohlstand und der Besitz vor Alters gesammelten Hilfsmittel mochten gegen die rohen, armen nnd ungeschickten Angreifer leicht die Ueberlegenheit geben, oder wenigstens zu eifriger Gegenwehre ermuntern; — aber das Volk war schon längst jeder eigenen Kraftäußerung entwöhnt, ertrug mit leidender Dahingebung die Tyrannei seiner Herren, und so auch die Mißhandlung des äußern Feindes. Der Gedanke an Vertheidigung kam nicht auf; ohne Legionen und gänzlich wehrlos seyn, schien gleichbedeutend. Dahin hatte die Despotie der römischen

Kaiserregierung und die Gewohnheit der Soldtruppen zwei edle und zahlreiche Nationen gebracht, daß sie die theilweise Zerstörung ihrer herrlichen Städte, die Verwüstung ihrer Felder, den Raub ihrer Habe, die Niedermetzlung oder Knechtschaft ihrer Weiber und Kinder und ihre eigene geduldig — wenn auch händeringend — von einem hundertmal schwächeren Feinde ertrugen.

Die Größe des Elends wurde vorzüglich über Spanien gehäuft, und erfüllt das Gemüth des Lesers mit Entsetzen. Alles wurde von den wüthenden Barbaren verheert, und zu diesen Gräueln des Krieges gesellte sich noch die Pest und eine Hungersnoth, welche die Lebenden zwang, das Fleisch der Verstorbenen zu verzehren; ja glücklich waren zu nennen diejenigen, welche der Tod von solchen Schrecknissen befreite.

Mit der Eroberung des Landes hörten aber die Drangsale nicht auf. Im zweiten Jahre des Einbruchs (411) kam eine Art von Theilung zu Stande, nach welcher die Alanen von Lusitanien bis ans Weltmeer sich ausbreiteten; die Sueven und Vandalen aber in Gallicien und den Nordprovinzen sich niederließen, nur daß die Silingienser, ein Stamm der Vandalen, noch im Süden das schöne Bätica (Andalusien) besetzten. Aber die Barbaren hatten kaum nachgelassen in ihrer Wuth gegen die Eingebornen, als auch unter ihnen selbst der Krieg ausbrach, und noch eine vierte Nation, die Westgothen, in den Kampf sich mischte.

Schon Athaulph, mehr aber Wallia, drängte, theils auf Befehl der Römer, theils aus eigener Herrschsucht, die frühern Eroberer. Die Sueven wurden auf ein kleines Gebiet beschränkt, die Alanen so sehr geschwächt, daß sie die Hoffnung der Selbstständigkeit verloren, und meistens mit den Vandalen sich vermischten *). Diese Letztern wurden endlich immer mehr an die südliche Grenze gedrängt, und die Silingienser fast ganz aufgerieben. Wallia gab seine Eroberungen an Rom zurück, aber seine Nachfolger unterwarfen allmälig ganz Spanien der westgothischen Macht. Bevor jedoch dieses geschah, waren die Vandalen unter ihrem Könige Geiserich, der auch Genserich genannt wird, nach Afrika gegangen (429) und errichteten dort ein Reich; jedoch vermochten sie nichts unerschütterlich Bleibendes in Afrika zu stiften, denn sie arteten nur zu bald aus, und waren schon nach einem Jahrhunderte nicht mehr im Stande, sich gegen des oströmischen Kaisers Justinians großen Feldherrn Belisar zu behaupten. So unterlagen ruhmlos die Nachkommen jener Vandalen, die einst die Welt durchstürmt hatten.

Genserich war grausam aus Charakter, fremd jedem menschlichen Gefühle, kalt für Sinnengenuß, nur Tyrannenlust begehrend, wie geboren zur Völkergeisel. Herrschsüchtig, aufgeblasen, raubgierig, zugleich verschlossen, düster, arglistig, kühn, überhaupt talentvoll, aber desto gefährlicher, nicht verächtlich, aber hassenswerth. Durch ihn, dessen Gebot und Beispiel verderbend wirkte, mehr, als durch die Eigenthümlichkeit der Nation, wurde der Name der Vandalen zum Abscheu. Denn nur barbarisch, nicht unmenschlich war das germanische Volk, und unter einem Theodorich wären die Vandalen nicht weniger, als die verwandten Gothen großmüthig und mild gewesen. Genserich war ein Wütherich, nicht nur gegen Feinde, sondern auch gegen sein eigenes Volk und sein Haus. So tödtete er seines Bruders Söhne, die rechtmäßigen Erben der Gewalt, ließ ihre Mutter ins Wasser werfen, und schickte die Gattin seines Sohnes verstümmelt ihrem Vater, dem Könige der Westgothen, zurück. Wer den Schlachtopfern seiner Tyrannen hold gewesen, wer nicht willenlos vor ihm im Staube kroch, den traf Verdammung. Mehr vandalisches Blut soll durch ihn unter dem Henkerbeile, als auf dem Schlachtfelde geflossen seyn. Dieser siegreiche Vandalenherrscher Genserich war Zeit- und Bundesgenosse Attilas (zu deutsch Etzel), des furchtbarsten Hunnenkönigs, den die erschrockene Welt die Geisel Gottes nannte, gewesen *). Ein Menschenalter hindurch hatten die Hunnen, ohne wichtige Thaten in den Nordländern der untern Donau und des Eurin gehaust, ihre Macht in unrühmlichen Raubzügen, bisweilen selbst im Dienste ihrer besiegten Feinde vergeudet, und bei der losen Verbindung der Horden, kaum mehr das Bild einer großen Nation bewahrt. Ihre Häupter, welche bei den römischen Schriftstellern genannt werden, scheinen bis auf Rua blos theilweise Anführer gewesen zu seyn. Rua oder Rugilas am Anfange des fünften Jahrhunderts, entfaltete die Macht eines allgemeinen Hauptes der Nation. Doch beschränkten sich seine Thaten auf die Erwerbung Pannoniens im Westen, welches er der Verbindung mit Aëtius verdankte; im Osten aber auf die Plünderung einiger Provinzen, und die Erpressungen eines Jahrgeldes von 350 Pfund Goldes.

Nach seinem Tode im Jahre 433, kam die Herrschaft an Attila und Bleda, seine Neffen, Mundzucks Söhne. Attila war klein von Leibesgestalt, aber riesenfest von Willenskraft, einfach von Sitten, gerecht und großmüthig gegen einzelne, aber erbarmungslos gegen das ganze Menschengeschlecht. Er hatte, nachdem er seinen Bruder erschlagen, alle Stämme des Volkes, die von den Ufern der rauschenden Wolga bis zum Kern des deutschen Landes zerstreut waren, vereinigt, und dachte auf große Dinge, die auf dem Erdenkreis geschehen sollten.

Einstmals, da er im Ungarlande, unferne der Theiß, in seinem weit ausgedehnten Lager Hof hielt,

*) Indessen trifft man noch längere Zeit auf dem historischen Schauplatze Alanen unter ihrem eigenen Namen an. Einige ihrer Horden waren in Gallien, andere schon früher in Illyrien zurückgeblieben. Nach Attilas Tode rissen auch Viele wieder von den Hunnen sich los.

*) Ed. Gibbon, »das Leben Attilas, Königs der Hunnen.« Aus dem Englischen. Lüneburg 1787. Feßler, »Attila, König der Hunnen.« Breslau 1806. Dann J. v. Müller, »Attila, der Held des fünften Jahrhunderts.« Berlin 1806.

da kam ein Hirt zu ihm, und brachte ihm ein Schwert, das er gefunden hatte, wie er die Heerde weidete. Attila hielt dieses Schwert für jenes vom Himmel gefallene Kriegsschwert des Mars, das die Scythenkönige von jeher besessen, und lange in der Erde vergraben gewesen sey, und erkannte darin ein sicheres Pfand der göttlichen Gnade; ja selbst das Bild Gottes nach den geerbten Religionsbegriffen der Hunnen. Bald zeigte er auch, daß er die Führung desselben verstehe, durch den Mord des Bruders, welcher seiner Herrschsucht im Wege stand, und durch eine blutige Verwüstung aller Länder umher.

Man hat Attila einen großen Mann genannt und nicht nur den Glanz seiner Siege bewundert, sondern auch einzelne Züge der Treue, Menschlichkeit und Gnade an dem Würger der Nationen gepriesen; indessen hat auch der Tieger Augenblicke der Langmuth, so wie ein kluger Räuber treu gegen seine Raubgesellen ist. Aber darin möchte man vor andern Eroberern ihm einigen Beifall geben, daß er seine Schreckensgestalt unverhüllt zeigte, nicht nur durch die vollendete Häßlichkeit seiner ächt kalmukischen Bildung, sondern auch durch das wilde Feuer seines Blickes, das drohende der Miene, und den Uebermuth jeder Geberde durch den trotzigen Ton der Stimme, und endlich durch die völlige Uebereinstimmung der Worte mit den Thaten. Er sagte den Königen und Volkern Nichts von Freiheit und Beglückung, von Frieden und Recht, sondern trat sie offen in den Staub, zeigte unverkellt seine Klauen, und nannte sich selbst die »Geisel Gottes«

Die Barbarei der Volker, die Attilas Zepter geberchten, machte sie unfähig durch Kunst oder Schrift seinen Siegen Denkmale zu setzen; es bleiben uns daher in dieser Beziehung zur einzigen Quelle bloß die Nachrichten der von ihm so oft gedemüthigten Römer, welche uns auch von dem, was Ost- und West-Rom durch ihn gelitten, befriedigende Belehrungen geben; jedoch aber über seine scythischen und germanischen Eroberungen, so wie über die einheimische Geschichte seines Reiches sehr Vieles im Dunkeln lassen. Uebrigens läßt sich so viel erkennen, daß Attila alle Horden der Hunnen durch sein Ansehen in enger Verbindung erhielt, daß er außer denselben noch viele sarmatische und wohl auch scythische Stämme, wenigstens diesseits der Wolga, ferner die germanischen Volker bis gegen den Rhein und die Nordsee (ja man will behaupten bis in Skandinavien) beherrschte, daß die Ostgothen, die Gepiden, die Heruler und Rugier, die Longobarden, die Thüringer, die Burgunder, ein Theil der Franken und Andere mehr, unter seiner Fahne kämpften; daß eine Schaar von Konigen folgsam, demuthig wie Satelliten seinen Thron umgaben, daß Persien vor ihm erschrack, Ost und West bei seinen Namen zitterte, und daß die barbarischen Volker selbst in ihrem Herrn und Ueberwinder auch den Zauberer scheueten.

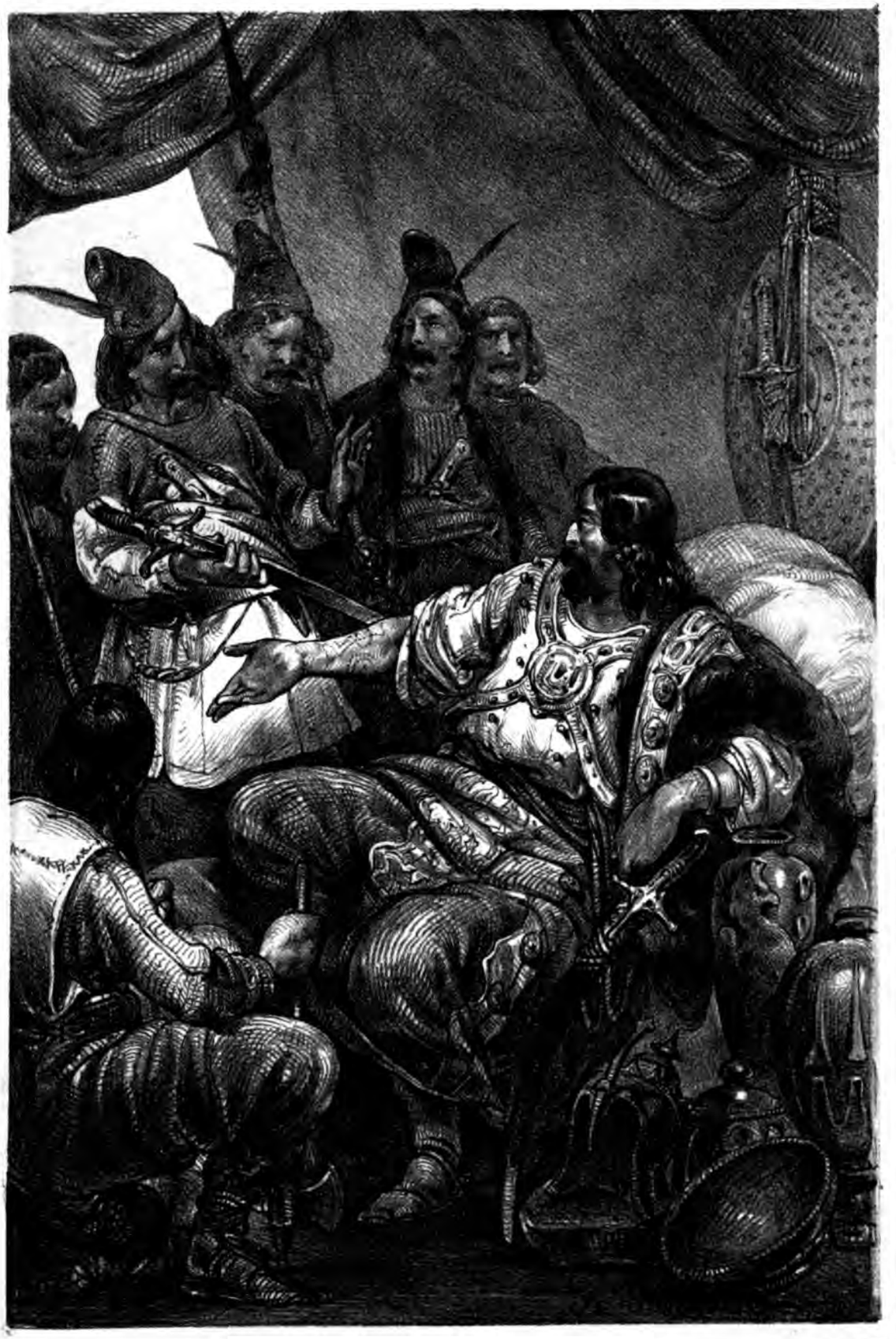
In dem weiten Gebiete des Attila war nicht eine Stadt; ja der König der Könige wohnte in einem hölzernen Hause. In dem Lande zwischen der Theiß und der Donau (die nahere Bestimmung ist zweifelhaft) erhoben sich in der Mitte eines großen, meistens aus Lehm und Stroh gebauten Dorfes, eine Anzahl ansehnlicher hölzerner Häuser der vornehmeren Hunnen und über alle hervorragend, aber gleichfalls aus Holz gebaut, der Palast des Königs. Er war von einem Walle und Pfahlwerken umgeben, und begriff eine Menge von Gebäuden in sich, in welchen neben dem Monarchen und seinen vielen Gemalinen, auch ein zahlreicher Hofstaat hauste. Eine rohe Pracht im Innern, der zur Schau gestellte Raub der Nationen' Gefäße von Gold und Silber, Kleidungen, Geräthschaften mit Juwelen und Gold bedeckt, eine wilde Schwelgerei der Gelage, geschmacklose Ergötzungen kriegerischer Spiele bezeichneten die Residenz des mongolischen Eroberers.

Gleich nach seiner Thronbesteigung erpreßte Attila von dem morgenländischen Kaiser die Verdoppelung des Tributs und noch andere schmähliche Opfer. Theodosius glaubte dadurch den Frieden zu sichern; aber Nichts reizte mehr zum Kriege, als das Eingeständniß der Schwäche. Nach wenigen Jahren, welche der Hunnen-König zur Unterwerfung sarmatischer und deutscher Volker benutzte, fiel er unter schlechten Vorwänden in das morgenländische Reich, zerstörte die Städte der illyrischen Grenze Konstantia, Morgus, Sirmium, Singidunum, Marcianopolis, Naissus Sardica und viele Andere; schlug in drei Feldschlachten die Truppen des Kaisers, und ergoß seine verwüstenden Schaaren über alles Land vom schwarzen bis zum adriatischen Meere, von der Donau bis zur Grenze von Hellas. Siebenzig Städte Illyriens lagen bereits in ihren Trümmern und bis an die Thermopylen und Konstantinopels Vorstädte, dehnte sich schon die Verwüstung durch die Hunnen aus. Da glaubte sich Theodosius selbst in seiner Residenz nicht mehr sicher und flüchtete nach Asien. Endlich schloß der von allen Seiten bedrängte Kaiser, der auch von dem abendländischen Herrscher sich keine Hilfe versprechen konnte, mit Attila einen Frieden, der ihm dann die Rückkehr nach Konstantinopel wieder gestattete.

Ein großer Strich Landes im Süden der Donau, ein jährlicher Tribut von 2100 Pfund Goldes und ebenso 6000 Pfund für die Kriegskosten, große Lösegelder für die Gefangenen; ja selbst für diejenigen, welche sich selbst schon in Freiheit gesetzt hatten, unentgeldliche Entlassung aller gefangenen Hunnen und Auslieferung der Ueberläufer waren die Bedingungen, welche Attila vorschrieb, und welche Theodosius auch annahm. Aber dieses sollte noch nicht die Grenze der Schmach seyn. Die trotzigen Gesandtschaften Attilas sprachen fortwährend der Majestät des Kaisers Hohn, und erpreßten für jedes zürnende und jedes gnadige Wort ihres Herrn einen hohen Preis; während die romischen Gesandten, wenn sie viele Tage lang durch die verödeten Provinzen ihres Vaterlandes, über Brandstätten und Leichenhügel gewandert, und von Bildern des Schreckens erfüllt; das Hoflager des Königs erreicht hatten, mit der demüthigsten Beredsamkeit und den kostbarsten Geschenken Attilas gefurchtete Stirne zu erheitern suchten.

Attila obdržj od pastyře meč do walky.

Attila riceve una scimitarra da un pecorajo:



Attila egy pásztórtól á hadiszablyát veszi át.

Attila empfängt von einem Hirten das Kriegsschwert.

Furcht und Haß bewogen endlich die Minister des Kaisers zum Mordanschlage gegen Attila; aber der verrätherische Plan wurde entdeckt, und Theodosius, so oft durch den Hohn des Barbaren gedemüthigt, wurde jetzt noch weit mehr durch die Stimme des eigenen Gewissens und durch Attilas verachtende Verzeihung erniedrigt.

Nach dem Tode des Theodosius, der im Jahre 450 auf der Jagd vom Pferde stürzte, folgte ihm Marcian, der mit allgemeiner Freude zum Kaiser des Morgenlandes ausgerufen wurde. Zu gleicher Zeit starb auch in Italien die Kaiserin Placida, welcher ihr Sohn Valentinian bisher die Regierungsgeschäfte des Abendlandes mit kindlicher Nachgiebigkeit überlassen hatte. Attila faßte nun den Plan, beide römische Reiche zu erobern, nur schwankte er in der Wahl, gegen welches von beiden er zuerst die Waffen kehren sollte. Endlich forderte er den Marcian auf, den Tribut fortzusetzen, welchen ihm sein Vorfahrer Theodosius II. entrichtet hatte; aber der Kaiser gab die würdevolle Antwort, »er hätte Gold für seine Freunde, aber nur Stahl für seine Feinde.« Durch dieses entschlossene Benehmen wurde Attila von dem Angriffe auf das morgenländische Reich zurückgeschreckt, und unternahm jetzt die Ausführung seines Planes mit dem Morgenlande.

Damals hatte Genserich seine Schwiegertochter im falschen Verdacht, daß sie ihm vergiften wollte, grausam verstümmeln lassen, und sie ihrem Vater, dem Könige der Westgothen, schimpflich zurückgeschickt. Weil er nun fürchtete, daß sich dieser aus Rache mit den Römern gegen ihn verbinden möchte, so bot er seine Freundschaft dem Attila an, und reizte ihn, das Reich der Westgothen zu vernichten. Auch erzählt man, daß Honoria, die üppige Schwester des abendländischen Kaisers, welche wider Willen und Neigung von ihrer Mutter zu einem jungfräulich enthaltsamen Leben bestimmt war, mit frecher Schamlosigkeit dem Attila sich selbst zur Ehe angetragen, und ihm sogar einen Ring als Liebespfand überschickt habe. Attila verlangte sie nun zur Gemalin und einen Theil des Reiches als Mitgift, worauf aber eine abschlägige Antwort erfolgte, die nun das Signal zum Kriege gab.

Eine Fluth von Völkern unter Attilas Fahne vereint, ergoß sich aus den Gefilden Ungarns durch Germanien über den Rhein und das belgische und celtische Gallien. Siebenmalhunderttausend Barbaren zählte das, im Fortrücken immer schwellende Heer Trümmer und Leichen bezeichneten seinen Tritt, Widerstand schien unmöglich; schnelle Unterwerfung die einzige Hoffnung des Heils. Schon waren viele Städte, unter denselben das blühende Metz zerstört; andere, wie Mainz, Straßburg, Trier, Worms, Speier geplündert, und Orleans, der Schlüssel von Südgallien dem Falle nahe, als im Augenblicke der höchsten Noth der Patricier Aëtius, der letzte Held des sinkenden Reiches noch Rettung brachte.

Mit einer schwachen Kriegsmacht war er über die Alpen gegangen; aber er verstärkte sie zu einem furchtbaren Heere durch Bündnisse mit den gallischen und barbarischen Völkern, welchen er die gemeinsame Gefahr kennen gelehrt. Mit ihnen waren die starken Westgothen, die Alanen, dann die gallischen Völkerschaften, die Armoriker, die Läti und Andere; endlich viele Stämme der Deutschen, als die Breonen, die Sachsen, die Burgunder, die ripuarischen und ein Theil der salischen Franken. Als diese Verbündeten nahten, zog sich Attila mit schneller Besonnenheit von Orleans, in welche Stadt seine Truppen so eben eingedrungen waren, eilends an die Marne zurück, wo er die weiten catalaunischen Gefilde mit seinen überlegenen Reiterschaaren bedeckte. Doch nicht die Hunnen, sondern Deutsche waren der Kern seines Heeres; die Ostgothen standen auf dem linken Flügel, ihren Brüdern den Westgothen gegenüber; auf dem rechten Flügel die Gepiden, den Römern; mit Attila selbst aber und seinen Hunnen stritten im Mittelpunkte die Rugier, Heruler, Thüringer, Franken und Burgunder gegen die Alanen und die vermischten Schaaren der verbündeten Deutschen. Es mag also wohl geschehen seyn, daß jetzt Franken auf Franken, Burgunder auf Burgunder stießen, und die größte der Schlachten, die jemals auf abendländischem Boden geschlagen ward (wie leider so manche andere), nicht durch die Hauptparteien des Streites, sondern durch deutsche Hilfsvölker, gegen deutsche Hilfsvölker entschieden wurde. Beide Heere kämpften tapfer, endlich wurden die Reihen der Römer und Gothen durchbrochen, und schon hielt Attila sich des Sieges gewiß, als der gothische Prinz Thorismund, ein Sohn des Königs Theodorichs, welchen der Streich eines Ostgothen getödtet hatte, von einer nahen Anhöhe auf die Hunnen herabstürzte. Dadurch brachte er sie in Unordnung, verbreitete Tod in ihren Reihen, und zwang Attila, der sich jetzt von allen Seiten bedrängt sah, zu einem mühevollen Rückzuge in sein Lager.

Diese war vielleicht die blutigste Schlacht, die jemals in Europa geliefert ward, denn nach einigen gleichzeitigen Geschichtschreibern bedeckten über 160,000 Todte das Schlachtfeld. Attila ließ in seinem Lager schon alle seine Geräthschaften und Schätze auf einen Haufen zusammenbringen, um im äußersten Nothfalle sich mit diesen zu verbrennen, wenn die Wagenburg, welche als die einzige Schutzwehre sein Lager umschloß, erstürmt werden sollte. Aber die Eifersucht der Verbündeten war, wie gewöhnlich, des gemeinsamen Feindes zum Glücke. Der arglistige Römer benützte den Sieg nicht, weil er besorgte, die Macht der Westgothen würde bei neuen Siegen ihm selbst gefährlich werden, und beweg den Thorismund eilig nach Toulouse zur Besitznahme seines Reiches zu ziehen. Auch die übrigen Heerschaaren trennten sich, so daß nur die Franken allein in vorsichtiger Entfernung dem Hunnenkönige folgten, bis er über den Rhein war, von wo er dann stolz und langsam mit lachenden Herzen, da er jetzt durch einen vereinten Angriff hätte leicht erdrückt werden mögen, über die Trennung seiner Feinde heim nach Pannonien zog.

Aber kaum verging ein Jahr, so kehrte der Gewaltsräuber, den man aus falscher Politik hatte entkommen lassen, zur Rache, zur Wiederherstellung des Ruhms, und heimlich geladen durch des Kaisers Schwester Honoria, die sich mit ihm vermälen wollte, wieder verheerend gegen Italien. Aquileja, so oft die Vormauer des Reiches, leistete durch drei Monate muthvollen Widerstand, und schon murrten die Hunnen, und sprachen vom Heimzuge; aber der König wies ihnen untrügliche Boten einer baldigen Eroberung in den Störchen, die ganz ungewöhnlich von den Giebeln der Paläste, von den Zinnen der Kirchen und Thürme plötzlich davon flogen; und Aquileja ward auch wirklich erstürmt und zerstört, so daß das nachfolgende Geschlecht nicht die Spur der berühmten Stadt mehr erkannte.

Weiber und Kinder wurden in die Sklaverei geschleppt, und was ein Schwert getragen, dem Schwerte geopfert. Auch den Städten Padua und Verona, Bergamo, Mailand und Pavia mit vielen Andern ließ er seine Wuth und Raubbegierde empfinden, erfüllte ganz Italien mit seines Namens Schrecken, und machte den Kaiser hinter den unüberwindlichen Mauern von Ravenna zittern.

In dieser Zeit flohen viele Einwohner der Landschaft Venetien vor den wilden Horden auf die kleinen Inseln oder Lagunen des adriatischen Meeres am Ausflusse der Brenta und Etsch; ließen sich dort nieder, und legten dadurch den ersten Grund zu dem nachmals so mächtig und berühmt gewordenen Staate Venedig *). Aëtius, der wohl bei solchem Unheile bittere Reue über sein Verfehen fühlen mochte, hatte nicht Truppen genug, gegen Attilas Uebermacht einen erfolgreichen Widerstand entgegen setzen zu können, und so konnte jetzt Rom, wohin der furchtsame Valentinian geflüchtet war, nur durch ein Wunder gerettet werden, was auch geschah.

Attila stand am Ausflusse des Mincio aus dem Lago di Garda, bei Arcelika (Peschiera) im Lager, als Papst Leo, ein ehrwürdiger Greis, wehrlos, aber gerüstet mit der Kraft des Herrn an der Spitze der Geistlichkeit, welche feierliche Gesänge erschallen ließ, mitten durch die erstaunten Heerschaaren dem mordgierigen Hunnenkönige entgegenzog. Der Anblick und die große Warnung des Stellvertreters Christi auf Erden, die ewige Stadt zu betreten, und der Apostelfürsten Grab zu beleidigen, brachten auf Attila einen so großen Eindruck hervor, der nicht besser bezeichnet werden kann als durch die Sage: »Der König habe hinter dem Priestergreise die riesenhafte Gestalt eines Schreckensgottes erblickt, der ihm mit in die Wolken ragender Rechte drohte. Attila gab willig den Friedens-Anträgen Gehör, versprach Rom zu schonen, stellte sogleich die Feindseligkeiten ein, und trat den Rückmarsch nach Pannonien an, wo aber ein plötzlicher Tod die Welt von einem der fluchwürdigsten Völkerräuber und unersättlichsten Würger befreite.

Attila nahm nämlich zu seinen zahllosen Weibern auch noch die schöne Ildilka (Hildechunde), wo vor Freude, Wein und Lust in der Hochzeitsnacht ein Blutschlag seinem Leben ein Ende machte. Ein großer Theil des folgenden Tages verging, und nichts regte sich in dem Gemache des Königs. Niemand wagte es auch zu öffnen, bis endlich die Unruhe aufs Höchste stieg, und man nach langem vergeblichen Rufen die Thüren erbrach. Attila war todt, ohne Wunde, in seinem Blute erstickt, und die schöne Ildilka lag zu seinen Füßen, dicht verschleiert in heißen Thränen und Todesangst.

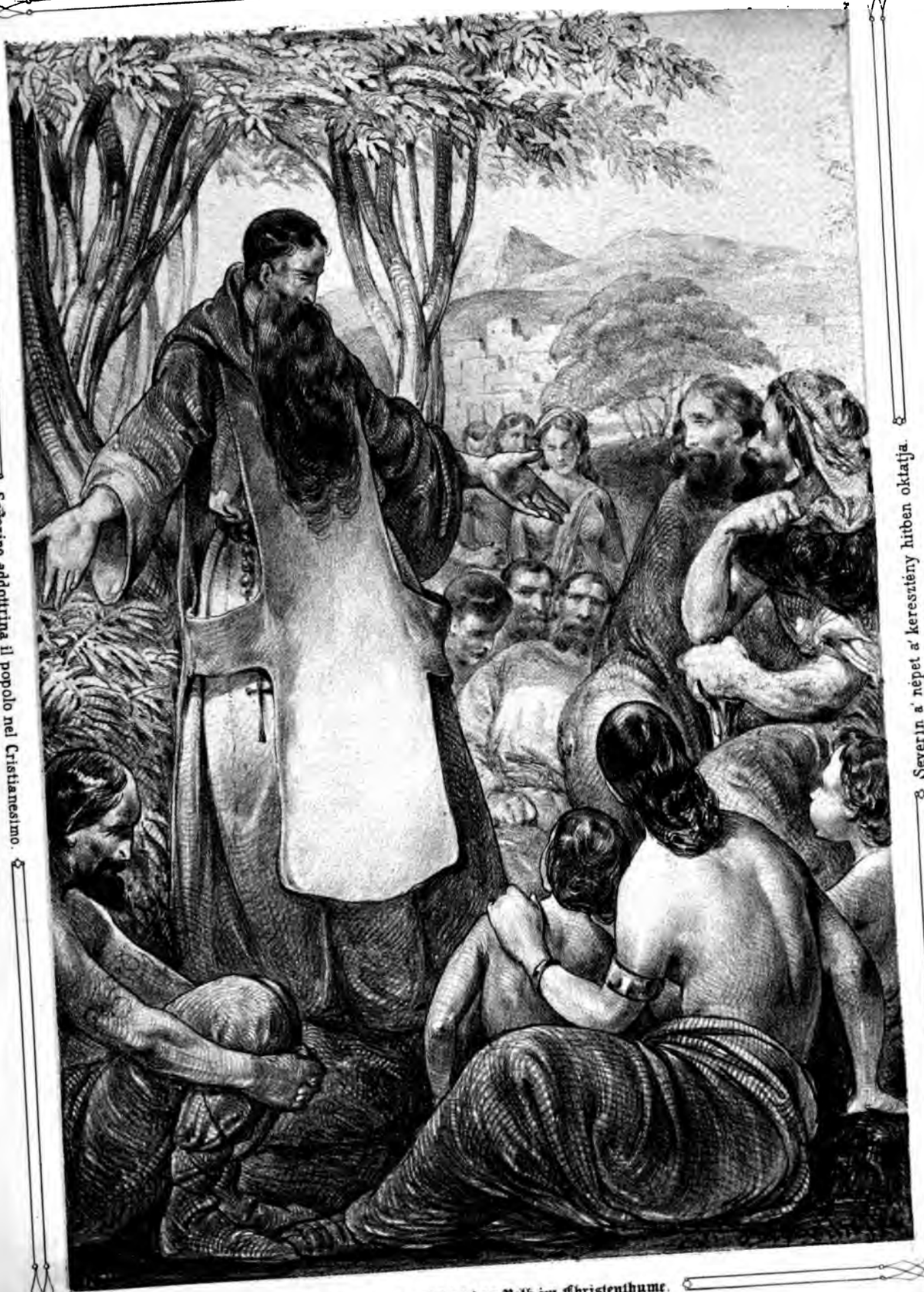
Seine Leiche wurde nun nach der Sitte seines Volkes auf einer großen Ebene unter einem prachtvollen seidenen Zelte ausgestellt. Die Hunnen standen um dasselbe mit einem wilden Gebeule, kürzten sich die Haupthaare und den Bart, machten sich Einschnitte ins Gesicht, um durch Blut und Schmerz, und nicht durch unmännliche Klagen den gefallenen Gott der Schlachten zu ehren. Die auserlesensten Reiter sprengten Tag und Nacht abwechselnd um das Gezelt. Unter dem Waffengeklirre, und unter dem Schalle aller kriegerischen Hörner, stimmte das ganze Volk auf ihm Loblieder an, und pries das Glück, daß er auf der höchsten Stufe seiner Nation, auf dem Gipfel seines Ruhmes, ein Herr der gewaltigsten Völker, ein Kaiser der Kaiser des Auf- und Niedergangs, die ihm beide Tribut gaben, ohne Niederlage, ohne Wunde, ohne Schmerz, ja im Schooße der Freude, die irdische Bahn beschlossen habe, oder vielmehr nun hinüber gegangen sey zu den alten Helden seiner Ahnen.

Sein Lieblingssohn gab das Todtenmal, welches bis zur Mitternacht dauerte, wo man dann Attilas Leiche erhob, diese in einen goldenen, dann in einen silbernen, und endlich beide in einen eisernen Sarg legte. Feindliche und eigene Waffen, Pferdezeug, kostbare Ketten und werthvolle Kleinodien wurden mit ihm begraben, und nach der Beerdigung noch alle diejenigen erwürgt, die dabei gearbeitet hatten, damit verschwiegen bleibe, wo der Schrecken der Welt, die Geisel Gottes, wo der Hunnen einziger Königsheld ruhe (454).

Mit ihm brach die Grundveste der hunnischen Macht. Seine vielen Söhne zankten um das Erbe; die Horden trennten sich, und die unterjochten Völker benutzten den Augenblick zur Rache. Adarich, der Gepidenkönig, mit ihm drei ostgothische Fürsten und andere Häuptter brachen in einer blutigen Schlacht ihre Fesseln, und tödteten Ellack, den tapfern Sohn Attilas. Wenige Jahre später wurde auch das Haupt seines Bruders Dengisichs, in Konstantinopel zur Schau herumgetragen. Jeneck, der Jüngste, der des Vaters Liebling war, rettete nur auf einige Zeit mehr die Herrschaft der Hunnen in einigen Winkeln am euxinischen Meere, bis auch diese letzten Trümmer des Weltreichs durch die Avaren verschlungen wurden. So verging die große Herrschaft, so schnell als sie entstanden war, und ohne in der Geschichte der Menschheit andere Spuren zu hinterlassen, als die einer großen Zerstörung.

*) Joh. Friedr. Lebret. Staatsgeschichte von Venedig. 3 Theile. Leipzig 1777.

Severin wyćwiczuge narod w kresťanstwu.



Severin unterrichtet das Volk im Christenthume.

Severin a' népet a' keresztény hitben oktatja.

Severino addottrina il popolo nel Cristianesimo.

In den Tagen, als König Attila gestorben, als sein Reich in wilder Auflösung, und durch ganz Pannonien mehr ein Schlachten als eine Schlacht war, kam durch alle diese Graus und Gräuel, unversehrt wie eine, irdischen Frevel unverletzbare Himmelsgestalt vom Aufgange her, Severin, der Mann Gottes *).

Aus seiner Abkunft machte er ein Geheimniß, aber Tracht, Rede und Haltung verriethen einen vornehmen Römer, der lange in Afrika gewesen, wahrscheinlich um das Mönchwesen, das er in Oesterreich einführte, dort in seiner Wiege zu erkunden. Er war ein hoher Ehrfurcht gebietender Mann, erhabene Ruhe und Heiterkeit, das Erbtheil großer Seelen, leuchtete auf seiner Stirne. Sein Gewand war ein grobes Tuch, sein Lager die harte Erde. Heer und Völker zogen mit Roß und Lastwagen über die gefrorne Donau, und Severin ging, einen so harten Winter nicht scheuend, immer barfuß. Allen hatte er gegeben; den Verlassenen Hilfe, den betrübten Trost, den Verirrten Lehre, den Flüchtigen Obdach, den Gefangenen Erlösung, den rings von den Feinden umgarnten Städten, Warnung zur rechten Stunde, den Barbarenfürsten heilsam erschütternden Schrecken, und dadurch seinen Landsleuten, den von ihnen zum Tode oder zur Sklaverei aufgesuchten Römern, die Rettung. Er selbst schien gar nichts zu bedürfen, als Gelegenheit zum Wohlthun. So fest haltend im wildesten Sturme und Drang, an der göttlichen Sendung seines Apostolats, sah er jene furchtbaren Riesengestalten vor sich auf den Knieen, denen ihr zügelloser Wille Alles war, und Gewalt das einzige Recht. Von den Barbarenkönigen stets um Rath gefragt, äußerst wachsam auf alle Bewegungen der Völker, konnte und mußte Severins Mahnung oftmals wundergleiche Warnung und Rettung bringen und das Verderben aufhalten oder mindern, wenn es schon nicht verhindert werden konnte.

Schon früh hatte das Christenthum in Noricum und Ober-Pannonien zahlreiche Bekenner und mehrere Blutzeugen gefunden; Bethäuser und Kirchen und unstreitig auch Bischöfe gehabt, die von den Opfern der Gläubigen lebten, aber in der allgemeinen Noth den Armen willig den Zehenden überließen; Liebessteuern an Geräth und Kleidung von den Gläubigen herbeischafften, ihr Alles opfernd als gute Hirten für ihre Heerde. Auch die Barbaren hatten auf ihren Zügen aus dem Morgenlande, aber auch von der Ostsee, von der Weichselmündung herab, durch die Römer den Glauben und die Taufe empfangen, und verehrten das Kreuz. Jedoch wie sie aus dem römischen Ostreich gegen das Westreich vordrangen, fanden sie einen nicht geringen Zwiespalt.

Die römischen Christen beteten nämlich im Erlöser den Sohn Gottes an, der dem Vater gleich, und selbst göttlich ist. In den byzantinischen Provinzen dagegen waren, vorzüglich durch Valens die arianischen Grundsätze mächtig geworden; der Heiland sey nur das erhabenste und von dem einzigen Gott erschaffene Wesen. Alle Gothen waren Arianer, auch die Ruger und die Heruler. An unserer Donau fand Severin selbst noch Heiden und Götzendiener, die an verabscheuungswürdigen Opfern fest hingen. Kein Wunder also, daß in solchen Zeiten Kleinmuth und Aberglauben überall nach Rettung umherschauten, daß sie die Hölle beschworen, da der Himmel verschlossen schien.

Zuerst predigte Severin in den Grenzmarken Ober-Pannoniens und des Ufer Noricums, nahe dem Städtchen Asturis, welches von Einigen für das heutige Stockerau, von Andern aber mit mehr Grund für das unweit dem Kloster Melk gelegene Schloß Osterburg gehalten wird; dann zu Comagena, vermuthlich dem heutigen Hohlenburg in Unter-Oesterreich, nach Andern das jetzige Greifenstein an der Donau; endlich in den gesunkenen Ueberresten Vindobonas zu Fabiana, Favianis, dem heutigen Wien, wo er außerhalb den Stadtmauern das erste und größte Kloster baute, welches allgemein für das zu St. Johann am Alserbache angenommen wird. Das zweite von ihm erbaute Kloster war nicht weit von Wien entfernt, und wurde Heiligenstadt genannt, von den vielen Heiligen und Schülern Severins, die aus demselben hervorgingen. Unweit davon hatte der fromme Mann zwischen entlegenen Rebenhügeln bei Sivering, ein kleines abgeschiedenes Bethaus, ein viertes hatte er zu Batavis (das heutige Passau) und ein fünftes zu Salzburg, ohne jedoch in einem derselben sich beständig aufzuhalten; denn meistens verschloß er sich in eine abgelegene Klausnerzelle, wo er entfernt von den Menschen sich ganz dem Gebete hingeben konnte. Um seiner besondern Liebe zur Wohlthätigkeit jederzeit genugthun zu können, baute Severin, eine Meile von Wien entfernt, zu Burgum (das jetzige Purkersdorf, was aber wohl nicht mit Zuversicht dafür anzunehmen ist) eine ganz verborgene Klause, wo er die, theils durch Almosen gesammelten, theils von den Kriegern erbeuteten Kleider und Geräthschaften verwahrte, und dann zur Zeit der Noth an die Armen vertheilte.

Seine rastlose Nächstenliebe ließ ihn aber nicht immer in seiner ersten Pflanzschule verweilen, sondern, da er sich dem allgemeinen Besten gewidmet hatte, so begab er sich auch in andere Gegenden, um dort seine Fürsorge und Hilfe wirksam zu machen. Auf diese Weise kam er in die Stadt Lorch (bei Enns in Ober-Oesterreich), Passau, Salzburg und auch mehrere Städte in Kärnthen, wo er überall Heil und Segen verbreitete, die Einwohner von den Einfällen der Feinde warnte, vor Räubereien sicher zu halten trachtete, und endlich zur Aufrechthaltung des wahren Christenthums kleinere Klöster errichtete.

Unter den Königen und Fürsten der verschiedenen Völkerstämme, die der hohe Ruf zur Zelle des heiligen Mannes hinzog, war auch Odoaker *),

*) Joh. Georg Waitzmann's Lebensgeschichte des heil. Severin, Apostels von Oesterreich und Baiern. Augsburg 1836.

*) Odoaker war ein Sohn Edekons, des Anführers und Fürsten der Scirren, die Attilas Leib-

ein thatenluſtiger Jüngling, im Lande der Rugier, in Nord-Oeſterreich oder in Mähren geboren, der mit einer Schaar kriegeriſcher Heruler in Severins friedliche Klauſe kam, um ſeinen Segen zu empfangen.

Der Heilige, mit ſilberweißen Haaren und langem Barte, der bis zum Gürtel herabhing, knieete ſo eben in ſeiner Zelle, die ſo niedrig war, daß der hohe ſchlanke Jüngling nicht einmal darin aufrecht ſtehen konnte. Dieſem kühnen Eroberer, der auf gefahrvolle Abenteuer nach Italien zog, ſagte jetzt Severin den glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens in dem ſinkenden Italien, und die baldige Eroberung dieſes Landes vorher, indem er zu ihm die inhaltsſchweren Worte ſprach: »Ziehe hin in Deinen armſeligen Thierfellen, Italien tauſcht ſie Dir für köſtlichern Schmuck, und Vielen magſt Du dann große Gaben ſpenden.« Und genau ging in Erfüllung, was der Heilige vorhergeſagt hatte *).

Die Macht des abendländiſchen Reiches war nach dem Tode des Attila ſchon ſo weit geſunken, daß es ſich von ſeinem gänzlichen Sturze faſt nicht mehr retten konnte, und ſeine Fortdauer nur noch mehr von dem Zufalle abhing. Seit der Ermordung des Valentinianus durch das Racheſchwert des Senatoren Maximus, hatten binnen zwanzig Jahren ganz unbedeutende Menſchen oft nur wenige Monate den Purpur getragen. Ihre Sicherheit beruhte jetzt bloß mehr auf dem ſchwankenden Beiſtande der deutſchen Bundesgenoſſen, und dieſer mußte oft mit ungeheuren Summen erkauft werden.

Nach Gefallen ſetzte der tapfere und kluge Ricimer, der Enkel des Gothenkönigs Wallia, der nun Oberbefehlshaber der römiſchen Truppen war, und nicht ſelbſt nach dem Throne trachtete, die Schattenkaiſer ein und ab. Seinem Beiſpiele folgte nach ſeinem Tode Oreſtes, der einſt ein Diener des Attila geweſen, nun aber römiſcher Patricius und Feldherr war. Oreſtes ſelbſt lehnte den ihm vom Heere angetragenen kaiſerlichen Purpur ab, und bekleidete mit dieſer hohen Würde ſeinen Sohn, den Knaben Romulus Auguſtus, damals im Scherze Romulus Auguſtulus genannt.

Jene fremden, größtentheils deutſchen Truppen, welche unter den Namen von Verbündeten das Heer des Kaiſers ausmachten, entſchieden jetzt Alles, und da ſie ihre Bedeutung fühlten, ſo forderten ſie, die Schwäche des Reiches benützend, vom Oreſtes, was Rom bereits den deutſchen Heerfürſten in Gallien, Spanien und Afrika bewilligt hatte, den dritten Theil aller Ländereien Italiens als Eigenthum. Oreſtes wies aber dieſes trotzige Begehren zurück, und nun erregten die deutſchen Truppen, die aus Herulern, Rugiern und andern Söldnerſchaaren beſtanden, einen Aufſtand. In dem Augenblicke, als dieſe Empörung ausbrach, bekleidete Odoaker bereits eine hohe Officiersſtelle in der Leibwache des Auguſtulus, und ſtand bei den, in römiſchen Dienſten befindlichen Ausländern in einem ſo großen Anſehen, daß ſich alle Stimmen vereinigten, ihn zum Anführer zu ernennen. Odoaker war aber auch mit ungemeinen Geiſtesgaben von der Natur verſehen, beſaß Verſtellungskunſt und liſtige Verſchlagenheit und zeigte ſich als Feldherr, ſo wie als Staatsmann und Herrſcher gleich geſchickt.

Unter ſeiner Fahne erſtürmten jetzt die deutſchen Reichstruppen, die bisher Italien, ſo wie den Hof zu Ravenna bewachten, die Stadt Pavia, worauf der gefangene Oreſtes, der ſich dahin geflüchtet hatte, zu Vincenza enthauptet wurde. Nach einem zweiten Siege beſetzte Odoaker Ravenna, wo Romulus nach einer Regierung von zehn Monaten dem kaiſerlichen Thron entſagte und zitternd die blutbefleckte Krone der Weltherrſcher dem Sieger übergab, der ihm dann großmüthig, dem letzten römiſchen Kaiſer des Abendlandes, die reitzende Villa des Lucullus in Campanien zum Ruheſitze anwies. Mit ihm, der ſeltſamer Weiſe den Namen des Stifters der Stadt, und des Gründers der Alleinherrſchaft trug, erloſch ziemlich geräuſchlos im 476ſten Jahre n. Chr., und 1229ſten Jahre nach der Erbauung der Stadt Rom die Kaiſerwürde im Abendlande; ruhmlos und völlig unwürdig ſeiner frühern Geſchichte und weltberühmten Großthaten *).

Einzelne Städte, die noch Widerſtand wagten, wurden dem Boden gleich gemacht, und ſo gehorchte bald die ganze Halbinſel dem kühnen Odoaker, der ſich nun ſelbſt König der deutſchen Völker in Italien nannte.

---

wache gebildet hatten, ſpäter unter Dengicechs Herrſchaft in Scythien lebten, und bei den Einfällen der Hunnen in Pannonien 463 und 468 deren Niederlagen theilten. Die dem letzteren Blutbade entkommenen Scirren flüchteten in zerſtreuten Haufen zu den Sarmaten, Rugiern und Gepiden. Edekon überlebte die Aufreibung ſeiner getreuen Krieger nicht, und hinterließ zwei Söhne, Onulph, der in der konſtantinopolitaniſchen Armee Dienſte nahm, und Odoaker, der im Rugierland in Armuth und Elend herumſchweifte, und dann ſo wie es viele ſeiner Landsleute thaten als gemeiner Soldat unter die weſtrömiſche Armee trat.

*) Severin, der erſte niederöſterreichiſche Apoſtel, ſtarb im Jänner 482. Als nach ſechs Jahren die ſeverin'ſchen Mönche zu Heiligenſtadt, das Grab ihres Meiſters eröffnet hatten, fanden ſie ſeinen Leichnam unverſehrt, worauf ſie ihn nach Metre-fetre in Italien brachten und allda ein neues Kloſter erbauten. Da dieſes im Jahre 496 von den Saracenen zerſtört wurde, ſo ward der Leib des heil. Severin nach Lucellanum, einem Kaſtelle nächſt Neapel und von da im Jahre 910 nach dieſer Hauptſtadt in ein Benediktiner-Kloſter gebracht, welches ſeinen Namen trägt, und wo noch die heiligen Reliquien aufbewahret werden.

*) Das römiſch-morgenländiſche oder griechiſche Kaiſerthum erhielt ſich zwar um tauſend Jahre länger durch ſeine ränkevolle Politik, durch die feſte Lage Konſtantinopels und durch wunderähnliche Weltereigniſſe, die oft ſeinen Untergang in dem Augenblicke verzögerten, wo er unvermeidlich ſchien, bis endlich im Jahre 1453 n. Chr. mit der Einnahme von Konſtantinopel durch den Sultan Mahomed dem II. auch dieſes Kaiſerthum endete.

Ende des weström̃ischen Reiches.

Die Herrschaft des Herulerfürsten Odoaker, der Ostgothen, des oströmischen Reiches und der Longobarden.

Zeitraum bis zum Jahre 774.

Es war keine plötzliche Revolution, kein schnell und gewaltsam hervortretendes Ereigniß, kein mächtiger Stoß von Außen, wodurch das Reich sein Ende fand, es war vielmehr die Folge eines langen, alle Kräfte auflösenden Siechthums eintretende allmälige Auflösung von innen heraus. Das Geschlecht der Menschen, welche die Reichsbürger in den verschiedenen Provinzen ausmachten, war fast durchgehends matt, erschlafft, die kleinlichsten Zwecke verfolgend, ohne das Interesse für den Staat, welches große Gedanken und kräftige Entschlüsse zu seiner Vertheidigung hätte hervorbringen können, und ohne die Tüchtigkeit und den Willen, die von Einzelnen ausgehenden Bestrebungen zu unterstützen und auszuführen. Neben Ueppigkeit, Prunk und Frivolität war der Wohlstand der Meisten gänzlich zerrüttet, das Elend durch die unaufhörlichen Verwüstungen und Plünderungen der Barbaren, und unerschwinglichen Abgabendruck auf eine so furchtbare Höhe gestiegen, daß viele große Grundbesitzer Weib, Kinder und Güter verließen und ins Elend gingen, um sich den unleidlichen, mit der größten Härte beigetriebenen Forderungen zu entziehen. Das Heer bestand fast gänzlich aus Fremden, seine Anführer waren größtentheils Fremde, und in viele Stellen der höhern Verwaltung waren diese gleichfalls eingedrungen. Die Herrschaft war entweder in den Händen von Emporkömmlingen, die eben so schnell gestürzt wurden, als sie am Throne gelangt waren, oder im Purpur geborner Schwächlinge, die prunkvoll und reichlich erzogen, von elenden Schmeichlern umgeben, ihr ganzes Leben mit der Welt ihren Unterthanen und deren Bedürfnissen unbekannt blieben. Die Auflösung eines solchen Zustandes wurde von Allen erwartet und von den Meisten gewünscht. Es bedurfte also nur eines Entschlusses, eines Zugreifens jener im Reiche längst mächtigen Fremden, der Deutschen, um in den einzelnen Provinzen allmälig auch den Namen der Herrschaft an sich zu bringen.

Odoaker, der das Kaiserthum im Abendlande gestürzt hatte, nahm das Diadem nicht an, sondern regierte anfangs unter dem Titel eines Patriciers, um dadurch einen schwachen Schein der Abhängigkeit von dem Kaiser des Osten einigermaßen zu bewahren. Er war schon zum Christen getauft, und dem arianischen Glauben zugethan, doch ohne Haß gegen die katholische Partei. Vielmehr leitete ihn sein Christenthum zu allgemeiner Schonung und zu einer lobenswerthen Milde und Behutsamkeit. Er achtete die alten römischen Einrichtungen, stellte sogar nach siebenjähriger Unterbrechung das Konsulat wieder her, und besetzte es mit den würdigsten Römern. Er behielt die Gesetze der Kaiser bei, und ließ auch die Civilverwaltung Italiens in den Händen des prätorischen Präfekten und seiner Unterbeamten.

Die Städte bewahrten ebenfalls ihre frühere Verfassung, und in den Verhältnissen der römischen Bevölkerung änderte sich nichts. Ueber das adriatische Meer und über die Alpen machte er Kriegszüge, um Dalmatien zu gewinnen und Noricum von den Einfällen der Rugier zu beschützen, welche damals am linken Donauufer in den Strichen zwischen den heutigen Städten Wien und Lorch ihre Wohnsitze hatten. Er besiegte sie und machte ihrem Reiche ein Ende. Dem Könige der Westgothen, Namens Eurich, überließ er, was dieser im südlichen Gallien erobert hatte, und so schien seine Regierung gesichert*). Aber auch er, der das Kaiserthum im Abendlande gestürzt hatte, sollte von einem Stärkern verdrängt werden.

Die Ostgothen hatten nämlich, als sie nach dem Tode Attilas von der Herrschaft der Hunnen frei geworden waren, von dem Kaiser Marcianus Pannonien (das westliche Ungarn) zum Wohnsitze erhalten, und drei Brüder aus dem Geschlechte der Amaler theilten sich darein. Doch mußten ihnen die griechischen Kaiser jährlich eine Geldsumme zahlen, um von den Plünderungen des beutelustigen Volkes verschont zu bleiben. Zu mehrerer Sicherung der darüber geschlossenen Verträge sandte Theodemir, einen jener drei Brüder, seinen siebenjährigen Sohn Theodorich als Geisel nach Konstantinopel, wo er im kaiserlichen Palaste Gelegenheit fand, die Kenntnisse und Einrichtungen der byzantinischen Griechen, die ihnen fortwährend große Vorzüge über die umwohnenden Barbaren gewährten, mit einem regen Sinne aufzufassen. Nach einem Alter von achtzehn Jahren kehrte der an Leib und Seele unverderbte Mann zu seinem Vater zurück, welchem damals auch die Herrschaft seiner Brüder zugefallen war, und übernahm, nachdem auch bald darauf sein Vater Theodemir starb, nach einstimmiger Willensäußerung die Regierung. Der oströmische Kaiser Zeno, welcher den Werth des Jünglings richtig würdigte, bemühte sich jetzt aus allen Kräften, ihn durch Gunstbezeugungen aller Art an sich zu fesseln, um sich seiner gegen andere in Thrazien ansässige Gothen, die Nachkommen derjenigen, welche einst Kaiser Theodosius in das Reich aufgenommen hatte, zu bedienen. Sie wurden von einem Fürsten, ebenfalls Theodorich genannt, beherrscht, der aber nicht aus dem Hause der Amaler stammte, sondern ein Verwandter des Feldherrn Asper war. Dieser Theodorich verlangte nun von Zeno die Erbschaft des Asper, (welchen Leo, um sich seiner Uebermacht zu entledigen, mit zweien seiner Söhne hatte ermorden lassen); den Oberbefehl über die Gothen im römischen Dienst, welchen jener geführt, und endlich bessere Wohnsitze für sein Volk. Dasselbe Commando suchte auch der Ostgothe, denn die factische Macht über Kaiser und Reich,

*) Eurich erweiterte seine Herrschaft nicht nur in Gallien, daß es alle Länder von den Pyrenäen und dem Meere bis zur Loire und Rhone umfaßte, und noch im Osten des letztern Flußes an der Küste bis zu den ligurischen Alpen reichte, sondern er drang auch in Spanien ein, und unterwarf sich die ganze Halbinsel bis auf den nordwestlichen Theil, welcher den Sueven blieb.

wie sie wirklich die Familie Asper's über dreißig Jahre in den Händen gehabt hatte, war mit dieser Stellung verbunden gewesen.

So kam es nun in der That zum Kriege zwischen beiden Fürsten, jedoch blieb die Unterstützung des griechischen Kaisers Zeno, welche dieser den Ostgothen versprochen hatte, natürlich aus, weil den Griechen am Siege derselben wenig gelegen sein konnte. Ihr Interesse verlangte nur beide Völker zu schwächen, nicht aber eines übermächtig werden zu lassen.

Theoderich beschloß endlich nach mehreren Zwistigkeiten und wiederholten Einfällen in das byzantinische Gebiet, sich einen andern Schauplatz für seine Thatkraft zu suchen, womit er den Wünschen seiner Gothen nur entgegen kam. Er machte daher dem Kaiser Zeno den Antrag, mit seinem ganzen Volke nach Italien zu ziehen, und den Anmasser Odoaker (denn als solchen betrachtete ihn der byzantinische Hof) aus diesem schönen Lande zu vertreiben. Nach einer andern Nachricht schlug aber der Kaiser dem Gothenfürsten die Besitzergreifung Italiens vor, und empfahl ihm den Senat und das römische Volk. Theodorich machte nun gewaltige Zurüstungen zum Zuge nach Italien, und brach mit dem größen Theile seines Volkes, mit Weibern, Kindern, Heerden und aller Habe aus Mösien auf. Viele vornehme Römer nahmen als Freiwillige Dienste bei dem Heere, und selbst der Prinz Friedrich, der aus Rache gegen Odoaker besonders des Gothenkönigs Eroberungssucht entflammt haben mag, begleitete ihn mit einer Anzahl Rugier. So wanderte das gewaltsame Heer durch das Moravathal gegen die Donau, und ging dann über die Sau, um auf dem niedrigen, grasreichen Höhenzuge, der die Drau und Sau scheidet, fortziehend, Italiens Grenzen zu erreichen. In der Gegend von Sirmium, an den sumpfigen Wässern, welche bei Cibalä über die Wasserscheide jener beiden Flüsse schleichen, wollten ihnen die Gepiden, deren Reich in den Ebenen der Theiß sich südwärts bis zur Drau und Donau erstreckte, den Paß verlegen, und erst nach einem harten Kampfe konnten sich die Gothen eine Bahn brechen. Endlich im Frühjahre 489 stieg Theodorich hinab, lagerte an dem Flusse Isonzo, und ließ hier seinem Heere einige Zeit zur Erholung.

Auf diese Nachricht eilte Odoaker mit einem zahlreichen Heere herbei, welches aus verschiedenen deutschen Völkern zusammengesetzt war, und deren jedes unter dem Oberbefehle seines eigenen Fürsten stand. In der Nähe der Stadt Aquileja schlug aber Theodorich das feindliche Heer und eroberte Odoaker's Lager. An den Ufern der Etsch, bei Verona, wurde Odoaker einige Wochen später zum zweitenmale geschlagen, so daß er hinter den Mauern von Ravenna Sicherheit suchen mußte, während Theodorich Mailand, Pavia und mehrere andere wichtige Plätze Ober-Italiens eroberte. Damals ging des Odoaker's oberster Feldherr Tufa mit vielen Truppen zu Theodorich über, und dieser war unvorsichtig genug, den Ueberläufer mit einem gothischen Corps nach der Stadt Faventia (Faenza) zu schicken, wo er Odoaker belagern sollte; allein dort erklärte sich der Verräther wieder für seinen alten Herrn, und lieferte ihm die unter seinem Befehle stehenden Truppen in die Hände.

Diese doppelte Verrätherei gab dem Odoaker wieder auf einige Zeit die Oberhand, und dieser konnte sich wieder aus Faenza herauswagen, Mailand und ganz Ligurien erobern, die Besitzungen derjenigen Italiener, welche sich für Gothen erklärt hatten, verheeren, und endlich den Theodorich selbst in Pavia belagern; doch bald wurde das Heer des Odoaker's durch einen Zwist in Parteien zerrissen, und er dadurch genöthigt, die Belagerung von Pavia wieder aufzugeben. Theodorich, der inzwischen westgothische Hilfsvölker aus Gallien erhielt, folgte ihm nun, und gewann eine dritte Schlacht an der Adda (490), worauf Odoaker sich zum zweiten Male in das feste Ravenna zurückziehen mußte.

Theodorich durchzog jetzt ganz Italien, unterwarf es sich völlig, erhielt von den Vandalen den Besitz Siciliens und kehrte dann nach Ravenna zurück, um der Herrschaft Odoakers ein Ende zu machen. Theodorich belagerte diese Festung durch drei volle Jahre, bei welcher die zahlreichen Stürme der Belagerer, so wie die häufigen Ausfälle der Belagerten von beiden Seiten eine große Menschenmenge dahinrafften. Endlich zwang ihm der drückende Mangel an Lebensmitteln und das Murren der Einwohner zu einem Vergleiche mit den Gothen, der dem Theodorich die Thore von Ravenna öffnete, und ihm seinen Feind in die Hände lieferte.

Nach dem von beiden Seiten beschwornen Vertrage sollten beide Könige gemeinschaftlich Italien regieren, oder, Odoaker wenigstens den Titel und die Ehren eines Königs beibehalten, und so wurden auch die ersten Tage der neuen Freundschaft mit Gastmalen gefeiert. Aber mitten unter diesen Lustgelagen brach treulos der Ostgothe den Vertrag, und ließ plötzlich den Odoaker ermorden *), so wie dessen ganze Familie und alle seine Freunde und Diener unter dem Vorwande, einer von demselben angezettelten Verschwörung hinrichten. Nur Odoakers Bruder Arnulph entkam mit Wenigen diesem Blutbade durch die Flucht über die Donau, während seine Truppen nach einer geheimen Veranstaltung, an einem und demselben Tage überfallen und niedergemacht wurden. Theodorich bekleidete sich sogleich mit dem römischen Purpur, ließ aber in der Folge dennoch die dießfällige Bestätigung beim Kaiser Anastasius nachsuchen, worüber die Unterhandlungen mit dem Hofe von Konstantinopel mehrere Jahre gedauert zu haben scheinen, nachdem die Anerkennung Theodorichs als König von Italien erst im Jahre 499 erfolgte.

Theodorich war jetzt Alleinherr von ganz Italien, und nebst Sicilien begriff sein Reich noch

*) Wenn Theodorich auch nicht persönlich die Hand an den Unglücklichen legte (was nicht historisch erwiesen ist), so ist es wenigstens gewiß, daß er den Befehl dazu gab; ein Mord um so schändlicher, da er an den arglos Vertrauenden, bei der Heiterkeit des Gastmales verübt wurde.

Zabitj krále Bdoakra při hodech.

Il re Odoacro viene trucidato in un banchetto.

Odoaker király egy vendégségénél megöletik.

König Bdoaker wird bei einem Gastmale ermordet.

Rhätien und Vindelicien, Noricum, Carnien, den nordwestlichen Theil Dalmatiens, Liburnien, Istrien, dann einen großen Theil von Pannonien, Macedonien, Ober-Mösien, das aurelianische Dacien und in der Folge auch einen Landstrich in Südgallien.

Um durch politische Verbindungen die Stärke seines Reiches zu befestigen, vermälte er sich mit einer Schwester des Frankenkönigs Clodovāus, und gab eine Tochter dem Könige der Westgothen, die Zweite einem Prinzen aus dem ostgothischen Königsstamme und seine Schwester dem Könige der Vandalen zur Ehe. Sein Einfluß auf Gallien unterstützte die Westgothen, schützte die Alemanen, züchtigte die Burgunder und hielt den Siegeslauf der Franken auf. Seine ehrenvollen Verträge mit dem Hofe von Konstantinopel, die Vermittlerrolle, die er in den gallischen Zwiestigkeiten übernahm, und der thätige Beistand, durch den er den Rest des westgothischen Reiches vor der fränkischen Uebermacht rettete, erhoben sein Ansehen bei allen Völkern. Der Ruf seiner Thaten drang in die fernsten Gegenden, ja, zahlreiche Gesandte fremder Könige bezeugten ihm deren Achtung und suchten sein Bündniß.

Der Kaiser Anastasius, welcher nach dem Erlöschen des westlichen Kaiserthums die Oberhoheit über Italien, wenigstens durch Anerkennung oder Verwerfung der dortigen Regierung üben wollte, bestätigte, wiewohl ungerne und zögernd, die Herrschaft des Theodorichs, und dieser ließ sich einen solchen Schein gefallen, weil er dadurch in den Augen der Italiener Weihe und Rechtmäßigkeit erhielt. Es waren aber nur Achtungsbeweise, welche Theodorich dem oströmischen Kaiser zollte; in der That machte er aber seine völlige Unabhängigkeit gegen denselben geltend, ja bei einer zweimaligen Veranlassung sogar mit den Waffen; doch nannte sich Theodorich wie Odoaker, nur König, seine Herrschaft das Reich der Gothen und Italier, und auf Inschriften und Münzen jener Zeit, findet sich der Name des Kaisers vor dem Seinigen *).

Während Theodorich so seine Lage nach Außen sicherte, traf er auch mit einem gleichen Eifer die weisesten Maßregeln zur Befestigung seiner Macht im Innern. Er war weit davon entfernt die römischen Einrichtungen umzustürzen. Die Staatsverfassung blieb fast ganz so wie er sie gefunden hatte; den Senat, die Statthalter der Provinzen, die Behörden, welche Konstantin der Große eingeführt hatte, behielt er bei, und besetzte sie in der Regel mit Römern. Es veränderte sich in Italien auch jetzt nichts weiter, als daß ein gothischer König die Stelle in dem Staatsgebäude einnahm, welche für einen römischen Kaiser bestimmt war. Die Gothen standen ganz abgesondert unter ihren Herzogen, Grafen und Hauptleuten über Tausend (Millenarien).

Diese militärische Eintheilung, zu welcher das lange Herumziehen alle wandernden Stände der Germanen genöthigt hatte, wurde auch bei der Ansiedlung beibehalten, und die Befehlshaber im Kriege, blieben zugleich die Richter und Beamten im Frieden. Die Streitigkeiten zwischen Römern und Gothen schlichtete der gothische Graf mit Zuziehung eines rechtskundigen Römers. Für solche Fälle gab Theodorich ein besonderes Edikt vom Jahre 500, das ganz aus dem römischen Rechte geschöpft ist, und hauptsächlich die Verhältnisse des Güterbesitzers und der Sklaven betrifft, worüber natürlich bei der Stellung der Gothen am leichtesten Zwistigkeiten sich erhoben; doch galten im Uebrigen gothische Gewohnheiten für die Gothen, römisches Recht für die Römer. Vielleicht war jenes ein Versuch Theodorichs durch die Gewöhnung der Gothen an das römische Gesetz, beide Völker einander näher zu bringen, da die Gleichheit des Rechts einen bedeutenden Punkt der Vermittlung hätte bilden müssen. Im Ganzen zeigt sich überhaupt ein großes Nachgeben Theodorichs gegen das römische Element seines Staates, welches dem Eindruck zugeschrieben werden muß, dessen ein reich gebildetes Leben, uncultivirten aber weichen und bildsamen Völkern, wie den gothischen gegenüber, immer gewiß seyn darf. In einer Hinsicht hielt er jedoch eine strenge Trennung zwischen Gothen und Italienern fest. Den Erstern nämlich wies er den Wehrstand und unabläßige kriegerische Uebungen, als ihren Beruf an. Sie wurden das Militär, gewissermaßen die Kriegskaste des Reiches, für deren Unterhalt die übrige Bevölkerung durch die Abtretung des dritten Theiles ihres Eigenthums reichlich gesorgt hatte. Die bürgerliche Thätigkeit sollte dagegen den Eingebornen überlassen bleiben. Ja der König soll (was indessen nicht sehr glaublich scheint) die Gothen sogar abgehalten haben, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken, weil diejenigen nie ohne Furcht das Schwert erblicken würden, die jung schon vor der Ruthe gezittert hätten. Er selbst hatte nicht einmal seinen Namen aus freier Hand schreiben gelernt, (wenn die Erzählung wahr ist), sondern mußte die vier Anfangsbuchstaben desselben durch ein Blech, in welches sie eingeschnitten waren, zeichnen. Doch besaß er einen regen Sinn für feinere Bildung und zog die kenntnißreichen Römer mit Achtung hervor.

Wie sein ganzes Volk, war Theodorich dem arianischen Glauben zugethan; aber er übte gegen Andersdenkende eine für jene Zeiten bewunderungswürdige Duldung und Milde. Die Katholiken wurden weder verfolgt, noch in ihren Rechten gekränkt; in ihre Kirchenangelegenheiten mischte sich Theodorich nur mit großer Behutsamkeit, und nur so weit, als es durchaus nöthig war. Auch die Juden nahm er gegen Verfolgungen in Schutz.

Im siebenten Jahre seiner Regierung machte der König eine Reise nach Rom, und hielt daselbst einen Triumph im römischen Purpur. Senat und Volk, Papst und Geistlichkeit kamen ihm in einem feierlichen Zuge entgegen, so wie die Kaiser empfangen zu werden pflegten. Er verweilte hier ein halbes

*) G. Sartorius, Versuch über die Regierung der Ostgothen, während ihrer Herrschaft in Italien, und über die Verhältnisse der Sieger zu den Besiegten im Lande. Hamburg 1811. G. F. Manso's Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien. Breslau 1824.

Jahr, um die Meisterwerke der noch immer prächtigen Stadt bewundern zu können. Gerührt von so vieler Majestät und Herrlichkeit, setzte er große Summen zur Herstellung des Verfallenen und Zerstörten aus, und zeigte sich dadurch des Besitzes dieser heiligen Erde nicht unwürdig. Daß eine so einsichtsvolle und nachdrückliche Regierung drei und dreißig Jahre dauerte, mußte dem durch so lange Leiden entkräfteten Lande gewiß zum Segen gereichen. Ackerbau, Handel und Gewerbe, die vorher fast erstorben gelegen, blühten fröhlich wieder auf. Er selbst war allenthalben gegenwärtig, fragte nach Allem, und war in allen Dingen thätig. In den Zeiten feindlicher Bedrohung zog er nach Verona, außerdem war aber sein gewöhnlicher Aufenthalt in Ravenna.

Dieses ist die kurze Geschichte eines Königs, der, obgleich nach römischen und griechischen Sprachgebrauch ein Barbar, dem gesunkenen Italien noch eine schöne Abendröthe schenkte, und dem nicht das Erobern allein, sondern auch das Erhalten; nicht das Herrschen, sondern das Regieren und Ordnen; nicht das Umstürzen, sondern auch das Beruhigen am Herzen lag. Nur kurz vor seinem Ende sehen wir den trefflichen Mann von der Milde, die seine ganze übrige Regierung bezeichnet, abweichen, und zu Handlungen gereizt, die man aus seiner Geschichte wegwünschen möchte. Die Veranlassung dazu war folgende: Im Jahre 523, unter der Regierung des Kaisers Justinianus des I., ergingen von Konstantinopel aus die härtesten Verbote gegen den Arianismus. Theodorich, der darin einen mittelbaren Angriff auf sich selbst und seine Glaubensgenossen, so wie eine Aufregung der italienischen Bevölkerung gegen die Gothen sah, und die er um so weniger ruhig ertragen wollte, je größere Schonung gegen die katholische Partei er selbst sich bewußt war, fertigte deshalb eine Gesandtschaft nach Konstantinopel ab, und lieh, einmal schon zum Mißtrauen gereizt, einer Anklage sein Ohr, welche einen römischen Senator, Albinus, als einen heimlichen Begünstiger der Kaiserherrschaft, der im Briefwechsel mit Konstantinopel stände, verdächtig machte. Boethius, ein anderer Senator, durch Rang, Kenntnisse und Rechtschaffenheit gleich ehrwürdig, weil er aber in der Vertheidigungsrede für seinen Freund die Worte gebraucht, »er selbst und der ganze Staat seyen des Verraths gerade eben so schuldig als Albinus,« ward gleichfalls ins Gefängniß geworfen, und einige Zeit nachher hingerichtet. Denn Theodorich nahm jene Worte für den unverholenen Ausdruck der wirklichen Gesinnung der angesehenen Römer, und meinte, diese Opposition mit Strenge unterdrücken zu müssen. Bald darauf traf dasselbe Schicksal auch Boethius Schwiegervater, den bejahrten Symmachus, weil er über den Tod seines Schwiegersohnes laut gemurrt hatte. So sehr man auch geneigt sein möchte, den großen Theodorich hier einer übereilten Härte und Grausamkeit zu zeihen, da die Geschichte von erwiesenen Verbrechen der Angeklagten nicht spricht, so sehr dient doch die ganze Lage der Verhältnisse, wo nicht zu seiner gänzlichen Rechtfertigung, doch zu seiner Entschuldigung.

So viele Wohlthaten Theodorich den Italienern auch erzeugt hatte, so beneidenswerth sie ihre Lage auch finden mußten, wenn sie dieselbe mit ihrer frühern, so wie mit der ihrer meisten Nachbarn verglichen, so konnten sie es doch nicht vergessen, daß ihr Fürst ein Barbar und ein Ketzer war. Von einem solchen regiert zu werden, galt ihren eingewurzelten Vorurtheilen für eine Schmach, und da an dem byzantinischen Kaiser keiner von beiden Flecken haftete, so entstand bei Vielen das Verlangen, unter die Herrschaft desselben zurückzukehren, den Druck und das Elend, welche ihrer dann unausbleiblich warteten, vergaßen sie. Einmal mit diesen geheimen Wünschen bekannt, und voll von dem bittern Gefühle, seine großen Wohlthaten nicht anerkannt zu sehen, glaubte Theodorich in einem dringenden Falle von der strengen Form des Gesetzes abweichen zu dürfen, und die geheime Verbindung der Angeklagten mit dem byzantinischen Hofe mag, wo nicht unwiderleglich dargethan, doch sehr wahrscheinlich gemacht worden sein.

Nicht lange nach dieser Begebenheit starb Theodorich, im August 526, und hinterließ das ostgothische Reich, da er keine Söhne hatte, seinem zehnjährigen Enkel Athalarich, dem Sohne seiner Tochter Amalasuntha. Aber die schöne, geistreiche, gelehrte und hochgesinnte Frau konnte ihrer schwierigen Stellung als Regentin des Reiches während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, so viele Kenntnisse und gute Eigenschaften sie auch besaß, nicht gewachsen sein, da die Regierung über die Gothen einen Mann und einen Krieger erforderte. Auch das unlenkbare Gemüth des Prinzen, dessen Erziehung mit gleich viel Sorgfalt als Einsicht geleitet wurde, trotzte der Zucht, und die rohen Gothen unterstützten solchen Trotz.

Amalasuntha beweinte die täglich zunehmende Wildheit und die Ausschweifungen des ihrer Gewalt entrissenen Thronerben, bis letztere ihn in seinem vierzehnten Jahre ins Grab stürzten. Nun vermälte sich die Königin, da sie gerne die Regierung behalten wollte, an ihren Vetter Theodat, und nahm diesen zum Mitregenten an; aber kaum hatte sich dieser Undankbare auf den Thron festgesetzt, so ließ er schon mehrere treue Anhänger der Amalasuntha ermorden, und sie selbst auf eine Insel im volsinischen See gefangen setzen, wo sie nach einem kurzen Verhafte, ungeachtet der scheinbaren Verwendung des byzantinischen Hofes, erdrosselt wurde.

Um nun den Mord der Königin zu rächen, welche allerdings in einem freundlichen Vernehmen mit Justinian gestanden, und vielfache Unterhandlungen gepflegen hatte, um sich byzantinische Hilfe zur Behauptung ihrer Herrschaft, und im Nothfalle einen Zufluchtsort in den Ländern des Kaisers zu sichern, ward der Held Belisar, der Sohn eines thrazischen Bauers, ungebildet in seiner Jugend, aber durch innere Anlagen und natürliches Talent zum Heerführer geschaffen, mit siebentausend Mann Isaurier, Hunnen und Mauren zur See nach Italien gesandt. Alles gerieth in ängstliche Bewegung, und Theodat, der nicht der Mann für einen so gefahrlichen Zeitpunkt war, betrug sich zaghaft und unentschlossen. Da solcher

Kleinmuth die Gothen empörte, entsetzten sie ihn des Reiches, und erhoben den tapfern Kriegsmann Vitiges, wenn auch von geringer Herkunft, nach germanischer Sitte auf den Schild, und begrüßten ihn als ihren König.

Theodat, der sich ebenfalls zu Rom befand, suchte zu entkommen, wurde aber auf der Flucht erschlagen In dem Manifest, durch welches Vitiges seine Wahl bekannt machte, sagte er tadelnd und im Gegensatze zu Amalasuntha's und Theodat's Regierungsweise: »Nicht in engen Gemächern, im freien Felde bin ich gewählt worden, nicht unter schmeichelnden Höflingen, sondern unter starrenden Schwertern beim Schalle der Trompeten. Wir selbst häufig im Kriege, wissen tapfere Manner zu schätzen, und werden jeder wackeren That Augenzeuge sein.

Indessen rückte aber Belisar, der so eben das vandalische Reich in Afrika zerstört hatte, in der schönsten Ordnung, fest, wachsam und den Bürgern freundlich von Rhegium durch Bruttien, Lukanien und Campanien herauf, eroberte Neapel, brachte ganz Unter-Italien zum Gehorsam, empfing die freudige Einladung der Römer, und gewann noch im Winter des Jahres 536 durch Einverständnisse mit den Katholiken, ohne Schwertstreich, die Hauptstadt des Reiches. Die römische Bevölkerung stellte sich hier, wie gewöhnlich, auf die Seite ihrer Stammverwandten und Glaubensgenossen, zu denen Stolz und Erinnerungen alten Glanzes, dessen erbliche Strahlen jetzt auf einmal neu zu leuchten begannen, sie gleichmäßig hinzogen.

Besonders hinderlich war den Gothen außerdem ihre vereinzelte Ansiedlung in den weiten Landstrecken, und die Erschlaffung, welche in Folge derselben und des langjährigen Friedens schnell eingetreten war, so wie die vollständige politische Organisation, welche Theodorich ehemals den Provinzialen gelassen hatte.

Endlich rückte Vitiges mit der Kriegsmacht seiner Nation, die er in Ravenna gesammelt hatte, gegen Rom heran, der griechische Feldherr konnte nicht hoffen, bei der Ueberzahl von 150,000 mit seinen 5000 Mann ihm in der Schlacht die Spitze zu bieten, und wählte mit richtiger Einsicht statt des Kampfes im offenen Felde den künstlicheren Festungskrieg Nach einigen Gefechten ließ er sich in die Stadt einschließen, was um so weniger gefährlich schien, da den Gothen keine Flotte zu Gebote stand, mithin die Verbindung zur See offen blieb. Diese Vertheidigung Roms gegen eine solch außerordentlich überlegene Macht ist Belisar's größte Waffenthat, denn hier entwickelte er sein ganzes Feldherrntalent in unermüdlicher Thätigkeit und Wachsamkeit, in der Geschicklichkeit, mit welcher er seine geringen Streitkräfte benutzte, mit der er die fremdartigen Bestandtheile seines Heeres einig und muthig erhielt. Auch die Gothen waren nicht stark genug, die Stadt vollständig zu umlagern, und zeigten außerdem wirklich die größte Ungeschicklichkeit. Indessen wurde aber die Lage der Stadt dennoch bedenklich, da es den Gothen gelang, die befestigte Hafenstadt am rechten Tiberufer einzunehmen, und so die Zufuhr fast ganz zu hindern, wodurch ein sehr sichtbarer Mangel in der Stadt entstand. Endlich im folgenden Jahre, 538, erhielt der bedrängte Belisar bedeutende Verstärkungen, wodurch er die Gothen zwang, mehrere Plätze in der Nähe von Rom zu räumen. Vitiges, dessen Heer durch Krankheiten und Mangel schon zu sehr geplagt, und auch der langen Belagerung überdrüßig war, hob nun, nachdem er ein Drittel seines Heeres in Stürmen und Gefechten, und wohl nicht weniger durch Hunger und Seuchen eingebüßt hatte, die ewig denkwürdige Belagerung auf, und flüchtete, von den herbeikommenden Verstärkungstruppen des Kaisers Justinian gedrängt, mit den Trümmern seiner Macht hinter die Moräste von Ravenna.

Belisar belagerte nun den Vitiges in dem für unbezwinglich gehaltenen Ravenna, dessen Uebergabe nur der Hunger herbeiführen konnte. Daher wurden nebst der strengsten Blokade selbst Vergiftung des Trinkwassers und mordbrennerische Zerstörung der Magazine angewendet, um diese zu bewirken. Indessen war Justinian geneigt, mit den schon bereits aufs Aeußerste gebrachten Gothen einen Vertrag einzugehen, nach welchem der Besitz von Italien getheilt, und die auf dem linken Ufer des Po liegenden Provinzen den Gothen verbleiben sollten; doch Belisar, der den Sieg in Händen hatte, und sich den vollen Lorbeer nicht entziehen lassen wollte, versagte dem Vertrage seine Zustimmung, in der sichern Hoffnung, den König bald zur unbedingten Unterwerfung zu zwingen. Die Gothen, an Rettung verzweifelnd, faßten nun den Gedanken, dem Belisar selbst heimlich die Herrschaft und Krone von Italien anzutragen, wenn er vom Kaiser abfallen wolle; denn seine Kriegskunst und Tapferkeit hatten eines großen Eindrucks auf sie nicht verfehlt, und Vitiges selbst hatte diesem Plane seine Zustimmung gegeben; aber Belisar widerstand dieser starken Versuchung, heuchelte jedoch listig Untreue, und stellte sich, als ob er die Krone annehme, worauf er ohne Schwertstreich in das ausgehungerte Ravenna (540) eingelassen wurde *). Vergeblich erwarteten die Gothen jetzt Belisars Abfall, aber er blieb treu seinem Kaiser, beruhigte die Stadt, gab dem Vitiges eine Wache in seinem Schlosse, und schickte ihn dann mit den Edelsten des Volkes als Gefangenen nach Konstantinopel. Die waffenfähige gothische Jugend wurde unter die kaiserliche Armee gesteckt, viele Gothen wurden in den südlichen Provinzen Italiens zum Landbau vertheilt, und die von ihnen geleerten Städte mit italienischen Ansiedlern besetzt.

---

*) »Als ich,« sagt Procopius, ein berühmter griechischer Schriftsteller, der dem Belisar als Sekretär auf seinen Feldzügen begleitete, »das römische Heer in die Stadt einziehen sah, wurde mir der Gedanke recht lebhaft, daß doch nicht Kraft, nicht Menge der Menschen über die Begebenheiten entscheide, sondern, daß ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe. Denn die Gothen waren an Zahl und Körperkraft ihren Ueberwindern weit überlegen, auch spieen ihnen ihre eigenen Weiber ins Gesicht, indem sie ihnen zeigten, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hatten.

Dem großen Beliſar, deſſen Thaten um ſo mehr Bewunderung verdienen, da er ſie mit unbedeutender Macht ausgeführt hatte, wurde aber mit Undank gelohnt, nachdem er unter niedrigen Beweggründen von dem Schauplatze ſeines Ruhms zurückberufen wurde, um den Orient gegen die Perſer zu vertheidigen.

Juſtinians Grenznachbar, der Großherr Chosros I. (bei den morgenländiſchen Schriftſtellern unter dem Namen Koshru Nushirvan berühmt), drang im Jahre 540 verheerend über die Grenzen, ging über Antiochien, eroberte dieſe Stadt, und machte ſie dem Erdboden gleich Nach ſeiner Rückkunft nach Italien erhielt nun Beliſar den Oberbefehl gegen ihn, und deckte zwei Jahre lang mit einem glücklichen Erfolge das Reich. Nun wurde aber der große Feldherr in Konſtantinopel angeklagt, während einer Krankheit des Kaiſers ſich kühne Worte in Bezug auf Theodora erlaubt zu haben, worauf er den Befehl niederlegen und als Privatmann, ſeines Vermögens faſt ganz beraubt, unter den Augen des Kaiſers in Konſtantinopel leben mußte. Da nach ſeiner Entfernung die Perſer ſogleich wieder vor Edeſſa kamen, und dieſe wichtige Feſtung durch eine heftige Belagerung ängſtigten, ſo ſah ſich Juſtinian zuletzt genöthigt, durch ungeheure Summen einen Waffenſtillſtand zu erkaufen.

An der Donaugrenze ging es noch ſchlechter. Hier hatten die Heruler, Ueberreſte der Schaaren des Odoaker, mit andern von der Oder herabziehenden noch heidniſchen Stämmen ihres Volkes vereinigt, ein neues Reich geſtiftet, und ihre weſtlichen Nachbarn, die Longobarden, welche jetzt im ehemaligen Lande der Rugier (am linken Donauufer in den Strichen zwiſchen den heutigen Städten Wien und Lorch) wohnten, ſo wie im Oſten die Gepiden zinspflichtig gemacht.

Bei einem erneuerten Kriege aber wandte ſich das Glück, und entſchied zu Gunſten der Longobarden. Die Heruler wurden in einer großen Schlacht faſt vernichtet, und die Ueberbleibſel hatte Anaſtaſius in Thrazien aufgenommen. Juſtinian ſiedelte ſie in die Gegend von Singidinum über, unter der Bedingung, daß ſie in allen Kriegen ihm Dienſte leiſteten. Darauf waren auch zum Schutze der Grenzen den Longobarden Sitze am rechten Donauufer eingeräumt worden, und bei einem Kriege zwiſchen ihnen und den Gepiden, da dieſe Völker nun durch die Vernichtung des heruliſchen Reiches Nachbarn waren, hatte ſich Juſtinian für die Erſtern erklärt. Dafür ließen die Gepiden, Hunnen und Slaven über die Donau, welche weit und breit plünderten.

Um dieſe Zeit zeigt ſich, nachdem die germaniſchen Völker ſich mehr weſtwärts gewendet haben, ein bedeutendes Vordrängen der öſtlichen Stämme auf allen Punkten, vom ſchwarzen Meere bis hin zur Oſtſee; in den Stromgebieten der Oder und Weichſel nicht weniger, als im Thale der Donau. Schon zur Zeit des Kaiſers Anaſtaſius, waren die Bulgaren an den Mündungen dieſes Fluſſes erſchienen Aus ihren früheren Sitzen an der Wolga herabziehend, waren ſie der großen grasreichen Steppe gefolgt, welche der Nordrand des kaſpiſchen und ſchwarzen Meeres umſäumt, und hatten ihre Ankunft durch häufige, faſt jährlich wiederholte Einfälle bezeichnet. So drangen ſie im Jahre 517 in Verbindung mit ſlaviſchen Stämmen bis zu den Thermopylen, und wütheten wie alle tartariſchen und ſlaviſchen Völker, blutdurſtig von Natur, mit unerhörter Grauſamkeit.

Als nun während des Krieges in Italien auch die obere Donau von Gothen nicht mehr geſchützt wurde, kamen hier ebenfalls große Schaaren von Slaven heran, durchplünderten die ganze Halbinſel, gingen ſüdlich bis zum thraziſchen Cherſonnes, erſtürmten ſeine Befeſtigungen, verheerten Alles bis zum Iſthmus von Korinth, und führten die Einwohner zu Hunderttauſenden hinweg. Obgleich dieſe Stämme übrigens bei den meiſten Einfällen an den feſten Städten ſcheiterten, auch im Ganzen, des bergigen Landes wegen, weder ergiebige noch weidenreiche Wohnſitze fanden, ſo blieben doch Viele in den Provinzen des griechiſchen Reiches zurück, und vermiſchten ſich dann allmälig mit der übrigen Bevölkerung.

Der Muth der Oſtgothen in Italien wuchs nach Beliſars Entfernung wieder aufs Neue, da ſich hier die Beamten und die nicht bezahlten Truppen durch ihre Erpreſſungen den Einwohnern bald unerträglich machten. Nachdem alſo des Vitiges Nachfolger Ildebald von der Hand eines beleidigten Gothen gefallen war, und der hierauf zum König gewählte Rugier Eurich, als untauglich befunden, gleichfalls aus dem Wege geräumt war, da erhoben die Gothen den heldenmüthigen Jüngling Totila, der die Beſatzung von Tarveſium befehligte, auf dem Schilde zum König, und verſuchten von den wenigen Punkten im Norden aus, die noch in ihrem Beſitze waren, die Wiedereroberung von Italien.

Die zwiſchen einem unaufhörlichen Wechſel ſchwankenden Bewohner dieſes verheerten Landes, wurden jetzt in der That mehr den Gothen als den zügelloſen Kaiſerlichen geneigt, ſeitdem ſie die Strenge, Enthaltſamkeit und Gerechtigkeitsliebe des edlen Totila kennen lernten. Mit dem kleinen Reſte ſeiner Landsleute eroberte dieſer Held in kurzer Zeit wunderähnlich die obern Städte wieder, zog dann mit Uebergehung der größeren Städte (Ravenna, Florenz und Rom) nach Unter-Italien, und vertrieb dort allenthalben die griechiſchen Truppen, ſelbſt aus Neapel.

Dieſe reißenden Fortſchritte bewogen endlich den Kaiſer, den Oberbefehl in Italien wieder in Beliſars Hände zu legen, um das von ihm ſo glorreich gewonnene, von ſeinen Nachfolgern ſchändlich aufgeopferte Land, vom Neuen zu erobern Beliſar kam hierauf im Jahre 544 zu Ravenna an, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannſchaft, daher der Krieg, auch nur läßig geführt werden konnte. Vergebens ſandte Beliſar die dringendſten Bitten um Hilfe nach Konſtantinopel, vergebens forderte er den Kaiſer auf, ihm wenigſtens ſeine eigene Leibwache zu ſchicken, die gegen die Perſer zurückbehalten ward.

Totila warf sich endlich auf Rom, worin 4000 Kaiserliche, unter einem Führer, Namens Bessas, lagen, dessen niedriger Geiz die Bürger fast mehr als die Belagerung erschöpfte, und eroberte nach einer, durch die schrecklichsten Leiden denkwürdigen Belagerung, diese Stadt. Totila, eine Hinterlist fürchtend, blieb mit seinem Heere in geschlossenen Gliedern bis zum Anbruche des Tages in den Straßen stehen; allein, da die Besatzung die Flucht ergriff, ging er ruhig in die Peterskirche und verrichtete, als ein guter Christ sein Dankgebet, während seine Gothen plünderten; doch wurde kein Blut vergossen. Wie immer, ermahnte Totila auch nach diesem Siege die Seinigen, zur Gerechtigkeit, Tugend und Ordnung, den Ursachen ihres bisherigen Glückes; dem Senate warf er aber seine Undankbarkeit gegen die gothischen Könige vor, die sie stets mit Wohlthaten überhäuft hatten, und schickte Gesandte an dem Kaiser Justinian.

Indessen hörte er von einigen Fortschritten der Griechen in Lucanien, und da er im Begriffe war dorthin zu eilen, so beschloß er vorher die Mauern der Stadt und die großen Gebäude der vergangenen Zeiten, welche als Castelle benutzt wurden, zu zerstören, damit die Feinde darin sich nicht festsetzen könnten. In der That hatte er auch schon einen Theil der Mauern niederreißen lassen, als Boten von Belisar, der sich noch in der Hafenstadt befand, abgesandt kamen, und ihm in listiger Absicht ermahnten, die größte und sehenswertheste Stadt, welche die Sonne bescheine, nicht von der Erde zu vertilgen. Totila, keineswegs unempfindlich für die Stimme der Menschlichkeit und Milde, ließ mit dem Zerstörungswerke wirklich inne halten, und brach auf, nachdem er zugleich die Senatoren als Geiseln mit sich fortführte. Belisar rückte jetzt unverzüglich in Rom ein, ließ in größter Eile die beschädigten Mauern wieder ausbessern, und vollendete binnen 25 Tagen so gut es geschehen konnte, eine Befestigung. Totila, welcher indessen die Griechen zur Räumung von Lucanien gezwungen hatte, kehrte bestürzt zurück, konnte aber die Stadt, trotz aller Anstrengung und Tapferkeit, mit welcher die Gothen durch drei Tage stürmten, nicht wieder nehmen.

Hierauf dauerte der kleine Krieg in Unter-Italien noch zwei Jahre fort, welchen jedoch Belisar verdrossen führte, weil der Kaiser ihm durchaus keine zureichende Hilfe schickte, ja zuletzt sah er seine Abberufung nach Byzanz, da er außer Stande gesetzt war, etwas Gutes wirken zu können, als eine erwünschte Gnade an. Nach seinem Abgange fiel Rom abermals in Totilas Hände, der es auch dießmal mit edler Schonung behandelte, nachdem er die entflohenen Bürger zurückrief, und ihnen zur Erholung die lange ausgesetzten Rennspiele wieder erneuerte. Er war jetzt auch im Besitze einer Flotte, durch die er Rom mit Korn versorgte, Rhegium, Tarent, Sardinien und Korsika seiner Herrschaft gewann, und Sicilien brandschatzte, ja sogar über das jonische Meer setzte, und die griechischen Küsten heimsuchte. Dabei trug er dem Kaiser unaufhörlich Frieden an, aber Justinian wollte nichts davon hören.

Endlich gewann der Krieg ein neues Leben, als Narses *), des Kaisers Liebling und bisheriger Schatzmeister, welcher bereits vielfältig in Unterhandlungen, und schon zwölf Jahre früher im italienischen Kriege neben Belisar sich ausgezeichnet hatte, mit einem auserlesenen Heere von Longobarden, Hunnen, Herulern, und sogar Persern, den Marsch zu Lande nach Italien antrat. Er hatte bedeutende Geldsummen empfangen, und eine unumschränkte Vollmacht, und war auch außerdem der Mann dazu, das Werk eines Belisars rühmlich fortzusetzen.

In seinem kleinen schwächlichen Körper wohnte eine Heldenkraft, die früher zu glänzen verdient hätte, und in seinem Blicke lag ein Ernst, der kein Lächeln über seine Mängel aufkommen ließ **). Er wünschte den langen Streit durch eine Schlacht zu entscheiden, und rückte dem Totila, der mit seinem Heere von Rom herbeikam, entgegen. Bei Taginae am Fuße der Apenninen, wo vor 850 Jahren der jüngere Decius durch heldenmüthige Selbstaufopferung, Rom den Sieg, und den Galliern Verderben gebracht hatte, geschah das Treffen im Sommer des Jahres 552, aber der überlegenen Kriegskunst des Narses und der größeren Zahl seines Heeres blieb der Sieg.

Sechstausend Gothen bedeckten das Schlachtfeld, und mit ihnen fiel auch durch einen willkommenen Stoß eines Gepiden, der König Italiens; ein Mann, selbst nach dem Zeugnisse von Feinden, vor vielen Helden groß, und durch humane Tugend vor den Meisten liebenswerth. Rom ergab sich dem Sieger ohne Widerstand, und wechselte jetzt zum fünften Male in diesem Kriege seinen Herrn.

Noch waren mehrere, mit Besatzungen versehene Städte in den Händen der Gothen, welche mit einem preiswürdigen Muthe beschlossen hatten, eher unterzugehen als zu dienen. Der tapfere Tejas, durch einmüthige Wahl auf den wankenden Thron erhoben, sammelte also die Trümmer der Nation, und wagte den Heldenkampf gegen das Verhängniß. Er zog in kühnen Märschen von den Alpen nach Campanien hinunter, um hier seinen Bruder Aligern, welchen Narses in Cumä belagerte, zu retten. Am Fuße des Vesuvs nahm er eine Stellung; vor seiner Front floß ein Bach, und der linke Flügel lehnte sich an das Meer, wo ihm die gothische Flotte Lebensmittel zuführte. Seine Absicht war einer Schlacht auszu-

*) Dieser ausgezeichnete Feldherr, dessen Vaterland unbekannt ist, war anfangs Verschnittener am Hofe des Kaisers Justinians des I. zu Konstantinopel. Durch seine Talente schmeichelte er sich bei dem Kaiser so sehr ein, daß dieser ihn zum Kammerherrn und kaiserlichen Privatschatzmeister machte.

**) Fulkanis, ein Anführer der Heruler, den Narses im Jahre 553 gegen die einbrechenden Alemannen hinausschickte, ward bei Parma von diesen geschlagen, wollte aber durchaus nicht mit den Uebrigen entfliehen, sondern rief laut: »Der Tod sey nicht so schrecklich als der zornige Blick des Narses.« Nach einem langen Kampfe sank er mit durchbohrter Brust und zerschmettertem Haupte vorwärts auf seinen Schild, und mit ihm starb auch sein Gefolge.

weichen, weil er Hilfe von den Franken erwartete, und zugleich die beiden wichtigen Städte Cumä und Neapel zu decken. So verhinderte er zwei Monate lang alle Versuche der Römer, ihn anzugreifen, bis es endlich dem Narses gelang, den gothischen Flottenführer zu bestechen. Dadurch wurden die Römer Herren des Meeres und der Zufuhren, und Tejas sah sich zuletzt gezwungen, weiter in das Gebirge hinauf zu ziehen, wo er sich auf den Mons Lactis lagerte. Als hier der Mangel überhand nahm, zogen die Gothen es vor, eher den Heldentod als des Hungers zu sterben. Früh am Morgen saßen ihre Reiter ab, und fielen mit dem Fußvolke vereint den Berg hinunterziehend auf die Römer, worauf das wüthendste Morden begann. Tejas trat mit Schild und Lanze an die Spitze der Seinen, und focht, von Allen gesehen in der Vorderreihe, wie ein alter homerischer Held, das feindliche Geschoß mit dem Schilde auffangend, und Viele erlegend; zuletzt fiel er aber von einem Speere durchbohrt, als er eben den Schild wechseln wollte, in welchem zwölf Wurfspieße hingen.

Als jetzt die Feinde seinen abgehauenen Kopf auf einer Stange als Siegeszeichen umhertrugen, wurden die Gothen dadurch nur noch mehr erbittert. Die Schlacht, — wüthender als zuvor — wurde fortgesetzt bis in die sinkende Nacht, und am folgenden Morgen der verzweifelte Angriff wieder erneuert. Endlich am dritten Tage von der langen Blutarbeit ermattet, ließen sie dem römischen Feldherrn Narses sagen, sie sehen, daß der Himmel ihnen Italien nicht beschieden habe; doch seyen sie eher bereit zu sterben, als sich gefangen zu geben; wenn ihnen daher gestattet würde, mit ihrer ganzen Habe frei abziehen zu können, so wollten sie sich Wohnsitze außerhalb Italien suchen.

Als der kaiserliche Feldherr diese Forderung bewilligt hatte, traten die überlebenden Gothen ihre Wanderung an, um jenseits der Alpen eine neue Heimat zu suchen; doch nahmen auch Viele, selbst der unerschrockene Aligern, — Justinians Gnade an; denn jenseits der Alpen herrschten die Franken, und besser noch als diesen, schien es dem Kaiser zu dienen. Aber früher schon hatte sich eine Schaar dieser Gothen, etwa tausend Mann stark, denen der eingegangene Vertrag zu lästig war, nach Pavia einen freien Weg gebahnt, wo sie sich festsetzten und unterstützt von ihren Landsleuten, diese Gegenden zu behaupten hofften, vorzüglich, da ihnen fremde Hilfe nahe schien.

Theodebald, der König von Austrasien, der Nachfolger Theodeberts, hatte zwar Tejas Bitte um Hilfe abgeschlagen, aber dennoch sammelten zwei Brüder Leutharis und Butilinus, Herzoge der Alemannen, ein großes Gefolge zum Zuge nach Italien; wo sie eine reiche Beute zu erlangen hofften. Bei 70,000 Franken und Alemannen zogen jetzt mit ihnen über die Alpen und den Po, und nahmen Parma weg. Die Griechen schloßen sich in die festen Städte ein, und ließen sie vorüberschwärmen. So fluthete ihr wilder, verheerender Zug, um so wilder, als die Alemannen damals noch nicht zum Christenthume bekehrt waren, bis in die Spitze Calabriens hinunter. Was auf dem platten Lande Italiens noch zu rauben und zu zerstören übrig war, das raubten und verbrannten diese Barbaren, bis Mangel und Krankheiten sie zum Rückzuge nöthigten.

Hier lauerte ihnen Narses mit 18,000 Mann auf, und zwang sie in der Gegend von Capua zur Schlacht, in welcher Butilinus mit dem größten Theile der Seinen blieb, und nur ein schwacher Rest der Entronnenen das Vaterland wieder sah.

Bis zu dem folgenden Frühjahre hielten sich hierauf noch die letzten Gothen in Conza und zwei andern festen Orten auf, als endlich auch diese sich dem Narses ergaben, die dann nach Konstantinopel geschickt wurden, während andere Haufen sich jenseits der Alpen in Rhätien und Noricum niedergelassen hatten. So ging nach einem neunzehnjährigen Kampfe *) das ostgothische Reich in Italien, nicht unrühmlicher als einst Karthago zu Grunde.

Der ruhmgekrönte Narses verwaltete jetzt das dem Kaiser gewonnene Italien mit Einsicht und Strenge, über 13 Jahre lang, doch mußte er unter der folgenden Regierung **) seine Stelle niederlegen, da er später seine anfangs lobenswerthe Verwaltung durch Geiz und Volksdruck befleckte. Bei seiner Absetzung, so geht die Sage, soll die Kaiserin Sophia, die Gemalin Justinians, welche einen großen Einfluß auf die Regierung hatte, und den Narses haßte, spöttisch geäußert haben: »Er könne wieder zu seinem eigentlichen Berufe in die Weiberstube und zum Spinnrocken zurückkehren, da er sich besser für ein Frauenzimmer, als für einen Feldherrn schicke.« Diese entehrende Aeußerung beleidigte aber den tapfern und hochsinnigen Feldherrn so sehr, daß er der Kaiserin zur Antwort gab, »er wolle ihr einen so großen Faden spinnen, daß der Kaiser lange Zeit abzuwickeln haben werde,« und darauf soll er mit dem Longobardenkönige Alboin in eine geheime Verbindung getreten sein, und ihm das Königreich Italien als eine leicht zu erringende Beute angeboten haben.

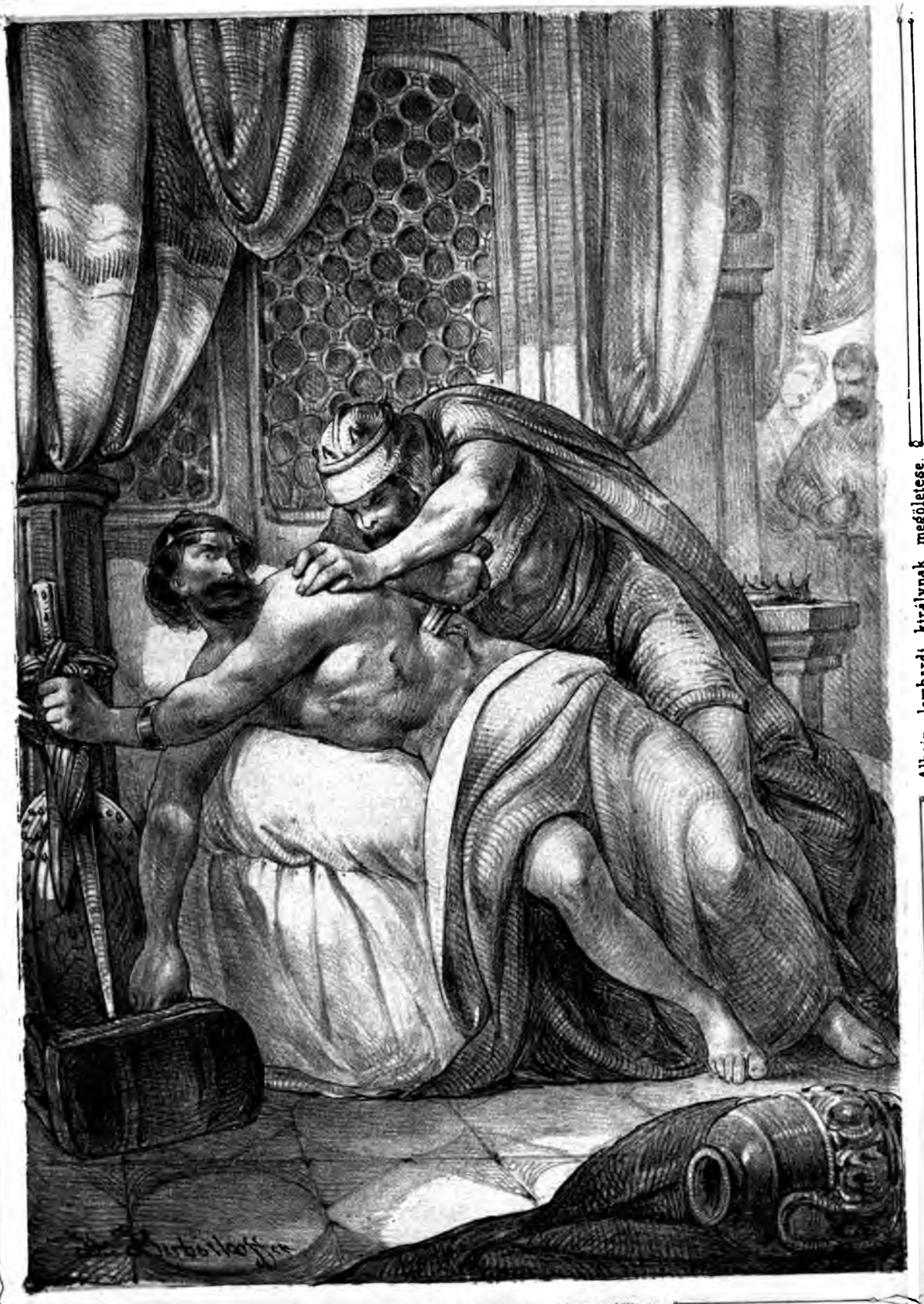
Die Longobarden.

Dieses kriegerische Volk war während der Jahrhunderte der Völkerwanderung aus Norddeutschland bis nach Pannonien und auf das rechte Donau-Ufer herabgekommen, und hatte den Krieg mit den Gepiden nach mehrmaliger Unterbrechung fortgesetzt, worauf Justinian, wie es scheint, im Jahre 551 den Frieden vermittelt hatte. Beide Völker versprachen das kaiserliche Heer, welches Narses damals nach Italien führte, zu unterstützen. Die Longobarden gaben 2200 ausgezeichnete Krieger, denen 3000 ge-

*) Nach des Procopius wohl sehr übertriebener Rechnung, waren über 15 Millionen Menschen in diesem Kriege umgekommen.

**) Da Kaiser Justinian, der im Jahre 565 starb, keine Kinder hinterließ, so folgte ihm von seinen sieben Neffen Justinian II., der mit der Leibwache und den Hofbedienten am vertrautesten war.

Zavražděni Longobardského krále Alboina.



Trucidamento del re de' Longobardi Alboino.

Alboin, lombardi királynak megöletese.

Die Ermordung des Longobardenkönigs Alboin.

ringeren Ansehens folgten; die Gepiden stellten nur 400 aber gleichfalls tapfere Kämpfer.

Als jedoch Alboin, ein kühner Jüngling, dessen Name nachher noch lange im Volksliede glänzte, bei den Longobarden, und Kunimund bei den Gepiden zur Herrschaft kamen, brach die alte Feindschaft, welche ihren Grund darin hatte, daß schon ihre Väter mit einander in Kriege verwickelt waren, aufs neue aus. Kunimund brach das zuerst von seinem Vater geschlossene Bündniß, und machte furchtbare Kriegsrüstungen, um seinem gehaßten Gegner mächtig entgegen treten zu können. Der wachsame Alboin, der bald Nachricht davon erhielt, verband sich jetzt mit dem Volke der Avaren, ein Ueberbleibsel der von den Türken verdrängten Scheu-Chen, die hundert Jahre später, als die Bulgaren in die Gegenden um den Don, das kaspische Meer und die Wolga kamen, und von denen ein Theil um das Jahr 555 an die Donau vordrang, und sich in Dacien niederließ. Kunimund von Rachsucht getrieben, ließ ihm aber nicht so viele Zeit übrig, sein Heer mit diesen Hilfsvölkern vereinigen zu können, und eilte mit seinen zahlreichen Kriegern dem longobardischen Heere zwischen der Theiß und der Donau entgegen, wo sich eine der blutigsten Schlachten, deren die Geschichte zu jener Zeit gedenkt, entwickelte, und die mit dem Untergange des Königs Kunimund und seines ganzen Heeres endete, so, daß seitdem der Name des Volkes aus der Geschichte verschwunden ist. Unter den zahlreichen Gefangenen befand sich auch Rosamunde, die Tochter des erschlagenen Königs, eine Prinzessin von ungewöhnlicher Schönheit, die jetzt Alboin bei sich behielt, und später zu seinem Weibe nahm.

Die Avaren wurden jetzt das Hauptvolk in Ungarn, unterwarfen die umwohnenden Slavenstämme, und gründeten ein Reich, welches sich bald nach dem Abzuge der Longobarden von der Donau bis nach Mähren, Böhmen und die Lausitz, bis an den Grenzfluß der Baiern, die Enns, und weiter südlich bis nach Friaul erstreckte, und beunruhigten durch ihre Räuberzüge bald das schwache Kaiserreich, bald die kräftiger widerstehenden Franken. Alboin, der sich indessen nach Italien gewendet hatte, vermehrte seinen Zug durch die Ueberreste der Gepiden, ja es wird sogar einer Schaar von 20,000 Sachsen erwähnt, die nachher wieder durch Gallien zurückgingen. So überstieg er mit Weib und Kindern und einer Anzahl von 200,000 Kriegern die julischen Alpen, und eroberte die Städte Ober-Italiens mit leichter Mühe *). Pavia, die damalige Hauptstadt Ober-Italiens, vertheidigte sich wohl noch drei Jahre mit großer Tapferkeit, mußte sich aber zuletzt auch an den unwiderstehlichen Alboin ergeben. Bei der Belagerung dieser Stadt schwur der wilde Eroberer, wenn er hineinkomme, so wolle er keines Geschlechts noch Alters schonen; aber als beim Einzuge sein Pferd unter dem Thore des heiligen Johannes niederfiel, da stimmte diese böse Vorbedeutung sein Herz in Milde um, und er nahm also den schrecklichen Schwur wieder zurück, versprach den hartbedrängten Einwohnern Sicherheit des Lebens und ihres Eigenthums, und hielt auch Wort.

Während dieser Belagerung waren andere seiner Schaaren über den Po gegangen, und hatten sich der schwächeren Städte längs den Apenninen bemächtigt. Der damalige Statthalter in Ravenna, Flavius Longinus, der dem Narses in seiner Stelle gefolgt war, sah unthätig den Eroberungen des wilden Volkes zu, und so war in kurzer Zeit das schöne Land von den Alpenpässen bis gegen Ravenna und Rom im Besitze der Fremdlinge.

Alboin hatte aber nicht lange das Glück als König über das von ihm eroberte und nach seinem Volke benannte Land »die Lombardie« zu herrschen *). Rosamunde, die Tochter des erschlagenen Gepidenkönigs Kunimund, welche bereits die Gemalin Alboins war, konnte ungeachtet ihrer ausgezeichneten Erhöhung es nicht vergessen, daß sie jenen Mann zu ihrem Gemale habe, der ihren Vater erschlagen. Diese geheime Rache wurde aber noch dadurch vermehrt, als Alboin auf einem Schmause zu Verona, jedes Gefühl höhnend, seine Gemalin zwang, aus dem Schädel ihres Vaters, seinem Ehrenpokale, der mit Wein gefüllt war, zu trinken. Rosamunde trank wirklich, faßte aber auch von diesem Augenblicke an den festen Entschluß, den ihr verhaßten Alboin aus dem Wege zu schaffen. Sie verband sich jetzt mit einigen lombardischen Rittern, unter welchen sie vorzugsweise einem Vertrauten des Königs, Namens Helmichis, der zugleich sein Schildträger war, ihr ganzes Vertrauen schenkte. Diesen suchte sie durch große und lockende Versprechungen dahin zu bewegen, daß er den König im Schlafe ermorde, wozu er als sein Vertrauter, der jederzeit bei ihm freien Zutritt habe, leicht Gelegenheit finden werde. Helmichis aber weigerte sich, weil er des Fürsten Milchbruder war, diese That selbst auszuführen, und empfahl ihr zu diesem schändlichen Vorhaben den Kämmerling des Königs, einen zugleich starken und entschlossenen Mann.

Als nun Alboin (es war im März 573) nach der Malzeit sich zur Ruhe begab, und schon in einen festen Schlaf verfallen war, entfernte Rosamunde alle Waffen aus seinem Gemache, und band das Schwert des Helden fest an das Bettgestell, um es

*) In diesen Jahren sollen sich die erst in unsern Tagen gebändigten mörderischen Kinderpocken in Italien, so wie überhaupt in den Abendländern zuerst gezeigt, und furchtbare Verwüstungen angerichtet haben. Man glaubt, daß sie durch die griechischen Heere verbreitet worden seyen; doch scheinen sie auch im Morgenlande nicht früher bekannt gewesen zu seyn, da Ahrun, ein Aegyptier, der im 7. Jahrhunderte lebte, der Erste ist, welcher eine medicinische Beschreibung derselben liefert. Müller's Geschichte der Schweiz. Eidgenossen Theil I. Seite 134 und Sprengel, Geschichte der Arzneikunde. 3. Aufl. Theil II. Seite 366.

*) Hasse's Geschichte der Lombardie. 4 Bdchen. Dresden 1826, dann Charte topographique du royaume lombard. vénitien vom österreichischen General-Quartiermeisterstabe in 43 Blättern mit 6 statistischen Tabellen.

nicht leicht davon losmachen zu können. Als dieses mit der größten Eile geschehen war, führte Helmichis den gedungenen Mörder in das Schlafgemach des Königs, und harrte mit Rosamunde des nöthigen Beistandes wegen, am Eingange in dasselbe. Kaum war der Mörder in die Nähe des Königs gekommen, so erwachte dieser plötzlich, und griff, da er den Mordanschlag sogleich erkannte, schnell nach seinem Schwerte, um den Frevler zu bestrafen. Aber er konnte dasselbe von dem Bettgestelle nicht losreißen, während es dem Mörder gelang ihm einige Dolchstiche beizubringen. Alboin ergriff jetzt in der äußersten Verwirrung den Fußschemmel, und wehrte sich damit so lange, bis er zuletzt den vielen Streichen und Dolchstichen seines Gegners erlag, und todt zu Boden sank.

Diese That brachte jedoch Rosamunden und ihren Mithelfern nicht den erwünschten Erfolg, sondern nur bittere Frucht, nachdem die Longobarden, welche ihrem König mit Liebe zugethan waren, die Urheber dieses Verbrechens zur verdienten Strafe ziehen wollten. Rosamunde entwendete bei dieser Nachricht den größten Theil der königlichen Schätze, und flüchtete mit ihren beiden Mördern, Helmichis und Peredeo, nach Ravenna, wo ihnen der Statthalter Longinus, durch die vielen Schätze und Rosamundens Schönheit geblendet, Schutz und Sicherheit versprach. Bald äußerte sich aber eine außerordentliche Zuneigung des Statthalters für Rosamunde, der es nicht länger mehr verheimlichte, ihr selbst seine Hand zur Ehe anzutragen.

Rosamunde fand dieses Anerbieten anfangs überraschend: allein da sie ein Weib war, welches lieber zu herrschen als zu gehorchen wünschte, so willigte sie in diesen Antrag. Doch mußte früher Helmichis dem sie bereits für die Ausführung der Mordthat ihres Gemals die Hand als Gattin gegeben hatte, aus dem Wege geschafft werden, wozu sich auch bald eine Gelegenheit darbot. Als nämlich Helmichis aus dem Bade kam und einen Becher Weins begehrte, reichte ihm Rosamunde einen vergifteten Trank. Bald merkte der Unglückliche durch die für immer eingestellten Schmerzen, daß er jetzt seinem Todesrunst gemacht habe, und ergriff daher rasch das ihm zur Seite liegende Schwert, setzte dasselbe der erbosten Gemahlinn auf die Brust, und nöthigte sie den Rest des vergifteten Trankes zu leeren. Nach wenigen Minuten starben auch beide zu Boden, und empfingen in einem schmerzvollen Zustande den wohlverdienten Lohn für ihre schändliche That.

Der nach Alboin ermählte König Klefi ward achtzehn Monate nachher gleichfalls ermordet, und darauf lebten die Longobarden ohne Herrscher, weil den Großen des Reiches die Ungebundenheit besser gefiel, doch setzten sie den Krieg gegen die Römer unablässig fort und dehnten die longobardischen Besitzungen weit südwärts aus.

Wie die Gothen, mußten die Einwohner der Longobarden den dritten Theil des Ertrages geben, aber nicht von den Sclaven noch, sondern von dem Ertrage, da dieser mühevolle Erwerb dem freieren Zustande des longobardischen Volkes angemessen war. Es blieb also auch jetzt noch eine landbauende römische Bevölkerung in Italien, ja sie machte fortwährend den größeren Theil der Einwohner aus, da verhältnißmäßig nur wenig Longobarden in das Land gekommen waren. Doch waren die Reichen und Grundeigenthümer durch die langen Kriege sehr zusammen geschmolzen; viele wurden jetzt absichtlich getödtet oder zu Sclaven gemacht, um sich ihrer Güter völlig zu bemächtigen. Im Ganzen verfuhren die Longobarden weit härter, als die gothischen Könige vor ihnen. Die römische Verfassung hörte überall auf, auch die der Städte, und die Bürger wurden wahrscheinlich nach ihren verschiedenen Beschäftigungen und Gewerben an den König, die Herzoge und andere Große mit bestimmten Leistungen gewiesen. Als Herren, nicht als Militär des Landes betrachteten sich die Longobarden, und die Römer als ihre Unterthanen. Diese wurden unter besondere Beamten gestellt, Gastalden genannt, welche zugleich die Verwaltung der Güter des Königs und der Herzoge hatten. Ueber die Provinzialen sprachen die Longobarden das Recht, und der römische Notarius, welcher diesen Gerichtshöfen beigesellt war, gab nur Auskunft in solchen Fällen, für welche keine germanischen Rechtsgewohnheiten bestanden. In den größeren Städten nahmen die longobardischen Herzoge, deren Zahl auf 35 angegeben wird, ihren Sitz. Sie erschienen ziemlich selbstständig gegen die Könige, und einer besonders großen Unabhängigkeit erfreuten sich diejenigen, welchen die Grenzvertheidigung oblag; wie z. B. die Herzoge von Trient, an der fränkischen, die von Friaul an der avarischen, die von Spoleto und Benevent an der griechischen Grenze.

Die Absonderung und Vereinzelung dieser kleinen Herrscher hat es aber verhindert, daß das longobardische Reich zu einer festeren Begründung und längeren Dauer gekommen ist. Die Unterbeamten der Herzoge für Krieg, Frieden und Gericht wurden bei den Longobarden Sculdais (Schuldheißen) genannt. Die Longobarden standen übrigens etwa mit den Franken auf einerlei Stufe der Bildung: Krieg und Jagd erkannten sie für die einzigen den freien Mann ehrenden Beschäftigungen. Durch sie hat Italien seine Germanisirung erhalten, nachdem die Gothenherrschaft fast spurlos vorübergegangen war. In den longobardischen Provinzen hatten für nur wenige freie romanische Besitzer erhalten. Aber selbst die nicht enteigneten Landbesitzer wurden allmälig in neue Lebenskreise hineingedrängt. Nicht auf einmal wurde das Land umgewendet. Die Longobarden waren nie in den Besitz von ganz Italien gekommen, und der lang dauernde Kampf mehrere auch die byzantinisch gebliebenen Gebiete allmälig wieder zu fränkischer Thätigkeit. Vom Kirchenstaate kam wenig Unterdrückung, dafür kommt aber auch nur so kurzer Druck, wie er überall stattgefunden hatte, auf Provinzen, welche für selbst erhalten wurden, nicht mehr ausgeübt werden.

Sobald nun das Schwert und der gleichmachende erdrückende Mechanismus des römischen Reiches mit seinem Straßen-, Heimath- und Verkehrsnetze nachließ, fanden sich in den nicht longobardischen

Wywolenj newěsty od Longobardského krale Autharisa.

Scelta di sposa del re de' Longobardi Autaride.

Autharis lombardi királynak menyasszonyi választása.

Die Brautwahl des Longobardenkönigs Autharis.

Städten Italiens die Anfänge eines individuellen Lebens, und den neubeginnenden Einfluß der Bürger auf die Leitung ihrer Angelegenheiten; an ihrer Spitze noch immer die alten Senatoren- und Decurionengeschlechter, so viel deren im Drange der Zeit sich erhalten hatten. In den Händen dieser Familien waren fast schon seit Jahrhunderten die um die Städte herumliegenden Aecker, Wiesen und Wälder. Jetzt mußten diese gegen feindliche Raubzüge vertheidigt werden, daher bewaffneten sie ihre Colonen, führten sie ins Feld, und bauten auf ihren Höhen Burgen und Castelle zum Schutz und Zufluchtsorte. Italiens Locale, Zerissenheit und viele kleine Thäler und Abschnitte, begünstigte eine solche Richtung, noch mehr aber die Lage vieler Städte an den Seen Die einzige große Ebene, das Stromgebiet des Po war ganz in den Händen der Longobarden, und der Hauptsitz ihrer Macht.

Zehn Jahre lang hatte diese Vielherrschaft der Herzoge gedauert, da gewahrte das Volk voll Sorgen, daß nur Zwietracht, aber kein Segen dabei war, und daß es von der Macht des morgenländischen Kaisers, der noch die Gegenden an der Meeresküste und alles Land gegen Süden im Besitze hatte, so wie von dem Reiche der Franken eingeschlossen sey. So kam es darauf zurück, daß ein einziger König, der alle Kräfte vereinige, es vor jeder Gefahr besser schützen würde, und da erwählten die Herzoge den Autharis, einen Sohn des im Jahre 575 ermordeten Klephs, einen schönen, tapfern und klugen Mann zu ihrem Könige.

Autharis regierte weise im Innern des Landes, und ordnete Recht und Besitz, sicherte die Grenzen, und suchte zum Schutze gegen die Franken, welche immer in Feindseligkeit mit den Longobarden lebten, eine Bundesgenossenschaft mit den Baiern zu erwerben *). Dieses Volk hielt seit dem Untergange der Ostgothen zum Reiche der Franken, doch war es ihm dieserwegen nicht zinsbar, sondern blieb selbstständig, und wurde von eigenen Fürsten aus dem uralten Geschlechte der Agilolfinger, wahrscheinlich ein fränkisches Geschlecht, und ein Seitenzweig der Merovinger, beherrscht. Damals war Garibald ihr Herzog, der eine holdselige Tochter, Theodelinde genannt, hatte. Um diese warb nun der König Autharis durch Gesandte, und Garibald sagte sie ihm auch zu. Jetzt kam Autharis selbst, jedoch den Baiern unbekannt, als sein eigener Botschafter sich dem Garibald vorstellend, und bat um die Gunst, die Braut schauen zu dürfen, damit er ihre Gestalt und ihr Antlitz seinem Könige beschreiben könne. Theodelinde erschien auf seinen Wunsch; als er sie aber erblickte, ward er von ihrer Schönheit so sehr ergriffen, daß er um einen Becher Weins aus ihrer schneeweißen Hand bat. Die Fürstentochter kredenzte ihm denselben, als den vermeinten Boten, und da berührte er, wie er ihr den Becher wieder zurückgab, ihre Finger und Wangen. Darüber erschrack die Jungfrau vor Scham, und erzählte es heimlich ihrer Amme; diese aber sprach tröstend zu ihr: »Gewiß ists Dein Bräutigam selbst, denn kein Geringerer hätte solches gewagt; und wahrlich der Dich berührte, ist wohl werth ein König und Dein Gatte zu seyn.«

Wie nun Autharis mit den Seinigen wieder vom Hofe fortzog, gaben ihm die Baiern bis zur Grenze des Landes das Geleite. Da erhob sich Autharis auf seinem Roße, warf seine Streitart in den nächsten Baum, daß sie darin stecken blieb, und rief: »Solche Würfe thut Autharis.« Daraus erkannten jetzt die Baiern, daß er selbst der König der Longobarden war. Bald darauf erhoben die Franken wieder einen Krieg gegen die Longobarden, und Garibald mußte jenen als Bundesgenosse beistehen. Nun entfloh Theodelinde mit ihrem Bruder zu dem Manne ihres Herzens, und er hielt eine stattliche Hochzeit mit ihr auf dem Sardisfelde bei Verona.

Aber beide Ehegatten freueten sich nicht lange ihres Glückes, denn Autharis ward in Pavia vergiftet; doch hielten die Longobarden seine Wittwe Theodelinde so werth, daß sie sich willig erklärten, denjenigen als König anzunehmen, den sie zum Gemale wählen würde.

Sie entschied sich jetzt für Agilulf, Herzog von Turin, welcher darauf im Jahre 591 zu Mailand auf der Versammlung des ganzen Volkes zum König ausgerufen ward. Dieser Agilulf setzte den Krieg gegen den kaiserlichen Statthalter muthig fort, und würde sich gewiß auch Rom bald unterworfen haben, wenn damals nicht ein so einsichtiger und kraftvoller Mann wie Gregor I. der Große, auf dem päpstlichen Stuhl gesessen wäre. Dieser vielerfahrne Bischof *), dessen noch vorhandene Briefe den besten Aufschluß über die Ereignisse jener Zeiten geben, that mehr als der Kaiser und sein Statthalter zur Beschützung Italiens.

Er unterstützte die Vertheidigungs-Anstalten nachdrücklich, und beobachtete alle Bewegungen der Longobarden mit großer Aufmerksamkeit. Mit der

*) Nach Pallhausen und Buchner, waren es die celtischen Bojer, ein Hauptbestandtheil der Bajoarier, von welchen die heutigen Baiern abstammen; allein nach Mannerts Geschichte von Baiern (Leipzig 1826, 2 Bände) sind die im südlichen Deutschland ursprünglich ansäßig gewesenen Donaucelten (Bojer) vertilgt oder ausgetrieben worden. In die verheerten Wohnsitze derselben, die um Cäsars Zeit eine Wüste waren, und seit Augustus die römischen Provinzen Vindelicien und Noricum bildeten, zogen um die Zeit der Völkerwanderung rein germanische Völker ein, und am Ende des 5. Jahrhunderts erwuchsen aus Herulern, Rugiern, Turcilingen und Sciren, vielleicht aus den Ueberresten der alten Bojer und Quaden, die Bajoarier, ein Völkerbund gleich den Franken, der Markomannen. Sie breiteten sich von Noricum westlich aus bis zum Lech, und Regensburg wurde der Hauptort.

*) Der Name Pápa (Vater), woraus Papst geworden, wurde in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, allen Bischöfen, später nur den angesehneren beigelegt, zuletzt auf die römischen beschränkt.

ſehr einflußreichen Königin Theodelinde, die als bairiſche Fürſtin katholiſchen Glaubens war, unterhielt er einen vertrauten Briefwechſel. Durch ihre Vermittlung gelang es ihm ſogar, als die Stadt durch Mangel an Geld und Truppen in der höchſten Gefahr war, einen Stillſtand für Rom und deſſen Landſchaft zu bewerkſtelligen. Ja, er erregte endlich durch ſeine Schriften einen ſo frommen Eifer bei dieſer Fürſtin, daß ſie nicht eher nachließ, bis ſie den König ebenfalls zur Annahme des katholiſchen Glaubens bewegen hatte. Die Longobarden waren nämlich, als ſie Italien eroberten, Arianer. Viele bekehrte jetzt Theodelinde nach dem Vorgange ihres Gatten, und obſchon noch mehrere der folgenden Könige dem Arianismus zugethan blieben, ſo wurde doch die Orthodoxie ſchon ſo herrſchend, daß faſt in jeder Stadt neben dem arianiſchen Biſchofe auch ein katholiſcher war, bis Grimoald, der vorher Herzog von Benevent geweſen, und ſich dann auf den Thron ſchwang, (er regierte von 652 bis 671) den Sieg der katholiſchen Lehre entſchied.

Was von Italiens Ländern noch die kaiſerliche Herrſchaft erkannte, unterſtand der Verwaltung des Statthalters (Exarchen) von Ravenna. Achtzehn Römer folgten ſich bis auf Karl des Großen Zeiten, in der Verwaltung dieſer Würde. Ihre Hoheit erſtreckte ſich über die heutige Provinz Romagna, über die Gegenden von Ferrara und Comacchio, über die Seeſtädte von Rimini bis Ancona, die ſogenannte Provinz Pentapolis, welche ſich weſtlich bis an die Apenninen erſtreckte, über die Gebiete der Städte Rom, Neapel, Venedig, über das untere Calabrien, und die Inſeln Sicilien, Sardinien und Korſika. Das lombardiſche Königreich umfaßte das feſte Land Venetiens, Mailand, Mantua, Parma, Modena, Toscana, Genua, Piemont, den Theil des Kirchenſtaates von Perugia bis an das adriatiſche Meer, den Theil des Königreiches Neapel von Capua bis Tarent, das ſüdliche Rhätien u. ſ. w. Deſſen Grenzen berührten in Italien in regelloſen Verzweigungen die Provinzen des Exarchats, gegen Norden die Länder der Avaren und Baiern, gegen Weſten jene der Franken *). Unter der oberſten Hoheit der Könige regierten die verſchiedenen Herzoge in den eroberten Bezirken, wo ſie ſich zuerſt mit ihren Kriegern angeſiedelt hatten. Nach dem Beiſpiele der Heruler und Oſtgothen eigneten ſich auch die Longobarden den dritten Theil der Ländereien zur Vertheilung unter ihre Krieger an. Die in Italien gebornen Nachkommen der longobardiſchen Eroberer vermiſchten ſich mit den früheren Einwohnern.

Aus ihrer deutſchen und der alten lateiniſchen Sprache der Italiener entſtanden neue Mundarten, die das Gemiſche der Völker in den mannigfaltigen Urſprunge der einzelnen Worte verriethen. Die Longobarden verſtanden ſich weniger auf die Kultur des Bodens, als auf das allen Germannen beliebtere Hirtenleben. Während alſo der Bau des Getreides und Weins, die Pflege des Oelbaums u. ſ. w. ſanken, erhob ſich die Viehzucht. Viele Aecker wurden jetzt in Wälder verwandelt, und die Jagd der ſpäteren Longobarden eine Lieblingsbeſchäftigung. Nach einigen Menſchenaltern hatten der weiche Himmel Italiens und die reizenden Genüſſe dieſes ſchönen Landes, auch die rauhen Sitten der Eroberer gemildert, und ſo waren in der Kleidung, Lebensart, Nahrung, u. ſ. w. die mächtigen Wirkungen, mit welchen Zeit, Natur und Klima die Longobarden verändert hatte, nicht zu verkennen.

Die Longobarden entſagten nie des Rechts der freien Königswahl, von denen ſich in der Reihe der longobardiſchen Könige, mehrere durch Tugend und treffliche Eigenſchaften auszeichneten. Die Einkünfte des Staats beſtanden in den Abgaben vom Boden und in den Taxen der Rechtspflege. Die Königswürde war mit reichen Domainen ausgeſtattet. Die Könige waren die Geſetzgeber und oberſten Richter im Frieden, ſo wie die Heerführer im Kriege. Die Nationalverſammlungen bei Pavia gehalten, mußten die königlichen Geſetze zur Gültigkeit beſtätigen *). Zwiſchen bedeutenden äußern Kriegen und innern Unruhen, wurde Italien jetzt doch durch einige Epochen des Friedens beglückt, und der Flor dieſer Länder erhob ſich wieder unter der ſanften und gerechten Staatsverwaltung. Weit unglücklicher hingegen war aber das Los der Provinzen des Exarchats.

Rom verſank auf die tiefſte Stufe der Entwürdigung; die ehemalige Hauptſtadt der Welt war menſchenleer, verarmt, dem Hunger ſehr oft preis gegeben, und die Denkmäler der alten Baukunſt fielen durch die Zerſtörung der Zeit in Trümmer. Nachdem dieſe Stadt ihre politiſche Wichtigkeit verloren hatte, begründete ſich in derſelben als Reſidenz der Päpſte, allmälig eine neue geiſtliche Macht. Ihr beſcheidener Anfang ließ die Ausdehnung nicht ahnen, zu welcher ſie in den folgenden Jahrhunderten ſich erhob. Die Kirche von Rom war ſeit frühen Zeiten mit anſehnlichen Landereien in Italien und andern Ländern beſchenkt worden, die ſie durch ihre Diakonen verwalten ließ. Von deren Ertrage wurden die Geiſtlichkeit des römiſchen Sprengels, die Kloſter, Kirchen, Armen und Krankenhäuſer erhalten. Hilfloſe Römer bekamen reiche Geſchenke an Lebensmitteln, und der wohlthätige Gebrauch der päpſtlichen Einkünfte verdiente ſich die

*) Die Franken, eine deutſche Völkerſchaft, werden zuerſt ſeit dem Jahre 358 n. Chr. erwähnt, wohnten damals zwiſchen dem Niederrhein und der Weſer, überſtiegen aber auch bisweilen oder die Weſer bis nach der Elbe zu. Schon im 4. Jahrhunderte machten ſie Einfälle in Gallien, und zu Anfang des 5. Jahrhunderts fingen ſie an in das belgiſche Gallien einzudringen. Aus dem großen Landtheil, welchen die Franken ſpäter den Alemannen am Rhein wegnahmen, entſtand eine neue Provinz unter den Namen der rheiniſchen Franken (Francia rhenana), welches ebenfalls wenigſtens zum Theil dem Frankenreiche unterworfen blieb. Mannerts Geſchichte der alten Deutſchen, beſonders der Franken. Stuttgart 1829.

*) Um das Jahr 643 ließ der König Rothar[illegible] die Geſetze der Longobarden aufzeichnen, und mit, durch die Zeit geforderten Veränderungen, erneuern.

aufrichtigsten Segnungen der Zeitgenossen. Die Päpste wurden in der Folge in die politischen Ereignisse der Stadt Rom verwickelt; im Frieden und im Kriege erschienen sie bald als Stellvertreter, Fürsprecher oder Wortführer und Beschützer des Volkes.

Papst Gregor der Große, überstrahlte aber noch seine Vorgänger der früheren Jahrhunderte. Er stammte von einem altrömischen Patriciergeschlechte, dem Anicischen ab, entsagte aber, obgleich schon bis zur Würde eines Präfekten von Rom emporgestiegen, dem weltlichen Leben, und wurde Mönch. Da er nachher seiner Gaben wegen zum Papst erwählt wurde, mußte er fast gezwungen werden, sich diesem schwierigen Berufe zu unterziehen; jedoch einmal das Haupt der römischen Kirche geworden, zeigte er die regsamste Thätigkeit, wohin er mit seiner Wirksamkeit nur reichen konnte.

Wo damals im Abendlande das Evangelium unmittelbar von Rom aus gepredigt ward, wurde durch die Missionarien auch das Ansehen des Papstes verbreitet; selbst die entferntesten Völker wurden gewöhnt, ihm als durch Christus zum Oberhaupte der Kirche bestellt, ja als dessen irdisches Abbild zu betrachten. Je weiter von Rom entfernt, desto größer war die Ehrfurcht für den Papst.

In Spanien waren ein Jahr vor Gregors Wahl die Gothen, und kurz zuvor auch die Sueven zur katholischen Kirche übergetreten; er erhielt die so vergrößerte Kirche in der demüthigen Abhängigkeit, welche diese unter dem Drucke des Arianismus gegen Rom immer gezeigt hatte.

Geringer war die Verbindung mit Gallien, doch that Gregor auch hier Alles, um diese zu befestigen. Ueberall, wo die päpstliche Autorität noch nicht anerkannt war, suchte er sie geltend zu machen, wo man ihrer im Drange der Zeiten vergessen, frischte er sie auf. Angesehenen Bischöfen wurde häufig das Pallium, was alle Bischöfe des Orients bei ihrer Weihe empfingen, zugesendet, um ihre Abhängigkeit von Rom anzudeuten. Ueberall zeigte sich Gregor, großmüthig gegen Nachgebende, freundlich gegen Schwankende, unerschütterlich gegen Widerstrebende. Doch wurde über das Ferne das Naheliegende nicht vergessen, vielmehr auch hier der Grund zur Bekehrung der Longobarden gelegt.

Mit dem Patriarchen von Konstantinopel gerieth Gregor in einen heftigen Rangstreit, da jener den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs annahm. Gregor erklärte sich auf das entschiedenste dagegen, als aber Alles vergeblich blieb, nannte er sich selbst, um jenen Hochmuth durch den stärksten Ausdruck von Demuth zu beschämen, einen Knecht der Knechte Gottes (servus servorum Dei).

Trotz dieser vielfach bewegten Wirksamkeit nach außen, zeigte Gregor auch die milden Tugenden eines wahrhaft christlichen Bischofs im vollen Maße. Er hatte keinen leichten Beruf in jenen Zeiten, wo die Longobarden das römische Gebiet hart bedrängten, wo er die Stadt und das Land umher gegen feindliche Eingriffe und Anmassungen schützen, und der durch die Kriegsstürme erzeugten vielfachen Noth begegnen sollte. Von den Reichthümern der römischen Kirche machte er den wohlthätigsten Gebrauch, indem er dafür Korn aus Sicilien kommen ließ, Hospitäler anlegte, den Armen Geld, Nahrung und Kleider, den Kranken Kost und Pflege, und vielen tausend Hungernden, Geld, Brod, Wein, und andere Nothwendigkeiten reichen ließ. Die Zeiten waren so schlimm, daß Alles sich zu den Klöstern drängte. Für den christlichen Gottesdienst sorgte Gregor nicht weniger durch eigene belebende und tröstende Reden *), als durch neue Feststellung feyerlicher Formen und Ceremonien. Sein Meßkanon **) oder Abendmalsliturgie ist nach und nach in der römischen Kirche, der einzig herrschende geworden. Auch stiftete er zur Aufnahme der Kirchenmusik zu Rom, eine eigene Unterrichtsanstalt für dieselbe.

Gregor war der Erste, der sich verbunden glaubte, die Italiener zum Schutze des Vaterlandes, der Religion und des Eigenthums, zu den Waffen zu rufen, und verband die ihm durch die dringendste Noth aufgezwungene weltliche und kriegerische Oberleitung, der den Longobarden entgegen zu setzenden Truppen, mit der, seiner Würde anständigeren friedlichen Vermittlung. Er rettete Rom, das ohne ihn eine Beute jener Feinde geworden wäre, und verdiente sich den Dank des Volkes.

Die Avaren.

Zu jener Zeit waren die Avaren unter ihrem kriegerischen Chan Bajan, bereits zu einer sehr bedeutenden Macht gelangt, die dem Ostreiche mit großen Gefahren drohte.

Schon unter Tiberius war Sirmium an Bajan verloren gegangen; gegen Mauricius stimmte der Barbar einen noch übermüthigeren Ton an, und behandelte ihn wie seinen Vasallen. Er steigerte nicht nur den, dem Kaiser auferlegten jährlichen Zins von 80,000 auf 120,000 Goldstücke, sondern dieser mußte sogar, um sich ihm geneigt zu erhalten, alle seine Launen befriedigen.

Der Chan wollte einen Elephanten sehen, und es wurde ihm der größte, den der Kaiser besaß, gesandt. Er wünschte sich ein goldenes Bett, seidene Zeuge, morgenländische Gewürze, und Alles mußte geschickt werden. Auf diese Weise hatten sich die Avaren einige Zeit ruhig verhalten, bis endlich der alte Chan gestorben war. Unter seinen Nachfolgern

---

*) Unter seinen Werken, 4 Bände, Paris 1705. Fol. zeichnen sich besonders »die Homilien« aus.

**) Diejenigen, welche der Austheilung des Abendmals nicht beiwohnen wollten, oder als Katechumenen nicht beiwohnen konnten, wurden in den frühern Zeiten des Christenthums am Schluße des vorausgegangenen Gottesdienstes von dem Priester entlassen, mit den Worten: Ite, missa est (scil. concio: geht, die Versammlung ist entlassen). Missa, oder wie die Deutschen sagten: Messe, hieß also ursprünglich Entlassung der Unberechtigten, späterhin die heilige Handlung, welche darauf folgte, endlich der Inbegriff der dabei von dem Priester vor dem Altare gehaltenen Gebete.

eroberten jetzt die Avaren Dalmatien, wodurch sie abermals Nachbarn der Longobarden wurden, brachen dann mit einer großen Macht in Italien ein, verheerten das platte Land, und belagerten die stark befestigte Stadt Friaul, die durch den Verrath der herzoglichen Wittwe, welche der Anblick des schönen und jungen Chans verführte, in die treulosen Hände der Avaren fiel. Bis zu dem Gedanken, das byzantinische Reich sich anzueignen, stieg die Ehrsucht des Chans. Als daher Heraklius sich zu einem Perserkriege rüstete, rückte der Chan mit einem mächtigen Heere in Thrazien ein, und trug dem neuen Kaiser die Erneuerung der alten Bündnisse an. Die beiden Fürsten verabredeten eine Zusammenkunft in Heraklea, wo der Friede bestätigt, und die Freundschaft durch glänzende Spiele gefeiert werden sollte. Wirklich ließ sich auch der Kaiser täuschen, und zog im kaiserlichen Schmucke mit einem großen Gefolge dem Chan bis Heraklea entgegen, wohin ihn der Weg durch tiefe Waldungen, in welchen der listige Chan seine Truppen versteckt hatte, führte.

Ein Zufall entdeckte aber die Verrätherei, und ließ den Kaiser in Verkleidungen und durch die Schnelligkeit seines Pferdes noch zurückkehren. Ihm selbst konnten die Avaren, obwohl sie ihn bis zu Konstantinopels Mauern verfolgten, nicht mehr erreichen; dafür wurden ihnen aber die Kleidungen und Geräthschaften, die theatralischen Dekorationen und die reichsten Einwohner der Stadt, welche die Neugierde nach Heraklea gelockt hatte, eine sichere Beute. Viele der Letzteren verloren das Leben, und über 270,000 Personen wurden bei dieser Gelegenheit gefangen, nebst einer großen Beute, worunter eine griechische Kaiserkrone sich befand, über die Donau zurückgebracht. Außer Stande, diese Treulosigkeit des Chans zu bestrafen, opferte der Kaiser die persönliche Beleidigung höheren Staatsrücksichten auf, und schickte eine Gesandtschaft an den Chan, damit ein dauerhafter Friede geschlossen werde. Der Chan schien sich auch wirklich über den hinterlistigen Vorgang zu schämmen, versprach Genugthuung und unterzeichnete den Vertrag. Um den Chan sich noch mehr zu verbinden, versprach ihm jetzt der Kaiser ein Jahrgeld von 200,000 Dukaten, gab ihm edle Byzantiner, und selbst seinen natürlichen Sohn als Geisel, und empfahl ihm sogar während seiner Abwesenheit in dem Kriege mit Persien, die Beschützung seines Thronfolgers.

Nicht aber aus Ehrlichkeit und Treue, sondern aus Noth verhielt jetzt der Chan sich mit seinen Avaren durch vier Jahre ruhig, da er mit den Böhmen, die seiner Herrschaft sich entzogen, zu kämpfen hatte. Aber kaum war dieser Aufruhr wieder gestillt, so gab der Chan den Aufforderungen des persischen Königs Gehör. Der Plan war auf die Eroberung der Hauptstadt des byzantinischen Reiches berechnet, nach welchem, während der persische Feldherr diese Stadt von der Seeseite belagern würde, die Avaren, Bulgaren, Slaven und Gepiden, sie von der europäischen Seite überfallen sollten. Wirklich erschien auch der Chan vor Konstantinopel und bestürmte die Stadt mit Heftigkeit, aber weder seine Belagerungsmaschienen, noch seine listigen Unterhandlungen konnten die Bürger zur Uebergabe bringen. Zürnend und drohend verließ jetzt der Chan Konstantinopel, denn seine Macht war mit diesem Zuge gebrochen, und viele, von den Avaren unterjochte Völker, kündigten ihm den Gehorsam auf.

Alle slavischen Nationen, in Böhmen, Mähren, Bosnien, Slavonien und Dalmatien, rissen sich von der avarischen Herrschaft los; die Slavinen in Siebenbürgen, in der Moldau und Ungarn, entzogen sich der Schutzpflichtigkeit, und die Avaren waren nicht mehr im Stande, sie zu bezwingen.

In Böhmen und Mösien, oder dem damals sogenannten weißen Kroatien brach die wendische Empörung aus *).

In diesen Gegenden nahmen die Avaren ihre gewöhnlichen Winterquartiere, und suchten nach Art eines wilden Volkes ihre Größe in der Härte des Joches, wodurch sie die Einwohner drückten, und die Weiber und Töchter der Wenden mißbrauchten. Diese Gewaltthätigkeiten entrüsteten die Nation um so mehr, jemehr sie von den stolzen Avaren verachtet wurde. Eine Zeit lang duldeten wohl die Böhmen und Mährer diese Mißhandlungen, die östlichen Slavinen in der Wallachei und Moldau rächten sich aber durch die Weigerung des Zinses bei jeder Veranlassung.

Ein neuer Volksstamm Chrowaten war aus der Vermischung avarischer Väter mit böhmischen Weibern entstanden.

Von ihren Vätern verkannt, und von den Anverwandten ihrer Mütter gehaßt, ergriffen nun diese Chrowaten die Waffen, und warfen unter der Leitung eines kriegserfahrnen fränkischen Kaufmanns Samo ihre harten Beherrscher zum Lande hinaus. Aus Dankbarkeit wählten sie jetzt diesen kriegerischen Helden zu ihrem Könige, der durch 35 Jahre mit Glück herrschte, und bald gegen die Avaren, bald gegen die Longobarden und Franken, die Sachsen, Thüringer und Alemannen focht.

Viele wendische Völker folgten dem Beispiele des Samo, oder unterwarfen sich ihm. Dadurch verloren die Avaren die Oberherrschaft über die Nationen und büßten alle ihre Eroberungen bis auf Oesterreich unter der Enns, einen Theil von Steiermark, Ungarn und Siebenbürgen ein.

Bald nach dem Verluste der wendischen Länder wurden die Avaren durch innere Uneinigkeiten noch mehr geschwächt. Nach dem Tode ihres Chans, eilten die Avaren, einen Nachfolger aus ihrer Nation zu wählen; die mit ihnen verbündeten Bulgaren glaubten sich aber eben so stark, und verlangten einen Chan aus ihrer Mitte. Da nun beide Nationen auf ihrem

*) Wenden nannten die Deutschen den Zweig der Slaven, der sich schon im 6. Jahrhunderte im nördlichen und östlichen Deutschland, von der Elbe längs der Ostsee bis zur Weichsel, und südwärts bis in Böhmen festsetzte. In diesem Sinne werden häufig dazu gerechnet: die Abotriten, die Pommern oder Wilzen, die Ukern, Heveller und Rhetarier, die Lusitzer und die Sorben.

Entschlusse bestanden, so wurden zugleich ein avarischer und ein bulgarischer Chan ernannt, die jedoch bald gegen einander die Waffen ergriffen. Der avarische Chan siegte, der bulgarische mußte sich mit 8000 der Seinigen zu dem fränkischen Könige retten, der diese Flüchtlinge zuvorkommend aufnahm, und in die bairischen Ortschaften vertheilte. Aber treulos seinem gegebenen Worte befahl er, sie Alle in einer bestimmten Nacht zu ermorden *). Nur einige Hunderte entkamen, und retteten sich nach der windischen Mark, wo der Fürst Waldučho sie gastfrei aufnahm.

Dadurch glaubten sich die Baiern gegen die Avaren auf immer gesichert; aber sie verfehlten der, durch ein Verbrechen gegen die Menschheit versuchten Absicht. Die Avaren fuhren fort, nach alter Gewohnheit im Lande der Baiern zu streifen, und wenn auch von dem Herzoge Theodo geschlagen, so kamen sie dennoch wieder, breiteten sich bis an die Enns aus, und verwandelten die umliegenden Gegenden an diesem Flusse in eine Wüstenei. Aus den Plätzen, in welchen vordin Städte und Dörfer geblüht hatten, wurde jetzt ein undurchdringlicher Wald, und diese Menschen und nahrungslose Einöde bildete ihnen eine natürliche Schutzwehre gegen die Angriffe der Baiern.

Die vielen bisher erlittenen Unglücksfälle hatten den kühnen Muth der Avaren so weit herabgestimmt, daß sie weniger mehr daran dachten, neue Länder zu erobern, als den Ueberrest ihres Reiches durch ihre eigenen Maßregeln zu vertheidigen, welches sie mit einer Reihe von Festungen bedeckten. Neun große kreisförmige Lager, von den Franken Ringe genannt, wurden angelegt, und mit 20 Fuß hohen Wällen und tiefen Gräben eingefaßt. Nur wenige und schmale Zugänge gestatteten den Eingang in das Innere dieser Befestigungen. Ein solcher Ring hatte mehrere Meilen im Umfange, und dieser innere Raum war in Dorfschaften und Landgüter eingetheilt. In dem mittleren Ringe wohnte der Chan, und hier wurden auch die Schätze des Reiches aufbewahrt. Zwei kleinere Ringe wurden in Noricum an der Donau angelegt, um den Fluß gegen die Einfälle der Deutschen und der böhmischen Slaven zu schützen. Diese ungeheueren Befestigungen ließen die arbeitsscheuen Avaren, größtentheils durch die ihnen damals noch unterthänigen Slaven ausführen.

Nun versuchten die Avaren ihre Grenzen gegen Deutschland auszubreiten, und überfielen die Kärnthner-Wenden; da sie aber von hier mit Hilfe des bairischen Herzogs Hugbert zurückgeschlagen wurden, so versuchten sie nach dessen Tode eine glücklichere Unternehmung. Die reiche Stadt Lorch, die bisher allen Angriffen tapfer widerstanden hatte, wurde von ihnen zerstört, und das Land ob der Enns, Kärnthen und Friaul, ein gräßlicher Schauplatz avarischer Verwüstung.

Bis nach Graubündten streiften diese Horden, und stifteten durch die Zerstörung des Klosters Disentis, in welchem sie die Mönche ermordeten, ein Denkmal ihrer Barbarei. Bald sollten sie aber ihren Nachbarn, den kriegerischen Franken, trotz der Wälle und Festungen, mit welchen sie sich umschanzt hatten, unterliegen.

*) Eine in der Folge in Frankreich und Sicilien nachgeahmte, und schon durch Mithridates dem IV., ausgeführte Bartholomäus-Nacht.

Die Franken.

Keines der deutschen Völker, welche der Sturm der Völkerwanderung aus seiner trägen Ruhe aufgeschreckt hatte, war zu einer höheren Stufe von Macht und Ansehen gelangt, als das Volk der Franken *), welches über viele der übrigen seinen Scepter gestreckt, und den Verhältnissen Europas eine bleibende Richtung gegeben hat **).

Die Franken waren lange Zeit in mehrere Stämme getheilt, von welchen jeder seinen eigenen Fürsten hatte, was die gemeinschaftliche Anwendung der Kraft hinderte, und den Zeitpunkt der Nationalgröße verzögerte. Doch fielen sie dem römischen Reiche vielfältig durch wilden Angriff und weite Raubzüge schwer, und machten ihren Namen in den salischen Franken berühmt. Unter der Regierung des Honorius fast um dieselbe Zeit, als die Westgothen in Aquitanien, die Burgunder in Germania prima, sich niederließen, breiteten sich die Franken, welche schon unter Konstantius um Torandria (unferne Lüttich) eine feste Niederlassung gegründet, in der ganzen niederrheinischen Provinz (Germania secunda) von Gallien aus. Klodion (vor 440), der Erste ihrer Könige eroberte das belgische Land bis zur Somme, und behauptete solches ungeachtet einer Niederlage, welche er durch Aëtius um das Jahr 448 erlitten. Die beiden Brüder, die zu Attilas Zeit über diese Franken herrschten, und von welchen der eine (Ungenannte) den Schutz des Hunnenkönigs, der andere Merováus (Merowig) den Schutz der Römer anflehte, sollen Klodions Söhne gewesen seyn. Von diesem Merováus ***) hat, nach der gewöhnlichen Meinung, das erste Königsgeschlecht der Franken den Namen der Merovinger erhalten; denn die Herrschaft bei den Franken war erblich, wenn gleich weder streng nach der Erstgeburt, noch

*) Franken heißen noch jetzt bei den Morgenländern alle christlichen Europäer, und bewohnen in Konstantinopel und andern großen Städten, besondere Stadttheile.

**) Siehe die Geschichtsschreiber Deutschlands: Mascov, Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie, Leipzig 1726, 2 Bde. Heinrich Graf von Bünau, deutsche Kaiser- und Reichshistorie, Leipzig 1728, 4 Bde. Schmidt, Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von Jos. Milbiller. Galetti, Geschichte Deutschlands, Halle 1785, 9 Bde., dann Ritters und Meusels gallische und französische Geschichten u. s. w. Unter den Franzosen Daniel, Histoire de France, welche am vollständigsten von Griffet, 17 Bde., Paris 1755, und 2 Bde. Amsterdam 1755, deutsch in 16 Bänden, Nürnberg 1756, herausgegeben wurde. Velly (dessen Fortsetzer Villaret und Gagnier) der neueren Geschichte angehören, Mezeray, und so noch mehrere Andere.

***) Andere vermuthen einen frühern Ursprung von Marbod (der aber eigentlich Mervoué geheißen habe), dem alten Könige der Markomannen.

unstreitbar. Welchen die Nation aus dem regierenden Hause zum Oberhaupte wählte, oder annahm, derselbe wurde auf einem Schilde, zum Zeichen des Kriegsbefehls emporgehoben, und dann als König verehrt. Alle Glieder dieses Hauses trugen als Kennzeichen ihrer Würde das lange, unbeschnittene Haar, welches in sorgfältig gekämmten Locken über Schultern und Rücken herabhing. Alle Unterthanen, Gemeine und Edle mußten ihre Häupter scheeren. Ein Gesetz, welches sehr lange dauerte. Der Sohn des Meroväus (nach Andern dessen Bruder) war Childerich, der schönste und stärkste Mann seiner Zeit, und ein glücklicher Krieger. Sein Tod gab den funfzehnjährigen Chlodwig (Chlodoväus, Chludewig, Ludwig), seinem Sohne, die Herrschaft über den salischen Stamm. Dieser Chlodwig ist auch der wahre Stifter der fränkischen Monarchie, ein Mann, durch Charakter und Thaten äußerst merkwürdig, doch wenig lebenswerth. Sein ererbtes Gebiet war klein, denn über den größeren Theil des Frankenlandes herrschten andere Stämme (zwischen dem Niederrheine und der Maas die Ripuarier), und überhaupt war bis dahin von den Franken mehr nur Land durchplündert und verwüstet, als erobert worden. Von dieser beschränkten Lage erhob jetzt Chlodwig sich zur Herrschaft eines mächtigen Reiches, und vollendete innerhalb dreißig Jahren die Gründung einer Monarchie, welche fortan der Schwerpunkt von Europa ward, und in ihrem Hauptlande heut zu Tage noch mit imponirender Stärke besteht. Das abendländische Reich war erloschen, und Odoaker, welcher in Rom den Kaiserthron umgestürzt, begehrte der transalpinischen Länder nicht: was also davon dem Reiche noch gehört hatte, schien herrenlos, und des ersten Besitznehmers freie Beute.

Kaum hatte Chlodwig seine einheimischen Angelegenheiten geordnet, so stürzte er auf Syagrius, welcher im Namen des erloschenen Reiches von Soissons aus, einen nicht unbeträchtlichen Theil von Gallien regierte. Bei Regent unserne Soissons war die Schlacht, in welcher die muthlosen Gallier, die untreuen Miethlinge dem wilden Angriffe der Franken nicht widerstanden. Syagrius sah die Auflösung seines Heeres, und floh nach Toulouse, zu Alarich dem II., König der Westgothen. Aber das heilige Gastrecht, die Gebote der Ehre und Menschlichkeit galten weniger an dem westgothischen Hofe, als Chlodwigs Drohung, und so war Alarich feig genug, den Syagrius an Chlodwig auszuliefern, der ihn dann hinrichten ließ. Das ganze belgische Land, die wichtigen Städte Soissons, Rheims, Treves, Beauvais und Amiens huldigten dem Sieger, welcher jetzt auch im Osten das Land der Tungrer zwischen der Nieder-Maas und Mosel eroberte, und in Westen gegen die Loire vordrang.

Deutschland war damals von mehreren unabhängigen mit einander nicht verbundenen, und wie die Franken, noch heidnischen Völkern bewohnt. Dieses waren die Alemannen von der Lahn bis nach der Schweiz an beiden Rheinufern und in Schwaben bis zum Lech: östlich von ihnen bis zur Enns die Bajoarier oder Baiern, eine aus den Resten der Rugier, Sciren, Turcilinger und anderer deutschen Stämme erwachsenen Volkerschaft. Die Thüringer von dem Harz fast bis zur Donau, und westlich bis zu den Grenzen der Franken und Alemannen. Die Sachsen im größeren Theile von Norddeutschland bis zur Elbe und zur Eider, die Friesen im äußersten Nordosten. Jetzt drangen die Alemannen den Rhein abwärts gegen Koln in das Gebiet Siegeberts, Königs der ripuarischen Franken. Chlodwig eilte jetzt seinem Vetter zu Hülfe, und stieß auf die Alemannen in den Feldern von Tolbiacum (Zulpich im Julichischen) (496), wo die Entscheidungsschlacht geliefert werden sollte. Die Alemannen stritten anfangs mit einem solchen Erfolge, daß die fränkische Macht zu weichen begann, und die Alemannen schon in ein allgemeines Siegesgeschrei ausbrachen. In diesem Augenblicke mochte jetzt Chlodwig die ganze Wichtigkeit des Tages empfinden, und verfolgte mit einem thränenden Blick und mit verzweiflungsvollen Herzen den Gang des Streites. Da nahte sich ihm der Bischof Aurelian, der Freund seiner christlichen Gemalin Chlotilde, mit den verhängnißvollen Worten: »Siehe! Deine Götter haben Dich verlassen, bekehre Dich zu dem Gotte der Gallier, und er wird Dir den Sieg verschaffen.« Der König erhob nun seine Hände gegen den Himmel und rief: »Jesus Christus, Dich flehe ich an um Hülfe, rette mich, und ich werde an Dich glauben.« Mit diesem Gebethe stieg auch die Hoffnung; Chlodwig machte einen neuen Angriff, und die Alemannen, überrascht von solcher Zuversicht, wichen dem Stoße, verloren den Muth, und wurden endlich vom Schrecken der Schlacht in eine unaufhaltsame Flucht gerissen. Die Blüthe ihrer Mannschaft fiel, darunter auch ihr König, der Ueberrest bat um Gnade, und so gieng an diesem Tage die Selbstständigkeit Alemanniens verloren.

In demselben Jahre, da Chlodwig die Alemannen besiegte, wurde seinem Gelübde getreu, am Weihnachtsfeste 496 zu Rheims das Sakrament der Taufe mit aller Pracht und Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes vollzogen. Chlodwig wurde von dem dasigen Bischofe Remigius, zugleich mit dem heiligen Oele gesalbt (welches der Sage nach, eine weiße Taube zur Taufhandlung vom Himmel herab gebracht): eine Nachahmung dessen, was die Bibel von den alten Königen Israels meldet, später von noch viel höherer Bedeutung. Mit ihm empfingen 3000 Franken seines Gefolges das heilige Bad, desgleichen seine Schwester Audoflede, die nachherige Gemalin Theoderichs des Großen, und allmälig kehrten sich auch die Alemannen nach dem Beispiele der Franken, dem Gotte des Sieges zu. Es war das orthodoxe christliche Glaubensbekenntniß, welches Chlodwig und seine Franken ablegten, daher gewann er für sich die ganze Geistlichkeit, sowohl des schon eroberten Reiches von Gallien, als auch des unter dem Joche der arianischen Westgothen seufzenden Theiles *).

*) Von den Geschichtschreibern ist Mancherlei über die Aufrichtigkeit oder Unaufrichtigkeit von Chlodwigs

Obrácenj Franckého krále Chlodwiga ke křestanstwu.

Conversione del re de' Franchi Clodovigo alla fede cristiana.

Chlodwig, franczia királynak a' keresztény hitrei térése.

Die Bekehrung des Frankenkönigs Chlodwig zum Christenthume.

Bald nach empfangener Taufe verfolgte Chlodwig eifriger als zuvor den Lauf der Eroberung. Er gedachte jetzt des burgundischen Gundobald, und achtete es nicht, daß der Sohn desselben, Sigismund, eine Tochter des mächtigen Theodorich zur Gemalin hatte. Er verband sich heimlich mit dessen Bruder Godegisel in Genf, und zog nun gegen Gundobald. Dieser forderte jetzt seinen Bruder zur Hilfe auf, und wirklich erschien Godegisel und stellte sich zu ihm; als es aber bei Dijon zum Treffen kam, da trat der Treulose plötzlich zu den Franken über, und der bestürzte und geschlagene Gundobald sah sich genöthigt, nach Avignon zu fliehen. Hier hielt er sich tapfer gegen den belagernden Chlodwig, und ermüdete ihn so sehr, daß ihm derselbe gegen einen Tribut den Frieden bewilligte. Später fiel Gundobald trotz einer fränkischen Schaar, die Chlodig bei ihm zurückgelassen, über seinen treulosen Bruder Godegisel her, überraschte ihn in Vienne, und ermordete ihn in einer Kirche, wo der Flüchtige vergebens eine Freistatt gesucht hatte. Seitdem behauptete Gundobald das ganze burgundische Reich bis an sein Ende, führte eine ruhmvolle Regierung, und gab seinem Volke ein eigenes Gesetzbuch.

Nach dem burgundischen Kriege unterwarfen sich dem Chlodwig das ganze nördliche Gallien, die Städte von Armorica, und was irgend noch in jenen Ländern den römischen Namen behauptete. Wenig Blut wurde dabei vergossen, da geschickte Unterhandlungen und Volksgunst mehr wirkten als Waffengewalt; auch befestigte der mächtige Einfluß des engverbundenen katholischen Clerus, das jugendliche Reich.

Einige Jahre nachher kam der Krieg mit dem Westgothenkönige Alarich zum Ausbruche, nach dessen Ländern Chlodwig schon lange lüstern war. Vergebens suchte Theodorich durch ermahnende und drohende Briefe, Chlodwig und seinen Schwiegersohn Alarich auszusöhnen, und den Sturm zu beschwichtigen, der ganz das Gepräge eines Religionskrieges an sich trug. Um den frommen Eifer seiner neu bekehrten Franken zu gewinnen, sprach Chlodwig in der Versammlung: »Es schmerzt mich in tiefster Seele, daß diese Arianer einen so schönen Theil von Gallien besitzen sollen. Laßt uns mit Gottes Hilfe gehen und uns das Land unterwürfig machen.« Gundobald von Burgund und Siegebert von Köln ließen ihre Völker zu ihm stoßen, und so ward im Jahre 507 aufgebrochen. Noch zu Paris, wo er seine Residenz hatte, versprach er, nach einer glücklichen Rückkehr, den zwölf Aposteln eine Kirche zu erbauen, da, wohin seine jetzt ausgeworfene Streitart fallen würde. Dem heiligen Martin, Bischof von Tours, der auch nach seinem Tode eine besondere Verehrung genoß, und als ein großer Wunderthäter betrachtet ward, gelobte er, als er durch Tours kam, sein Streitroß. Alarich II. erwartete ihm mit seinen Gothen zu Poitiers, und nicht weit von dieser Stadt an den Ufern des Clain, kam es zur Schlacht. Die Westgothen unterlagen, und Alarich ward von Chlodwig selbst getödtet. Seinen Sieg kräftig verfolgend, nahm er den reichen königlichen Schatz zu Toulouse in Besitz, und ließ seinen Sohn Theodorich dort zurück, um mit den Burgundern die Westgothen völlig aus Gallien zu treiben. Er selbst kehrte über Tours nach Paris zurück, wohin ihm Gesandte vom griechischen Kaiser Anastasius die Ehrenzeichen des Patriciats brachten. Man dachte damit den mächtigen Nebenbuhler Theodorichs zu gewinnen, und zugleich den Schein einer Oberhoheit über Gallien zu erhalten. Chlodwig empfing das Geschenk mit Dank, schmückte sich in der Abtei des heiligen Martin mit Purpurtunica und Diadem, und ritt so bis zur Stadt, mit beiden Händen Geld unter die begleitende Menge ausstreuend.

Damit aber Chlodwig nicht das ganze westgothische Reich an sich reißen möchte, erhob sich jetzt Theodorich gegen ihn, zwang ihn die Belagerung von Arles aufzuheben, und brachte den vereinigten Burgundern und Franken eine empfindliche Niederlage bei; doch behielt Chlodwig alles Land von der Loire bis zu den Pyrenäen, den Westgothen blieb in Gallien fast nichts mehr als die später Languedoc genannte Provinz.

Um nun auch alle Franken unter seine Herrschaft zu vereinigen, fehlten dem Chlodwig noch die Gebiete seiner vier Verwandten, Siegebert, Chararich, Ragnachar und Rignomer, die er jetzt durch eine empörende Hinterlist aus den Weg zu räumen suchte. Siegebert in Köln war alt und lahm, da ihm bei Zülpich ein Alemanne das Kniee durchstochen, und hatte einen herrschsüchtigen Sohn. Diesem Letztern zeigte Chlodwig die Aussicht auf ein Bündniß mit ihm und auf die Herrschaft seines Vaters, wenn dieser erst todt seyn würde. Der unmenschliche Sohn ließ hierauf seinen Vater, als er nach Mittag ruhte, ermorden, und gab sogleich dem Chlodwig Nachricht davon, damit er von seinen Getreuen einige absende, um die Schätze seines Vaters zu sehen, und sich für ihm davon etwas auszuwählen. Diese kamen auch, aber als sich der Sohn bückte, um den Kasten zu öffnen, und den Inhalt ihnen zu zeigen, hieb ihm einer von den Abgesandten hinterwärts mit der Streitart die Hirnschale ein. Nun erschien Chlodwig, und fragte die ripuarischen Franken in der Versammlung, ob sie sich seinem großen Reiche anschließen wollten, und diese schlugen beifällig die Waffen zusammen, setzten ihn nach deutscher Sitte auf einen Schild, und hoben ihn jubelnd als ihren König in die Höhe.

Chararich, in einer nicht genau mehr auszumittelnden Gegend, mußte angeblich dafür büßen, daß er bei Chlodwigs ersten Zuge gegen den Syagrius, einen Sohn des Aegidius, der einst des Kaisers Majorians Feldherr in den Gegenden zwischen der Loire und Seine gewesen, unthätig ge-

---

Bekehrung geschrieben worden; übrigens fand die Bekehrung Statt, zog die seines Volkes nach sich, und war ein Segen, wenn auch das Christenthum nicht den wilden Sinn Chlodwigs milderte.

blieben ist. Dieser war jetzt nebst seinem Sohne mit List aufgegriffen, und zum Geistlichen geschoren worden, als aber der Sohn tröstend zum Vater sprach: »Vom grünen Holze ist das Laub abgestreift, schnell können die Blätter wieder wachsen,« da ließ Chlodwig sie beide hinrichten, und vereinigte das Land mit dem Frankenreiche.

Jetzt war an Ragnachar zu Cambray die Reihe gekommen, der bei seinen Unterthanen wegen seiner Schwelgerei ohnehin verhaßt war. Chlodwig brachte nun einige seines Gefolges durch eherne Waffenringe und Wehrgehenke, die er für goldene ausgab, auf seine Seite, damit sie ihren rechtmäßigen Herrn, als Chlodwig gegen ihn zu Felde zog, treulos verließen, ihn auf der Flucht ergriffen, und nebst seinem Bruder Richar gebunden vor den Sieger führten. Als dieses geschehen war, und beide vor Chlodwig gebracht wurden, rief dieser mit erheucheltem Zorne dem Ersten entgegen: »Ha! wie hast Du unser Geschlecht so tief erniedrigen können, Dich binden zu lassen?« und mit diesen Worten hieb er ihn nieder. Zum Andern fuhr er aber fort: »Und Du Elender, wenn Du Deinem Bruder beigestanden hättest, er wäre sicher nicht gebunden worden,« und schlug auch diesen mit der Streitart zu Boden. Denen aber, die er mit den unechten Geschenken betrogen hatte, erwiederte er auf ihre Beschwerde: »Wer seinen Herrn verrathe, verdiene kein besseres Gold, sie hätten es mit Dank zu erkennen, daß er ihnen noch das Leben lasse.« Ein dritter Bruder, Rignomer, ward gleichfalls aus dem Wege geräumt, und nach ihm alle Vettern, welche noch Ansprüche auf die Herrschaft hätten machen können. Ja, um zu erforschen, ob noch jemand übrig sey, stellte er sich in Gegenwart seiner Großen oft betrübt, und sprach: »Daß er doch gar keinen Verwandten mehr habe, der ihm im Nothfalle helfen könne.«

Aber nicht lange besaß er den blutbefleckten Thron, da er schon im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters, und im dreißigsten seiner Herrschaft (511) starb. Er hinterließ seine Gemalin Chlotilde nebst vier Söhnen, Theodorich, Chlodomir, Childebert und Chlotar genannt.

Betrachtet man die Art und Weise, wie Chlodwig seine Alleinherrschaft erhob, so wird man sich scheuen, ihn einen großen Mann zu nennen; aber wer schon als Jüngling, ohne die Mittel einer ungewöhnlichen Macht, ein fremdes Land erobert, und bei seinem Tode ein weitausgedehntes, gewaltiges, gefürchtetes Reich hinterläßt, der wird jedenfalls den Namen eines großen Kriegers verdienen.

Chlodwig hatte vier Söhne hinterlassen, welche das fränkische Reich von Paris, Orleans, Soissons und Metz aus gemeinschaftlich regierten.

Dieses altdeutsche Erbrecht erhielt sich aber nicht lange, und der Gedanke einer Theilung des großen Reiches machte sich um so deutlicher geltend, als schon der überwiegend romanische Charakter der westlichen, und der fast rein gemannische der östlichen Hälfte eine natürliche Trennung erzeugte. So entstunden die beiden Reiche von Austrasien oder Ostland und Neustrien oder Westland. Aber selbst das Letztere zerfiel wieder in zwei Hälften, da im nördlichen Theile die romanische Sprache und deutsche Rechtskraft, im südlichen dagegen neben jener auch das romanische Recht herrschend war. So mußte es nun unter den Nachkommen Chlodwigs zu wirklichen politischen Theilungen kommen, wobei sich aber dennoch der ursprüngliche Begriff des einen großen Frankenreiches erhielt, und zuweilen auch sichtbar geltend machte.

Indessen führte nichts zu heftigeren Zerwürfnissen, blutigeren Kriegen und unmenschlicheren Gräueln, als eben diese Theilungen. Ein einziger Akt aus diesem grausamen Drama der merovingischen Hausgeschichte mag hier darzustellen genügen, wodurch die Sittenlosigkeit und die Wuth der Parteien an den fränkischen Königshöfen, wie unter den Großen des Reiches, innerhalb vierzig Jahren sechs Könige die Opfer des Stahls oder Giftes geworden sind.

Nachdem der Enkel Chlodwigs, König Chlotar der II., als einziger Sproße seines Geschlechts, die fränkischen Reiche wieder zu einer Monarchie vereinigt hatte, geschah im Jahre 565 durch dessen vier Söhne eine abermalige Theilung, und als bald darauf der älteste, Charibert, ohne Nachkommen starb, verbanden sich Chilperich und Guntram gegen Siegebert, dem jüngsten, weil sie sich bei der Theilung des brüderlichen Erbes benachtheiligt glaubten. Schon hatte man auf der einen Seite die Waffen ergriffen, als die Flucht und Reue auf der andern Seite den Krieg verhinderten; aber durch weiblichen Haß wurde der Zwist bald wieder aufs neue entflammt. Siegebert hatte Brunehilde, eine Tochter des westgothischen Königs zur Gemalin, und Chilperich ihre Schwester Galeswintha. Siegebert blieb seiner Gemalin treu, aber Chilperich ergab sich einem Weibe seines Volkes, Namens Fredegunde, und verachtete seine königliche Gemalin, die eines Morgens erdrosselt im Bette gefunden wurde.

Aller Verdacht fiel auf Fredegunde, die bald darauf Chilperichs Gemalin und Königin wurde. Was war jetzt natürlicher, als daß Brunehilde nach germanischer Sitte ihren Gemal zur Rache gegen die Mörderin der geliebten Schwester aufforderte, und wirklich kam es auch zum offenen Kriege zwischen beiden Brüdern. Fredegunde verließ sich aber auf das Glück der Schlachten nicht, sondern bestellte Meuchelmörder, welche den König Siegebert im Lager erstachen.

Dieser Mord steigerte den Haß der Brunehilde noch mehr, die jetzt den eigenen Sohn Chilperichs zum Werkzeuge ihrer Rache wählte. Dieser war Merowig, die Frucht einer früheren Ehe seines Vaters, den jetzt Brunehilde entführen ließ, und da dieser in Liebe zu seines Oheims Wittwe entbrannte, selbst zu ihrem Gemale nahm. Fredegunde ergriff aber auch hier das sicherste Mittel, und räumte den neuen Gemal ihrer Todfeindin durch Verrätherei aus dem Wege; ja das wüthende Weib trieb ihre Verruchtheit noch weiter, und wurde die Mörderin des eigenen Gemals, um ganz ungehemmt nach ihrer

maßloſen Begierde zu leben. Brunehilde hatte einen Sohn, Namens Childebert, und Fredegunde hatte einen Sohn Namens Chlotar; jener aber galt allein für echt, und wurde von ſeinem Oheim, dem Könige Guntram, zum Erben eingeſetzt. Dadurch gewann jetzt ſeine Mutter ein ſolches Uebergewicht, daß Fredegunde genöthigt war, ſich ruhig zu verhalten. Childebert jedoch ſtarb ſchon vor der Volljährigkeit ſeiner zwei Söhne, Theodeberts und Theodorichs, welchen Unfall jene zu neuen Racheverſuchen benutzte, bis der Tod ihrem blutbefleckten Leben ein Ziel ſetzte.

Von jetzt an hätte man Ruhe erwarten dürfen, aber Brunehilde, welche bisher noch im beſſeren Lichte erſchienen, zeigte ſich ihrer hingeſchiedenen Feindin vollkommen würdig. Das unruhige, herrſchſüchtige und ränkevolle Weib eilte von einem ihrer Enkel zum andern, hetzte den Einen gegen den Andern auf, und ſo entſtand der Bruderkrieg aufs Neue. Theodebert, von ſeinem Bruder beſiegt, wurde ermordet, während man ſeinem Sohne das Hirn an einem Felſen zerſchmetterte.

Nach dem Tode Theodorichs trachtete Brunehilde nach der Vormundſchaft ſeines minderjährigen Erben, fand aber bei den Großen des Reiches einen ſo entſchiedenen Widerſtand, daß ihr räthlich ſchien, nach Burgund zu fliehen, wo ſie die vier Söhne Theodorichs gegen den König Chlotar, jedoch zu ihrem eigenen und endlichen Untergange, in die Waffen jagte. Sie wurde ſammt den jungen Fürſten gefangen genommen, und, nachdem drei derſelben niedergemacht worden, ließ der König die ergraute Verbrecherin, den Gegenſtand des Abſcheues und Haſſes bei der ganzen Nation, drei Tage lang martern, hierauf an den Schweif eines wilden Roſſes binden und grauſam zu Tode ſchleifen.

Nun war unter Chlotar, wie einſt unter ſeinem Großvater, das ganze fränkiſche Reich wieder vereinigt, aber es war in ſeinen innern Verhältniſſen ein ganz anderes geworden. Dieſe Veränderung hatten nämlich zwei Dinge von ganz verſchiedener Natur bewirkt; die Kirche und das Lehenweſen. Der Kirche gelang es während den Verwirrungen durch die vielen Familienkriege nicht nur ihre moraliſche Macht zu erweitern und zu heiligen, ſondern durch die Erwerbung von Länderbeſitz auch eine irdiſche ſich zu verſchaffen; und durch das Lehenweſen bildeten ſich die weltlichen Großen zu einem Stande aus, welcher ſowohl die gemeine Volksfreiheit niederdrückte, als auch die Macht des Königs beſchränkte.

Zu Chlodwigs Zeit war das Frankenreich noch ein Chaos geweſen, unter ſeinen Söhnen und Enkeln hatte ſich Verwandtes näher verbunden, und Widerſprechendes ſich ausgeſchieden.

Die königliche Erbherrſchaft errang allmälig den Sieg über das volksthümliche Wahlreich. Die Monarchie befeſtigte ſich wohl, aber neben ihr thaten ſich auch die Großen des Reiches hervor, und der Einfluß der Geiſtlichkeit erweiterte ſich mit jedem Menſchenalter; während die gemeine Menge des Volkes immer mehr von ſeinen verſchiedenen Stammcharaktern, von ſeinen beſonderen Rechten und Sitten verlor. Die allgemeine Volksverſammlung auf dem Märzfelde, wo die früheren Könige erwählt, und die Geſetze beſchloſſen wurden, galt jetzt wenig mehr; dagegen geſchahen die meiſten Unterhandlungen und Veränderungen durch die königlichen Dienſtleute und Vaſallen, und das Amt des königlichen Hausbofmeiſters hatte ſich gebildet, was für die Folge von der größten Wichtigkeit wurde.

Die Alleinherrſchaft des Chlotar begünſtigte dieſe Entwicklung vorzüglich, denn wenn auch durch ein königliches Edikt alle unrechtmäßigen Auflagen abgeſchafft wurden, ſo erhielten anderſeits die Dienſtleute alle ihre unter ſeinen Vorfahren erworbenen Rechte und Beſitzungen beſtätigt, und die Geiſtlichkeit in Beziehung auf Wahlen und Gerichte viele Freiheit eingeräumt.

Unter der Alleinherrſchaft ſeines Sohnes Dagobert des I. erreichten ſie aber einen Grad, welcher für die ganze Folgezeit entſcheidend war. Dieſer König regierte mit vielem Lobe unter der Leitung des Biſchofs Arnulph von Metz und des Hausmaiers Pipin. Er beförderte den Ackerbau, den Handelsverkehr, und fing an, die Geſetze aufzeichnen zu laſſen, welche bei den verſchiedenen Völkern ſeines Reiches bisher mündlich waren überliefert worden. Aber das damals ſchon üppige Paris verlockte ihn in den Sumpf der Wollüſte, worin er die Sünden der Ausſchweifung durch eine zahlloſe Freigebigkeit gegen die Geiſtlichkeit zu ſühnen ſuchte. Dagobert ſtarb im Jahre 638 und mit ihm ging die königliche Macht der Merovinger zu Ende; denn alle ſeine Nachkommen regierten nur als Kinder oder Scheinkönige, unter dem überwiegenden Einfluſſe ihrer Hausmaier und der Großen des Reiches.

Von Dagobert an herrſchte das merovingiſche Haus wieder getheilt in Auſtrien und Neuſtrien, bis auf König Theodorich dem III., welcher abermals als einziger Sprößling beide Reiche unter einen Scepter wieder vereinigen wollte, er wurde aber darin durch den auſtraſiſchen Hausmaier Pipin von Heerſtall gehindert. Der Handel kam zum offenen Kriege, wobei Theodorich nicht nur eine völlige Niederlage erlitt, ſondern zuletzt noch froh ſeyn mußte, durch die Ergebung in die Umſtände wenigſtens den Namen des Königs zu retten.

Die Auſtraſier, deren Eiferſucht gegen die Neuſtrier ſich ſchon von alter Zeit berleitete, waren jetzt ſtolz auf den Sieg ihres Hausmaiers, welcher nun alle Theile der fränkiſchen Monarchie unter ſeiner Verwaltung vereinigte. Pipin führte auch dieſelbe zu ihrer vollen Zufriedenheit, erwarb ſich durch die Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung das allgemeine Vertrauen, und wurde von dem Volke freudig als Herzog und Fürſt der Franken begrüßt.

Das Hausmaieramt, auf deſſen Stufen ſich Pipin zu dieſer glänzenden Gewalt empor gearbeitet hatte, ſtammte aus uralter Zeit her. Derjenige, welchem es anvertraut wurde, war der Nächſte am Thron, war in allen friedlichen Geſchäften der erſte Rath, und im Kriege der erſte Befehlshaber.

Während alſo die perſönliche Schwäche der Monarchen das königliche Anſehen mehr und mehr ſchwächte, vergrößerte ſich der Hausmaier merkbar an Gut und Macht, ſo, daß bald ohne ſeinen Willen nichts mehr geſchah, und zuletzt er allein regierte.

Der König, der indeſſen von feilen Schranzen umgeben war, lebte nur den Schwelgereien des Hoflebens, ſchrieb ſeinen Namen unter die Diplome, ließ ſich im Frühjahre von einem Viergeſpanne Ochſen auf das Märzfeld führen, ſetzte ſich dort vor der Verſammlung auf den Stuhl ſeiner Väter, grüßte ſeine Getreuen, und nahm ihre Grüße entgegen, empfing von ihnen die herkömmlichen Geſchenke, bewirthete ſie und fuhr dann wieder in ſeinen Palaſt zurück, wo er bis zum nächſten Märzfelde blieb.

Als Pipin im Jahre 714 ſtarb, war ſein Anſehen ſchon ſo groß, daß er bei ſeinem Tode den Erben ſeiner Macht teſtamentariſch ernannte. Sein minderjähriger Enkel Theudebald, ſollte unter der Vormundſchaft der Mutter das Reich verwalten, aber die Franken haßten ſolche weibliche Herrſchaft, und neigten ſich zu unruhigen Bewegungen, bis Pipins natürlicher Sohn, Karl Martell, durch Tapferkeit, Gewandtheit und Glück aus der Mitte der ſtreitenden Parteien ſich zum Herzoge von Neuſtrien, und zum allgemeinen Herrn über beide Reiche erhob. Durch einige Zeit ließ er zwar das Schattenbild der Könige fortdauern, aber nach dem Tode Dietrichs des IV. ſetzte er demſelben keinen Nachfolger mehr; führte ungetheilt — wenn auch ohne den Königstitel — die Gewalt, und hinterließ ſie ſeinen Söhnen wie ein Familiengut (741).

Unter den Lorbeeren, welche Karls Stirne zieren, ſind die ſaraceniſchen die glorreichſten. In weniger als hundert Jahren hatten die Bekenner Mohammeds des Geächteten und Flüchtlings von Mekka *), ein Weltreich, dem römiſchen an Ausdehnung und Furchtbarkeit, gleich geſtiftet.

Das weite Arabien, und jenſeits der Wüſte, die Länder vom Mittelmeere zum Jaxartes und Indus, Aegypten und Nordafrika, endlich die große Halbinſel der Pyrenäen waren durch ihre Waffen bezwungen, durch ihren Eifer dem Koran unterworfen worden. Jetzt überſtiegen ſie dieſes finſtere Gebirge, und betraten Gallien, um die alten Länder der Weſtgothen dem eroberten ſpaniſchen Reiche beizugeſellen.

In dieſen Ländern herrſchte mit königlicher Macht der Herzog Eudos von Aquitanien, über ein aus Basken, Gothen und Franken gemiſchtes Volk. Einen erſten Angriff ſchlug er zurück; aber ein zweiter unterwarf den Saracenen das heutige Languedoc und Gascogne, von der Rhone-Mündung bis zu jener der Garonne. Von weit größeren Entwürfen glühend, führte hierauf Abderahman ein drittes Heer über die Pyrenäen; ganz Gallien, ja ganz Europa ſollte des Beherrſchers der Ungläubigen werden.

Jenſeits der Rhone, bei Arles ſchlug er die Chriſten in einer mörderiſchen Schlacht, dann nochmals, und faſt bis zur Vertilgung im Norden der Garonne, den unglücklichen Herzog Eudos; überſchwemmte und verheerte das ſchöne Land bis zur Loire und Saone, und erfüllte mit lähmenden Schrecken die ganze Chriſtenheit. Wäre es ihm gelungen, die Macht der Franken zu brechen, kein anderes Reich hätte mehr widerſtehen können; ſiegreich hätten die Saracenen des Abendlandes in das Herz von Europa vordringen, und da ſich mit ihren vom Morgenlande herkommenden Brüdern vereinigen können.

Wenn man den gänzlichen Fall der chriſtlichen Religion in den meiſten mahommedaniſchen Ländern, ihren kümmerlichen Zuſtand in den übrigen betrachtet, ſo iſt leicht zu erkennen, daß in ſo verhängnißvoller Lage ein Sieg der Saracenen dem Chriſtenthume den Untergang bereiten konnte. Unterdrückt in den Ländern, wo es die Hauptwurzeln geſchlagen, würde es auch in ſeinen entfernten Zweigen erſtorben ſeyn. Aber nicht nur das Chriſtenthum, und mit demſelben die Grundlage der edelſten Humanität, ſondern auch die Keime der Freiheit durch den Triumph des Moslems wären zerſtört worden. Das Syſtem europäiſchen Gemeinweſens hätte jenem der morgenländiſchen Alleinherrſchaft weichen müſſen, Germanien und Britanien hätten vor der Laune des Chalifen oder ſeines Statthalters erzittert, und aus ihrer lebensreichen Geſchichte fortſchreitender Kultur wäre ein trauriger Kreislauf aſiatiſcher Revolutionen geworden.

Als nun die Kunde von Abderahmans Siegen ſich verbreitete, als der vertriebene Eudos von Aquitanien um Hilfe flehend, und als Flüchtlinge von Tours, Lyon, Beſançon, die nahe Gefahr verkündigten, da ſammelte Karl die fränkiſchen und deutſchen Krieger unter ſeine allezeit ſiegreichen Paniere, ordnete als großer Heerführer den Marſch in den Ebenen von Poitiers, und lieferte daſelbſt die unſterbliche Schlacht. Durch ſechs Tage unterhielt Karl gegen die überlegenen Reiterſchaaren und Bogenſchützen des Morgenlandes mühevoll den ungleichen Kampf; am ſiebenten Tage aber, wo die Gewaltshaufen des Fußvolkes zur Entſcheidung auf einander ſtießen, da vertilgte das hochſtämmige kühne Geſchlecht der Deutſchen mit mauerfeſter Bruſt und eiſernen Arme ſtreitend, in wenig Augenblicken das arabiſche Heer. Die Trümmer desſelben flohen, eilig und auf immer, je-

*) Mohammed, der Stifter der mohammedaniſchen Religion, war nach der wahrſcheinlichſten Meinung zu Mekka, von zwar armen Eltern, aber aus einem vornehmen Geſchlechte, im Mai des Jahres 571 geboren. Noch jung, verlor er Vater und Mutter, und kam durch die Vermittlung ſeines Oheims in das Haus einer reichen Kaufmannswittwe, die ihn dann heiratete. Mohammed war 40 Jahre alt, als er, zwar anfangs nur unter wenigen eng Vertrauten, dann aber öffentlich vor allem Volke, den Koreiſchiten und Fremden in der Kaaba und überall wo er Zuhörer fand, als gottgeſandter Lehrer der einzig wahren Religion auftrat. Die Obrigkeit zu Mekka, welche von dieſer Neuerung einigen Aufruhr beſorgte, ſuchte ſeiner habhaft zu werden; er aber flüchtete ſich mit einer kleinen Anzahl Freunde nach Medina, und entdeckte hier ſeinen Schülern, die ſich immer zahlreicher bei ihm einfanden, ſeine Herrſchaft und Religion durch die Waffengewalt auszubreiten, was ihm auch gelang. Er ſtarb im Jahre 633 im 63. Jahre ſeines Alters. Delsner, Mohammed, Frankfurt 1810.

Carlo Martello alla battaglia di Poitiers

Karl Martel in der Schlacht bei Poitiers.

Karel Martel w bogy o w bytwu pru Poitiers.

Martel Károly Poitiers mellett csatában.

der Stamm einen besondern Weg suchend, über die Pyrenäen zurück. Dieser Tag, von dem an Karl »der Hammer« beigenannt wurde, bleibt so denkwürdig, als jener von Chalons, denn er befreite die Franken und mit ihnen die Deutschen von mohammedanischer Oberherrschaft, wie jene von hunnischer Barbarei.

Neun Jahre nach dieser herrlichen Waffenthat starb Karl, worauf seine Söhne Karlmann und Pipin das Reich theilten (741). Der erste erhielt Austrasien, der zweite Neustrien, ein dritter Bruder wurde aber ausgeschlossen.

Noch schien ein König nothwendig, um der Gewalt der Großhofmeister den Namen zu leihen, oder auch, um solchen Titel zum Vortheile dieser Letzteren im Gebrauche zu erhalten, und so wurde ein merovingischer Prinz, Namens Childerich III., deßhalb auf den Thron gesetzt, welchen er aber bald seinem Gewaltträger wieder überlassen mußte.

Pipin, wegen seiner kleinen Leibesgestalt der Kurze genannt, und seit der Abdankung seines Bruders Karlmanns, nachdem dieser in das Kloster Monte Cassino ging, Alleinherrscher, hatte der Nation durch Thaten seine Kraft bewiesen. Von den einheimischen Großen war Keiner, der nicht sein Wort ehrte, und die unterworfenen Völker scheueten seine Waffen. Aber kein persönliches Verdienst ist so ehrwürdig in den Augen des Volkes, als der Schimmer einer Krone; daher beschloß Pipin, König zu werden, und wendete sich in dieser Absicht an den Papst, dessen Ansehen als Haupt der abendländischen Christen schon sehr bedeutend war. Eine Gesandtschaft dahin trug jetzt seiner Entscheidung die Frage vor: »Welches der wahre und rechtmäßige König sey; ob Jener, der den leeren Namen trage, oder der, welcher die ganze Gewalt des Reiches und dessen Sorge in Krieg und Frieden führe?« Der Papst entschied nach den Wünschen des Gewaltträgers, und nach diesem Ausspruche wurde Childerich entthront, und in ein Kloster gebracht; während Pipin von den ihrer Treue gegen Chlodwigs Haus entbundenen Franken als König begrüßt wurde. Der heilige Bonifacius und nachmals der Papst selbst, ertheilten ihm durch feierliche Salbung einen heiligen Charakter, ja es wurde ein schwerer Bannfluch gegen diejenigen ausgesprochen, welche es wagen würden, von dem also geweihten Pipin oder seinem Hause auch in der spätesten Folgezeit abzufallen. Dieser König selbst aber und seine Nachfolger leiteten fortan ihr Herrscherrecht von der Gnade Gottes ab, und so geschieht es, mit einer einzigen Ausnahme noch jetzt, von allen christlichen Fürsten *).

Unläugbar erhielt die königliche Würde, indem die Kirche ihr das Siegel göttlichen Ursprungs aufdrückte, in den Augen der Völker eine heiligere Weihe; aber auch die Macht der Päpste, die in einer so wichtigen Sache als die Stellvertreter Christi auf Erden um Rath befragt, und um Entscheidung gebeten wurden, stieg durch diesen Vorzug in irdischen Dingen *).

Um sich dankbar gegen den römischen Stuhl zu beweisen, schenkte Pipin das den Longobarden abgenommene Exarchat, obschon, so wie Rom, eigentlich zum griechischen Reiche, dasselbe der Kirche des heiligen Petrus gehörte, an welches sich nun die Anfänge des heutigen Kirchenstaates knüpfen **).

Pipin hinterließ zwei Söhne, Karl und Karlmann, von welchen der Letztere früher starb. Karl aber ist der Riese seines Hauses, der Stolz der Deutschen, und der Schöpfer einer neuen Zeit geworden. Er vollendete den Bau der fränkischen Monarchie, durch seine Eroberungen, seine Gesetzgebung und Kulturanstalten. Er erhob sie zu einem Weltreiche, und knüpfte dasselbe an das römische an.

Karl der Große.

Vom Jahre 768 bis 814.

Karlmann, welchen bei der väterlichen Theilung das südliche Gallien mit Burgund, Elsaß und Allemanien zugefallen war, hatte bei seinem Tode im Jahre 771 zwei unmündige Söhne als die gesetzlichen Erben seiner Länder hinterlassen. Karl wußte es aber bei der Reichsversammlung dahin zu bringen, daß man seine Neffen von der Erbfolge auf immer ausschloß, und ihn allein als den Besitzer des fränkischen Thrones anerkannte.

Dieses war auch die größte Wohlthat für die Monarchie, nachdem dadurch die früheren, so verderblichen Bruderzwiste unterblieben, und Karl seine Kraft ungetheilt der Erweiterung, Sicherung und Kultivirung seines Reiches widmen konnte, was er auch mit solcher Umsicht, Liebe und Ausdauer gethan, daß ihm das Verdienst und der Ruhm eines der ersten aller großen Herrscher geworden ist ***).

Bei Ausschließung der unmündigen Söhne seines Bruders von der Nachfolge, flüchtete ihre Mutter Gerberga mit ihnen zu ihrem Vater dem Longobardenkönige Desiderius, zu welchem Karl selbst ein Schwiegersohn war. Aber in demselben Jahre verstieß auch Karl unter einem gehaltlosen Vorwande

*) Der König der Franzosen schreibt sich bekanntlich nicht: »Von Gottes Gnaden.«

*) Papst Gregor VII. berief sich, um sein Recht, den Kaiser Heinrich IV. abzusetzen, zu erweisen, förmlich auf die Absetzung des letzten Merovingers.

**) Zwar ist die Urkunde darüber nicht mehr vorhanden, aber die Schenkung selbst ist nicht zu bezweifeln, da sich Papst Stephan III. in einem Schreiben auf des Königs Pipin Handschrift bezieht.

***) Sein Leben beschrieb Eginhard, der älteste deutsche Geschichtsschreiber, in »Vita et Gestis Caroli Magni. Trajecti ad Rhenum ex Offic. Guilielmi van de Water 1711.« »Karl der Große« von Bredow. 1814. Geschichte der Regierung Kaiser Karl des Großen von D. H. Hegewisch 1791. Pahl, über den Charakter Karls des Großen 1811. Außer diesen, noch die vorzüglicheren allgemeinen Schriftsteller über das Mittelalter, oder über die fränkischen und deutschen Geschichten.

seine longobardiſche Gemalin, und vermälte ſich mit Hildegard, einer Tochter des edlen Gottfried aus dem Hauſe der Welfen. Dieſes gab die Veranlaſſung zu dem erſten Kriege, den Karl führte, nachdem der beleidigte Deſiderius Schritte machte, welche Karl ſchon längſt gewünſcht hatte, und die ihm jetzt Gelegenheit gaben, ſich in die Angelegenheiten Italiens einzumiſchen.

Karl ſtieg mit einem Heere über den Mont cenis, und ſein Oheim Bernhard wand ſich mit einem zweiten Heerhaufen durch die Schluchten des Jovisberges (ſpäter der St. Bernhardsberg); während Deſiderius auf ſeine Streitmacht und ſeine feſten Städte pochend, die Alpenpäſſe ſtark und ſorgfältig beſetzen ließ. Bald ſahen aber ſeine Longobarden, wie die Franken ſie von vorne und in ihrem Rücken überfielen, vergaßen dabei der alten Tapferkeit, und gaben, ſich in das feſte Pavia flüchtend, die Alpenpäſſe preis. Pavia wurde jetzt belagert; als ſich aber die Einnahme dieſer Stadt verzögerte, da wurde in Italien Winterraſtung genommen, eine in der fränkiſchen Kriegsgeſchichte bisher ungewöhnliche Maßregel.

Noch während dieſer Belagerung reiste Karl zum Oſterfeſte nach Rom, wo er von feierlichen Prozeſſionen eingeholt, wie im Triumphe empfangen, und als Befreier Italiens und römiſcher Patrizier mit den größten Auszeichnungen geehrt ward. Er wohnte dem glänzenden Gottesdienſte in der Peterskirche bei, knieete am Grabe des heiligen Petrus, wo er im Gebete für ſeine errungenen Siege dankte, und ſchwur dem Papſt über den Sarg des Apoſtels eine unzertrennliche Freundſchaft. Zugleich beſtätigte er auch auf Hadrians Bitten die von Pipin dem heiligen Stuhle gemachte Schenkung des Exarchats.

Indeſſen erreichten Hunger und Seuchen in der belagerten Hauptſtadt Pavia den höchſten Grad, daß ſich dieſe zuletzt genöthigt fand, ſich an Karl zu ergeben. Der Sieger ließ jetzt den gefangenen Longobardenkönig Deſiderius, wahrſcheinlich früher geblendet, mit ſeiner Gemalin und ihren Kindern nach dem Kloſter Korvey bringen, wo ſie in der Verborgenheit verſchwanden; er aber nannte ſich nach dem Sturze des alten Königshauſes, nun ſelbſt König der Longobarden.

So ging in Erfüllung, was die Sage erzählt: Als Deſiderius ſich in das feſte Pavia geworfen, und mit ſeinem Sohne Otkar von den Zinnen eines Thurmes herabſchaute, um ſich von der Annäherung ſeines Gegners, Karl, ſelbſt zu überzeugen; da kam ein dichter Zug über die Ebene, und Deſiderius fragte ſchnell: »Iſt das Karl?« »Noch lange nicht,« antwortete Otkar; »es iſt nur ſein Gepäcke und ſeine Dienerſchaft.« Darnach kam ein noch größerer Menſchenſchwarm, der in allerlei Farben und Schnitt gekleidet war. Deſiderius ſprach: »Unter dieſen iſt er gewiß!« »Noch immer nicht,« erwiederte Otkar, »das iſt nur des Heeres Troß aus dem gemeinen Volke aller Länder, die ihm unterthänig ſind.« Dem Deſiderius brach der Angſtſchweis aus, denn ſchon wieder kam ein neuer Haufen auf leichten Roſſen mit blitzenden Köchern und Bogen auf den Rücken. »Das iſt gewiß Karl?« »Noch nicht!« ſprach Otkar. Nun nahten die Biſchöfe und Aebte und die ganze Kleriſey mit ihren Dienern; ſie trugen ſeidene Kirchenfahnen, und von den Rauchfäßern ſchwang ſich leichtes duftiges Gewölk empor. »Da kömmt der Himmel mit der Erde!« rief Deſiderius verwundert aus, »verbergen wir uns in ihrem Schooſe.« Otkar ſprach: »Erſt dann, wenn die Ebene von Lanzen wie ein Saatfeld von Aehren ſtarrt, und ein eiſerner Po und Teſſino die Stadt mit ſchwarzer Fluth umſtrömen, dann erſt und nicht eher iſt es Zeit, ſich zu fürchten; dann erſt kömmt Karl.« Und kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ſchien eine dunkle Fluth, gleich wie eine ſchwarze Gewitterwolke aus dem Boden aufzuſteigen, aus welcher hoch emporragend, eines rieſigen Kriegers Geſtalt ſich immer näher zeigte. Man erblickte den eiſernen Karl (im eiſernen bebuſchten Helme, eiſernen Schienen an Arm und Beinen, einem eiſernen Panzer, und die hochgewölbte Bruſt mit den gewaltigen Schultern, einen hoch aufgehobenen Spieß in der Linken, das nie bezwungene Schwert mit dem goldenen Kreuzhefte in der Rechten, und ſelbſt ſein Roß war wie von Eiſen an Muth und Farbe) einen zürnenden Blick, gleich dem Blitze des Himmels auf die Stadt richtend. »Jetzt iſt Karl da!« rief Deſiderius, und ſank in Ohnmacht.

Karl war nun König der Longobarden, deren Reich und Unabhängigkeit nach einer Dauer von 206 Jahren einem einzigen Streiche unterlag. Zur Sicherung dieſer neuen Erwerbung fand Karl nichts weiter mehr nöthig, als den Eid der Treue, den ihm die longobardiſchen Herzoge leiſteten, und eine Beſatzung in Pavia; im Uebrigen blieben Verfaſſung und Geſetze wie zuvor. Auch Karlmanns Wittwe und Söhne waren in ſeine Hände gefallen, doch iſt über ihr ferneres Schickſal nichts bekannt. Glaubenseifrig wie Karl war, und glühend nach Thaten und Ruhm, ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, den Kranz des Glaubenshelden ſich um die Schläfe zu winden, und darin ſeinem Großvater, dem gefeierten Karl Martel zu gleichen.

Von zwei Seiten her bedrohten Feinde die Entwicklung des Chriſtenthums. Von den Pyrenäen her das Volk und der Glaube Mohammeds, welche in ganz Spanien herrſchten; von Nordoſten Europas her, das altſächſiſche und frieſiſche Heidenthum. Nicht leicht war ihm der Kampf gegen das über den Rhein vordringende Heidenthum der Sachſen, die mit Begeiſterung und Feſtigkeit an ihre Freiheit und an ihren Gott Odin hielten *). Dieſe Religion der Sachſen war keine Vielgötterei, auch kannten ſie keinen Bilderdienſt in ihrer früheſten Zeit. Unter uralten Eichen in düſtern Hainen, an ſtürzenden Quellen, verehrten ſie Odin, den Allvater, den unſichtbaren Gott. Später aber artete dieſer Allvaterdienſt aus, und es fand ſich wenigſtens ein Bild bei den Sachſen, die Irmenſäule, ein Nationalheiligthum von ungewiſſer Be-

*) Der ſächſiſche Krieg begann ſchon vor dem longobardiſchen im Jahre 772 und dauerte bis zum Jahre 803 mit weniger Unterbrechung.

Karel Velky w přitaženy, tahne k mestu Pavia

Carlo Magno marciando contra la città di Pavia

Nagy Karoly Pávia város elleni készületében.

Karl der Grosse im Anzuge gegen die Stadt Pavia.

deutung. Nach Einigen die Statue des Helden Hermann, der in Panzer und Eisenringen auf einer eilf Schuh hohen Marmorsäule sich erhoben; nach Andern ein bloßes Götzenbild.

Kaum hatte Karl die Alleinregierung angetreten, so hatte er auch schon ausgesprochen, die Sachsen mit dem Schwerte christlich und fränkisch zu machen. Bevor sie sich es versahen, drang er also mit einem großen Heere im Frühjahre 772 in die Länder des gefürchteten Volkes ein. Hitzige und zugleich siegreiche Gefechte trieben auch anfangs die Sachsen zurück; als aber eine außerordentliche Trockenheit einfiel, da durfte er es nicht wagen, weiter von der Lippe, einen zu ihrem Gebiete gehörigen Fluße, sich zu entfernen, und so blieb er durch drei Tage mit seinem Heere auf einem Platze, bis ein starker Regen erfolgte, worauf er dann unverzüglich gegen die Weser vorrückte.

Bei dem Anblicke seiner Armee waren die Sachsen so sehr überrascht, daß sie sich zu ergeben anboten; allein der mächtige Frankenkönig wollte sich nur mit gänzlicher Abstellung ihres Götzendienstes zufrieden stellen, und bahnte sich den Weg bis zu ihrem festesten Punkte (wahrscheinlich einem großen verschanzten Lager) die Eresburg genannt, unweit dem heutigen Paderborn (in der zum Königreiche Preußen gehörigen Provinz Westphalen), wo auch die berühmte Irmensäule stand. Dieses altsächsische National-Eigenthum war der Sachsen heiligster Gegenstand, daher vertheidigten sie auch diesen Posten mit der äußersten Wuth und Verzweiflung. Jedoch alle Anstrengungen waren umsonst. Karl ließ den Platz mit furchtbarer Gewalt nehmen, alle Einwohner niederhauen, und sogar ihren heiligsten Gegenstand, die Irmensäule zerstören. Nicht möglich schien es den Sachsen jetzt länger mehr zu widerstehen, daher erboten sie sich dem Sieger zu einem Vergleiche, und gaben zwölf Geiseln aus den edelsten Geschlechtern ihrer Familien als Bürgschaft ihres künftigen Gehorsams. Karl führte nun, mit den Versprechungen zufrieden, sein Heer wieder zurück, gab aber, bevor er das Land gänzlich verließ, den Befehl, mehrere Festungen zu bauen, um dadurch das Sachsenvolk leichter im Zaume halten zu können.

Dieses geschah vor dem Longobardenzuge, den Karl im Vertrauen auf den beschworenen Vergleich, über die Alpen unternommen hatte; aber kaum war er jenseits mit seinen Kriegsvölkern angelangt, so erhoben sich schon wieder die Sachsen, und streiften verheerend in das fränkische Gebiet.

Karl hatte in ihre Freiheit und in ihren Glauben, also der Nation ins Herz gegriffen. Dieses war nun kein gewöhnlicher Streit und Kampf mehr, sondern mußte ein Nationalkrieg, ein heiliger Krieg werden. Da er zugleich Religionskrieg war, so mußte er langwierig und erbittert werden, wie Kämpfe der Grundsätze und Leidenschaften.

Trieb die Franken und ihren König christlicher Glaubenseifer, Herrsch- und Ruhmsucht, und die Begierde nach Beute, so begeisterte die Sachsen der Gedanke an die alte Freiheit und den alten Glauben der Väter. Ihre Religion, so wie ihre Heiligthümer waren mit dem Charakter mit der ganzen Art und Verfassung dieses kriegerischen Volkes verwachsen. Sie kannten bisher in ihren Gauen keine Priester und keinen bevorrechteten Adel, keine erbliche Fürstenwürde, keine Zehenden und keine Steuern.

Alles dieses wollten die Franken ihnen aufdringen, und mit ihrem Glauben ihre Freiheit ihnen rauben; daher war auch ihr Entschluß zum Kampfe auf Sieg oder Untergang. Ihr Land, von Flüssen und Morästen und undurchdringlichen Wäldern durchschnitten, da und dort durch feste Burgen geschützt, und durch große Erinnerungen alter Freiheitskämpfe, wie z. B. der Varusschlacht im Teutoburger Walde geweiht, unterstützte sie trefflich in einem Kampfe mit äußern Feinden. Unter ihren Führern, welche sie sich wählten, glänzten vorzüglich Albion und Wittekind; von denen Letzterer die Seele des Sachsenbundes und der Nerv des heiligen Krieges war.

Zur Vergeltung der zerstörten Irmensäule griffen sie auf ihrem verheerenden Zuge zuerst die Kirche in Fritzlar an, welche der heilige Bonifacius erbaut hatte, zerstörten diese, so wie die von den Franken besetzte Eresburg, und wütheten weithin in dem schon christlich und fränkisch gewordenen Hessenlande.

Aus Italien siegreich zurückgekehrt, ließ sie Karl durch vier Heerhaufen zurücktreiben, und zog dann im folgenden Frühjahre selbst zum zweiten Male mit einer noch stärkeren Macht wider sie; eroberte jetzt ihre Hauptfeste, die hohe Siegburg am Zusammenfluße der Lenne und der Ruhr, eilte nach der Eresburg, befestigte und besetzte sie aufs Neue, und wandte sich ohne Verzug nach der Weser, wo ihm seine Schnelligkeit und seine Uebermacht an Streitkräften, zusammen Sieg auf Sieg über die noch nicht vereinigten Sachsen, die auf den Seiten sich erst sammelten, erwarben. Nach einem Siege bei Brunsberg unterwarf er die Ostphalen, — diejenigen Sachsen, welche von der Saale und Elbe bis zur Eider und Trave saßen; und auf dem Rückwege zwang er die Engern oder Mittelsachsen, daß sie ihm Geiseln stellten. Inzwischen griffen die Sachsen des Niederrheins, die Westphalen, den Heerhaufen Karls an, welchen er in einem festen Lager bei dem heutigen Lübbke, unweit Münden und der Weser, zurückgelassen hatte; aber seine Schnelligkeit rettete auch hier die Seinen, und zwang die Westphalen zu den gleichen Bedingungen, wie ihre Brüder. Jetzt klang die fränkische Art in den Urwäldern; ganze Strecken wurden ausgelichtet, und der Bau zu Kirchen und Klöstern angefangen, denn nicht bloß für sich und seine Herrschaft, sondern auch für das Kreuz des Welterlösers wollte Karl erobern.

Diese Beschäftigung des großen Fürsten im Nordosten Europas, suchte jetzt im Süden der Herzog Rotgaud von Friaul zu benutzen, nachdem er die Städte der Lombardie an sich zog, und sich zum Könige von Italien aufwarf. Karl eilte nun über die Alpen, und erdrückte durch seine plötzliche Erscheinung den Aufstand. Um eine Empörung solcher Art abschreckend zu bestrafen, ließ er das Haupt des gefangenen Herzogs Rotgaud auf dem Blutgerüste fallen, und zog dieses Gebiet zu seinem Reiche, worüber ein neuer Herzog gesetzt wurde.

Gerne hätte Karl auch dießmal die Weltstadt Rom wieder betreten; allein eine neue, gewaltig tobende allgemeine Empörung unter den kaum gebändigten Sachsen, welche jetzt nicht unbedeutende Vortheile über die Franken errangen, nöthigten ihn, mit seiner gewohnten Schnelligkeit sich ihnen entgegen zu stellen. Er eilte bis zur Lippe und Weser, überfiel die Empörer, und schlug sie dießmal nicht ohne Erbitterung, härter wie früher. Er befestigte seine Burgen stärker, vermehrte die Besatzungen und zwang die zunächst wohnenden Sachsen zur Taufe. Die neuen Geiseln sandte er, so wie die frühern, in fränkische Klöster, und ließ sie unterrichten, um sich dann ihrer in der Folge zur Heranbildung ihrer Landsleute bedienen zu können.

Nun endlich glaubte er der Gewaltthätigkeiten gegen dieses Volk überhoben zu seyn, und seinen Zweck auf einem friedlichem Wege verfolgen zu können. In dieser Absicht ließ er auch im folgenden Jahre, 777, die Edlen der Sachsen zu einem Reichstage nach den in ihrem eigenen Lande gelegenen Paderborn einladen, und hier gelobten sie, gegen Beibehaltung ihrer Verfassung, Gesetze und Landtage, Karl für ihren Oberherrn anzuerkennen und ihm Tribut zu zahlen; auch die Anstalten zur Begründung des Christenthums unter ihnen auf keine Weise zu hindern Wer dem zuwider handle, sollte Güter und Freiheit verlieren. Allein Wittekind, einer ihrer tapfersten Anführer, gab sein Volk und die Freiheit noch nicht verloren, und war auch auf dem Reichstage nicht erschienen. Er zog es vor, das Land zu verlassen, und bessere Zeiten abzuwarten, und begab sich zu seinem Schwager, dem Dänenkönige, der in Schleswig seinen Hof hielt, welchem Beispiele auch viele seiner Getreuen folgten.

Karl befand sich noch in Paderborn, als daselbst eine mauriſche Gesandtschaft aus Spanien erschien, um sich seine Hilfe wider ihren König Abderahman, der mit despotischer Macht und Grausamkeit regierte, zu erbitten. Das Glänzende der Unternehmung lockte den feurigen Helden zu neuen Eroberungen, daher sicherte er ihnen auch seinen Beistand zu, und zog im nächsten Jahre mit einem großen Heere über die Pyrenäen, das in zwei Haufen und zwei verschiedenen Punkten das Gebirge überstieg. Alles Land zwischen den Bergen und dem Ebro fiel ihm zu. Pampelona und Saragossa waren erobert; die Emirs huldigten ihm, und erhielten das Land von ihm zum Leben. So kehrte er nach einem Feldzuge, der bisher glücklich genannt werden konnte, wieder zurück, und hatte mit seinem Heere größtentheils die gefährlichsten Gebirgspässe hinter sich, als dasselbe durch einen heimlichen Ueberfall von den, bis in die neuesten Zeiten so furchtbaren Gebirgsbewohnern dieser Halbinsel, nicht weit entfernt vom Thale Roncesvalles, plötzlich angegriffen und fast ganz vernichtet wurde. In diesem verhängnißvollen Kampfe fanden seine tapfersten Kriegsleute, namentlich ein Eckhard, Anshelm, Rutland oder Roland (Karls Schwestersohn) den Tod, Helden, welche nachher in der Sage des Volkes unsterblich wurden *).

*) Die berühmtesten Gedichte, welche die Thaten Rolands, wiewohl nicht ausschließend besingen, sind Bojardos »Orlando innamo rato« und Arioſtos »Orlando furioso.«

Den Sachsen war die weite Entfernung von Karls Heer ganz erwünscht, denn während seines Zuges nach Spanien waren sie auf Anstiften Wittekinds und unter seiner Anführung, noch überdieß unterstützt von einer zahlreichen däniſchen Reiterschaar, über die Gränzen gedrungen, und hatten mit Sengen, Plündern und Mord Alles, bis in die Nähe von Köln verwüstet. Karl, dadurch aufs Aeußerste gereizt, trat jetzt mit einem bedeutenden Heere aus Oberdeutschland mit blutgedrängtem Schwerte ihnen wieder entgegen. Die ganze Frankenmacht hatte er zum Kampfe aufgeboten, und dieser vermochten die an der Aa und Bocholt aufgestellten Sachsen wohl nicht zu widerstehen. Eine abermalige Unterwerfung der Westphalen war also die Folge, und siegreich vordringend an die Weser empfing er auch von den Engern und Ostphalen Geiseln und Huldigung.

Zu Orheim, wo die Elbe und Ohre zusammenfließen, ward der Unterwerfungsact durch die Taufe von Tausenden der Sachsen besiegelt. Wie betrübt schwuren aber die Völkerschaften auf die harten Bedingungen? Sie verloren ihre alten Landtage, und mußten fränkische Edle als ihre Gaurichter und die strengsten Kirchengesetze annehmen. Mit dem Frankenschwerte wollte Karl das Heidenthum ausrotten und das Christenthum ausbreiten. Jeder Sachse, der seinen Todten nach dem alten Gebrauche verbrennen, der Taufe sich durch Flucht entziehen oder in den Fasttagen Fleisch essen würde, sollte hingerichtet werden. Jeder, der sein Kind im Laufe eines Jahres nicht taufen ließe, sollte mit Geld und Gut büßen Endlich setzten sich geistliche und weltliche Herren aus Frankenland im Lande der Sachsen fest, und gründeten Burgen und Bisthümer. Zu was es sich in dem Unterwerfungsvertrage hergegeben, das wurde dem Sachsenvolke erst jetzt fühlbar und klar. Der von den Franken eingetriebene Zehend, und die mit Strenge geforderten Frohnen am Bau der Kirchen, Zwingburgen und Verschanzungen erläuterten ihnen am deutlichsten den Sinn des Vertrages. Aus der heißesten Schlacht an der Aa war Wittekind abermals zu den Dänen gegangen, wohl besiegt, aber dennoch ungebeugt

Als er jetzt hörte, wie ungeduldig sein Volk das fränkische Joch ertrage, wandte er sich an die Sorben, die zwischen der Saale und der Elbe saßen, und bewog sie zu einem Ueberfalle der Franken in Thüringen. Zugleich trat er selbst unter seinen Landsleuten wieder auf, sammelte schnell die Mißvergnügten um sich, und lieferte mit den vereinigten Sachsen und Sorben unter seiner Führung auf dem rechten Weserufer den Franken eine Schlacht. Diese geschah am Süntelberg, zwischen Minden und Reiteln, in der Gegend des heutigen Hausberg, im Jahre 782. Das Heer der Franken war fast ganz aufgerieben. Karls Kämmerer, Adalgis, der Connetable Geilo und 24 Großoffiziere waren unter den Erschlagenen Aber die Sieger wurden jetzt uneinig, und so war Wittekind nicht im Stande, den Sieg mit Nach-

Karel Welki gest kmotr seskebo knize Wittekind.

Karl der Grosse ist Taufpathe des Sachsenfürsten Wittekind.

Nagy Károly Wittekind szász fejedelemnek keresztatyja.

Carlo Magno tiene sul sacrosanto fonte il principe sassone Wittchinde.

druck zu verfolgen; ja, bevor er sein ganzes Volk in die Waffen bringen konnte, überschwemmte schon Karl, der über die Niederlage seines Heeres ergrimmt war, mit zahllosen Frankenschaaren das Sachsenland. Karl wollte nun ein schreckliches Beispiel geben, und nahm nur unter der Bedingung, daß ihm alle diejenigen, welche sich mit Wittekind verbunden hatten, ausgeliefert würden, die Unterwerfung der Ostphalen an. Eingeschreckt durch die Uebermacht, und widerstandslos gegen dieselbe, stellte das in sich zwieträchtige Volk 4500 Edlinge und Freisassen zu seiner Verfügung, die er Alle an einem Tage zu Verdun an der Aller enthaupten ließ. Wenn es kaum anders seyn konnte, da Karl dießmal alle Grenzen der Grausamkeit überstieg, wodurch dennoch nicht die gehoffte Wirkung hervorgebracht wurde, so läßt sich eine solche Handlung, — so hoch er auch in den Annalen der Geschichte steht, nicht entschuldigen, und in der That durchschimmert solche mit so manchen Folgen eines allzubeftigen Gemüths als ein schwarzer Faden sein thatenreiches Leben. Alle Noth des Vaterlandes und der Freiheit war bisher nicht im Stande gewesen, alle Sachsen zu vereinen; aber dieses blutige, in blinder Wuth des Mächtigen an Gefangenen und daher Wehrlosen genommene Opfer, wirkte jetzt mit Allgewalt, und erregte einen gemeinsamen Aufstand gegen die Franken.

Bisher hatten eigentlich nur die Edlinge mit ihren Gefolgschaften und die Landwehre einzelner Gaue den heiligen Kampf geführt; jetzt traten aber alle Sachsen in die Waffen; das ganze Volk übernahm die Blutrache der Geopferten, und der Krieg gewann nun erst die Gestalt eines Nationalkrieges. Kaum war das Blut der fünfthalbtausend Unglücklichen kalt geworden, als Wittekind auch schon an der Spitze des Sachsenvolkes stand, das sich jetzt aus seinen entlegensten Sitzen erhob, und den Franken, dem Feinde seiner Freiheit und seines Glaubens gemeinschaftliche Rache schwur. Es schien, als wären die Gemordeten alle in die bisher so lauen und langsamen Sachsen gefahren. Unweit der Stelle bei Deltmold, wo Hermann einst den römischen Feldherrn Varus geschlagen, traf das Sachsenvolk unter Wittekind mit Karl und seinen Franken zusammen.

Die Sachsen stritten hier so gut für ihren Odin und ihre Freiheit und für das Blut ihrer Brüder, daß der sonst immer siegreiche Karl keine zweite Schlacht wagte, bevor er nicht neue Streitkräfte an sich gezogen hatte; daher ging er nach Paderborn zurück, um hier solche zu sammeln. Aber auch Wittekinds Heer hatte sich in der Schlacht so sehr geschwächt, daß es sich der Hase zu, im Osnabrückischen ziehen mußte, um hier durch neue Völker sich zu verstärken. Als nun beide Heere wieder hinlänglich gerüstet waren, entbrannte der Kampf mit neuer Wuth. Herüber und hinüber schwankte der Sieg, bis sich endlich in drei großen Schlachten an der Hase die Kraft der Sachsen und Franken verblutete. Tausende der sächsischen Jugend weihten den Boden am Schlachtvörderberg, im heutigen Vörden, mit ihrem Blute.

Zuletzt wichen auch die noch übrigen Häuflein, und warfen sich größtentheils in die Wieksburg, eine Feste Wittekinds. Karl hatte gesiegt, aber die Sachsen nicht überwunden. Sie wollten nichts hören von Unterwerfung und Geiseln, den sonst so schnellen Folgen von Karls Siegen. Ja, er vermochte sich nicht einmal im Lande zu behaupten, da auch sein Heer sich durch den Sieg so verblutet hatte, daß es mit den Trümmern mitten unter den besiegten Feinden nicht zu bleiben wagen durfte. Karl zog sich daher an den Rhein zurück, und drang erst im folgenden Frühjahre wieder in die feindlichen Lande vor. Durch Westphalen über die Weser bis an die Elbe trug er die Verwüstung; aber in unaufhörlichen Scharmützeln griffen ihn die Sachsen noch immer von allen Seiten an.

Endlich warfen sich Regengüsse und Gewässer seinen Unternehmungen entgegen, wodurch er sich im Anbruche des Winters auf seine festen Burgen an den Grenzen und auf kleine Streifzüge bis zum Frühjahre 785 beschränkt sah. Als er aber die geringen Erfolge so vieler blutigen Schlachten übersah, verzweifelte er, auf dem bisherigen Wege zu seinem Ziele zu gelangen. Zu gleicher Zeit erhielt er auch die Nachricht, daß in Ostfranken eine Verschwörung gegen ihn ausgebrochen sey, und daß Thassilo, der Herzog von Baiern, und dessen Schwager der Herzog von Benevent im Süden und Südosten darauf umgehen, sich der fränkischen Oberherrlichkeit zu entziehen. Wenn also die Baiern und Ostfranken mit den Sachsen sich verbünden würden, so stand eine furchtbare Waffenmacht wider ihn; daher beschloß er um jeden Preis, so schnell als möglich die Häupter der Sachsen zu gewinnen. Er bot nun ihren Heerfürsten Wittekind und Albion für sich selbst die günstigsten Bedingungen, und sicherte ihnen die bleibende Fürstenwürde in ihrem heimatlichen Boden zu. Diese Anbote machte er aber, um ihnen dadurch mehr Annehmlichkeit zu geben, nicht im Zustande der Hilflosigkeit, von der Eresburg aus, sondern erst an der Elbe, nach einem schnellen, siegreichen Zug, an der Spitze eines Heeres, furchtbarer, als er jemals eines nach Sachsen geführt hatte.

Wittekind und Albion schwankten noch einige Zeit in der Wahl zwischen der Erneuerung des Krieges für die Freiheit ihres Volkes, oder der Annahme der gebotenen Vortheile. Endlich siegte aber der Reiz der Letztern, unterstützt durch das Ungewisse; ja Unwahrscheinliche eines erfolgreichen Widerstandes gegen eine so furchtbare Heeresmacht der Franken, und so verglich sich Wittekind mit Karl. Zu Attigny an der Aisne (im jetzigen Frankreich) erschienen am Hoflager Wittekind und Albion bei dem Frankenkönige, der sie mit großen Ehren und scheinbar, mit vielem Wohlwollen aufnahm, ihrer Liebe zum Vaterlande und ihrer Tapferkeit wegen belobte, und sie daher seiner Freundschaft und seines Schutzes versicherte. Die Folge davon war, daß ganz Sachsen sich für jetzt ihm unterwarf, beide Oberhäupter bekehrt und getauft wurden, und daß Wittekind, dessen Taufpathe Karl der Große war, denselben nie wieder bekriegte. Seinem Beispiele folgten auch Albion und viele Tausende der Edlen und Freisassen, welche jetzt den christlichen Glauben annahmen.

Später iſt von Wittekinds Bekehrung die Sage aufgekommen: das er in der ſtillen Woche, als Bettler verkleidet, in Karls Lager gekommen ſey, und am Oſtertage, da der Prieſter während der Meſſe die Hoſtie erhob, in derſelben ein lebendiges Kindlein von himmliſcher Schönheit erblickt habe. Nach der Meſſe ſey er dann erkannt und vor den König geführt worden, dem er das Wunder erzählte, und darauf habe er ſich taufen laſſen.

Fränkiſche Grafen herrſchten nun in faſt allen Gauen des Sachſenlandes, und trieben von allen Gütern den Zehend für die Kirche ein. Früher, als die Sachſen, unterwarfen ſich auch die Frieſen, und ließen ſich taufen, wodurch ſie Vieles von ihrer alten Freiheit retteten. Es war ein bitteres Gefühl für die bisher freien Sachſen, Alles verloren zu haben, den alten Gott und die alte Freiheit; fremden Prieſtern von allen Gütern den Zehend zu geben, und von fremden Richtern ſich beherrſchen und richten zu laſſen; endlich auf jedes Aufgebot in entfernte, ſie nichts angehende Kriege dem Frankenkönige zuziehen zu müſſen.

Aber ungeachtet deſſen trug durch 7 Jahre das Volk ohne Widerſtand das Geſchick, bis Karl es abermals aufbot, weithin an die Donau wider die Avaren zu ziehen, worüber ſich zuerſt der Stamm der Ruſtringer an der Weſer, im heutigen Oldenburg, empörte. Auch die Weſtphalen und Engern rüſteten ſich, dieſer Bewegung beizutreten, und ſchon ſammelte ſich ein großer Theil derſelben auf dem Sundfelde, nördlich von der Eresburg, als Karl eiligſt mit zwei Heeren von oben und unten ſich auf ſie warf. Alle Burgen wurden jetzt von ihm verſtärkt, zahlreiche Geiſeln ausgehoben, und dadurch die Weſtphalen und Engern niedergehalten, ohne daß dieſe einen Kampf wagten. Dagegen wuchs aber der Krieg im übrigen Sachſen, von der Weſer bis zu den nördlichen Ufern der Elbe, ſchnell wieder zu einem Nationalkriege, der eilf Jahre mit großer Erbitterung fortdauerte.

Karl verſuchte Alles, was die Kriegskunſt ihm an die Hand gab, und was die alten Römer je zur Bezwingung der Völker unternommen hatten. Als ſeine Zwingburgen und ſeine Verwüſtungen an dem Muthe der freien Sachſen erfolglos blieben, als ſie ſelbſt durch einen mächtigen Feind im Rücken, den er ihnen erweckte, die Obotriten oder Oſtſeewenden, ſich nicht ſtören ließen, ja vielmehr den König derſelben beim Uebergange über die Elbe erſchlugen, da griff er zu den grauſamen Mitteln der Völkerverpflanzung. Durch fünf Sommer nach einander zog er mit großer Heeresmacht zu Felde, und führte jedesmal eine beträchtliche Anzahl Sachſen von dem heimiſchen Boden hinweg, um ſie jenſeits des Rheins unter die Franken zu vertheilen. Endlich im Jahre 797 glaubte ſich Karl am Ziele, da auf einer großen Verſammlung von Franken und Sachſen die Letzteren ſeinen Geſetzen beiſtimmten. Aber die fränkiſchen Heere hausten gleich darauf ſo in den ſächſiſchen Gauen, daß ſchon im Frühjahre wieder alle Sachſen jenſeits der Elbe ſich erhoben, und die fränkiſchen Beamten gefangen nahmen oder erſchlugen. Nun drang Karl mit zwei Heeren ins Land, und führte binnen drei Jahren viele Tauſende von Sachſen hinweg; ja auf einmal aus dem Wihmodigau im Bremiſchen über 10,000 mit Weib und Kindern, worauf ſich dann auf den Gütern der Vertriebenen die Franken feſtſetzten. Aber immer noch dämpften dieſe Gewaltthaten den Brand des Krieges nicht.

Karl dehnte jetzt, was er bei Wittekind und Albion mit einem ſo guten Erfolge verſucht hatte, auf alle Häuptlinge, und auf den ganzen Waffen-Adel der Sachſen aus. Er war verſchwenderiſch mit Gütern und Ehrenbezeugungen, mit köſtlichen Kleidern, Gold, Wein und andern Geſchenken, womit er den Adel überhäufte, und Einen um den Andern; ja zuletzt alle Vornehmeren verlockte und gewann.

Nicht nur ſeit Jahren in einem Kampfe erſchöpft, ſondern auch jetzt auf dieſe Weiſe ihrer beſten Kriegsmannen, des Adels beraubt, ſahen ſich die ſächſiſchen Freiſaſſen endlich dahin gebracht, daß ſie nichts vor ſich ſahen, als gewiſſen Untergang oder die Annahme der Friedensbedingungen, wie ſolche Karl ihnen auch anbot.

So geſchah es nun, daß im Jahre 803 auf dem Schloße Selz alle ſächſiſchen Edlinge den Huldigungseid ablegten; jedoch unter der Bedingung, daß ſie gleiche Rechte und Vorzüge wie die Franken genießen, ihre alten Geſetze behalten, wie früher aus ihrer Mitte die Schöffen wählen, die Ernennung der lebenslänglichen Richter oder Gaugrafen dem Kriegsoberhaupte zuerkennen; übrigens nur in ihrer Heimat, von ihresgleichen nach ihrem eigenen Rechte gerichtet werden, und keine andern Abgaben, als Zehend an die Kirche zahlen; dagegen dem Aufgebote zum Heerzuge und den Biſchöfen und den andern Geiſtlichen und weltlichen Beamten des Reiches Gehorſam leiſten und die Taufe annehmen ſollten.

Die gleichen Bedingungen bot Karl auch den ſächſiſchen Freiſaſſen an; Bedingungen, zwar ſcheinbar ehrenvoll und der Freiheit nicht ungünſtig; aber es fehlte dabei nicht an Hellſehenden im Volke, welche die Gefahren vorausſahen, die mit der Zeit von den königlichen Grafen, von den vielen und weit entfernten Heerzügen und dem Zehende für ihre Freiheit drohten. Jedoch der Adel bearbeitete das Volk kräftigſt für die Annahme des Friedens, und überſchrie die Stimmen der Warnenden.

So hatte durch 33 Jahre der Krieg zwiſchen Karl dem Großen und den Sachſen gedauert, bis endlich im Jahre 804 ſich die letzten Sachſen den von Karl feſtgeſetzten Bedingungen unterwarfen. Bei Heldeſtett, in der Nähe von Haarburg, ſtand Karl im Lager, weithin an der Elbe ſein Heergefolge ausdehnend. Hieher kamen jetzt die ſächſiſchen Freiſaſſen jenſeits der Elbe ſchaarenweiſe, huldigten und ließen ſich taufen. Tauſende auf einmal wurden in dem Elbeſtrom getauft; jedoch Viele davon thaten es nur zum Scheine, und ſetzten ihren Glauben im Verborgenen fort; obwohl die Todesſtrafe darauf geſetzt war, — während wieder Andere das heidniſche mit dem chriſtlichen vermiſchten. Karl legte jetzt Feſtungen und Burgen in ihren Landen an, um ſie in Unterwürfigkeit zu halten, und erbaute Kirchen, Klöſter und

Schulen, durch welche die christliche Bildung der kommenden Geschlechter begründet wurde.

Als Zwischenacte zwischen diesem größten aller Kriege, die Karl geführt hatte, schoben sich, wie früher seine Züge nach Italien, Spanien und wider die Friesen, die mehrere Male wider ihn aufstunden, aber jedesmal unterlagen; so auch später die Auflösung des Herzogthums Baiern, dann seine Züge wider die Avaren oder Hunnen. In Baiern gebot Thassilo als Herzog, doch nicht als Selbstbeherrscher, sondern als Lehensträger der fränkischen Krone. Er war ein Neffe von Pipin, dem Vater Karls, und hatte die Schwester der verstossenen Gemalin Karls, Namens Luitberga, die Tochter des Longobardenkönigs Desiderius zur Ehe *).

Thassilo war ein Fürst von mancher königlichen Tugend, ein ausgezeichneter Krieger und ein guter Gesetzgeber seines Volkes. Seit dem Sturze seines Schwagers arbeitete er immer im Geheimen an seiner Unabhängigkeit, denn er war zu stolz, ein abhängiger Diener und Werkzeug Karls zu seyn, und hatte auch die Zeiten der Selbstherrlichkeit noch nicht vergessen. Auch sprach ihm seine Gemalin täglich zu, ihren Vater und ihre Familie zu rächen. Schon früher hatte er Schritte gethan, welche andeuteten, daß er die Abhängigkeit vom Frankenreiche nicht anzuerkennen willig sey, nachdem er seinen Sohn Theodo zum Mitregenten in Baiern erklärte, und eben so eigenmächtig, ohne Anfrage bei dem Oberlehensherrn, Veränderungen in der Verfassung seines Volkes vorgenommen hatte.

Solche Schritte gaben seinen heimlichen Verhandlungen mit seinem Schwager, dem Herzoge von Benevent, welche von dem Papste an Karl verrathen wurden, in den Augen des Letzteren um so mehr Verdächtiges; daher lud er Thassilo nach Worms, und zwang ihn, den Huldigungseid zu erneuern, und zwölf Geiseln zu stellen. Ebenso sandte er auch nach Unter-Italien beträchtliche Streitkräfte, und versicherte sich durch die beiden Söhne und zwölf andere Geiseln auch hier der Ruhe.

Uebereilte Handlungen des fränkischen Grafen Robert reizten jetzt Thassilo, daß er diesen Grafen erschlug, worauf der Papst mit dem Kirchenbanne drohte, und Karl den Herzog wieder nach Worms forderte. Dieser aber trat in geheime Verbindung mit den Avaren, welche zwischen der Enns und Save ihren Sitz hatten (Ueberbleibsel jener wilden, kriegerischen Hunnen), und sammelte zugleich ein Heer am Lech. Karl forderte nun wieder neue Bürgschaften der Treue von Thassilo, aber dieser gab eine ausweichende und stolze Antwort, und so drangen, bevor er es sich versah, die fränkischen Schaaren von drei Seiten in sein Herzogthum ein. Dadurch wurde der verzagte Thassilo so sehr überrascht, daß er in Karls Lager nach Augsburg ging, wo er sich der königlichen Gnade unterwarf, neuerdings huldigte, und seinen Sohn Theodo in des Königs Hand stellte.

Nachdem Karl abgezogen war, äußerte Thassilo, von seiner Gemalin Luitberga, die ihm seine Demüthigung vorwarf, gereizt, daß, wenn er zehn Söhne und sein eigenes Leben verlieren sollte, so würde er dennoch den Unterwerfungseid nicht halten. Zu gleicher Zeit fingen auch die Avaren an, von der Enns und Save hervor sich zu bewegen. Ohne Ahnung, daß der König von seiner Aeußerung benachrichtigt worden, und seine Verbindung mit den Avaren verrathen sey, erschien er auf der Reichsversammlung zu Ingelheim. Allein hier ließ ihn Karl gefangen nehmen, und zugleich seine Gemalin, seine Kinder und Schätze in Regensburg aufheben.

Die Reichsversammlung gestaltete sich jetzt zu einem Gerichtshofe über den Herzog, und sprach ihn wegen Treubruch, Verachtung königlicher Befehle und Aufregung eines fremden Volkes zum Einfalle in das Reich, — des Todes schuldig.

Karl milderte aber die Todesstrafe in die Verbannung nach dem Kloster Fulda, wohin ihn seine Gemalin und seine Kinder begleiteten. Hierauf wurde das Herzogthum Baiern als aufgelöst erklärt, als eine Provinz zum Frankenreiche gezogen, und von fränkischen Kronbeamten verwaltet. Als Oberbefehlshaber über ganz Baiern ernannte dann Karl seinen Schwager Gerold, den Bruder der schönen Schwäbin Hildegard (788).

Indessen wälzten sich aber die Raubhorden der Avaren in starken Heersäulen, ihren Zug durch Raub, Mord und Verwüstung bezeichnend, in das Baiernland. Karl ließ aber gegen sie zwei seiner tapfersten Heerführer mit den Baiern und einem Theile von Franken anrücken, wobei in einer Schlacht an den Ufern der Donau allein über 10,000 der Avaren niedergehauen wurden, während die Uebrigen, welche dem Schwerte entkamen, ihren Tod in den Fluthen der Donau fanden.

Als Karl durch seine Fürsorge in Baiern Alles zum Besten angeordnet hatte, reiste er nach Aachen, wo er zum ersten Male einige Zeit von den Beschwerlichkeiten so vieler Kriege ausruhen konnte. Sein thätiger Geist schuf jetzt während dieser Zeit der Ruhe den Grund zu einer bürgerlichen Verfassung, mit dem Vorsatze, den Regierungen und Sitten so mancher Völker, die unter seinem Zepter standen, eine gewisse und somit auch bessere Form zu geben, insbesondere aber die Disciplin in Kirchensachen zu ordnen. Sein großes Bestreben ging auch dahin, seinen Ministern und Feldherren, so wie auch seinen Hofleuten einen Geschmack an Gelehrsamkeit und dadurch einen höhern geistigen Aufschwung beizubringen, welchen zu erreichen er keine Mühe scheuete.

Nachdem Karl die Ostern des Jahres 789 zu Aachen gefeiert hatte, ward zur Unterwerfung einiger, den Sachsen zunächst liegenden slavischen Völkerschaften geschritten, welche im Nordost des jetzigen Deutschlands, jenseits der Elbe in Vor-Pommern und der Uckermark, im jetzigen Königreich Preußen wohnend, dem fränkischen Reiche durch Verbindung mit jenen Haupt-

*) Die vierte Tochter des Longobardenkönigs Desiderius, Namens Adalberga, war mit dem longobardischen Herzoge Anichis von Benevent vermält.

feinden hätten ſchädlich werden können. Dieſe Beſiegung war im folgenden Jahre auch glücklich zu Stande gebracht werden, was den Wünſchen Karls vorzüglich aus dem Grunde ſehr entſprechend war, weil er jetzt zu dem ihm abgenöthigten Heerzuge gegen die Avaren ſchreiten konnte, nachdem dieſe, ungeachtet jener zu Thaſſilos Zeiten erlittenen Niederlage, von wiederholten Raubzügen ſich nicht abſchrecken ließen.

Die Veranlaſſung zu dieſem Kriege war: Als Karl zu Worms einen Reichstag hielt, wo er die Weihnachten und Oſtern des Jahres 790 feierte, kamen Geſandte der Hunnen nach Worms, und klagten über die von Karl verrückten Grenzen ihrer Länder.

Karl ſchickte nun von ſeiner Seite Geſandte an die hunniſchen Fürſten, doch konnte kein Vergleich zu Stande gebracht werden; ja dieſe Grenzſtreitigkeiten legten einen ſo tiefen Grund zu wechſelſeitiger Abneigung, daß Karl einen unwiderruflichen Krieg gegen die Avaren beſchloß. Indeſſen brachte er aber die noch übrige Zeit des Jahres 790 in Worms zu, wo er auch die Weihnachten feierte. Er war aber zugleich thätig mit den Vorkehrungen zu dem Kriege wider die Avaren, und ſicherte ſein ganzes Reich im Rücken und auf den Seiten. Seine klugen Rathſchläge hatte auch ſein Sohn Pipin, König in Italien *), vollkommen in Ausführung gebracht, nachdem er Friaul, Kärnthen und Krain dadurch bewahrte, daß er den Griechen Iſtrien, Liburnien und Dalmatien (vielleicht auch Kroatien und Slavonien), entriß. So erſchien nun das Frühjahr 791, nach welchem Karl ſeine gewaltigen Pläne in Ausführung brachte. Die Avaren, deren Vertilgung er jetzt beabſichtigte, waren gleich gefährliche nur nicht ſo beharrliche Gegner wie die Sachſen. Sie waren einſt viel mächtiger und ausgebreiteter, und machten zu Anfange des ſiebenten Jahrhunderts ſogar Konſtantinopel zittern. In dieſer Epoche waren ſie aber bloß auf den Umfang des heutigen Oeſterreichs unter der Enns, auf einen Theil von Steiermark, und auf den größten Theil des heutigen Ungarns und Siebenbürgens beſchränkt.

Noch hielt Karl vor ſeiner großen Unternehmung einen allgemeinen Reichstag, auf welchen die Klagen der Stände angehört, Geſetze gegeben, und die Kriegsvölker gemuſtert wurden. Als dieſes beendigt war, zog er die ſämmtlichen weſtfränkiſchen, aquitaniſchen, ripuariſchen, frieſiſchen, ſächſiſchen, thüringiſchen, allemanniſchen und bairiſchen Kriegsvölker zuſammen, ſorgte für ſie mit hinlänglichem Vorrathe an Proviant, und hielt nochmals einen Kriegsrath mit ſeinen Großen.

Sein Sohn Pipin, der auch angewieſen war, in dieſem Feldzuge mitzuwirken, kam aber den Angriffen ſeines Vaters noch zuvor, nachdem er ſchon anfangs Auguſt von Friaul aus durch Kärnthen über den Saveſluß in Pannonien eindrang, und einen wichtigen Sieg über die Avaren erfocht. Eine große Anzahl derſelben wurde niedergehauen, alle ihre Schätze in ihren Verſchanzungen wurden erobert, die Hauptfeſtungslinien zerſtört, und eine Menge Gefangener fortgeſchleppt. Nach dieſen vortheilhaften Ereigniſſen rückte jetzt Karl ſelbſt gegen die Avaren vor. An dem Ufern, der das fränkiſche-bairiſche Gebiet von dem vordern Avaren-Lande, dem jetzigen Nieder-Oeſterreich ſcheidenden Enns, theilten ſich die gewaltigen Heermaſſen in drei Abtheilungen, von denen zwei auf der Nord- und Südſeite der Donau in dieſen Theil des avariſchen Landes eindrangen, während die bairiſchen Völker und das in dieſen unwirthbaren Gegenden ſo nöthige Proviant auf der Donau herbeigeführt werden ſollte. Dieſe ungeheuren Heerſäulen von einem unzählbaren Kriegsvolke, ſo wie andere getroffene Vorſichtsmaßregeln ſchienen Karl um ſo nöthiger zu ſeyn, als eine große Sage beſtand, wie gewaltig die Avaren ihr weit ausgebreitetes Reich verſchanzt und bemannt hätten. Daß neun Gehege oder Grenzwälle ſich rings um ihre Mark ziehen, jeder mit einem zwanzig Fuß hohen und breiten, mit Thon und Steinen angefüllten, oben mit Raſen belegten Walle aus gewaltigen Stammhölzern beſtehe, und an den ſchwächeren Stellen durch Sümpfe und Verhaue geſchützt ſey. Alle ihre Wohnungen waren innerhalb dieſer weitgeſpannten Ringe angelegt, eine von der andern wenig entfernt. Jeder Wall hatte hie und da kleine wohlverwahrte Pförtlein, durch welche die Avaren auf ihren windſchnellen Roſſen zu ihren Mord- und Raubzügen herausbrachen. Schwer und groß war daher das Unternehmen gegen dieſe Barbaren; allein Karls Macht und ſein unaufhaltſames Streben wußte allen dieſen Hinderniſſen dennoch zu begegnen und ſie zu beſiegen. Graf Theodorich und der Kämmerer Mengifred rückten auf den linken, Karl ſelbſt aber auf dem rechten Donau-Ufer herab bis zu dem Ennsfluße, wo noch anſehnliche Ueberreſte des alten berühmten Lorch ſtanden. Hier erhielt er die angenehme Nachricht von der großen Niederlage der Avaren durch ſeinen Sohn Pipin, worauf die Franken auf beiden Donau-Ufern vordrangen. Der Fluß war gleichſam bedeckt mit Schiffen und Flößen, die den Heerbann der Baiern und den Kriegsvorrath für das ungeheure Heer mit ſeinen zahlreichen Helden trugen. Bald waren die mächtigen Grenzwehren und Verhaue der Avaren gebrochen. Entmuthigt durch ein ſo furchtbares unwiderſtehliches Andringen, wichen ſie von allen Seiten zurück, und verloren durch die unaufhaltſam daher wogenden Sieger ihre beiden Hauptringe, die bis jetzt ihre feſteſten Stützen waren. Der Erſte war am Einfluße des Kampfluſſes in die Donau, der Andere unweit des, gegen die heutigen Orte Zeiſelmauer und Königſtetten ſich abdachenden Kahlengebirges. Unbezwinglicher Schrecken verbreiteten ſich über die wilden Horden, daß ſie allen Widerſtand aufgaben, und in ſcheuer Flucht einen großen Theil ihrer Ländereien von der länderſcheidenden Enns bis zur Mündung der Raab in die Donau mit allen ihren, in ihren Ringen aufgehäuften Schätzen verließen. Somit ward

*) Karl unternahm im Jahre 781 eine Reiſe nach Rom, um ſeinen zweiten Sohn Pipin als König von Italien, ſo wie den dritten, Ludwig, über Aquitanien, vom Papſte ſalben zu laſſen, obſchon beide noch Kinder waren, und Ludwig erſt drei Jahre zählte.

ihre Macht gebrochen, und der Grund zu ihrer spätern gänzlichen Unterjochung gelegt. Eine gleichsam planmäßige Verwüstung des Landstriches zunächst den Gegenden, in welchen die zurückgetriebenen Avaren sich wieder gesetzt und festen Fuß gefaßt hatten, um sie von einem erneuerten Vordringen abzuschrecken, und zahlreiche gegen sie errichtete Verhaue machten den Beschluß dieses Feldzugs. Karl wollte diesen für dießmal auch nicht weiter mehr fortsetzen, weil die nahe Winterszeit nur neue Hindernisse gebracht hätte. Uebrigens waren auch nach seinen Ansichten die rohen Hunnen für jetzt weit genug zurückgetrieben worden, um nicht ferner mehr schädlich werden zu können. Mit einem geringen Verluste kehrte er über das noch aus den Römerzeiten stammende Sabaria, das jetzige Stein-am-Anger nach Regensburg zurück, und ließ die hunnische Festung am Kaumberge von Grund aus zerstören.

Die zweite Heeresabtheilung, die meistens aus Friesen und Sachsen bestand, nahm wieder jenseits der Donau den Rückzug durch Böhmen, nachdem zuvor von derselben auch die am Kampflusse angelegte hunnische Befestigung zerstört ward.

Während den zwei folgenden, von eigentlichen Kriegsstürmen freien Jahren, beschäftigte sich Karl mit seltener Thatkraft damit, den Rhein durch die Verbindung mit dem Main, der Altmühl und der Regnitz mit der Donau zu verbinden, und somit eine dem Handel, so wie auch dem Angriffe auf den Orient erleichternde Wasserstraße herzustellen; allein der Wiederausbruch des sächsischen Aufstandes und Bewegungen in der spanischen Mark zogen seine Aufmerksamkeit von diesem großartigem Kanalbaue wieder ab, und ließen diese Schöpfung nicht ins Werk treten. Dagegen beschloß er die so glücklich begonnene Unterjochung der Avaren in den nächsten Jahren zu vollenden, und ließ, da er an dem Zuge nicht persönlich Theil nehmen konnte, drei Heere, das eine unter seinem Sohne Pipin, das andere unter seinem Schwager Gerald, und das dritte unter Erich, dem Herzoge von Friaul zu gleicher Zeit in die Besitzungen der Avaren eindringen.

Nach einer Reihe blutiger Gefechte wurden die bisher für unüberwindlich gehaltenen Ringe bis zum Mittelpunkte, nämlich den Sitz des obersten Häuptlings (zwischen der Donau und Raab) erstürmt, und alle Schätze, welche seit Attilas Raubzuge aus der halben Welt zusammengeschleppt und hier aufgehäuft waren, erbeutet. Diese sollen so reichhaltig gewesen seyn, daß: nachdem ein Theil derselben nach Rom, und ein anderer Theil in der königlichen Schatzkammer zu Aachen niedergelegt waren, noch so viel übrig blieb, daß durch den Rest die Frankenheere im eigentlichsten Sinne reich wurden. Diesen, der Barbarenherrschaft entrissenen Bezirk von der Enns bis an die Leitha reichend (ein Theil des heutigen Nieder-Oesterreichs), nach dem damaligen Ausdruck Markh, woraus später Mark geworden, bestimmte jetzt Karl zu einer schützenden Vormauer seines weitläufigen Frankenreiches von Osten her, und so erhielt die wichtige neu geschaffene Provinz den bezeichnenden Namen Ostmark, woraus im Laufe der Zeiten und Geschicke die Benennung Ost-Reich, Oesterreich hervorging *).

Karl, in allen Zweigen der Verwaltung durchgreifend, und sein für Religion und Kultus hochbegeisterter Sinn zeigte auch bald in der neu erworbenen Ostmark die wohlthätigsten Früchte durch eine nach Zeit und Verhältniß möglichst geregelten und gesetzmäßigen Lebens- und Handlungsweise. Zur Verwaltung dieser neuen Mark setzte er den Grafen Guntram von Erdingau, und vertheilte die weiten Landstrecken den damals schon bestandenen Hochstiften und Abteien Baierns und vielen Großen dieses Landes, um dadurch christlichen Glauben und mildere Sitten zu begründen. Zugleich schickte er, um die kaum bezwungenen und noch halb wilden Völker zu vermischen, Ansiedler aus Baiern und Franken, wie auch viele von den devortirten Sachsenfamilien in dieses neue Land. Bald wurden die Wälder gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet, und so die Gräuel der Verwüstung in ein urbares Land umgestaltet. Das Andenken an diese Kolonien bewahren noch bis auf den heutigen Tag die in dem eroberten Landstriche gelegenen, und auch zum Theile in Nieder-Oesterreich blühenden Dörfer: Sachsen, Sachsendorf, Sachsengang, Sachsenfeld, Sachseneck, Sachsenburg, Bairisch-Waidhofen, Bairisch-Graz, Windisch-Graz, Frankenburg, Frankenberg und Frankenmark ꝛc.

Walderich, der Bischof von Passau, so wie sein Nachfolger Adolph, dann Arno von Salzburg, wetteiferten in ihren Bekehrungsversuchen unter den Avaren, und so ward Lorch (jetzt Passau) die alte Mutterkirche dieser Gegenden. Durch ganz Oesterreich erhoben sich jetzt Dörfer und Kirchen, darunter nach alter Sage und den vorhandenen Urkunden zwölf Pfarreien, zu welchen die Kirchen zu St. Martin in Klosterneuburg, St. Peter im alten Faviana, dem nachmaligen Wien, und auf den Trümmern der einstigen Römerstadt Carnuntum, die dem heutigen dort gelegenen Markte Petronell, den Namen gebende Kirche zur heiligen Petronella gehören, und noch als Stiftungen aus jener Zeit glänzen. Auch die bairischen Klöster Altaich, Monsee, Tegernsee, St. Emmeran, Metten und Kremsmünster, trugen sehr viel zum Anbaue dieser Wüste bei, in welcher sie reichliches Besitzthum erhielten.

Nun ergab sich aber im Verlaufe dieser Vorgänge ein für Karl höchst folgenreiches Ereigniß. Papst Hadrian I., Karls kluger und wirksamer Freund, war im Jahre 795 gestorben, worauf die Römer Leo den III. zu seinem Nachfolger wählten. Diesen überfiel aber nach einer ungestörten vierjährigen Regierungszeit im April des Jahres 799 bei einer öffentlichen Prozession, eine von den zwei Neffen Hadrians angestiftete Rotte, riß ihn vom Pferde, schleppte ihn in eine Kirche, wo er auf furchtbare Weise mißhandelt wurde, und steckte ihn dann in ein Kloster, wo er als Gefangener bleiben sollte. Aus diesem wurde

*) Man schreibe Oesterreich, nicht Oestreich. Siehe die österreichische National-Encyklopädie. Wien 1836. 6 Bände.

er jedoch durch einen getreuen Kämmerling gerettet, und von dem Herzoge von Spoleto, der ihn in Schutz nahm, unter starker Bedeckung nach seinem Herzogthume geführt. Dieser Vorfall wurde nun an Karl berichtet, und dieser befahl, den Papst sogleich zu ihm nach Sachsen zu bringen.

So kam derselbe in Paderborn an, wo er von dem Könige und allem Volke mit großer Ehrerbietung empfangen wurde. Karl versprach ihm alle mögliche Genugthuung, und sandte ihn unter einer zahlreichen Begleitung zurück; jedoch im Herbste des folgenden Jahres 800 machte er sich selbst auf den Weg, und hielt in Rom in einer großen Versammlung von Geistlichen und Weltlichen, in der er selbst als Schutzherr des päpstlichen Stuhles den Vorsitz führte, strenges Gericht über die Rebellen. Bald darauf wurden seine Franken und vielleicht auch er selbst höchst selten überrascht. Als er nämlich am ersten Weihnachtstage nicht in seinem gewöhnlichen Waffenrocke, sondern in dem Feierkleide eines römischen Patriziers am Altare in der Peterskirche knieete, um nach seiner frommen Weise seine Andacht zu verrichten; da trat plötzlich der Papst herzu, und setzte ihm eine Krone auf das Haupt, worauf das ganze Volk dreimal laut und freudig ausrief: »Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Siege.«

Leo fügte hierauf nach alter Weise die sogenannte Adoration hinzu, d. i. er berührte mit der einen Hand seine Lippen, mit der andern die Hand des Gekrönten, und neigte sich gegen ihn; und allenthalben wurde der neue römische Kaiser mit dem Ausrufe: »Imperator und Augustus« begrüßt *).

Von nun an erhielt seine Stellung eine höhere Weihe in den Augen der Zeitgenossen und in seinen eigenen. Mit der Kaiserkrone vom Papste gekrönt, erschien er an der Stelle der alten Cäsaren, mit göttlicher Berechtigung zur Herrschaft über Alles, was einst zum weströmischen Kaiserthume gehörte. Die wichtigsten neuen Rechte standen ihm dadurch als Schirmherrn der Kirche und der Christenheit in Rom und in Italien zu. Selbst in Deutschland mehrte sich dadurch seine Machtvollkommenheit. Das Kaiserthum hatte nicht bloß eine geheimnißvolle Würde für die Gemüther, sondern es forderte, nicht wie bisher das Königthum bloß Treue, sondern auch Gehorsam; daher ließ auch Karl von allen seinen Unterthanen, geistlichen und weltlichen Standes, sich als Kaiser neu huldigen und Gehorsam geloben.

Karl verweilte jetzt noch einige Zeit in der, trotz allen Verwüstungen noch immer schönen Stadt Rom, wohin auch die Gesandten der griechischen Kaiserin Irene kamen, um mit demselben einen Frieden zu schließen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch eine Vermälung zwischen dem Kaiser und der Irene in Vorschlag gebracht; ein Vorschlag, den Karl um so erwünschter annahm, als er durch diese Heirat das orientalische Reich und die neue kaiserliche Würde mit dem wirklichen Besitze des alten Kaiserthums vereinigen konnte.

Darüber wurde nun eine ansehnliche Botschaft nach Konstantinopel abgesendet, welche den Auftrag hatte, für Karl die feierliche Anwerbung zu machen; aber man suchte diese Abgesandten so lange aufzuhalten, bis die Kaiserin Irene durch den nachherigen griechischen Kaiser Nicephorus auf die Insel Lesbos verwiesen ward, wo sie auch bald darauf starb. Als Nicephorus im Morgenlande zum Kaiser ausgerufen ward, schloß er mit Karl einen Vergleich, der den Abschluß eines dauerhaften Friedens zwischen beiden Kaisern betraf, aber nie wirklich zu Stande kam.

Nachdem Karl wieder nach Aachen zurückgekehrt war, empfing er dort einen zum Christenthume übergetretenen avarischen Chan oder Fürsten, der ihn bat, seinem von den Böhmen und Mähren bewohnenden Wenden von Norden, und von den Bulgaren in Westen bedrängten Volke, welches jenen sich immer weiter gegen die Donau ausbreitenden Völkern nicht mehr zu wiederstehen vermochte, eine andere Gegend diesseits der Donau zur Niederlassung anzuweisen, welchem er dann das Land zwischen dem schon erwähnten Sabaria und dem alten Carnuntum, oder zwischen der Raab, dem Neusiedlersee und der Leitha, übergab. Der nach dessen Tode neu gewählte Chan ließ sich taufen, und zwar in der Gegend des heutigen Fischamend, bei welcher feierlichen Handlung Karl gegenwärtig war, und ihn zugleich im Besitze dieser, ihm nach alten Gesetz von dem Volke übertragenen Würde bestätigte. Hierauf ertheilte er im Jahre 806 auf einem Reichstage die umständliche Bestimmung, wie er es nach seinem Tode mit den unter seine Söhne Karl, Pipin und Ludwig *) getheilten Länder seines Reiches gehalten wissen wolle. Zugleich fügte er auch auf die fortbestehende Einheit der großen fränkischen Monarchie abzweckende Bestimmungen bei, welche sich aber durch die Schwäche seiner Nachfolger nur zu unwirksam zeigten. Mehreren Feldzügen seiner Söhne in Italien, in Aquitanien und gegen die den westlichen Theil des jetzigen Deutschlands bewohnenden Sorben-Wenden, so wie durch die Demüthigung der Böhmen, folgten auch bald Unternehmungen zur See, und zwar gegen die Mauren oder Saracenen; zu Lande gegen die Normannen und den jenseits der Elbe wohnenden Obotriten-Wenden, die Karls Ansehen immer mehr vergrößerten. Aber

*) Eginhard, der Hauptschriftsteller über das Leben Karl des Großen, berichtet über diese Krönung, daß Karl anfangs diesen Titel so sehr gescheuet habe, daß er selbst sagte, wenn er das Vorhaben des Papstes gewußt hätte, so würde er an diesem Tage nicht in die Kirche gekommen seyn. Indessen wenn man andern Schriftstellern Glauben beimessen will, so scheint die Sache schon vorher mit dem Papste und Karl abgemacht worden zu seyn, da der Kaiser die Kirchengeschenke für den Papst, so wie dieser, die Krone schon in Bereitschaft hatte.

*) Pipin starb im Jahre 810 zu Mailand, und hinterließ einen natürlichen Sohn, Namens Bernhard, und 5 Töchter. Karl starb gegen Ende des Jahres 811. Diese Gebietstheilung in Rücksicht auf Aquileja hat sich auch bis auf die Zeiten Papst Benedikt des XIV. und der Kaiserin Maria Theresia bis zum Jahre 1751 erhalten.

außer allen diesen waren es jetzt vorzüglich die Normänner, eine eben so tapfere als räuberische Nation, welche den Norden Europas, besonders die Gegenden des heutigen Dänemarks bewohnten. Diese mußten jetzt die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil sie seit einiger Zeit sich immer mehr auszubreiten suchten, und auch Karls weitläufigem Reiche durch mehrmalige gewagte Raubzüge gegen die Küsten des nördlichen und westlichen Frankenreiches, gefährlich zu werden anfingen. Karl ließ wohl schon seit längerer Zeit von mehreren Seiten kleine Flotten gegen sie streifen, jetzt aber zur Sicherung der von ihnen bedrohten Küsten, außer andern Vorsichtsmaßregeln auch an mehreren Orten Leuchtthürme errichten, von denen der zu Boulogne im nördlichen Frankreich noch ein Denkmal jener Zeiten ist.

Endlich kam zwischen dem normannischen König Hemming und Karl ein Friede zu Stande, allein nach Karls Tode erneuerten sich wieder die alten Feindseligkeiten. Nebstdem, daß Karl die Streitigkeiten beilegte, welche ihm von den Fürsten der Hunnen, Avaren und den mährischen Slaven persönlich in Aachen vorgetragen wurden, schlichtete er noch gleichzeitig einen Streit des Patriarchen von Aquileja und des Erzbischofs von Salzburg, worin er sich dahin aussprach, daß die kärnthnerische Provinz nicht getheilt werden solle, und daß der ganze Lauf des Drauflußes zwischen Salzburg und Aquileja, die Gränze machen könne. Es müßte daher alles, was auf der Südseite dieses Flußes liege, nach Aquileja, jenes aber, was auf der Nordseite sich befinde, künftig nach Salzburg gehören.

Mit der seit Karls Erhebung zum Kaiser noch mehr gegen ihn gereizten morgenländischen Kaiserhause, welches ungeachtet aller innern Streitigkeiten und Zerrüttungen dennoch einen hohen Grad von Stolz gegen ihn blicken ließ, ward zuletzt im Jahre 812 ein Friede zu Stande gekommen. In demselben Jahre wurde auch durch einen Sturm eine Flotte der Mauren, welche Italien neuerdings bedrohten, und die Inseln Korsika und Sardinien angegriffen hatten, zu Grunde gerichtet; dann wurden die in Benevent durch dessen neuen Herzog Grimoald herbeigeführten Unordnungen beendigt.

So behauptete der große Karl ungeschwächt an Geist und Körper mit gleicher Gewalt seine Herrschaft, über die weiten Gaue der Franken, Lombarden, Spanier, Friesländer, Sachsen, Slaven, Baiern und Avaren. Seine Gesetze und seine Willenserfüllung galten vom Ausfluße der Elbe bis zu jenen des Ebro, und des Mittelmeeres-Wellen im Süden, von den Küsten der Nordsee, bis an die das Reich gegen Osten begränzenden Flüße, die Raab und Theiß, auf den Gipfeln und in den Schluchten der beschneiten Alpen bis tief in das herrliche Mittel-Italien hinein. Aber auch ihn, den so lange unerschütterlichen Herrscher, begannen jetzt die Schwächen des Alters, und das Ende aller irdischen Hoheit und Macht zu mahnen.

Seine bisher so feste Gesundheit erlitt schon seit zwei Jahren manche Unterbrechungen, wobei vorzüglich Fieberanfälle, gegen die er, ungeachtet des ärztlichen Rathes, keine Mittel anwenden wollte, ihn immer mehr schwächend, für sein Leben ernstlich fürchten ließen. Gleichzeitig traten auch mancherlei zufällige Ereignisse ein; wie z. B. häufige Sonnen- und Mondesfinsternisse, schwarze Flecken in der Sonne, und ein auffallend großer Komet; auch der Aetna warf nach 400 Jahren wieder zum ersten Male Flammen und Lava aus, und durch eine wahrscheinlich damit zusammenhängende Erderschütterung, stürzte der Säulengang zwischen dem von Karl erbauten Palaste und der Domkirche zu Aachen ein. Alle diese Erscheinungen wurden von dem damals noch sehr allgemein herrschenden Aberglauben als untrügliche Vorzeichen eines hochwichtigen Geheimnisses gehalten, und darin das nahe Ende des größten Mannes seiner Zeit angedeutet.

Da Karl in den Bewegungen der Jagd Erleichterung zu finden glaubte, so begab er sich im Sommer des Jahres 813 noch einmal auf die Jagd in dem Ardennerwald an der Grenze Frankreichs und des Herzogthums Luxemburg; allein eine damals nicht mehr weichende Schwäche nöthigte ihn wieder zur Rückkehr nach Aachen. Hieher berief er nun im Herbste desselben Jahres seinen noch einzigen Sohn Ludwig, welcher bis dahin seinen Aufenthalt in Aquitanien gehabt hatte, um ihn in Beiseyn aller, ebenfalls dahin berufenen geistlichen und weltlichen Großen seines Reiches, die Mitregentschaft zu übertragen.

Nach dem Geheiß des Vaters nahm jetzt Ludwig in der Domkirche zu Aachen die Krone, die auf dem Altare lag, mit eigenen Händen, und setzte sich solche unter dem freudigen Zurufe des Volkes auf sein Haupt. Von seinem Vater reichlich beschenkt, den er jetzt zum letzten Male gesehen, nahm er unter vielen Thränen den zärtlichsten Abschied, und trat seine Rückkehr nach Aquitanien an. Nun beschäftigte sich Karl in seiner letzten Zeit, die seiner Auflösung nicht mehr ferne war, mit Beten, Allmosen geben und Bücher corrigiren, wobei ihn seine seltene Geistesthätigkeit bis zu den letzten Stunden nicht verließ, indem er noch am Tage vor seinem Hinscheiden, mit Beihilfe einiger Syrier und Griechen mit der Herstellung des Textes der vier Evangelisten, einer, für manchen Gelehrten schwierigen Arbeit, sich beschäftigte.

Es war im Jänner des Jahres 814, als er nach einem so thätigen Leben in seinem 72. Jahre sanft entschlummerte, nachdem er als König der Franken über 43 Jahre, und als Kaiser über 14 Jahre regiert hatte*).

*) Karl hatte vier rechtmäßige Gemalinnen. Die erste war Irmengarde, eine Tochter des Longobardenkönigs Desiderius. Die zweite war Hildegard, eine edle Schwäbin, welche ihm die Söhne Karl, Pipin und Ludwig, dann drei Töchter gebar. Die dritte war Festrada, eine Tochter Radolphs, Grafen von Austrasien, mit welcher er zwei Töchter erzeugte. Die vierte war Luitgardis, eine Allemannierin, welche aber gleich wie die erste, keine Kinder mit ihm erzeugte.

Alles Volk zu Aachen klagte laut über seinen Tod, und geleitete den einbalsamirten Leichnam in die Liebfrauenkirche, wo er noch am gleichen Tage in die längst bereitete Gruft beigesetzt wurde. Sie bekleideten ihn mit dem Kaisermantel und den andern Zeichen der Herrschaft, und setzten ihn auf einen goldenen Thron, legten ihm ein Evangelienbuch auf die Kniee, hefteten ihm auf das Haupt ein Stück des heiligen Kreuzes, und hingen ihm an die Seite eine Pilgertasche, dann mauerten sie die Gruft zu, und schrieben über den Eingang in dieselbe: »Hier ruht die Leiche Karls des Großen und rechtgläubigen Kaisers, welcher das Reich der Franken durch herrliche Thaten gemehrt, und 43 Jahre glücklich regiert hat *).«

Ludwig der Fromme.

Vom Jahre 814 bis 840.

Mit dem großen Karl war nicht nur der Eroberungsgeist der alten Franken zu Grabe gegangen, sondern auf die thatenreichste Zeit folgten die Jahre der Ruhmlosigkeit; ja selbst das Erworbene und Gegründete wurde nicht zusammen gehalten, seit der eiserne Wille, der 43 Jahre lang die widerstrebenden Elemente beherrscht hatte, daraus gewichen war. Dem gebietenden, selbstherrschenden Karl hätte keiner auf seinem Throne folgen können, der ihm unähnlicher gewesen wäre, als sein Sohn Ludwig, beigenannt der Fromme. Er war nicht ohne geistige Anlagen, und hatte dabei eine ungemeine milde und menschenfreundliche Seele; Karl hatte ihn auch nicht ohne Sorgfalt erzogen, und schon früher in Staatsgeschäften verwendet. Zum Unglücke Ludwigs und des Reiches machte aber sein Vater den Fehler, daß er ihn, als er in männlichen Jahren war, von seinem Hofe und seiner Person entfernt hielt, und ihm eine entlegene Provinz zur Verwaltung überließ, wo er nur zu bald lernte, statt zu regieren, sich regieren zu lassen.

So kam er ganz unter den Einfluß der Geistlichkeit, seiner Gemalin und seiner Kinder. Er war reine Güte und Sanftmuth ohne Willenskraft und Consequenz, er war ungeheuchelte Frömmigkeit, aber sein Geist ward durch die Religion nicht erleuchtet und frei gemacht, sondern getrübt und unterdrückt.

Ludwig war 37 Jahre alt, als er den Thron des Frankenreiches bestieg. Indessen hatte sich in den letzten Jahren seines hochgealteten Vaters Manches eingeschlichen, wodurch sich die Völker bedrückt fühlten, da das Auge des greisen Kaisers seine Beamten nicht mehr so scharf überwachen, und sein Arm nicht mehr so kräftig in alle Federn der großen Reichsmaschine eingreifen konnte. Es war daher die erste Handlung des gütigen Ludwigs, auf seinem ersten Reichstage, zu berathen und zu beschließen, wie alles Unrecht und alle Bedrückung, welche bis jetzt Raum gefunden hatte, wieder gut gemacht werden könne. Aber es blieb beim Beschluß, da die geistlichen und weltlichen Großen von allen seinen Befehlen nur dasjenige ausführten, was, und wie sie es wollten.

Der fränkische Staat hatte schon unter seinem großen Vater eine geistliche und weltliche Farbe angenommen; denn Karl hatte im guten Einverständnisse mit der geistlichen Gewalt sich bewegt, weil diese zur Ordnung und Civilisirung seines Reiches ihre ihm unentbehrliche Mitwirkung lieh; jedoch unter seinem Sohne hörte die weltliche Monarchie fast gänzlich auf, und wurde beinahe ganz geistlich. Unter Karl hatte die Geistlichkeit angefangen, sich zu regen und um sich zu greifen; unter seinem Sohne arbeitete sie aber, die bisher vom Kaiser abhängig war, schon mit Erfolg daran, sich ganz von demselben unabhängig zu machen, und die Herrschaft an sich zu ziehen. Es war die Zeit, in welcher die Einheit der geistlichen Gewalt gegründet, und der Papst als Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche erklärt wurde.

Im Interesse und unter dem Einfluß der Geistlichkeit geschah es auch, daß der fromme Ludwig schon im dritten Jahre seiner Regierung die Thronfolge ordnete, und sein Reich förmlich unter seine drei Söhne vertheilte. Sein ältester Sohn Lothar ward zum Thronfolger und künftigen Kaiser bestimmt, dessen beide Brüder, Pipin und Ludwig, nachmals der Baier oder der Deutsche genannt, sollten, jener Aquitanien, die Mark Toulouse, die Grafschaft Carcassone, Autun und Nevers in Burgund erhalten, dieser Baiern, Kärnthen, Böhmen, die avarische Mark und die slavischen Eroberungen *); dagegen der Hauptsitz des Reiches das alte Austrasien von der Loire bis zur Elbe, die Rheinlande und das alte Burgund bis zu den Thälern von Aosta, Lothars Erblande werden. Jeder der jüngern Brüder sollten zum Zeichen ihrer Abhängigkeit von Lothar, als ihrem Kaiser und Lehensherrn, wie als Familien-Oberhaupt diesem jedes Jahr Geschenke darbringen, und ohne seine Erlaubniß keine Vermälung schließen.

Diese seltsame, allen germanischen Ideen widersprechende Thronfolge-Ordnung wurde aber die Quelle von einer Reihe böser Thaten, von vater- und brudermörderischen Kämpfen; ja im Hause des großen Karls wurden die Furien, wie einst im Hause der Merovinger, heimisch. Umsonst hatten die, welche es treu mit ihm meinten, den Kaiser von dieser Theilung gewarnt, aber der fromme Ludwig folgte jetzt ganz allein der Stimme seiner Geistlichen, die sein Herz eingenommen hatten, und denen eine wirk-

*) Kaiser Friedrich I. bewirkte bei dem Papste Paschalis dem III., daß der durch so viele Thaten große und unvergeßliche Krieger und Gesetzgeber auch zu den Helden der Kirche gezählt, und unter die Zahl der Heiligen gesetzt wurde (am 28. Jänner).

*) Als erster Grenzgraf in der Ostmark erscheint Gotteram, der bis zum Jahre 795 in dieser Eigenschaft waltete; diesem folgte Gerold I., welcher nebst der Ostmark auch der bairischen Mark (das Land ob der Enns) bis zum Jahre 799 vorstand. Nach diesem erhielt Albericks, und im Jahre 812 Gottfried diese Würde.

Uložení mrtvoly Karla Velikého.

La deposizione della salma di Carlo Magno.

Nagy Károly Császár elsatnyadt test' letétele

Die Beisetzung der Leiche Karl des Grossen.

liche, der Sache, den Bedürfnissen der Völker und der Natur der Länder gemäße Theilung des Reiches, für die Einheit der Kirche und ihre Plane gefährlich schien.

Darum überredeten sie ihn zu einer Thronfolge-Ordnung, welche eine Theilung und auch wieder keine Theilung war; eine Einheit des Reiches im Kaiserthume, und auch wieder keine Einheit. In die Mauer, welche Karls Weltreich umgürtete, mußten die, aus solcher Lage nothwendig hervortreibenden Brüderkriege große Risse brechen, und zwischen diese hinein drängte die geistliche Weltherrschaft ungehindert ihre schnellwachsenden Aeste empor. Ahnungslos und beglückt in dem Vollbrachten feierte Ludwig prachtvolle kirchliche Feste, spendete reichliche Almosen an die Armen und Pilger, reichlichere an die Kirchen, und ließ alle seine Großen auf diese Thronfolge-Ordnung schwören, welche Gott durch ihn gemacht; seinen Sohn Lothar nahm er aber sogleich zum Mitregenten an.

Der erste brudermörderische Kampf, welcher dadurch hervorgerufen wurde, war mit Bernhard, einem Sohne Pipins, dem Könige von Italien. Dieser, als der Sohn des älteren Bruders von Ludwig, glaubte weit nähere Ansprüche auf die Kaiserwürde als Lothar zu haben, und ergriff gegen den Kaiser die Waffen. Aber bald rüstete sich Letzterer mit ganzer Macht gegen den Empörer, worüber dieser so sehr erschrack, daß er sich sogleich ohne den Krieg fortzusetzen, in die Gewalt seines Oheims ergab. Er war der sichern Meinung, durch diesen freiwilligen Schritt Alles wieder gut zu machen; allein der Kaiser ließ ihn und seine Anhänger zu Aachen vor ein Blutgericht stellen, von welchem ihnen die Todesstrafe zuerkannt wurde. Der weiche Ludwig ertrug es aber nicht, den Sohn seines Bruders, den Enkel des großen Karl auf dem Blutgerüste zu sehen, und milderte das Todesurtheil in Blendung, welche jedoch so ungeschickt ausfiel, daß er schon nach drei Tagen an den Folgen derselben starb, worauf nun Lothar auch das Königreich Italien erhielt.

Niedergedrückt vom Gefühle dieser Blutschuld, versuchte der fromme Ludwig durch Beicht, Fasten und Almosen geben die Rache von seinem Hause zu wenden, aber die Geister der italienischen Großen, die es mit Bernhard gehalten, und auf dem Blutgerüste oder im ewigen Kerker endeten, faßten ihn von allen Seiten Im Norden und Süden seines Reiches plünderten die Normannen, im Westen die Saracenen, im Nord- und Südosten die empörten Slaven und Avaren, und erfüllten den schwachen Kaiser mit Sorgen und Schrecken.

Statt als Held mit dem Kaiserschwerte die Empörer zur Ruhe zu weisen, und sein Reich zu schirmen, suchte er Trost im Beichtstuhle und im Gebete; Erholung von solchen Sorgen und süßes Vergessen bei seiner geliebten Judith, seiner zweiten Gemalin, mit der er sich kürzlich vermält hatte. Sie war bezaubernd schön, aber der Geist ihres Hauses, der Welfen, war in ihr*). Sie war eben so kühn als klug, eben so ehrgeizig als fest, eben so intriguant als herrschsüchtig. Ihr Wille, gestützt auf einige von ihr begünstigte Höflinge, regierte den schwachen Ludwig, und durch ihn das Reich. Ungeachtet, daß dieses schon vertheilt war, machte Ludwig seiner Gemalin zu Liebe eine neue Theilung, und ließ im Jahre 829 durch ein kaiserliches Edikt ihren Sohn Karl zum König über Allemannien, Rhätien und einen Theil von Burgund erklären*).

Die drei andern Söhne und die Großen des Reiches, längst schon über des Vaters Hof und Regierung mißvergnügt, erhoben sich jetzt im offenen Aufstand wider ihn. Alle Provinzen am Mittelmeere, an der Rhone, an der Loire und an der Seine kamen wider ihn in Aufruhr, wie mit einem Schlag. Aber nicht nur seine eigenen Söhne und seine Völker standen in Empörung vor ihm, sondern auch die Geistlichkeit war wider ihn aufgebracht, daß er von einer so eben beschworenen, durch die Kirche sanktionirten Anordnung abzuweichen sich einfallen ließ. In dieser Bedrängniß entließ er jetzt die Günstlinge seiner Gemalin, während Lothar sich der ganzen Regierung bemächtigte, und die wegen ihrer Liebe zu ihrem Sohn Karl, und ihren aus derselben fließenden Intriguen ihm tief verhaßte Stiefmutter in ein Kloster schickte, und seinen Vater, wie einen des Thrones Entsetzten, in schimpflicher Gefangenschaft behandelte.

Mehrere Monate hatte der fromme Ludwig diese Mißhandlung des Sohnes ertragen, als endlich ein Mönch, sich der Wohlthaten des alten Kaisers noch dankbar erinnernd, alle seine Klugheit und Beredsamkeit aufbot, bei dem jüngern Sohn, Ludwig dem Deutschen, und bei den Großen Ostfrankens das Gefühl für eine so ruchlose Behandlung des Vaters und des Kaisers zu entflammen. Diese, darüber voll Schaam und Zorn befreieten auch jetzt den frommen Ludwig, und setzten ihn sogar wieder auf den Thron. Auch seine geliebte Judith wurde ihm wieder aus dem Kloster, wo sie mit Zwang den Schleier hatte nehmen müssen, zugeführt, und Lothar dagegen, nachdem er die Mitregentschaft verloren hatte, in sein Königreich Italien verwiesen.

Aber in den Netzen seiner Gemalin und ihrer Günstlinge war der fromme Ludwig in Kurzem wieder der Alte. Die Art und Weise der Reichsverwaltung gab reichen Stoff zum Mißvergnügen; die Kaiserin regierte nach ihren Gefallem, und machte

*) Welfen oder Guelfen ist der Name eines berühmten Fürstenhauses, das im eilften Jahrhunderte aus Italien (Otto von Freysingen setzt ihre ältesten Besitzungen zwischen den Brenner und St. Gotthard) nach Deutschland verpflanzt, eine Zeitlang über verschiedene der schönsten deutschen Provinzen herrschte, und in den beiden Linien des Hauses Braunschweig, der königlichen und herzoglichen noch fortblüht. Nach Eichhorn's Urgeschichte der Welfen tritt dasselbe erst mit dem neunten Jahrhunderte in der letzten Periode Karl des Großen, in das volle Licht der Geschichte. Das Andenken an diesen alten Namen ist durch die Stiftung des hannöverischen Guelphen-Ordens, erneuert worden.

*) Während der zweiten Ehe Ludwigs gebar ihm Judith im Jahre 823 einen Sohn, welcher Karl genannt wurde.

neue Intriguen für ihren Lieblingssohn Karl, während Ludwig die Krongüter verschleuderte, und in Allem nach dem Willen seiner Gemalin handelte. So gingen kaum drei Jahre vorüber, und neuerdings ergriffen alle drei Söhne miteinander die Waffen wider den, auf keines ihrer Worte hörenden Vater, dem jetzt die zweite Erfahrung bitterer, als die erste werden sollte.

Ludwig zog wohl ein zahlreiches Heer zusammen, um die empörten Söhne zur Ordnung zu bringen; aber doch versuchte er immer noch, als der sanfte Vater früher gütliche Unterhandlungen mit den Söhnen einzuleiten, die jedoch keinen Erfolg fanden. Endlich lagerten die Heere des Vaters und der Söhne sich auf dem Rothfelde, einer Ebene im Elsaß zwischen Straßburg und Basel, einander gegenüber.

In dem Heerlager der Söhne befand sich Papst Gregor IV., welcher von Rom aus den König Lothar über die Alpen begleitet hatte. Er war im Geheimen mit demselben zu einem Plane verbunden, welcher bald die ganze Kühnheit der Bestrebungen offenbarte, womit die Kirche umging. Er wollte nämlich zeigen, wie an Königen, welche dem Willen der Kirche entgegen handeln, diese die göttlichen Strafen, womit sie solches bedrohe, in der That vollziehe, und so begab er sich unter dem Scheine, für Versöhnung und Frieden zu arbeiten, in das kaiserliche Lager.

Der fromme Ludwig nichts ahnend, empfing den ersten Priester der Christenheit, den er in ihm verehrte, in Demuth und Freuden, wie einen Engel des Segens. Indessen besprach sich aber Gregor mit den, dem Kaiser treu gebliebenen Bischöfen und Aebten, so wie mit den weltlichen Großen, und kehrte dann wieder in das Lager der Söhne zurück. In der Nacht, es war am 29. Juni 833, folgten ihm nun alle Bischöfe und Aebte, so wie eine beträchtliche Anzahl der weltlichen Herren, die mit ihren Schaaren zu den Söhnen übertraten.

Als der Kaiser am frühen Morgen aus seinen süßen Träumen, einer nahen Aussöhnung durch den Papst erwachte, mußte er zum Erstaunen erfahren, wie dessen Worte seine Getreuen zum Verrath verführt, und sein Lager fast verödet hatten. Er überblickte jetzt die kleine Zahl, welche noch standhaft geblieben waren, und sprach zu ihnen: »Gehet auch hinüber zu den andern, ich bitte euch, denn meinetwillen soll Keiner, Leib oder Glied verlieren!« Und so verließen ihn auch, wiewohl mit Thränen, diese noch Wenigen, welche Leben von der Kirche trugen, oder von weltlichen Großen abhängig waren.

Schon machten die Söhne Miene, das väterliche Lager, in welchem sich noch ein kleines Häuflein freier Männer oder Vasallen der Krone befanden, zu stürmen. Da sandte aber der Kaiser die Bitte an sie hinaus, ihm wenigstens einen Ort zu lassen, wo er mit seiner Gemalin und seinem unmündigen Söhnlein Karl in Ruhe leben möchte.

Auf diese Bitte des kaiserlichen Vaters stellten sich nun die Söhne aufs Freundlichste, und gingen ihm mit aller Ehrenbezeugung, die er erwarten konnte, entgegen. Er küßte sie, wie ein Vater die geliebten Söhne, aber: sobald er in ihrer Gewalt war, änderten sie ihr Betragen. Sie erklärten den Vater des Thrones für verlustig, ließen sich selbst durch die vereinigten Heere huldigen, theilten unter sich das Reich, und schickten ihre Stiefmutter, die Kaiserin nach Tortona in Italien, und deren Sohn Karl, ihren Halbbruder nach Prüm in den Ardennen in klösterliche Gefangenschaft.

Die Ebene, wo dieses geschah, ward bisher das »Rothfeld« genannt; von dieser Begebenheit an erhielt es aber den Namen, das »Lügenfeld.«

Der Papst war nicht bloß mit diesem Verfahren einverstanden, sondern die Haupttriebfeder desselben, und beschloß noch zuletzt, in der Besorgniß, der Kaiser möchte bei all seiner Versöhnlichkeit dennoch nach solchen Erfahrungen seiner Geistlichkeit abgeneigt seyn, ihn gänzlich in den Staub zu treten. Es sollte wenigstens ein Versuch gemacht werden, ob es sich die Völker gefallen lassen, wenn die Geistlichkeit, oder vielmehr ihr Haupt dem gebornen Kaiser, der nicht durch sie, ja ganz ohne ihre Mitwirkung gekrönt worden war, die Kaiserwürde absprechen, und dieselbe an einem Andern, ihr Ergebenen, nämlich an Lothar, der nur im Einverständnisse und unter der Leitung des Papstes darum handelte, übertragen würde.

So geschah es, daß zu Compiegne, wo eine große Versammlung meistens von hohen Geistlichen und undankbaren weltlichen Lehensträgern, welche sich einen Reichstag nannte, diese die Thronentsetzung des frommen Ludwigs bestätigte. Nach diesem frechen Unterfangen zerstreuten sich die Anwesenden wieder jeder an seinen Ort, der verrathene Kaiser blieb aber in den Händen seines Sohnes Lothar, welcher sich jetzt Kaiser nannte.

Lothar hatte nicht nur die Einlieferung seines Vaters in ein Mönchskloster zu Soissons, sondern auch die Ausführung eines vom Papste ersonnenen, beispiellos ruchlosen Schauspiels auf sich genommen.

Der Kaiser sollte in den Augen der Völker so gedemüthigt werden, daß ihm jeder Versuch, je wieder zur kaiserlichen Gewalt zu gelangen, dadurch abgeschnitten würde. Er sollte in der öffentlichen Meinung vernichtet, und zugleich die geistliche Macht in ihrer Hoheit über die Weltliche gezeigt werden.

Tag und Nacht wurde jetzt der unglückliche Kaiser, dessen Gewissen ganz in den geistlichen Banden lag, bearbeitet, damit er sich Allem unterwerfe, und als er genug eingeängstigt war, führte man ihn in die Medarduskirche.

Hier war vor dem Frohnaltare ein härenes Gewand auf dem Boden ausgebreitet, auf welches ihm der Bischof zu knieen gebot. Nun überreichte er ihm ein Pergament, worauf alle seine wirklichen und ihm angedichteten Sünden verzeichnet waren, und worunter namentlich Vatermord und Kirchenraub, Gotteslästerung und Meineid genannt wurden. Solcher Gräuel mußte sich jetzt der Unglückliche selbst anklagen, da nur unter dieser Bedingung ihm die Absolution seiner Sünden zugesagt war. Gefangenschaft, Mißhandlung,

Drohungen und Ueberredungen, dabei seine völlige Verlassenheit, hatten ihn auch wirklich so weit gebracht, daß er knieend in Ton und Geberde des Büßers vor dem versammelten Volke dieses ihm vorgeschriebene Sündenverzeichniß laut ablas, sein Kaiserschwert, als seiner nicht würdig, ablegte, den königlichen Mantel auszog, und das grobe härene Büßergewand, auf dem er geknieet war, anlegte.

Nach diesem unwürdigen Schauspiele hofften sie ihn so zerknirscht, daß er unbedingt auf den Thron verzichten, und sich als Mönch die Platte werde scheeren lassen; aber sie irrten sich, denn nichts vermochte ihn dazu.

Dem Lothar und der Geistlichkeit blieb also nichts übrig, als ihn weiter noch in Gefangenschaft zu halten, wenn sie ihr Unternehmen der Thronentsetzung durchführen wollten. Ja selbst zu Soissons wirkte die Scene in der Medarduskirche in einer, von der erwarteten so verschiedenen Weise auf das Volk, daß Lothar es für gut hielt, den mißhandelten Vater von da hinweg, und mit sich nach Aachen zu führen.

Als die Nachricht von dem Geschehenen unter die Sachsen, Schwaben und Baiern kam, da war nur ein Gefühl der Schaam und der Entrüstung, nur Erstaunen und Zorn, daß es sich der Papst und die Bischöfe einfallen lassen konnten, als wären sie im Stande, mit einem Worte, mit einem Ausspruche, ihren angestammten Kaiser und Herrn seiner Würde zu entsetzen. Es blieb auch nicht bei Worten, sondern sie erhoben sich bewaffnet, wider eine solche Anmaßung der geistlichen Macht, um ihren angestammten Kaiser und Herrn bei seinem guten, heiligen Rechte zu schirmen. Ja selbst der früher mit den andern ruchlosen Brüdern verbündet gewesene dritte Sohn, Ludwig der Deutsche, wurde, als er sah, daß es mit seinem Vater weiter gekommen war, als er gewollt oder nur geahnet hätte, tief ergriffen, erhob die Fahne, um welche sich die deutschen Völker sammelten, und zog seinem Vater zu Hilfe. Auch die Völker des südlichen Frankreichs fühlten sich theilweise hingerissen, und beeilten sich, den mißhandelten Kaiser und Herrn beizustehen.

Diese große Waffenbewegung, welche im Jahre 834 wider Lothar und die mit ihm verbündeten Bischöfe ausging, hatte die schnelle Folge, daß der alte Kaiser wieder frei ward. Die Bischöfe sahen sich genöthigt, ihn von seiner Buße loszusprechen, und sich unter ihm zu demüthigen. Freudig führten hierauf die deutschen Völker ihren befreiten Kaiser nach Metz, und krönten ihn aufs neue, und so war wieder alle Gewalt des Reiches in seiner Hand.

Der Neugekrönte vergaß aber alles Vergangene, verzieh Allen, die sich an ihm versündigt hatten, und vorzüglich seinem ruchlosen aber dennoch von ihm geliebten Sohne Lothar, den er nebstbei im Besitze von Italien ließ. Nun hätte man erwarten sollen, daß er wenigstens einiges Mißtrauen gegen die Geistlichkeit in sich behalten hätte; aber diese hatten nachher wie zuvor eine Macht über ihn, welche durch nichts, als die noch größere Gewalt seiner ohne Grenzen geliebten Judith, beschränkt wurde. Ja, er wurde immer noch kirchlicher. Mehr als die Reichsgeschäfte lag ihm die Sorge für seine Klöster am Herzen; er sann und berieth sich, als wenn er über die wichtigsten Sachen von der Welt zu entscheiden hätte; über Schnitt und Farbe der Mönchskutten, über das Forte und Piano des Glockengeläutes für die verschiedenen kirchlichen oder klösterlichen Handlungen. Er vernichtete, leider für immer, die einzigen und ältesten Denkmale altgermanischer Dichtkunst und Historie, die von seinem großen Vater gesammelten Kriegs- und Heldengesänge der Deutschen, als Gräuel des Heidenthums. So zeigte er sich auch in gleichem finstern Sinne wider das Größte, was sein Vater hinterlassen, wider die von ihm mit so viel Liebe und Eifer auf dem Boden seines Reiches gepflanzte und gepflegte Wissenschaft und Kunst, als wider etwas Heidnisches, Weltliches und Sündhaftes. Aber eben so kirchlich als er war, so erlaubte er sich dabei dennoch schreiende Ungerechtigkeiten.

Im Jahre 837 hatte er in einer neuen Erbschaftstheilung die Gebiete seiner Söhne Pipin und Ludwig sehr vergrößert, und seinen vierten Sohn Karl zum König von Neustrien, Allemannien, Provence, dem Lande der Westgothen und dem größten Theile der Niederlande krönen lassen, dem Lothar aber nur Italien zugewiesen.

Als Pipin im Jahre darauf starb, machte er schon wieder eine neue Theilung, und enterbte des Pipins beide Söhne, Pipin und Karl, nachdem er ihren Antheil dem treu- und ruchlosen Lothar, und dem Sohne seiner geliebten Judith übergab; während Ludwig, der Beste seiner Söhne, der ihm die Freiheit und den Thron wieder gegeben hatte, nichts erhielt.

Dieser ungerechten Theilung widersetzten sich nicht nur Ludwig und mit ihm alle deutschen Völker diesseits des Rheins, sondern auch die Völkerschaften, welche zu dem Erbe des Pipin gehörten, und so kam es abermals zum Kriege zwischen dem Vater einer- und dem Sohne und Enkeln andererseits. Doch im Beginne desselben überraschte den alten Kaiser am 20. Juni 840 auf einer Rheininsel, Ingelheim gegenüber, als er eben auf den Reichstag nach Worms gehen wollte, der Tod, mit dem er seine, durch nichts als durch Unglück, das er meistens selbst verschuldet, seine Regierung beschloß *).

Lothar I.

Vom Jahre 840 bis 855.

Als Lothar, der älteste Sohn Kaiser Ludwigs des I. oder des Frommen aus erster Ehe, die Regierung nach dem Tode seines Vaters übernahm, war das Reich voll Zerrüttung, in Unruhen und innere Zwistigkeiten gespalten. Er ging sogleich nach Aachen,

*) Ludwigs erste Gemalin war Irmengarde, eine Tochter des Herzogs Ingarmann, gestorben im Jahre 818.

schäftigt, die ihm oft manchen Verlust beibrachten, und sich durchaus nicht dem fremden Joche unterthänig zeigen wollten.

Diese Ereignisse mußten die drei brüderlichen Herrscher vollkommen überzeugen, daß nur fortgesetzte Eintracht und enge Verbindung unter sich das wirksamste Mittel sey, den innern und äußern Unruhen und den vielen feindlichen Anfällen die Spitze zu bieten. Daher fand es Ludwig für rathsam, den Brüderbund wieder zu erneuern, und noch mehr zu befestigen, wozu eine Zusammenkunft in Mersen bei Mastricht am Maasflusse gehalten ward, bei welcher von allen drei Fürsten, Vergessenheit der früheren Feindschaft, dann Treue und gegenseitiger fester Beistand eidlich gelobt wurde.

Längst ermüdet von den Sorgen eines Herrschers, legte Lothar im Jahre 855 seine Regierung nieder, und theilte die Länder unter seine drei Söhne, von welchen Ludwig als der älteste, und seit dem Jahre 850 ohnehin schon zu Nachfolger erklärt, und vom Papste Leo IV. zum Kaiser gekrönt, nebst Italien auch die Kaiserwürde; — Karl, (gestorben im Jahre 860) das südliche Lothringen, (es begriff die Provence und Austrasien, nebst einem Theile von Burgund) und Lothar II. (gestorben im Jahre 869) das nördliche Lothringen, (das übrige von Burgund, dann die Länder zwischen dem Rheine, der Maas und der Schelde) erhielt. Hierauf begab er sich freiwillig in das Kloster Prüm, um dort Ruhe zu finden, beschloß aber schon sechs Tage nach seiner Ankunft daselbst, sein unrühmliches Leben *).

Ludwig II., der Deutsche.

Vom Jahre 855 bis 875.

Kaiser Ludwig II. war Anfangs mit seinen Ländertheilen nicht zufrieden, und verlangte eine Vergrößerung; allein, als er die standhafte Weigerung seiner Brüder Karl und Lothar erfuhr, verhielt er sich ruhig in Italien.

Indessen hatte aber die Verwirrung in dem Reiche Karls des Kahlen den höchsten Grad erreicht, nachdem sein Neffe Pipin, den er als Gefangenen in ein Kloster gesteckt, aus seiner Haft entkommen, und sich in Aquitanien aufs neue einen bedeutenden Anhang verschafft hatte. Zudem verheerten auch die Normannen den ganzen nördlichen Theil des Reiches, ohne daß es Karl bei seinen schwachen Kräften zu verhindern im Stande war.

Bei dieser Lage der Dinge kam es nun so weit, daß die Großen des Reiches an Ludwig nach Baiern eine Gesandtschaft schickten, und ihm das Reich anboten. Obschon zu dieser Zeit mit einem Heerzug gegen die rebellischen Slaven beschäftigt, gab er diesem reizenden Anerbieten dennoch williges Gehör, und stellte den Zug ein, der für die Sicherheit und Ruhe der östlichen Mark von großer Wichtigkeit gewesen wäre.

*) Seine Gemalin Hermingarde war im Jahre 851 gestorben.

Er begab sich hierauf nach Frankreich, wo er mit großer Freude empfangen wurde, während Karl der Kahle sich genöthigt sah, nach Burgund zu flüchten. Ludwig, auf eine unbegreifliche Weise sorglos, schickte jetzt seine deutschen Völker nach Hause, und waltete hier als Regent. Sein Bruder sammelte aber indessen ein neues Heer, und drang damit in Frankreich ein, wodurch Ludwig gezwungen war, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Da er jetzt die Rache seines Bruders zu befürchten hatte, so erneuerte er bereitwillig in einer Zusammenkunft zu Koblenz die früheren freundschaftlichen Verhältnisse mit ihm, in welche auch ihre Neffen, die Söhne Lothars aufgenommen wurden. Kaum war auf solche Weise die Ruhe hergestellt, als sich Zwistigkeiten zwischen Ludwig dem Deutschen und seinem ältesten Sohne Karlmann, dem damaligen Herzoge von Kärnthen, entspannen.

Die Veranlassung dazu war die Absetzung des Grafen Ernst, dem Schwiegervater des Karlmann, so wie die Vertreibung der beiden Markgrafen, Engelschalk und Wilhelm, in der Ost- und bairischen Mark. Ludwig zog mit einem Heere gegen seinen Sohn heran, und dieser ohne Mittel, sich zu vertheidigen, ergab sich der Gefangenschaft seines Vaters. Später entkam er wieder aus seiner Haft, und auch die beiden Markgrafen, Engelschalk und Wilhelm erhielten ihre vorige Würde wieder.

So beschäftigten damals Ludwig dem Deutschen auch die verworrenen Angelegenheiten seines Neffen Lothars. Karl der Kahle war im Jahre 860 gestorben, worauf Ludwig mit dem jüngern Bruder Lothar die Länder dergestalt theilte, daß er denjenigen Theil bekam, welcher an Italien zunächst gelegen war. Lothar war nämlich mit Theutberga rechtmäßig vermält, verstieß sie aber, da er von den Reizen der Waldrade hingerissen war. Die Verstoßene wandte sich jetzt an die Oheime ihres Gemals, welche es auch räthlich fanden, sich in diese Sache zu mischen. Sie kamen daher in einer gemeinschaftlichen Berathung im Februar 865 zu Toussy (in Frankreich) zusammen, wo beschlossen wurde, daß Lothar seine verstoßene Gemalin wieder zu sich nehmen müsse, was auch geschah. In der Folge erwachte aber wieder bei Lothar die Sehnsucht nach Waldrade, und da selbst die, seit Jahren her von ihm hart behandelte Theutberga jetzt um die Scheidung bat, so bewarb sich Lothar eifrigst bei dem Papste, die Bewilligung zur Heirath mit Waldrade zu erhalten. Nicolaus gewährte ihm aber seine Bitte nicht, sondern erst dessen Nachfolger Hadrian II.; aber Lothar starb bald darauf, auf seiner Rückreise nach Lothringen zu Piacenza im August 869, und seine beiden Gemalinen gingen in das Kloster.

Um diese Zeit war Kaiser Ludwig im Felde wider die Saracenen, eroberte Capua wieder, schlug sie mehrmalen, und nahm ihre Fürsten gefangen. Dagegen ward Deutschland durch lange anhaltende Theuerung, und der daraus entstandenen Hungersnoth schwer heimgesucht. Auch lag Ludwig von Baiern

schwer erkrankt in Regensburg, während ein allgemeiner Angriff von den Slavenstämmen, Mähren, Böhmen und Sorben ꝛc. auf die Ostmark und Baiern begann, der aber mit Blitzesschnelle von den Söhnen Ludwigs glücklich zurückgetrieben wurde. Diese kurze Epoche wurde von Karl dem Kahlen dazu benützt, Lothars Reich zu besetzen, worauf er sich zum Könige von Lothringen krönen ließ. Sobald aber sein Bruder Ludwig der Deutsche wieder hergestellt war, schickte ihm dieser eine Botschaft mit dem drohenden Begehren um seinen Antheil an der Erbschaft, obschon der Kaiser, der doch rechtmäßiger Erbe war, bisher vergebens darum angesprochen hatte. Karl hielt es nun für räthlicher, statt mit dem Kaiser, mit seinem Bruder Ludwig zu theilen, und so trat er an diesen die östliche Hälfte nebst den Städten Straßburg, Metz, Köln, Trier, Aachen und Utrecht ab; er aber behielt sich dagegen die westliche Hälfte, Burgund und die Provence mit den Städten Toul, Verdun und Cambray.

Kaiser Ludwig suchte ferner noch sein Recht auf Lothringen zu behaupten, worauf er von Ludwig dem Deutschen wirklich einen Theil erhielt, Karl war aber dazu keineswegs zu bewegen. Ueber den Erwerb so schöner und fruchtbarer Länder, war Ludwigs Freude groß, so wie über die Gefangennehmung des mährischen Fürsten Rastiz, welcher sein heftigster Gegner war. Bald entspann sich aber unter Ludwigs Söhnen ein bedeutender Zwist, wegen der Gunst Karlmanns, die er bei seinem Vater genoß, und brachte in der Folge schweres Unglück über Deutschland.

Zwentibold, der Neffe des gefangen gehaltenen Fürsten Rastiz, benützte diese Gelegenheit des Zwistes, und rief aufs neue die Slaven zur Empörung auf, bei welcher die Baiern eine schreckliche Niederlage erhielten. Auch andere deutsche Kriegsvölker wurden geschlagen, und das Land weithin, vorzüglich aber die Ostmark, verheert. Endlich gewannen die Deutschen dennoch die Oberhand über die Slaven, und dem gefürchteten Zwentibold blieb nichts weiter mehr übrig, als sich zu unterwerfen.

Nun starb Kaiser Ludwig II. im August 875 unweit Brescia in Ober-Italien, der, wiewohl ihm wenig Land zu Theil geworden war, dennoch mit einem großen Ansehen in Italien geherrscht, und bei jeder Gelegenheit seine Oberherrschaft über Rom nachdrücklich behauptet hatte *).

Karl der II., der Kahle.

Vom Jahre 875 bis 877.

Karl II., welcher der jüngste Sohn Ludwig des Frommen aus seiner zweiten Ehe mit der Judith war, und seines Glatzkopfes wegen der Kahle genannt wurde, eilte, sobald er den Tod des Kaisers erfuhr, sich der Kaiserkrone zu versichern.

In dieser Absicht erschien er unerwartet schnell in Italien, trieb Karl, den Sohn Ludwigs von Baiern zurück, und wußte auch dessen Bruder Karlmann durch listige Vorspieglungen dahin zu bringen, daß dieser mit seinem Heere wieder abzog. Auch ließ er es keineswegs an großen Geschenken beim damaligen Papste Johann dem VIII. fehlen, wodurch er die Kaiserkrone erlangte. Nun setzte er seinen Anverwandten, den Grafen Boso, zum Statthalter Italiens ein, und eilte dann zurück, um sich gegen einen Einfall seines Bruders, Ludwig des Deutschen zu sichern, der aber während den Unterhandlungen im August des Jahres 876 starb.

Ludwig war ein Herrscher, welcher Geist, Klugheit und Kraft besaß; aber von den damaligen so sehr ungünstigen Zeitumständen, ungeachtet seiner wohlgemeinten Absichten, und seines nur Gutes fördernden Willens, wurde er verhindert, für Deutschlands und des heutigen Oesterreichs Wohl mehr zu thun. Die nachgelassenen drei Söhne theilten sein Reich, und so bekam Karlmann Baiern, die Ostmark oder Oesterreich, Kärnthen, Böhmen und Mähren. Ludwig erhielt einen Theil von Lothringen, Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Friesland; dann Karl, der Dicke genannt, erhielt nebst dem andern Theil Lothringens auch Allemanien.

Zugleich errichteten die drei Brüder zu gegenseitiger Hilfsleistung ein festes Bündniß. Ihr kaiserlicher Oheim Karl der Kahle glaubte jetzt, daß die beste Zeit gekommen sey, ganz Lothringen für sich zu nehmen, und zog schnell mit einem Heere gegen Aachen; doch Ludwig war eben so eilig sein Erbtheil zu beschützen, wobei nun das Glück der Waffen zu entscheiden hatte.

So kam es bei Andernach zur Schlacht, in welcher Karl eine gänzliche Niederlage erlitt, und kaum selbst, und dieß nur mit großer Noth, entkam. Indessen war Karlmann in Italien mit der Absicht eingedrungen, die Kaiserwürde sammt dem Lande zu gewinnen; allein bei der bevorstehenden Unzufriedenheit der Großen, und ohne alle Unterstützung, mußte er eben so eilends als er gekommen war, wieder über die Alpen zurückziehen, auf welcher Rückreise er auch im Jahre 877 starb *).

Karl war ein unruhiger, nur immer auf Vermehrung seiner Länder bedachter Fürst, was ihm von Jugend an, gleichsam zur zweiten Natur geworden, da schon seine Mutter immer sorgsam wegen Länderbesitz für ihn arbeitete, wodurch so viele Uebel und Zwistigkeiten entstanden sind.

---

*) Ludwig des II. Gemalin war die Engelberga, nach Andern Luitgarde, eine Tochter des Herzogs Welf in Schwaben, mit welcher er seine einzige Tochter Hermingarde erzeugte, die nachher von seinem Nachfolger Karl dem Kahlen, an dem Herzoge Boso von der Provence vermält wurde.

*) Karl der Kahle hatte zwei Gemalinen, nämlich Hermintrud oder Irmentrud, die ihm vier Söhne, Ludwig den Stammelnden, Lothar, Karl und Karlmann, dann eine Tochter Judith gebar. Mit der zweiten Gemalin Richild erzeugte er nur einen Sohn, der aber bald starb.

Ludwig III., oder der Stammler.

Vom Jahre 877 bis 879.

Dieſer Fürſt, ſo beigenannt wegen ſeiner ſchweren Ausſprache, fand ſchon zu Anfang ſeiner Regierung verſchiedenen Widerſtand von Seite der Großen und der Lehensmänner, und hatte kaum anderthalb Jahre regiert, ſo ſtarb er ſchon in einem Alter von 35 Jahren (879).

Als er noch jung war, vermälte er ſich ohne Wiſſen ſeines Vaters mit Ansgard, einer Tochter des Grafen Harduin, und erzeugte mit ihr zwei Söhne, Ludwig und Karlmann, jedoch auf Geheiß ſeines Vaters mußte er ſich von ihr ſcheiden laſſen, worauf er dann zum zweiten Male ſich mit Adelheid vermälte, die bald nach ſeinem Tode einen Sohn, Namens Karl, gebar.

Viele von den Großen trugen jetzt dem deutſchen Könige Ludwig die Krone von Frankreich an, und dieſer zog wirklich mit einem Heere dahin; da er aber dort eine ungünſtige Stimmung fand, ſo gab er den ganzen Plan wieder auf, und ſtellte ſich mit dem Reſte von Lothringen zufrieden. Dagegen wählten die burgundiſchen Großen ihren Herzog Boſo zum Könige, und ſo ward das burgundiſche Reich gegründet. Bei dieſer Gelegenheit nahm auch Hugo (ein Sohn Lothars mit Waldrada) den Königstitel an, und beide behaupteten auch ſolchen gegen alle Angriffe.

So ſank mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit das Geſchlecht des großen Karls, jenes mächtigen Beherrſchers vom Abendlande. Nur drei Brüder als Söhne von Ludwig dem Deutſchen waren noch vorhanden, nämlich: Karlmann, Ludwig und Karl. Karlmann ſtarb im September 880 als Kaiſer, und hinterließ bloß einen unehelichen Sprößling, den tapfern, ſchönen und freundlichen Arnulph, welcher Herzog von Kärnthen war.

Karl theilte deßhalb den Länderbeſitz dergeſtalt mit ſeinem zweiten Bruder Ludwig, daß Letzterer Baiern, die öſtliche Mark, Pannonien, Böhmen und Mähren, er aber Italien bekam.

Karl III., der Dicke.

Vom Jahre 880 bis 888.

Karl III. ging ſehr bald nach Italien, unterwarf ſich dasſelbe, und wurde von dem Erzbiſchofe zu Mailand zum Könige der Lombardie, und dann noch in demſelben Jahre zu Rom, vom Papſt Johann dem VIII. zum Kaiſer gekrönt.

Ludwig, ſein Bruder, war im Anfange ſeiner Unternehmungen ſehr glücklich, nicht nur allein reich an Macht, ſondern auch an Land und Leuten, jedoch der Ausgang desſelben war keineswegs glänzend. Er mußte erleben wie durch den Tod ſeine beiden Söhne hingerafft wurden, und konnte den Einfällen der Normannen, welche ihre Verheerungen immer mehr ausbreiteten, nicht kräftigen Einhalt ſchaffen. So durch dieſe Unglücksfälle niedergedrückt, die ſein Reich betroffen hatten, ſtarb er im Jänner 882.

Auf die Nachricht von dem Tode ſeines letzten Bruders, eilte Karl nach Deutſchland. Da er ſchon König von Italien, zum Kaiſer, und nach dem Tode des kinderloſen Karlmann, auch zum Beherrſcher von Frankreich erwählt wurde, ſo verband er jetzt drei Kronen auf ſeinem Haupte, wie kein Monarch wieder nach ihm.

Doch welcher Unterſchied zwiſchen dieſem, an Ländergebiet dem großen Karl zwar gleich mächtigen, aber an Kraft und Ausdauer gar nicht zu vergleichenden Fürſten. In Deutſchland angekommen, zog er ſchnell alle Kräfte des Reiches zu einem Heerzuge gegen die räuberiſchen Normannen zuſammen, und belagerte ſie in ihrer Hauptfeſtung Aſchloch durch zwölf Tage, was viele Menſchen von beiden Seiten koſtete. Endlich erſchien der Normannenkönig Gottfried ſelbſt im deutſchen Lager, bot ſich zu einem Vergleiche an, und machte nebſtbei das Verſprechen, als Vaſall des Kaiſers deſſen Staaten zu ſchützen. Dieſer Vergleich wurde aber nicht pünktlich von den Normannen gehalten, und bald begannen ſie wieder ihre verheerenden Einfälle, jedoch jetzt mit einem weit geringeren Vortheile als früher.

So wurden auch einige Ländertheile den Einfällen der von Süden bedrohenden Araber ausgeſetzt, die nur mit großer Anſtrengung wieder gerettet werden konnten. Durch zahlloſe Parteiungen in allen ſeinen Unternehmungen gehemmt, konnte er auf keinem Punkte ſeines Reiches mit Nachdruck und Erfolg auftreten; wodurch auch die Oſtmark vom neuen die Schreckniſſe feindlicher Einfälle empfinden mußte.

Die Veranlaſſung dazu war vorzüglich jene, daß Karl einen gewiſſen Arbo zum Statthalter für die Oſtmark beſtimmte, wodurch die auf die Verdienſte ihrer Väter ſich ſtützenden drei Söhne der früher ſchon genannten Markgrafen Engelſchalk und Wilhelm, welche auf dieſe Würde Anſpruch machten, ſich hoch beleidigt fanden, und ſich daher an den, als Krieger ausgezeichneten Herzog Arnulph von Kärnthen wandten. Arbo, um von den feindlichen Unternehmungen jener ſich zu ſichern, ſuchte nun Schutz bei dem damals ſo mächtigen und gefürchteten Mährenherzoge Zwentibold, und dieſer fiel auch ſogleich in der Oſtmark ein, nahm den Werinhar, einen der Brüder, nebſt dem Grafen Wezilo gefangen, und ließ dann das ganze am nördlichen Ufer der Donau gelegene Land, in welchem Werinhar ſich aufgehalten hatte, verheeren. Im nächſten Jahre 885 verfolgte er unaufhaltſam ſeinen Raubzug über die Donau weiter vordringend, und machte das ganze Land zur Wüſte, nachdem jede Anſtrengung der beiden andern, auf der Flucht ertrunkenen Brüder Mengingott und Babo, und aller Widerſtand der unter ihnen für Weib und Kinder, Hab und Gut ſtreitenden unglücklichen Bewohner vergeblich geweſen war.

Jetzt erſt, als die Gefahr den höchſten Grad erreicht hatte, und Frankreich ſelbſt von dieſem Unglücke, durch die gebrochene Vormauer ſich nicht mehr geſchützt ſah; jetzt erſt, nachdem ſchon ſo viel verloren war, eilte Karl herbei, und traf mit den allgemein

schwer erkrankt in Regensburg, während ein allgemeiner Angriff von den Slavenstämmen, Mähren, Böhmen und Sorben ꝛc. auf die Ostmark und Baiern begann, der aber mit Blitzesschnelle von den Söhnen Ludwigs glücklich zurückgetrieben wurde. Diese kurze Epoche wurde von Karl dem Kahlen dazu benützt, Lothars Reich zu besetzen, worauf er sich zum Könige von Lothringen krönen ließ. Sobald aber sein Bruder Ludwig der Deutsche wieder hergestellt war, schickte ihm dieser eine Botschaft mit dem drohenden Begehren um seinen Antheil an der Erbschaft, obschon der Kaiser, der doch rechtmäßiger Erbe war, bisher vergebens darum angesprochen hatte. Karl hielt es nun für räthlicher, statt mit dem Kaiser, mit seinem Bruder Ludwig zu theilen, und so trat er an diesen die östliche Hälfte nebst den Städten Straßburg, Metz, Köln, Trier, Aachen und Utrecht ab; er aber behielt sich dagegen die westliche Hälfte, Burgund und die Provence mit den Städten Toul, Verdun und Cambray.

Kaiser Ludwig suchte ferner noch sein Recht auf Lothringen zu behaupten, worauf er von Ludwig dem Deutschen wirklich einen Theil erhielt, Karl war aber dazu keineswegs zu bewegen. Ueber den Erwerb so schöner und fruchtbarer Länder, war Ludwigs Freude groß, so wie über die Gefangennehmung des mährischen Fürsten Rastiz, welcher sein heftigster Gegner war. Bald entspann sich aber unter Ludwigs Söhnen ein bedeutender Zwist, wegen der Gunst Karlmanns, die er bei seinem Vater genoß, und brachte in der Folge schweres Unglück über Deutschland.

Zwentibold, der Neffe des gefangen gehaltenen Fürsten Rastiz, benützte diese Gelegenheit des Zwistes, und rief aufs neue die Slaven zur Empörung auf, bei welcher die Baiern eine schreckliche Niederlage erhielten. Auch andere deutsche Kriegsvölker wurden geschlagen, und das Land weithin, vorzüglich aber die Ostmark, verheert. Endlich gewannen die Deutschen dennoch die Oberhand über die Slaven, und dem gefürchteten Zwentibold blieb nichts weiter mehr übrig, als sich zu unterwerfen.

Nun starb Kaiser Ludwig II. im August 875 unweit Brescia in Ober-Italien, der, wiewohl ihm wenig Land zu Theil geworden war, dennoch mit einem großen Ansehen in Italien geherrscht, und bei jeder Gelegenheit seine Oberherrschaft über Rom nachdrücklich behauptet hatte *).

Karl der II., der Kahle.

Vom Jahre 875 bis 877.

Karl II., welcher der jüngste Sohn Ludwig des Frommen aus seiner zweiten Ehe mit der Judith war, und seines Glatzkopfes wegen der Kahle genannt wurde, eilte, sobald er den Tod des Kaisers erfuhr, sich der Kaiserkrone zu versichern.

In dieser Absicht erschien er unerwartet schnell in Italien, trieb Karl, den Sohn Ludwigs von Baiern zurück, und wußte auch dessen Bruder Karlmann durch listige Vorspieglungen dahin zu bringen, daß dieser mit seinem Heere wieder abzog. Auch ließ er es keineswegs an großen Geschenken beim damaligen Papste Johann dem VIII. fehlen, wodurch er die Kaiserkrone erlangte. Nun setzte er seinen Anverwandten, den Grafen Boso, zum Statthalter Italiens ein, und eilte dann zurück, um sich gegen einen Einfall seines Bruders, Ludwig des Deutschen zu sichern, der aber während den Unterhandlungen im August des Jahres 876 starb.

Ludwig war ein Herrscher, welcher Geist, Klugheit und Kraft besaß; aber von den damaligen so sehr ungünstigen Zeitumständen, ungeachtet seiner wohlgemeinten Absichten, und seines nur Gutes fördernden Willens, wurde er verhindert, für Deutschlands und des heutigen Oesterreichs Wohl mehr zu thun. Die nachgelassenen drei Söhne theilten sein Reich, und so bekam Karlmann Baiern, die Ostmark oder Oesterreich, Kärnthen, Böhmen und Mähren. Ludwig erhielt einen Theil von Lothringen, Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Friesland; dann Karl, der Dicke genannt, erhielt nebst dem andern Theil Lothringens auch Allemanien.

Zugleich errichteten die drei Brüder zu gegenseitiger Hilfsleistung ein festes Bündniß. Ihr kaiserlicher Oheim Karl der Kahle glaubte jetzt, daß die beste Zeit gekommen sey, ganz Lothringen für sich zu nehmen, und zog schnell mit einem Heere gegen Aachen; doch Ludwig war eben so eilig sein Erbtheil zu beschützen, wobei nun das Glück der Waffen zu entscheiden hatte.

So kam es bei Andernach zur Schlacht, in welcher Karl eine gänzliche Niederlage erlitt, und kaum selbst, und dieß nur mit großer Noth, entkam. Indessen war Karlmann in Italien mit der Absicht eingedrungen, die Kaiserwürde sammt dem Lande zu gewinnen; allein bei der bevorstehenden Unzufriedenheit der Großen, und ohne alle Unterstützung, mußte er eben so eilends als er gekommen war, wieder über die Alpen zurückziehen, auf welcher Rückreise er auch im Jahre 877 starb *).

Karl war ein unruhiger, nur immer auf Vermehrung seiner Länder bedachter Fürst, was ihm von Jugend an, gleichsam zur zweiten Natur geworden, da schon seine Mutter immer sorgsam wegen Länderbesitz für ihn arbeitete, wodurch so viele Uebel und Zwistigkeiten entstanden sind.

---

*) Ludwig des II. Gemalin war die Engelberga, nach Andern Luitgarde, eine Tochter des Herzogs Welf in Schwaben, mit welcher er seine einzige Tochter Hermingarde erzeugte, die nachher von seinem Nachfolger Karl dem Kahlen, an dem Herzoge Boso von der Provence vermält wurde.

*) Karl der Kahle hatte zwei Gemalinen, nämlich Hermintrud oder Irmentrud, die ihm vier Söhne, Ludwig den Stammelnden, Lothar, Karl und Karlmann, dann eine Tochter Judith gebar. Mit der zweiten Gemalin Richild erzeugte er nur einen Sohn, der aber bald starb.

gefürchteten Feinden Friedens-Unterhandlungen. Am Fuße der Länderscheidenden einst comageniſchen oder cetiſchen Gebirgskette, unweit dem heutigen Königſtetten, im fruchtbaren Tullnerfelde des Viertel Ober-Wiener-Waldes traten der Kaiſer und der mähriſche Herzog zuſammen, wo endlich der für das zerſtörte Land ſo nothwendige Friede geſchloſſen ward. Herzog Zwentibold bekräftigte durch einen Eid, keinen Einfall in die Oſtmark mehr zu machen, und was noch mehr war, man erhielt an ihm auch einen zinspflichtigen Fürſten, worauf Arbo wieder Statthalter des Landes ward.

Indeſſen wurden durch des Kaiſers ſchwachen Charakter, durch nachtheilige Friedensſchlüſſe, und durch innere Zwiſtigkeiten in allen Theilen des Reiches das allgemeine Mißvergnügen immer mehr geſteigert. Ja dieſes brach ſogar in Karls nächſter Umgebung aus, nachdem man ſeinem Miniſter und vertrauteſten Freund Lintward, dem Biſchof von Vercelli, der volle Gewalt über ihm hatte, alle dieſe üblen Folgen von deſſen Handlungen zuſchrieb.

Karl entfernte nun bei dem allgemeinen Haße, der zuletzt ſchon gefährliche Umtriebe unter dem Volke hervorbrachte, dieſen Mann vom Hofe; bekam aber dadurch in dem abgeſetzten Lintward einen rachſüchtigen Feind, der jetzt bei Arnulph, dem Herzoge von Kärnthen, Schutz fand, und den er dazu bewog, daß er ſeine Abſichten auf den Kaiſerthron, welchen Karl ſchon ſeinem natürlichen Sohne Bernhard beſtimmt hatte, ſogleich in Erfüllung brachte.

Arnulphs Unternehmungen glückten auch unglaublich ſchnell, deren Folge zuletzt war, daß Karl in einer Reichsverſammlung zu Tribur, (jetzt Trebur, einem Städtchen im Heſſiſchen) im Jahre 887 des Thrones für verluſtig erklärt ward. Dabei wurde der abgeſetzte Kaiſer noch ſo ſehr gedemüthigt, daß er um das Nothwendigſte zur Erhaltung ſeines Lebens bitten mußte. Aber immer mehr an Geiſt und Körper dahinwelkend, ſtarb er ſchon ſechs Wochen nach ſeiner Abſetzung auf der reizenden Inſel Reichenau im Bodenſee im Jänner 888.

So endete der Urenkel des großen Karls, der von der adriatiſchen See bis zu den Avaren, March und Elbe-Slaven und Sachſen, durch ſiegreiche Waffen, durch die Furcht ſeines Namens, und weiſe Geſetze Alles mit einander verbunden hatte.

Arnulph,

Herzog von Kärnthen, dann Kaiſer.

Vom Jahre 888 bis 899.

Arnulph war ein natürlicher Sohn Karlmanns, eines Sohnes Ludwigs des Deutſchen, und von ſeinem Vater mit einem adeligen Fräulein aus Kärnthen, Namens Luitwina erzeugt. In der Folge übertrug ihm ſein Vater die Verwaltung Kärnthens, welche Provinz er auch behielt, als Ludwig der Jüngere von Deutſchland, ſein natürlicher Bruder regierte.

Die Oſtfranken, Thüringer und Sachſen wurden bald gewonnen, endlich fielen auch die Schwaben, die als Karls älteſte Unterthanen am längſten an ihm gehangen, und ſo ſchwang ſich Arnulph zur Kaiſerwürde empor. Dadurch wurde aber in der ohnehin ſchon geſchwächten fränkiſchen Monarchie der Grund zu neuen Uneinigkeiten gelegt, nachdem verſchiedene, derſelben angehörende Reiche auf das Recht drangen, ſich ſelbſt ſo wie das fränkiſche in Arnulph, einen Herrſcher zu wählen, da ſie keinem Erbfolgerecht mehr gehorchen wollten.

Dadurch war Deutſchland, was eine wichtige Epoche in ſeiner Geſchichte bildet, aus einem Erb- zu einem Wahlreiche geworden. Auf dieſe Art bildeten ſich in Kurzem Burgund, Neuſtrien und Italien als eigene Königreiche, deren neue Herrſcher der kluge und vorſichtige Kaiſer Arnulph nur mit Vorbehalt der Landeshoheit auch beſtätigte, um die Ruhe des Innern zu ſichern, da die Slaven und Normannen dasſelbe noch immer beunruhigten

Die Mährer hatten wohl ſeit jener Zuſammenkunft ihres Herzogs Zwentibold mit Karl dem Dicken keine Einfälle mehr wiederholt; dagegen hatten aber die meiſtens unglücklichen Kriege gegen die Normannen auch unter Arnulph ihren thätigen Fortgang.

Engelſchalk II, welcher an der Stelle des vertriebenen Markgrafen Aribo die Oſtmark bekam, hatte während dieſer Zeit Arnulphs Tochter entführt, und ſich mit ihr zu Zwentibold geflüchtet, damit dieſer des zürnenden Kaiſers Genehmigung bewirke, und ihm dann als ſeinem Schwiegerſohne die Statthalterſchaft über die Oſtmark ertheile, was Arnulph auch erfüllte, um ſich dieſen gefährlichen Nachbar unſchädlich zu erhalten. Als aber Engelſchalk gefährlicher Anſchläge wegen verdächtig wurde, da ward er auf den Befehl des Kaiſers im Jahre 893 geblendet, und ſeine reichen, theils am Traun- und am Kampfluſſe gelegenen Beſitzungen fielen nach dem Willen Arnulphs dem Benediktiner-Stifte Kremsmünſter zu *).

Obſchon Aribo unter dieſen Umſtänden ſeine Statthalterſchaft wieder angetreten hatte, ſo ward er derſelben im Jahre 898 vom neuen wieder entſetzt, nachdem er in geheimen Verbindungen mit den benachbarten Mährern ſtand. Aus dieſem Grunde begann auch ſein Sohn Inſenrich einen offenbaren Aufſtand gegen Arnulph; aber dieſer hatte ihn zu Mautern, im Viertel Unter-Wiener-Wald an der Donau belagert und gefangen genommen, dann nach Regensburg abgeführt. Dem Inſenrich gelang es jedoch aus ſeinem Hafte zu entfliehen, worauf er, wie früher Engelſchalk es gethan hatte, ſeine Zuflucht bei dem Mährenherzoge Zwentibold ſuchte. Vor und während, als dieſes alles in der Oſtmark geſchah, hatte

*) Das prächtige, von dem Baiernherzoge Thaſſilo im Jahre 772 gegründete Benediktinerſtift Kremsmünſter in Oeſterreich ob der Enns im Traunkreiſe, wurde vom Kaiſer Heinrich dem II. um das Jahr 1005 neu hergeſtellt.

Arnulph vorzüglich mit den Obotriten und Slaven im mittleren und nördlichen Deutschland, und mit den Normännern wiederholte Kämpfe zu bestehen.

Gegen Letztere erfecht der Kaiser, vorzüglich durch das Beispiel seiner persönlichen Tapferkeit, einen alles entscheidenden und glänzenden Sieg. Arnulph eilte nämlich mit einem großen Heere heran und traf die Normannen an der Dyle bei Löwen. Ihren Rücken deckte der Fluß, ihre Fronte schützten Moräste, und so hatten sie sich zwischen beiden verschanzt. Es war gerade der Normannenstamm, welcher den Ruhm hatte, noch nie überwunden worden zu seyn, und auch ihr Lager galt als unangreifbar. Den Kern in Arnulphs Heere bildete die Reiterei, die unbrauchbar gegen Verschanzungen und in den Moräſten war. Von ihren Wällen herab begrüßten ihn nun die Normannen und trieben ein lautes Hohngelächter. Da stieg Arnulph zuerst vom Pferde, alle Reiter thaten dasselbe, und nun ergriff der König mit eigener Hand die Fahne und stürmte, der Erste, wider die Verschanzungen. Ihm nach folgte zu Fuß die ganze Reiterschaar in solcher Wuth und Hitze, daß sich die Normannen von den Wällen gestürzt, und ihr Lager genommen fanden, bevor sie sichs versahen. Ein großer Theil fiel jetzt unter den Schwertstreichen der Deutschen, ein noch größerer aber ertrank in den Fluthen der Dyle. Unter den Erschlagenen waren ihre Heeresfürsten Siegfried und Gottfried, und unter der großen Beute wurden sechzehn normannische Fahnen aufgefunden.

Kaum hatte sich aber Arnulph durch diesen Sieg als Held und Herrscher im Norden einen festen Stützpunkt verschafft, als er mit dem Herzoge Zwentibold (auch Swatopluk), der damals ganz Böhmen, Mähren und einen großen Theil von Ungarn (das sogenannte Großmähren) in Besitz hatte, durch den zu ihm geflüchteten Sohn des abgesetzten Aribo in Feindseligkeiten gerieth.

Arnulph stand seit dem Beginne seiner Regierung mit Zwentibold in einem sehr guten Einvernehmen; ja er hatte ihm sogar ganz Böhmen übergeben, und ihn durch Großmuth zum Freunde zu gewinnen gesucht. Um so mehr wurde er also jetzt über das zweideutige Benehmen des Zwentibold, der jeden Verkehr mit dem deutschen Könige abzubrechen suchte, ja sogar die Gesandten desselben nicht mehr vor sich gelassen hatte, entrüstet, und beschloß, ihn dafür auf das Empfindlichste zu bestrafen.

Während also der Kaiser von einer Seite mit seinem Heere in das mährische Reich einfiel, rief er zugleich die dem mährischen Reiche benachbarten Ungarn, die sich nach einem ihrer Stämme selbst Magyaren nannten, herbei *).

Diese Magyaren erinnerten durch ihre Sitten an die Hunnen des Attila. Mit kleinen Gestalten, kahlgeschornen Schädeln, gelber Gesichtsfarbe und tief liegenden kleinen funkelnden Augen, malte sie das Gerücht und der Schrecken, unheimlich und koboldartig.

Sie hauseten unter Gezelten, verachteten den Ackerbau und bürgerlichen Fleiß, begehrten nur Raub und Krieg, lebten von dem Fleische und der Milch ihrer Pferde, und waren der Lehre des Christenthums fremd. Wohin ihre Kriegsschaaren drangen, da ward das Land zur Wüste, und wenn auch, was Zeitgenossen schreiben, daß sie das Fleisch der Erschlagenen verzehrten, das Herzblut ihrer Feinde tranken und aus den Leichen derselben Tische und Bänke machten, worauf sie ihre Malzeiten hielten, die aus dem Fleische der lebendig gebratenen Gefangenen bestanden, mehr Ausdruck des Schreckens als reine Wahrheit seyn sollte, so ist doch dieser Schrecken bezeichnend. In Wahrheit waren sie aber ein freies kriegerisches Volk, männlich stark, Hitze und Kälte gleich ertragend, Pracht und Ueberfluß gering achtend und gleichgültig gegen den Mangel des Nöthigsten. Stolz, aufbrausend und ehrliebend, aufgeweckt und verschlossen. Sie kämpften meistens zu Pferde, ihr Angriff und ihre Flucht war blitzschnell; ihr Pfeilschuß von hornenen Bogen aus, fehlte selten. Sonst gehörte noch Lanze und Schwert zu ihrer Bewaffnung, Eisen und Filzharnische schützten sie gegen Hieb und Stich. Sie wurden durch unbekannte Revolutionen wie so viele andere Völker Hoch-Asiens allmälig über die Wolga und den Don nach Europa gedrängt, verweilten mehrere Jahrhunderte in den weiten Ländern Süd-Rußlands, und gehorchten zwei Jahrhunderte lang den Chazaren.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts zogen sieben ihrer Stämme und mit denselben noch ein fremder Stamm über die Karpathen in das östliche Pannonien und Siebenbürgen, wo sie sich mit den Resten verschiedener Völker vermischten. Jeden Stamm führte ein Woiwod, über alle war aber ein Groß-Woiwod, von welchen Arpàd der Sohn des Almus durch viele Kriegsthaten ausgezeichnet, furchtbar ward. Die Sage erzählt von diesem Arpàd bei seinem ersten Auftreten nach Ueberschreitung der Karpathen: »Er habe Gesandte an den Fürsten Zàlan mit den herrlichsten Geschenken an kostbaren Pferden, Kameelen, Sclaven und dergleichen geschickt und sich alles Land bis an den Sajo zur Besitznahme erbeten. Zàlan war nicht gerüstet, um diese Bitte mit Nachdruck verweigern zu können, und so sah er sich genöthigt den Abgesandten auf ihr Verlangen ein zwar unscheinbares Gegengeschenk von einem Bündel Gras und zwei Krügen mit Wasser zu übergeben, damit Arpàd vergleichen möge, ob beides besser sey als in Scythien.«

Der Ruf dieses kriegerischen Volkes der Magyaren, welches sich nun in seinem neu erworbenen Besitzthume immer mehr auszubreiten suchte, verbreitete sich endlich bis nach Deutschland, wohin jetzt Arpàd dem Könige Arnulph wider Zwentibold zu Hilfe kam.

Dadurch wurde jetzt die Macht des großmährischen Reiches und zwar, auf immer gebrochen; aber

*) Feßler, Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen, 10 Bde., Leipzig 1815, dann Geschichte der Magyaren von Johann Grafen Mailáth. Wien 1828. 5 Bände.

Zoltana opaćny dary Arpadowi skrz obsednanj Aber v uberke zemné.

Zoltán visszonajándoka Arpádnak, Magyarország átvételéért.

Doni reciproci di Zoltan fatti ad Arpad a cagione della conquista dell' Ungheria.

Zoltáns Gegengeschenke an Arpád wegen der Besitznahme Ungarns.

Pohled na založení řádu Augustinskeho ve sv. Floriann

Veduta dell' Abazia dei canonici Agostiniani di S. Floriano

Ágoston Káptalanbélick Monostorok Nézete S.t Florianban.

Ansicht des Augustiner Chorherrnstiftes zu Sct. Florian

auch den kriegerischen Magyaren wurde damit die Veranlassung zu dessen späteren Vordringen in das Herz von Deutschland gegeben, welche traurige Folge Arnulph anfangs gar nicht zu beachten schien.

Hierauf unternahm Arnulph noch zwei Feldzüge nach Italien gegen Berengar und vorzüglich gegen Wido, dem Herzoge von Spoleto, welcher großen Anhang gefunden hatte, und sogar von den, ihm wohlgeneigten Papste Stephan dem V. die Kaiserkrone erhielt. Arnulph bemächtigte sich aber dagegen der Stadt Rom, und wurde dann vom Papste Formosus zum Kaiser gekrönt.

Als Arnulph wieder nach Deutschland zurückgekehrt, war er darauf bedacht, seinem noch sehr jungen Sohne Ludwig die Regierung in Deutschland, und den von ihm vorzüglich geliebten älteren, außerehelichen Sohne Zwentibold (so genannt von seinem Taufpathen dem Mährenherzoge Zwentibold) die von Lothringen, wo derselbe jedoch sehr unbeliebt war, zu sichern. Darüber entstanden nun mehrere Mißhelligkeiten, und da er auch schon einige Zeit an den, ihm durch welliſche Tücke beigebrachten Gifte kränkelte, so erlag er auch bald den Wirkungen desſelben, im Jahre 899 zu Oettingen in Baiern.

Arnulph hatte bis an sein Ende den Ruhm eines, durch Kraft und Muth bewährten Regenten behauptet, er war von den Deutschen geehrt, dagegen gehaßt von den Italienern, und gefürchtet von den Franzoſen.

Ludwig das Kind.

Vom Jahre 899 bis 911.

Ludwig, der Sohn Arnulphs, war erst sechs Jahre alt, als ihm die Großen des Reiches zum Könige wählten, wiewohl sie ihm schon zwei Jahre früher, da Arnulph noch lebte, als das Kind eines Helden, das zu schönen Hoffnungen berechtigte, zum Nachfolger bezeichneten. Der frühzeitig unerwartete Tod des trefflichen Vaters ließ aber statt eines Helden und Mannes, ein Kind zurück, wodurch jetzt, trotz der früheren Wahl die Sorge erwachte, ob der Schirm des Reiches in die Hand eines Kindes gelegt werden dürfte, und so wurde die Sache zum zweiten Male berathen.

Hatto, Erzbischof von Mainz, und Otto, Herzog von Sachsen, waren aber Arnulphs Freunde und Geheimräthe gewesen und sprachen auf das Wärmste für des Kaisers unmündigen Erben. Im Grunde aber nur für sich, und so setzten sie es auch durch, daß es bei der Wahl blieb, während sie im Namen des jungen Ludwigs die Regierung des Reiches antraten.

Diese fiel jedoch in eine Zeit der Stürme und des Jammers, von denen der erste von Seite der Magyaren kam. Durch die Nachricht von dem Tode des heldenmüthigen Kaisers war ihnen das Zeichen gegeben in die deutschen Lande einzubrechen, und Arnulph mußte noch im Grabe die Beschuldigung über sich ergehen lassen, daß er durch einen politischen Mißgriff sieben Jahre zuvor ihre Aufmerksamkeit auf Deutschland gelenkt habe.

Zuerst streiften sie in die Ebenen der Lombardie und knüpften den Schrecken an ihren Namen. Jetzt aber sprachen nicht mehr Gerüchte und Sagen, sondern ihre eigenen Thaten in Deutschland von ihnen. Arpád war zu jener Zeit ihr oberster Herzog. Dieser sandte nun unter dem Vorwande eines Friedens- oder Freundschafts-Antrages, eigentlich aber mehr, um das Innere des Landes auszukundschaften, eine Gesandtschaft nach Regensburg, wo der unmündige Ludwig meistens seinen Hof hielt. Allein kaum waren diese Gesandten zu den ihrigen wieder zurückgekommen, so bestieg schon ein Theil des magyariſchen Volkes die Rosse, während ein anderer zu Fuß folgte. Sie überschritten die Enns und plünderten und zerstörten, wohin sie der Zug führte. Die christlichen Kirchen und Klöster, die außer den Städten sich befanden, verschwanden unter ihrer Verwüstung, und nur die Städte mit ihren Mauern blieben von ihnen verschont, da ihnen die Belagerungskunst noch fremd war. Hundert Stunden von Altofen her bis an den Lech ging diesmal ihr Verheerungszug, von wo sie dann mit reicher Beute beladen wieder umkehrten und heimzogen. In den folgenden Jahren von 901 bis 907 wiederholten sie zwar nicht mit der ganzen Kriegsmacht ihres Volkes, aber dennoch in zahlreichen Streifhorden, und auch nicht unter Arpàd, sondern unter andern glücklichen Anführern ihren Raubzug, und steckten dabei selbst Regensburg in Brand.

Im Jahre 907 begruben die Magyaren ihren Herzog Arpád an der Quelle eines Baches unweit Budvar, worauf ihm sein dreizehnjähriger Sohn Zoltán folgte, den sie schon bei Lebzeiten seines Vaters, als dessen Nachfolger auf den Schild erhoben hatten.

Jetzt glaubte man im deutschen Reiche, daß mit dem Tode des alten Helden die Kraft und der Eroberungsgeist der Magyaren gebrochen sey, und hielt diesen Augenblick für günstig, ihnen alle ihre frühern Einfälle zu vergelten, und zugleich die Grenzen des Reiches für immer von ihnen zu befreien. Es zog sich daher zwischen Ennsburg und dem Stifte St. Florian *) im jetzigen Oesterreich Ob-der-Enns die Heeresmacht des Reiches zusammen, bei welcher sich der junge König selbst einfand. Auch viele Fürsten und Herren erschienen im Heerlager, viele Bischöfe nahmen den Streitkolben, und die Aebte zogen den Harnisch über die Kutte.

Aber die Magyaren waren schneller als sie; zudem war auch ihre Art zu kämpfen den Deutschen noch immer eben so fremd als gefährlich. Das königliche Heer sah sich angegriffen, bevor es noch einen Kriegsplan gemacht, ja früher noch, als es seine Haufen ganz zusammen gezogen hatte. Die Magyaren

*) Das Stiftsgebäude des berühmten uralten Augustiner Chorherrnstiftes St. Florian in Ober-Oesterreich (Traunkreis) wurde, wie es sich jetzt zeigt, in der Zeit Karl des VI. erbauet.

ließen es auch zu keiner geordneten Schlacht kommen und stürmten hier und da von allen Seiten herein. Ihre Angriffe waren wüthend; bald flohen sie zurück, und sobald die Deutschen ihre Ordnung verlassend, sie verfolgten, wandten sie sich ihnen wieder entgegen.

Ihre Flucht war also verstellt und ihr erneueter Angriff ein Ueberfall. So wurden ein Hagel von Pfeilen und Wurfspießen, so wie ihre durchstürmenden Rosse, mit denen sie die unbehilflichen Feinde zu Boden ritten, das Verderben der Deutschen. Durch drei Tage hielt das Reichsheer den verzweiflungsvollen Kampf aus, bis endlich alle seine Haufen geworfen waren, unter welchen auch Herzog Luitpold von Baiern sich befand.

Mit dem Tode dieses tapfern Heerführers war der letzte Widerstand gebrochen, und die Sieger vollendeten die Niederlage. Unter ihrem Schwerte blieben der Erzbischof von Salzburg, mehrere Bischöfe, der Truchseß des jungen Königs, fünfzehn Grafen und eine Menge Herren und Knechte.

Unaufgehalten strömten jetzt die unbesiegten Magyaren über das ganze Land und richteten große Verheerungen an. Die große Beute und der Schrecken, so wie die Muthlosigkeit, welche die Magyaren bei ihren Feinden gefunden hatten, waren so reizend, daß sie nicht lange stille sitzen konnten, und so brachen sie im folgenden Jahre noch furchtbarer hervor. Sie wagten es bis Thüringen und Obersachsen zu streifen, und wieder waren die Deutschen zu schwach sich den zahllosen Schwärmen der Magyaren entgegen zu stellen.

Das Land war jetzt eine Wüste. Dörfer und Höfe waren verlassen, die Felder blieben unbebaut, die Bewohner der Städte und Schlösser in ihren Mauern eingeschlossen, wo sie dem Mangel aller Art preis gegeben waren. Kirchen und Klöster standen entweder zerstört oder ausgeraubt da. Kaum war dieser Verheerungszug beendet, so erschienen ihre Streifhorden, als sollte nicht mehr die Wohlthat des Friedens für Ludwig werden, neuerdings in Franken, Baiern und Schwaben.

König Ludwig stand jetzt in seinem achtzehnten Jahre, und sah mit Schmerz wie so vieles Elend sein Volk zu Boden drücke, aber dennoch zeigte er mehr Muth dabei als seine Fürsten und Herren, welche das Unglück mit Schrecken vor den Magyaren erfüllt hatte. Er schrieb daher im Jahre 910 einen neuen Heerzug aus, und bedrohte die Feigen, die sich demselben entziehen würden, mit der Strafe des Stranges, wodurch er ein zahlreiches Heer in sein Lager bei Augsburg zusammen brachte. Jedoch waren unter den vielen herzhaften Streitern wieder viele, die nur die Drohung zur Fahne gebracht hatte.

Auf die Nachricht von dieser großen Rüstung setzte sich jetzt die vereinigte Kriegsmacht der Magyaren in Bewegung, und so sahen sich eines Tages mit der Morgendämmerung die auf dem Lechfelde gelagerten Deutschen überfallen.

Noch immer hatten die Deutschen diesen Feinden ihre Kampfweise nicht abgelernt und ließen sich wieder durch ihre verstellte Flucht täuschen und unvorsichtig in einen Hinterhalt locken, wodurch sich auch diesmal die Schlacht zu einer vollkommenen Niederlage entschied. Die Flucht der Deutschen wurde eine allgemeine, wobei die nachziehenden Magyaren eine schreckliche Todesernte hielten.

König Ludwig konnte die, unter ihrer Verheerung daniederliegenden Lande nicht anders mehr retten, als daß er die feindlichen Heerführer durch große Geldsummen und das Versprechen eines jährlichen Tributs für sich und seine Nachfolger gewann, worauf sie dann den Rückzug antraten. Aber das Unglück und die Schmach kürzten auch des jungen Königs Tage, und rafften ihn in seiner schönsten Altersblüthe, den letzten Sprößling des großen Karls, auf deutschem Boden zu Regensburg im Jahre 911 dahin.

So ward erst wenige Zeit über hundert Jahre des großen Gründers gewaltiger Länderbau, so schnell ein morscher Spielball feindlicher Völker und auch innerer Zerrüttungen und Parteiungen.

Konrad I.

Vom Jahre 911 bis 918.

Zu jener Zeit als der karoling'sche Mannsstamm erloschen war, gehörten zum deutschen Reiche acht deutsche Völkerschaften. Davon waren ein Theil des mächtigen Frankenvolkes, die Ostfranken, deren Land westlich an Lothringen grenzte, nördlich von Mainz bildete der Rhein ihre Grenze; südlich waren sie von den Allemannen durch die Wässer der Kinzig, Enns und Mur, östlich von Baiern durch die Rednitz getrennt, und im Norden von ihnen war Sachsen und Thüringen gelegen. Der Mittelpunkt ihres Reiches bildete einen Kranz von Deutschlands angesehensten Städten, es lagen darin die bedeutendsten Reichsgüter und der Hauptstrich des segensreichen deutschen Weinbaues. Das Land der Allemannen, worunter das nachmalige Schwaben verstanden wird, welches sich von den Vogesen *) bis an den Lech und die Alpen hinzog, wozu auch ein Theil von Rhätien **) gehörte, war wohl angebaut und enthielt nebst vielen Klöstern auch die schönsten königlichen Maiereien. Zwei der größten Fürstengeschlechter als Nachkommen der uralten allemanischen Herzoge waren die Grafen

*) Vogesen, der Wasgau oder das wasgauische Gebirge sind eine Fortsetzung des Juragebirges, das Frankreich und die Schweiz trennt. Sie fangen in der Gegend von Belfort im ehemaligen Sundgau an, trennten Elsaß von Lothringen und ziehen sich in die deutschen Rheinprovinzen, wo sie sich nordöstlich, unter dem Namen Hundsrück an dem Rhein und der Mosel endigen, und sich nordwestlich unter den Namen Ardennen und das Großherzogthum Luxemburg ziehen.

**) Unter den Namen Rhätien gab es bei den Alten zwei Länder, das erste und zweite Rhätien. Das erste oder eigentliche Rhätien (Rhätia propria) ging vom Rhein bis an die norischen Alpen und von Italien in südlicher Lage bis an die Grenzen von Vindelicien (von den Alpen und dem Bodensee an bis an die Donau).

von Bertoldisbara und die Welfen; beide groß an Macht und reichen Gütern. Lothringen mit seinen salischen und ripuarischen Franken an Einwohnern, westlich von Frankreich gelegen, war zu jener Zeit der Grundstein des beständigen Zwistes zwischen Frankreich und Deutschland.

In dem Lande der Baiern war Regensburg die Hauptstadt, ringsum mit herrlichen Stiften und zahlreichen Klöstern umgeben. Seine Grenzen waren nördlich das Fichtelgebirge und der Böhmerwald, südlich und östlich waren diese dagegen sehr veränderlich. Das Thüringerland, nördlich vom Harz, von der Helme und der Unstrut, westlich von der Werra und östlich durch die Saale von Sachsen getrennt, war zu der Zeit durch das Vordringen der Sachsen, so wie der großen ostfränkischen Ausdehnung sehr eingeengt. Dagegen ward das Land der Sachsen durch die Eider von Dänemark und durch die Trave, Elbe und Saale von den Slaven getrennt. Von der Waal bis zur Weser wohnten in nordwestlicher Richtung die Friesen, der übrige Landtheil war in sieben Seetheile getheilt. Die Slaven hatten ihre Sitze im Osten der Deutschen, wo zu dem Herzogthume Kärnthen nicht nur allein Steiermark, sondern auch ein Theil von Krain gehörte. Oestlich von Baiern lag die Ostmark (das heutige Oesterreich). Von Böhmen, dessen Völker seit dem Jahre 895 wieder die deutsche Oberhoheit anerkannten, erstreckte sich in nördlicher Richtung jene Mark, in welcher die Sorben wohnten. An der Ostseeküste waren die Obotriten, an der Havel die Haveller, und jenseits der Elbe gegen Osten die Dalemincier ansässig

Unter Ludwig dem Kinde, ein Name, der dem unglücklichen aber edlen Zweige durch alle Zeiten blieb, hatte sich das Band, welches die deutschen Völkerschaften eine Zeitlang zusammen gehalten, sehr aufgelockert, ja gelöst; denn jeder dachte nur an sich und sorgte nur für sich. Die Fürsten schalteten eigenmächtig, und betrachteten sich als unabhängig.

Zuerst traten, als der karolingische Mannsstamm, das so lange herrschende Haus in Deutschland erloschen war, die Sachsen und die Franken zusammen, um sich über die Wahl eines neuen Oberhauptes zu berathen. Ihre Augen fielen dabei auf Otto dem Erlauchten, den mächtigen Herzog in Sachsen; aber der alte Fürst hielt sich nicht mehr gewachsen, und hatte auch keine Lust, das gesunkene Königthum wieder zu heben, und so eine schwere Last auf sich zu nehmen; jedoch lenkte er die Wahl auf einen Andern, nämlich seinen Verwandten, dem Frankenherzoge Konrad.

Franken umschloß damals in weiten Kreisen das ganze Gebiet des Mittelmains, die Wetterau, Nassau, Hessen, Worms, Speier und das heutige Großherzogthum Baden größtentheils. Auch war Konrad von weiblicher Seite dem karolingischen Hause verwandt, nachdem seine Mutter Gismunda, eine Tochter des Kaiser Arnulphs war. Die Sachsen hatten auch die Baiern und die Schwaben eingeladen zuerst, an der Wahl Theil zu nehmen, dann aber, ihr beizutreten. Aber die Baiern dachten daran, einen Fürsten aus ihrer Mitte zu wählen und zwar den Herzog Arnulph, einen Sohn des gegen die Ungarn im Jahre 907 gefallenen Luitpolds von Baiern. Dieser hatte seit dem Tode des Königs Ludwigs unabhängig in Baiern geherrscht und selbst in Regensburg seinen Hof aufgeschlagen. Seine Tapferkeit gefiel den weltlichen Herren und die Entschlossenheit, womit er die Gesandten der Magyaren heimschickte, als sie nach Regensburg kamen und den Tribut trotzig forderten, welchen König Ludwig ihnen versprochen hatte. »Ich bin nicht gewohnt,« sprach er, »mir Gesetze vorschreiben zu lassen. Sie mögen kommen und ihren Tribut selbst holen; sie sollen dann erfahren, daß die Baiern Arme haben und das Schwert zu führen wissen.« Einem solchen Manne vertrauten die Baiern, und so lehnten sie den Beitritt zu der sächsisch-fränkischen Wahl ab.

Der neu erwählte König, Konrad der Franke, vermochte auch jetzt nicht mit Gewalt einzuschreiten, weil die Lothringer sich seiner Herrschaft widersetzten, und sich dem Könige Karl dem Einfältigen von Frankreich unterwerfen wollten, was ihm vor Allem in Lothringen beschäftigte. Auch in Schwaben mußte er es für jetzt übersehen, daß einer der Großen die Herzogswürde an sich riß, und wie unabhängig herrschte. Burkhard nämlich, Herzog in Schwaben und Markgraf von Rhätien, war auf einer Versammlung der Großen ermordet worden, worauf die Kammerboten (Einzieher der königlichen Gefälle) Erchinger und Berthold, zwei Brüder, die Herren in diesen Landen spielten; ja Erchinger eignete sich sogar den Herzogsnamen und das Amt zu. Die Schuld der Ermordung des Herzogs Burkhard wurde dem Erchinger zugeschrieben. Es war nicht seine Verwandtschaft, die den König hinderte, solche Gewaltthat und solches Eingreifen in die königlichen Rechte augenblicklich zu strafen; sondern die Umstände geboten ihm Aufschub. Erchinger verband sich aber mit Arnulph, dem Baiernherzoge und zeigte bald, daß er wenigstens, was den Kampf, den Schirm wider den Feind betraf, des herzoglichen Schwertes nicht unwerth war.

Die Magyaren ließen sich nicht Trotz biethen und drangen im Jahre 912 in zwei Streifheeren in Sachsen und in Baiern ein; aber am Inn begegneten ihnen Arnulph mit seinen Baiern, Erchinger mit seinen Schwaben, und überwanden sie durch eine List, die sie ihnen selbst abgelernt hatten, nämlich durch verstellte Flucht und Hinterhalt.

In den Jahren 913 bis 916 erneuerten die furchtbaren Feinde ihre jährlichen Streifzüge durch Baiern und Schwaben, durch Sachsen und Thüringen, diesmal aber ohne bedeutenden Widerstand, da die uneinigen Deutschen denen unter sich einigen Magyaren keine gleiche Macht entgegen stellen konnten. Jetzt beschloß König Konrad, den Trotz der widerspenstigen Großen zu brechen, da nur durch Herstellung der Eintracht dem Reiche seine Kraft nach Außen wieder gegeben werden konnte. Kaum waren aber die Magyaren wieder heimgekehrt, so fiel er in Baiern ein, um Arnulph zu unterwerfen. Durch die Be-

mühungen des gewandten Abtes Salomo von St. Gallen, der sein Kanzler war, waren die geistlichen Stände in Schwaben und Baiern nach und nach alle auf die Seite des Königs getreten, wodurch sie seine Macht verstärkten. Arnulph war jetzt nicht im Stande sich vor dem Könige zu halten und warf sich nach Regensburg; aber nach einem heißen Kampfe ging die Vorstadt St. Emmerans im Feuer auf, und der Bischof der Altstadt bewog nun die Bürger, dem Könige Konrad, der im Kampfe selbst verwundet ward, die Thore zu öffnen. Herzog Arnulph flüchtete sich mit den Seinigen in das Gebirge und fand eine gastfreie Aufnahme bei den Magyaren, die er zuvor so tapfer bekämpft hatte.

Von Regensburg, als die Unterwerfung von ganz Baiern erfolgt war, ging der König nach Altheim im Ries, wohin er einen allgemeinen Landtag zusammen berufen hatte. Hierher wurden die beiden Brüder Erchinger und Berthold beschieden, die auch erschienen, nachdem ihnen ein sicheres Geleit zugesagt war. Nun wurden sie angeklagt von weltlichen und geistlichen Herren, als Verräther, die sich wider den König aufgelehnt und das Reich verwirrt haben, und dann einstimmig mit ihrem Neffen Luitfried zum Tode verurtheilt. Sie hatten auf des Königs Wort vertrauend und von ihm einen billigen Vergleich hoffend, ihre unüberwindliche Felsenburg Hohentwiel im Hegau verlassen, aber das Königswort betrog sie; das Geleite wurde auf die zudringlichen Einwendungen der Bischöfe gebrochen und so wurden alle drei im Jänner 917 enthauptet. Durch die Wahl der schwäbischen Nation ward hierauf Burkhard, der Sohn Adalberts, Graf im Thurgau, der ihre Verurtheilung besonders eifrig betrieben hatte, zum Herzoge in Schwaben gesetzt.

Arnulph reizte aber jetzt die Magyaren zu neuen Einfällen in Baiern, und da er vorzüglich den Ständen der Klöster und Kirchen seinen Sturz zuschrieb, so mußten sie auch diesmal vor allen andern die Wuth der Feinde fühlen. Sie zerstreueten sich über Schwaben, zerstörten Basel, brachen ins Elsaß und in Lothringen ein, und schleppten eine unermeßliche Beute zusammen.

Diese schweren Sorgen, gegen innere Unruhen zu kämpfen und fremde Einfälle zurück zu weisen, hatten während einer sechsjährigen Regierung das Leben Konrads des I. merklich abgekürzt. Er kränkelte wohl schon wie einige sagen, in Folge einer vor Regensburg erhaltenen Wunde; nach der Legende aber in Folge eines geistlichen Fluches. Der König wollte nämlich aus der Hauptkirche St. Emmerans, dem er große Geschenke gemacht hatte, ein kostbares Evangelienbuch mitnehmen. Der Bischof zu Regensburg schlug aber dieses Begehren dem Könige ab, und legte es auf den Altar mit den Worten: »Wer dieses Buch dieser Kirche entzieht, wird dem Heiligen am jüngsten Gericht verantwortlich seyn.« Der König nahm es aber dennoch, allein, als er vor der Kirchenthüre auf das Roß stieg, bekam er ein so heftiges Grimmen im Leibe, daß er das Buch wieder zurück gab. Daraus leitet nun die Legende sein Kränkeln und seinen frühen Tod ab, der zwei Tage vor Weihnachten im Jahre 918 erfolgte. Der Gedanke an das Wohl des Reiches war sein Letzter, nachdem er seinen Feind zu seinem Nachfolger ernannte.

Heinrich, der Sohn Ottos des Erlauchten, Herzog in Sachsen, hatte dem Spruche des Königs, der ihm die übergroßen Lehen absprach, sich stets widersetzt. Konrad hatte den alten Otto aus Dankbarkeit nehmen lassen, oder ihm verliehen, was er wollte; dem Sohne aber das Gleiche zu lassen, schien dem Könige nicht räthlich; auch war es noch nicht in der Regel, daß die Söhne in den Lehen und Würden den Vätern folgten. Er wollte Thüringen von Sachsen trennen, und ihn nur mit dem Letztern belehnen; aber Heinrich behauptete sich mit den Waffen in der Hand. Eberhard, der Bruder des Königs, wurde bei Eresburg von ihm geschlagen, als ihn aber der König selbst zu Grona bei Göttingen belagerte, rettete ihn nur der Ausbruch anderer Unruhen, welche den König eiligst abriefen. Nun verband er sich mit Frankreich, wonach Konrad die Unmöglichkeit einsah, seine Macht zu brechen. So mußte er ihm also alles Land zwischen dem Rhein und der Oder, der Eider und dem Thüringerwalde lassen, und noch dazu die Uebermacht im Reiche. Zu diesem Tapfern ermahnte jetzt der sterbende Konrad, die Kleinodien des Reiches zu tragen, und sprach zu seinem Bruder Eberhard dem Frankenherzoge; er solle sich um die Krone nicht bewerben, und nicht auf den Glanz seines Hauses, sondern auf das Beste des gemeinsamen Wesens sehen. So wirkte er nicht bloß sterbend noch, sondern über seinen Tod hinaus für das Wohl des Reiches; denn nur der Mächtigste im Reiche vermochte nach seiner Meinung wahrhaft als König die ungebändigten Elemente darin zu beherrschen und zu ordnen.

Heinrich I., der Finkler oder der Städtegründer.

Vom Jahre 919 bis 936.

Kaum war Konrad I. gestorben, so befolgte Eberhard getreulich den Rath seines Bruders, mehr für den Sachsen Heinrich als für sich selbst zu arbeiten.

Zu Fritzlar traten die Franken und Sachsen zusammen, und wählten den vorgeschlagenen Heinrich zum König der Deutschen. Als hierauf Eberhard mit mehreren Großen ihm die Nachricht seiner Wahl und die Reichskleinodien überbrachten, fanden sie ihn, als einen eifrigen Jäger am Vogelheerd, eben mit dem Stellen der Netze beschäftigt, woher er den Beinamen Finkler oder Vogelsteller erhielt. Auf diese Art kam das Königthum an die letzte deutsche Völkerschaft, an die Sachsen, die dem Frankenreiche einverleibt war.

Aber auch Heinrich I. wurde nicht sogleich allgemein anerkannt, denn gleich auf die Nachricht von dem Tode Konrads kam Herzog Arnulph mit seiner Gemalin und seinen Kindern aus dem Gebirge, wo er bisher unter den Magyaren gewohnt

Nemecky Kral Gindřych I. gako mněst wystawitel.

Jl Re di Lamagna Enrico 1° come fondatore di città.

Elsö Henrik, nemet kiraly, mint városok épitöje

Der deutsche König Heinrich 1te als Städteerbauer

N° 35

hatte, nach Baiern zurück und machte Ansprüche auf die Königswürde. Dieses Benehmen veranlaßte jetzt Heinrich mit seinen Kriegsvölkern schnell in Baiern einzurücken, wo er sich vor Regensburg lagerte. Da er aber immer noch nicht Gewalt brauchen wollte, so verlangte er eine persönliche Unterredung mit dem Herzoge und dieser, an einem glücklichen Widerstande verzweifelnd, erschien sogleich mit seiner Familie im königlichen Lager und unterwarf sich, nachdem ihm der König, um Bruderblut zu schonen und seine Kräfte für höhere Zwecke frei zu haben, schon im voraus die günstigsten Bedingungen der Unterwerfung angeboten hatte. Der König bestätigte ihn jetzt in seinem Herzogthume, gestand ihm eine gewisse persönliche Unabhängigkeit in der Verwaltung Baierns zu, und wenn auch nicht den königlichen Titel, doch gewisse Befugnisse, die sonst nur Rechte der Könige waren, wie z. B. die freie Ein- und Absetzung der Bischöfe und Aebte; dagegen gelobte Arnulph dem Könige Treue und Freundschaft, und zu jeder Zeit bereitwillige Heerfolge.

Dem Könige Heinrich lag alles daran, mit den mächtigen Großen des Reiches in Freundschaft zu stehen, damit er dem Reiche im Innern Ruhe, und nach Außen Sicherheit geben könne. Diesem höheren Zwecke opferte er auch nicht unbedeutende Theile der königlichen Macht. So wurden die Herzoge durch seine Zugeständnisse, da sie ihm ohnedieß an äußerer Macht ziemlich gleich kamen, eher Freunde und Verbündete, als Vasallen der Krone, und zogen auch, als ziemlich unbeschränkte Herren in ihren Landen den Adel, der in denselben saß, leicht in ein Verhältniß, worin sie eher Lehensträger der Herzoge, als unmittelbare Vasallen des Reiches wurden. Und dennoch war nach der Lage der Dinge seine Politik diejenige, welche nicht nur am schnellsten, sondern auch allein zum Ziele zu führen schien. Wie den Baiernherzog, so hatte er auch Burkhard, den Schwabenherzog, durch eben so freundliche Worte, als durch Ueberraschung mit seiner Kriegsmacht gewonnen. Auch Giselbert, den Herzog in Lothringen, gewann er in der Folge durch Waffen und Unterhandlungen; ja der Herzog wurde sogar des Königs Schwiegersohn, und Lothringen erkannte aufs neue die Lehenshoheit des deutschen Königs.

Auf diese Weise war er in Stand gesetzt, das Reich nach Außen nicht nur zu sichern, sondern auch zu erweitern.

Die verheerenden Streifzüge der Magyaren hatten indessen aber noch nicht ganz aufgehört, nur verschonten sie treu den Freundschaftsbund, welchen sie mit Herzog Arnulph während seiner Verbannung mit ihm gemacht hatten, heilig wie die Gastfreundschaft die bairischen Grenzen. Sobald sie aber hörten, daß er mit dem deutschen Könige, ihrem Feind, in Freundschaft getreten sey, da ward Baiern wie alles Land bis an den Bodensee und an den Spessart schrecklich von ihnen heimgesucht.

Ein anderes feindliches Heer war durch Mähren und Böhmen nach Sachsen gezogen. Der König mit seinem Heere stellte sich ihnen entgegen; aber vor Peuchen, unweit Wurzen erlitt er eine solche Niederlage, daß er, um nicht gefangen zu werden, in die feste Pfalz Werle bei Goslar sich werfen mußte. Uebrigens fiel aber diese Niederlage zu seinem Glücke aus, denn der Sieg verführte die Feinde zu einer völligen Sorglosigkeit Ohne alle Vorsicht streiften sie in zerstreuten Haufen durch das Land, und so führte das Glück einen ihrer vornehmsten Heerfürsten, wahrscheinlich Zoltàn selbst in die Hände einer sächsischen Schaar. Welch einen köstlichen Fang sie gemacht hatten, erfuhr der König aber erst dann, als die Magyaren ein ungeheures Lösegeld für die Freiheit des Gefangenen anboten. Der König verschmähte jedoch ihr Gold und Silber, und gab seinen Gefangenen erst dann frei, als sie einen Waffenstillstand auf neun Jahre beschworen hatten. Ein gewiß schönes Zeugniß für den Edelsinn der Magyaren, daß der deutsche König dem einfachen Schwure eines so kriegs- und raubgewohnten Volkes fest und ohne Bedenken vertraute. Und er täuschte sich auch nicht an ihrem gegebenen Worte, da sie durch neun Jahre die Waffenruhe unverletzt hielten, so leicht auch Vorwände zu einem Bruche von ihnen hätten gesucht werden können.

Diese neun Jahre der Waffenruhe dienten nun dem unermüdeten Könige, seine Völker für den Sieg einzuüben, und auf deutschem Boden eine Reihe von Schutzmauern aufführen zu lassen, hinter welchen der Landmann sich und seine Habe bergen konnte, und die dem Kriegsmann als Bollwerke dienten. In dieser Absicht arbeitete er eifrigst, alte feste Plätze zu erneuern, und neue aufzuführen. Auf seinen Befehl wurden in die mit Mauern eingefaßten Burgen immer der neunte Mann auf dem Lande, der Waffen zu tragen fähig war, versetzt, während die auf dem Lande zurückgebliebenen (Grenzwächter, Granitzer) das Feld bearbeiten, das Getreide in die Städte führen, und gegen eine Abgabe eines Drittels denen in der Burg (Stadt) zur Aufbewahrung übergeben mußten. Innerhalb diesen Mauern sollten fortan alle Zusammenkünfte, Märkte, Waffenspiele und Gastereien gehalten werden, um sie dadurch desto mehr in Aufnahme zu bringen. Bis jetzt waren mit Mauern umgebene Ortschaften in diesen Gegenden höchst selten, nun aber stiegen solche Städte auf seinen Wink hervor, vorzüglich Merseburg Goslar, Meissen, Quedlinburg und Gotha; daher ehrt auch die Geschichte Heinrich den I., mit dem Beinamen des Städtegründers.

Dieses war nun die eine Seite des bessern Vertheidigungsstandes, in welchen Heinrich das Reich setzte; die andere Seite derselben war eine völlige Umbildung des deutschen Heerwesens. Die bisherige Heerfolge lieferte nur wenig Reiterei, der größte Theil des Heeres bestand immer aus Fußkämpfern. Es war unverkennbar, die große Ueberlegenheit der Magyaren bestand in der großen Zahl ihrer Reiterei und in der leichten Beweglichkeit, mit der sie sich auf ihren schnellen Rossen herum tummelten. Heinrich versäumte nichts, die Zahl der deutschen Reiterei zu vermehren und zugleich ihrer Unbehilflichkeit und Schwerfälligkeit abzuhelfen. Er veranstaltete daher häufige Kampf-

ſpiele und übte ſein Volk beſonders in der den Magyaren eigenthümlichen, den Deutſchen bisher ſo furchtbaren Art des Gefechtes. Auch erkannte er dem Kriegsdienſte große Vorrechte zu und begnadigte ſelbſt verurtheilte Räuber gegen den Eintritt in ſeine Reiterſchaaren. Nachdem er ſein Volk ſo für den Krieg umgeſchaffen und eingeübt hatte, ließ er es ſeine erſten Waffenproben gegen die ſlaviſchen Völker machen, da es ſchon lange ſein Plan war, dieſe zu unterwerfen und zu bekehren. Es war eine bittere Feindſchaft zwiſchen den Deutſchen und den Slaven, ein Haß, der in der verſchiedenen Nationalität und in der Verſchiedenheit der Religion zugleich wurzelte; denn die Slaven waren noch Heiden. Zudem wohnten ſie auch auf deutſchem Boden und hatten die Deutſchen, die früher frei darauf gelebt hatten, vertrieben oder unterdrückt.

Siegreich war durchgehends ſein Kampf gegen die ſlaviſchen Völker, aber der Glanz des Sieges gegen dieſe unglücklichen Heiden ſehr getrübt und befleckt, durch die Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit, in welche, wie faſt überall, ſo auch hier, der chriſtliche Glaubenskampf ausartete. Die Früchte ſeines Sieges waren die Gründung der Markgrafſchaften Lauſitz, Meiſſen und Nordſachſen, die nachmalige brandenburgiſche Altmark. Auch gegen die Normannen (Dänen) glücklich, gab er Schleswig und den Slieſluß dem Reiche zur nördlichen Grenze. In den beſiegten Landſchaften wurden hierauf deutſche Pflanzer angeſiedelt und Bisthümer gegründet.

Als endlich die neun Jahre des Waffenſtillſtandes abgelaufen waren, ſandte Zoltán an den deutſchen König, um von dieſem den rückſtändigen Tribut einzufordern. Dieſer ſah aber ſeine Vorbereitungen zum entſcheidenden Kampfe vollendet, ſein Heer durch die letzten Kriege geübt, und durch ſeine Siege begeiſtert. Er verſammelte alſo ſein Volk vor den Augen der magyariſchen Geſandten und ſprach von der Ruhe des Reiches im Innern, und von den Siegen über die auswärtigen Feinde. »Alle ſind beſiegt,« rief er, »nur die Ungarn, dieſe Heiden ſtehen noch wider uns und verlangen Tribut. Wollten wir Alles was ſie fordern leiſten, ſo müßten wir ſelbſt die Kirchen und Diener Gottes ausplündern!« Da erſcholl es ihm aus dem Heere entgegen· »Wir ſind Chriſten! zum Krieg, zum Krieg!« Tauſende von Händen hoben ſich empor, und Tauſende von Schwertern klangen kriegeriſch freudig an die Schilde.

Auf dieſes brach Zoltán durch Böhmen herein, und forderte die Dalemincier auf, ſich an ihm anzuſchließen. Dieſe unglückliche Völkerſchaft war aber ſo eben erſt vom Könige Heinrich unterworfen worden, und wiewohl die deutſche Herrſchaft ihr ſchwer erträglich war, ſo hatte ſie bisher erfahren, daß der Schutz der Magyaren für ſie noch empfindlicher war, als das Joch der Deutſchen. Auch hatte ſie es nicht vergeſſen, daß ihre, als Freunde herbeigerufenen Beſchützer es geweſen waren, welche ſie ausgeſaugt und entkräftet, dem Schwerte der Deutſchen überliefert hatten; daher ſandten ſie jetzt, Statt ihre bewaffnete Jugend zu den Magyaren ſtoßen zu laſſen, ins Lager derſelben einen dick gefütterten, räudigen Hund. Zoltán verſchob es, dieſen Spott der Wenden zu rächen, und fiel, ſein Heer theilend, mit einem Theile desſelben ungeſäumt in Sachſen ein, während das Andere ſich auf Sondershauſen und auf Merſeburg zu bewegte, wohin ſich des Königs Schweſter mit ihrem Gemale und vielen Schätzen geflüchtet hatte.

Binnen vier Tagen hatte Heinrich das Heer unter ſeine Fahnen verſammelt und begleitete dasſelbe, wiewohl erſt von einer Krankheit etwas erholt, dennoch perſönlich zu Pferde. Als er bei Jechaburg, unweit Sondershauſen auf den erſten Heerhaufen der Ungarn ſtieß, ſprach er zu ſeinen Thüringern und Sachſen: »Müſſen wir dem wilden Volke der Ungarn, das Chriſtum nicht bekennt und Gottes Feind iſt, unterliegen, ſo treffe uns dieſes in einem männlichen Kampfe. Dem Allerhöchſten iſt es ein Leichtes, den Sieg dem Schwachen über den Starken zu verleihen, wenn er des Sieges durch den Glauben würdig iſt. Aber ein Glaube iſt nothwendig, der im Herzen lebt, nicht in Worten, der nicht nur durch Bekenntniſſe, ſondern durch Thaten ſich zeigt. Laſſet uns alſo dem Herrn geloben und unſere Gelübde ihm bezahlen!«

Nun ordnete er die Schlacht in dicht geſchloſſenen Reihen. Sein ausdrücklicher Befehl war, die Deutſchen ſollten gegen die Feinde anrücken, den erſten Pfeilregen mit ihren Schilden auffangen, und bevor die Ungarn ihre Geſchoſſe zum zweiten Male abſchleudern könnten, ſchnell und gleichmäßig mit ihren Lanzen auf ſie losrennen. Der Schlachtgeſang „Kyrie eleison!“ erklang, welchen die Ungarn mit einem furchtbaren Geſchrei: »Hui! Hui!« erwiderten. Jetzt rückten die Deutſchen in feſter Ordnung an, und als an ihren Schildern der Pfeilwurf der Feinde brach, ſtürzte ſich plötzlich die ganze deutſche Reiterſchaar mit ihren langen Speeren auf die überraſchten Feinde.

Der Sieg war ſchnell entſchieden, die Ungarn flohen und ließen das ganze reiche Lager den Siegern, wobei viele Deutſche, welche ſich in ungariſcher Gefangenſchaft befanden, ihre Freiheit erbielten.

Beim Anzug der Feinde hatten nicht nur der König und ſeine Schweſter, ſondern auch viele Landbewohner ihre beſten Halbſeligkeiten nach Merſeburg in Sicherheit gebracht. Lüſtern nach dieſer reichen Beute ſtürmte jetzt die, in öſtlicher Richtung hingezogene Heermaſſe die Mauern, welche die Beſatzung bis in die Nacht hinein tapfer vertheidigte. Nun aber brachten Flüchtlinge aus der Sondershauſner Schlacht die Nachricht von der erlittenen Niederlage des erſten Heerhaufens und dem eilenden Anzuge des Königs, worauf ſich die Ungarn mit Hinterlaſſung des ganzen Lagers eiligſt zurückzogen; jedoch wurden noch viele, als die Vorhut der Deutſchen erſchien, auf der Flucht getödtet, oder zu Gefangenen gemacht. Vor der gänzlichen Heimkehr ging aber noch der größte Theil des magyariſchen Heeres durch das Schwert, ſo wie durch Kälte und Hunger vollends zu Grunde.

Dieſer glorreiche Sieg füllte den Mund aller Deutſchen mit dem Ruhme Heinrichs. Das Volk ſang Lieder von der Schlacht und vom Sieger, er

aber demüthigte sich vor Gott, dankte ihm für die verliehene Gnade, und beschenkte Kirchen und Arme reichlich.

Noch heut zu Tage zeigt das Volk bei Keuschberg an der Saale einen Steinblock mit Spuren eines Hufes und einer Hand, und erzählt nach der alten Sage, wie Heinrich vor seinem Heere geritten, sey sein Roß in einen Steinblock getreten, so daß die Spur des Hufes kennbar geblieben ist; er selbst aber habe die flache Hand in demselben Block abgedruckt und dabei ausgerufen: »So wahr durch Gottes Allmacht hier wundervoll ein Denkmal dieses Tages in dem harten Stein sich ausdrückt, so wahr wird er uns den Sieg verleihen über seine und unsere Feinde.«

Von der christlichen Hauptfahne aber, worein der Engel gemalt war, erzählt die Sage: »Die Ungarn waren nach ihrer Niederlage der Meinung, der Christengott habe Flügel und könne ihnen dadurch so schnell zu Hilfe kommen, daher hatten sie auf ihren Götzenbildern gleichfalls schwer von Gold verfertigte Flügel angesetzt.«

So hatte Heinrich im Innern und an den Grenzen, Deutschland beruhigt. Die einst so trotzigen großen Vasallen beugten sich vor seiner Hoheit; ja man fühlte es im ganzen Reiche, daß ein König auf dem Throne saß, der es in der That war, wie keiner seit Karl dem Großen. Als er erkrankte berief er die Kronbeamten und die Großen des Reiches zu sich nach Erfurt, um sich mit ihnen wegen der Nachfolge zu berathen. Da Alle darin einig waren, daß die Krone bei seinem Hause bleiben sollte, so empfahl ihnen der sterbende König aus der Zahl seiner Söhne den, welchen er für den Fähigsten zur Reichsverwaltung achtete, nämlich den kräftigen Otto. Dieses war auch seine letzte Königshandlung, da er im Juli 936 auf seiner Pfalz Memleben an der Unstrut in seinem sechzigsten Jahre von der Erde schied.

Heinrich I., der Stammvater des sächsischen Königs- und Kaiserhauses, war eine jener großen Herrschernaturen, in welchen die verschiedensten Eigenschaften zu glücklicher Harmonie gemischt sich finden. Er war ein großer Krieger und Feldherr, ein Freund des Adels und des Lehenswesens; dabei schonte und liebte er aber auch das Volk. Um nicht in den Augen seiner Gemalin*) als Theilhaber an einem Todesurtheile zu erscheinen, blieb er von den Gerichten entfernt, wo er ein solches voraussah; jedoch konnte er in den Glaubenskriegen wider die Slaven schonungslos zur Grausamkeit seyn Er war ohne wissenschaftliche Bildung, aber weise und voll natürlichen Verstandes, der schnell heraus fand, was der Augenblick erforderte. Er war ein eifriger katholischer Christ, fanatisch für die Religion selbst vom Aberglauben seiner Zeit befangen, und doch war er ganz unabhängig von der Geistlichkeit, ja in einer Art stetter Opposition gegen dieselbe.

Die Karolinger hatten einen großen Werth darauf gelegt, mit dem heiligen Oele gesalbt zu werden. Kaum war also Heinrich I. gewählt, so wollte ihn Heriger, der Erzbischof von Mainz, salben und krönen. Aber Heinrich fühlte den Werth seiner, ohne Zuthun der Geistlichkeit vollbrachten Wahl, und sprach mit einer Klugheit, die sich in das Gewand der Bescheidenheit hüllte zu dem Erzbischofe: »Es ist mir genug, frommer Mann, daß ich mit Gottes und Eurem Willen zum Könige erwählt bin; Salbung und Krone spart für Bessere auf, ich fühle mich so hoher Ehre unwürdig!« Die ganze Versammlung jubelte diesen bescheidenen Worten ihren Beifall zu; die Geistlichkeit aber verstand den Sinn derselben, doch wagte sie weder jetzt noch später, sich ihm entgegen zu stellen.

Otto I., der Große.

Vom Jahre 936 bis 973.

Sogleich nach dem Tode Heinrichs traten nach seinem Wunsche, der zu erfüllen ihnen als heilige Pflicht erschien, die Herzoge und Fürsten, die großen Beamten des Hofes und die Kriegsmannen in Aachen zur Wahl zusammen, und erhoben hierauf Otto auf einen Thron, wo er von ihnen durch Handschlag den Lehenseid empfing. Als diese Ceremonie vorüber war, führten sie ihn aus dem Saale der Pfalz hinab in die Marienkirche, wo die Geistlichkeit und alles Volk seiner wartete. Als er in einem kurzen enganschließenden Kleide, der Frankentracht, hervortrat, kam ihm der Erzbischof von Mainz im vollen Schmuck seines Priesterthums entgegen, und führte ihn in die Kirche, wo er zum Volke gewendet, das sich rund umher drängte, die Worte sprach: »Sehet hier, ich stelle euch vor den von Gott erkornen, einst von unserm Herrn Heinrich vorgeschlagenen, jetzt von allen Fürsten erwählten König Otto. Gefällt euch diese Wahl, so erhebet zum Wahrzeichen die Hand zum Himmel!« Da jubelte das ganze Volk: »Heil und Segen dem neuen König!« und hob die Rechte gegen den Himmel.

Nun schritt die Geistlichkeit zur Salbung und Krönung, da ihr nur diese, und nicht die Wahl zukam. Auf dem Altare lagen die Insignien des Königthums, das Schwert mit dem Wehrgehänge, der Mantel mit den Armbändern, der Hirtenstab, das Zeichen des königlichen Antheils an der Kirchengewalt, die Krone und das Scepter. Zuerst überreichte ihm der Erzbischof von Mainz *) das

*) Mathilde, die Urenkelin Wittekinds, des tapfern Sachsenherzogs, der so lange die Freiheit seines Volkes wider Karl dem Großen verfochten hatte, war seine Gemalin. Mit dieser hatte er drei Söhne Otto, Heinrich und Bruno, dann fünf Töchter erzeugt.

*) Ueber das Amt der Salbung und Krönung hatte sich Anfangs ein Streit entsponnen. Der Erzbischof von Trier sprach die Ehre an, weil sein Stift das älteste und vom Apost. Petrus selbst gegründet sey. Der Erzbischof von Köln berief sich darauf, daß

Schwert und sprach: »Nimm hin dieses Schwert, alle Feinde Christi damit zu vertreiben, alle böse Christen wie alle Heiden, da Dir nach Gottes Willen alle Gewalt des Frankenreichs übergeben ist, den Frieden für alle wahrhaften Christen zu befestigen.« Bei der Bekleidung mit dem Mantel und den Armbändern sprach er: »Dieser bis zur Erde herabhängende Mantel ermuntere Dich im Eifer für den Glauben zu erglühen und in Schirmung des Friedens bis ans Ende zu beharren.« Bei der Ueberreichung des Hirtenstabs und des Scepters sprach er: »Erinnere Dich bei diesem Zeichen, daß Du als ein Vater Deine Völker regieren sollst, sey barmherzig den Dienern Gottes, den Wittwen, Waisen und Armen, auf daß Du Gnade findest vor Gott in diesem und jenem Leben.« Der letzte Spruch lautete: »Niemals mangle es Deinem Haupte an dem Oele der Erbarmung, und wie Du jetzt gekrönt wirst, so mögest Du auch einst gekrönt werden mit dem ewigen Lohne!« und mit diesen Worten wurde der König mit dem heiligen Oele gesalbt. Die beiden andern Erzbischöfe nahmen jetzt die Krone vom Altare, der Mainzer Erzbischof setzte sie ihm aufs Haupt, und alle drei führten nun den gekrönten König zu dem Thronstuhl Karl des Großen.

Während er hier saß, Alles überschauend, und von Allen wieder geschaut zu werden, wurde der Lobgesang angestimmt und das Hochamt gehalten.

Nach Beendigung dieser kirchlichen Feierlichkeiten begab sich der König in die königliche Pfalz zurück, wo ihm das Krönungsmal erwartete. Hier saß er an einer prächtig zugerichteten Marmortafel in der Gesellschaft einiger geistlichen und weltlichen Großen und speiste öffentlich vor dem zahlreich versammelten Volke. Der Herzog von Lothringen, in dessen Kreis Aachen lag, führte die Aufsicht über den ganzen Haushalt; der Herzog von Franken, ordnete die Tafel; der Herzog in Schwaben sorgte für das Trinken und der Herzog von Baiern führte die Aufsicht über den Marstall und das königliche Lager.

So erscheinen hier zum ersten Male die sogenannten Erzämter des Reichs, als Erzkämmerer, Erztruchseß, Erzschenk und Marschall. Ueberhaupt herrschte bei dieser Feierlichkeit, die so sehr abstach gegen die stille Königswürde seines Vaters, solche Pracht, mit welcher noch kein deutscher König gekrönt ward; und mit Verwunderung sah das Volk die stolzen Vasallen, die Hoheit des Königs in Demuth bedienen. Otto beschenkte auch die Fürsten königlich freigebig, und entließ die Versammlung, erfreuend und erfreut.

Schon in diesen beispiellosen Huldigungen, die er anordnete, oder anordnen ließ, offenbarte Otto I., den Herrschergeist, der seinen Thron hoch über die Herzogsstühle setzte, und nur Diener als Vasallen in denen sah, welche sein Vater mehr als Freunde und Verbündete behandelt hatte.

Glorreich war der Anfang seiner Regierung, in der Folge aber war sie um so unruhiger, und fast nichts als eine Kette von Verschwörungen und Empörungen. So wie sein berühmter Vater es verstand, sich überall Freunde zu machen, so mußte Otto nur Feinde um sich sehen, woran sein Stolz und Ernst Schuld sein mochten, denn er war schrecklich, wenn er zürnte, und wurde deßhalb der Löwe genannt. Uebrigens war er aber auch gerecht, freigebig, fromm, weise, standhaft, entschlossen und von unermüdeter Thätigkeit. Sein Aeußeres war ausgezeichnet, von hoher kräftiger Gestalt, mit einem röthlichen Angesichte, langem Barte, herabwallenden blonden Locken und feurigen Augen. Bei Gelegenheit der innern Unruhen und Kriege kam er oft in Gefahr und Noth, aber niemals verlor er die Besonnenheit und den Muth.

Seine erste Kriegsfahrt war gegen Boleslaw, welcher seinen Bruder, den König Wenzel von Böhmen ermordet und sich der Krone bemächtigt hatte. Der König sandte nun einen vornehmen Sachsen, dem er in der Folge auch das Herzogthum Sachsen verlieh, als obersten Heerführer nach Böhmen, und dieser gewann einen glänzenden Sieg über Boleslaw, der sich dann dem Könige unterwarf. Darauf zog dieser Heerführer gegen den fränkischen Herzog, welcher gleichfalls überwunden wurde, und als Buße hundert Pferde entrichten mußte. Mehrere seiner Genossen wurden aber zu der damals üblichen entehrenden Strafe des Hundetragens verurtheilt; ein Benehmen, wodurch sich Otto die Gemüther der Franken, die ihren Herzog ungemein liebten, entzog.

Indessen waren auch in Baiern nach dem Tode des Herzogs Arnulph verschiedene Unruhen ausgebrochen, nachdem dessen hinterlassener ältester Sohn Eberhard die Herzogswürde an sich riß. Ueber diese Anmassung rückte jetzt Otto mit einem Heere in Baiern ein und übergab dieses Land einem Bruder des verstorbenen Arnulph, der bisher Pfalzgraf in Baiern war.

Nun wagten die Ungarn wahrscheinlich auf Anstiften der Söhne Arnulphs einen Einfall, nicht nur in jenes Land, sondern auch in Allemannen und Franken, und nachdem sie bei Worms über den Rhein gesetzt waren, durchzogen sie plündernd auch Elsaß und Lothringen; ja sogar Burgund nebst Italien, und nahmen dann mit reicher Beute beladen, ohne den geringsten Widerstand, ihren Rückzug nach Pannonien. Ein zweites Streifheer war zu gleicher Zeit in Sachsen eingefallen, hatte aber ein unglückliches Schicksal. Es löste sich unvorsichtig in mehrere Haufen auf, einer legte sich vor Stederburg im Braunschweigischen, wurde aber geschlagen und auf dem Rückzuge ganz aufgerieben. Ein anderer stürmte das Nonnenkloster Obernkirchen, und ermordete alle Nonnen, die sich darin befanden. Aber von denen mit blutbefleckten Streifhorden kamen auch nur Wenige mehr in ihre Heimat zurück, worin nun das Volk ein besonderes Gottesgericht sah. Ein dritter Haufe, der größte, der den Heerführer selbst an der Spitze hatte,

---

Aachen, die Krönungsstadt, zu seinem Sprengel gehöre. Zuletzt ließen aber beide Erzbischöfe ihre Ansprüche vor dem überwiegenden Ansehen des Erzbischofs von Mainz fallen.

fand endlich durch List seinen Untergang. Der ungarische Heerführer ließ sich nämlich von den Vorspieglungen eines verschmitzten Wenden, der sich ihm zum Wegweiser anbot, auf Abwege verleiten, so daß er sich plötzlich mitten in den großen Drömlingerwald hineingeführt, und hier von Sachsen und Wenden überfallen sah. Das ganze Heer fiel jetzt unter dem Schwerte, oder kam in den Sümpfen des Waldes um, in die es gesprengt wurde; ja der Heerführer selbst gerieth in Gefangenschaft und konnte sich nur mit einer großen Geldsumme die Freiheit wieder erkaufen.

Eben so unglücklich fielen auch zwei andere Streifzüge für die Ungarn aus, die sie in den Jahren 942 und 944 unternommen hatten. Das erste Mal erlitten sie an dem Ufer des Traunflusses von den Baiern, das andere Mal in den Gebirgen Kärnthens von den Eingebornen mit Hilfe der Baiern eine gänzliche Niederlage.

Nun war Ruhe bis zu Zoltáns Tod, der seinen Völkern selbst, solche Raubzüge verboten hatte; allein sein Sohn Toxis brannte vor Begierde die letzten Niederlagen zu rächen. Da aber Toxis bei dem ersten Versuche nicht glücklich war, so wartete er jetzt eine hoffnungsvolle Gelegenheit ab, die sich durch die eigenthümlichen innern Verhältnisse des deutschen Reiches ihm auch bald darbot.

Um dieses richtig zu fassen, ist es nothwendig, zuerst einen Blick auf die innern Zustände des Reiches und der Verwaltung Ottos, so wie auf seine Stellung zu den Fürsten zu werfen.

Seine Eroberungszüge zogen sein Augenmerk von den deutschen Verhältnissen ab, und weil er nicht das Wirken von Außen und Innen mit einander zu verbinden im Stande war, so verwirrte sich das Innere und verursachte ihm sehr bald viele und gefährliche Feinde.

Otto wollte in jeder Hinsicht König seyn. Sehr verschieden von seinem Vater, der sich und seinen Hof von den Einkünften seines Herzogsthums Sachsen erhielt, lebte Otto ganz auf Kosten des Landes, wo er sich gerade aufhielt. Ueberall stiegen königliche Pfalzen empor, und die königlichen Pfalz-, Land- und Burggrafen hatten immer die Hände voll zu thun, den Unterhalt für den königlich aufziehenden Hof Ottos beizuschaffen. Zudem schnitt die Art und Weise, wie Otto König war, die Machtfülle, die er in Anspruch nahm, tief ein in das Selbstständigkeitsgefühl der Herzoge, welche glaubten, der König sollte nicht vergessen, daß er von Haus aus, Ihresgleichen sey, und die Krone ihnen zu danken habe.

Aber diese Krone war es, die ihm von vorne herein mit einem seiner Brüder entzweite. Sein Vater hinterließ nämlich außer den Kindern mit seiner Gemalin Mathilde von seiner ersten Gemalin Hatburg einen Sohn Thankmar. Da aber diese Ehe für ungültig angesehen wurde, weil Hatburg zuvor den Nonnenschleier getragen hatte, so mag dieses nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Thankmar als der älteste Sohn bei der Königswahl übergangen wurde. Zudem griff auch Otto von Zeit zu Zeit mit unzarter Hand in die Wunde, welche diese Demüthigung ihm schlug, durch seine Gewaltsamkeit.

Endlich verband sich mit diesem beleidigten Halbbruder Thankmar, Ottos ächter Bruder Heinrich. Es war eine Schwäche der edlen Mathilde, daß sie ihren überaus schönen Heinrich am meisten liebte und sichtbar allen ihren Kindern vorzog. Ja sie hatte sogar schon früher daran gearbeitet, ihrem Lieblingssohne die Königskrone zu verschaffen, und jetzt verbreitete sich noch das Gerücht laut, daß derselbe seinem Bruder heimlich und öffentlich nach Leben und Krone trachte.

Thankmar und Heinrichs gescheiterte Aussichten und fortglühender Ehrgeitz ergriffen wenigstens offen die Waffen, und fanden Anhang unter den Großen und edlen Herren des Reiches. Der Boden unter Ottos Füssen schwankte; von da und dort sah er Feinde wider sich aufstehen; Alles schien des herrschenden Königs überdrüssig, nirgends ein Freund, auf den er für alle Fälle hätte zählen können. So standen auch an den Grenzen die stürmenden Ungarn und Slaven, Dänen und Franzosen. Man sprach schon unter den Fürsten von einer neuen Königswahl, und selbst diejenigen, die es noch treu mit Otto hielten, fürchteten seinen nahen Fall. Aber sein Glück und seine Klugheit, welchen die Vereinigung seiner Gegner zu trennen gelang, sein Muth und seine Schnelligkeit, ließen ihn alle Gefahren besiegen.

Der zuletzt von seinen Anhängern verlassene Thankmar flüchtete sich in eine Kirche, legte seine Waffen auf den Altar und stellte sich neben denselben. Da seine Verfolger es nicht wagten, die Thüren einzusprengen, so schoßen sie ihre Pfeile durch das Fenster auf ihn ab, und so durchbohrte ihn endlich einer seiner Feinde mit einer Lanze, die er durch das Fenster auf ihn warf.

König Otto war aber mit dem Tode seines Halbbruders nicht zufrieden, sondern ließ auch das Urtheil über dessen Anhänger sprechen, und vier derselben aufhängen. Seinem jüngsten Bruder Heinrich erlaubte er in Lothringen zu wohnen, doch nahm dieser nach zwei Jahren wieder Antheil an einer Verschwörung, den König zu ermorden, und sich dann auf den Thron zu schwingen. Aber dieser schändliche Anschlag wurde entdeckt, und der großmüthige Otto verzieh seinem Bruder zum zweiten Male.

Während dieses vorging, hatte eine treulose That Geros, des Markgrafen der Ostmark (an der Elbe, nördlich von Meissen), die Slaven zu einer Empörung aufgeregt, welche lange und blutige Kämpfe zur Folge hatte; endlich aber wurden die slavischen Völker bis zur Oder hin wieder unterworfen, worauf Otto in ihrem Lande die Bisthümer Havelberg und Brandenburg stiftete. Auch die Dänen hatten die von seinem Vater nach Schleswig geführte, sächsische Kolonie zerstört; dafür züchtigte sie aber Otto auf einem Zuge, auf den er bis an die Spitze von Jütland drang. Er nöthigte den König Harald zur Taufe und zum Treuschwur, und legte zur Befestigung des Christenthums in diesem noch heidnischen

Lande die Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhus an.

Otto war gegen seinen Bruder Heinrich so milde gesinnt, und hatte ihm seine Empörungsversuche so aufrichtig verzieben, daß er ihm im Jahre 947 nach Bertholds Tode das Herzogthum Baiern übertrug. Dafür blieb aber auch Heinrich sein entschiedenster Anhänger, und eine treue Stütze in allen seinen inneren und äußeren Kriegen. Seinem Tochtermann, dem Grafen Konrad von Worms, der seit Eberhards Tode das Frankenland verwaltete, gab Otto auch das erledigte Herzogthum Lothringen und der schwäbische Herzog Hermann, der nur eine Tochter hatte, bat ihn selbst, diese mit seinem (Ottos) Sohne Ludolph zu vermälen, und dem Letztern die Anwartschaft auf Schwaben zu geben.

So eilte das Glück nicht nur fast alle großen Provinzen des Reiches an sein Haus zu bringen, sondern ihm war es sogar beschieden, durch die Heirath mit der schönen Adelheid, Wittwe des Königs Lothar von Italien, dieses Land wieder mit dem deutschen Reiche zu vereinigen. Aber diese Heirath erregte Unzufriedenheit unter Ottos Kindern, denn Ludolph von Schwaben fürchtete neue Erben, und Konrad von Lothringen war unwillig, daß ihm der König auf Anstiften seiner Gemalin zu Magdeburg drei Tage lang warten ließ, und dann erst ihm den Bescheid gab, im August (es war jetzt im Frühjahre) mit seinem Sohne wieder zu kommen, wo er mit Italien belehnt werden solle.

Beide mächtige Häupter, Ludolph und Konrad, gingen jetzt in ihre Herzogthümer zurück, und rüsteten sich zur Empörung, welcher auch der Erzbischof von Mainz beitrat, so daß Otto, als er gegen das Neujahr 953 sein Hoflager zu Mainz nehmen und die Ostern zu Aachen halten wollte, Alles so sehr verändert fand, daß er eiligst nach Sachsen zurückkehren mußte. In dieser Lage war er wieder aufs neue genöthigt, einen innern Krieg, und zwar gegen seine nächsten Blutsverwandten, zu führen. Die beiden Herzoge hatten sich jetzt nach Mainz gezogen, wo sie Otto mit einem Heere treuer Sachsen durch sechzig Tage belagerte; jedoch war dadurch die Kraft des Widerstandes nicht gebrochen. Endlich bot der König selbst die Hand zum Frieden, und Ludolph, so wie Konrad erschienen in seinem Lager und warfen sich zu seinen Füßen. Als aber Otto die Auslieferung ihrer Räthe und bedeutendsten Anhänger verlangte, da zerwarf sich die begonnene Versöhnung; die Fürsten brachen die Unterhandlung ab, und kehrten in ihre treue Stadt zurück, worauf der Kampf wieder seinen Fortgang nahm.

Ludolph hielt aber indessen seine Gegenwart an andern Punkten für nöthiger, um im Rücken des Königs neue Feinde unter die Waffen zu bringen, und entwich nach Baiern, wo ihm der Pfalzgraf Arnulph, ein Sohn des abgesetzten Herzogs in Regensburg aufnahm.

Die Fortschritte, welche die Empörung in diesen Gegenden machte, und die große Anzahl der Anhänger, welche dem Ludolph zufielen, nöthigten selbst Otto, die Belagerung von Mainz aufzuheben, und seinem Sohne zu folgen. So drängte sich bald der Krieg um die Stadt Regensburg zusammen, der sich bis gegen Ende des nächsten Jahres 954 hinauszog, wo dann endlich die Empörer sich gezwungen sahen um Gnade zu bitten. Diese erhielten sie auch, aber mit dem Verluste ihrer Herzogthümer, denn Otto wollte unbekümmert um die Schwächung seines eigenen Hauses ein warnendes Beispiel geben.

Das Herzogthum Schwaben bekam jetzt Graf Burkhard, ein Sohn des ersten Herzogs in Schwaben, auch Burkhard genannt, während Lothringen der Erzbischof Bruno von Köln, des Königs jüngerer Bruder, erhielt. Doch ward auf dessen Antrag dieses letztere Land in zwei Herzogthümer Ober-Lothringen an der Mosel, und Nieder-Lothringen an der Maas, getheilt, und zwei besondern Herzogen Friedrich und Gottfried übergeben.

Diese Beruhigung im Innern des Reiches war jetzt dringend nöthig gewesen, um die vereinigten Kräfte wider die Feinde nach Außen wenden zu können. Es waren die Ungarn, welche schon das Jahr zuvor, wie es heißt von Ludolph und Konrad zu ihrer Unterstützung herbeigerufen, ungestraft einen verheerenden Einfall in Deutschland gemacht hatten; jetzt aber zahlreicher als jemals kamen.

Es hatte das Ansehen, als hätte die ganze ungarische Nation ihre Sitze verlassen, um das deutsche Reich zu verschlingen. Niemand hatte jemals ein so ungeheueres Heer beisammen gesehen. Alles Land der Nordgauer von der Donau an, bis an den Schwarzwald war von Ungarn überschwemmt. Sie sollen geäußert haben: »Ihre Mähren sollen die Flüsse und Seen aussaufen, und mit ihren Hufen die Städte zertrümmern. Ja, wenn nicht etwa die Erde sich aufthue, und sie verschlinge, oder der Himmel über sie falle, so wird sie nichts überwinden.«

Die geringste Angabe setzte ihre Heereszahl auf mehr als hunderttausend Wohlbewaffnete, die auf beiden Seiten der Donau, bis an den Lech vordrangen.

Augsburg, damals noch klein, war nur mit niedern Mauern ohne Thürme befestigt, als die Ungarn wie eine Heuschreckenwolke sich um die Stadt lagerten. Hier befand sich Ulrich als Bischof, der mit einer kleinen Schaar heldenmüthiger Kriegsleute die Vertheidigung leitete, und auch den Muth der Bürger, die schon zitterten und verzagten, wieder aufzurichten wußte. Schon bei einem frühern Ansturme der Ungarn, den sie im Jahre 925 versuchten, hatte dieser fromme Mann im Gebete eine der besten Waffen zu finden geglaubt, und da er damals Erhörung fand, so ordnete er auch jetzt wieder allgemeine Gebete an. Frauen, Greise und Kinder zogen mit Kreuzen in der Stadt umher, und seufzten mit Thränen gegen den Himmel um Rettung, während der heilige Mann selbst, Tag und Nacht auf den Ringmauern zubrachte, die gefährlichsten Plätze besetzte und bewachte, und als die Ungarn das Thor stürmten, die Vertheidigung leitete. Nicht wenig wurde auch

Bytwa w kraginach u Lechu proti Uhrum.

La battaglia sul Lechfeld contro gli Ungaresi.

Lechfeld mellett, a' magyarok ellen vivott csata

Die Schlacht am Lechfelde gegen die Ungarn

das Vertrauen der Belagerten dadurch erhöht, als in dieſem Angriffe ein vornehmer Ungar getödtet ward, mit deſſen Leichnam die Feinde unter vielen Wehklagen ſich zurückzogen.

Auf die Nachricht von der großen Gefahr eilte jetzt Otto herbei, ſammelte ſchnell die zum Heerzug aufgebotenen Franken, Schwaben, Baiern und Böhmen um ſich und näherte ſich mit dieſem Entſatzheere in der Nacht vom 8. auf den 9. Auguſt der bedrängten Stadt Augsburg. Berthold, ein Sohn des Pfalzgrafen Arnulph, Herr zu Reiſſenburg, der mit den Ungarn im Bunde war, ſandte ſogleich eine Botſchaft in das ungariſche Hauptquartier, und machte den Feldherrn Toxis das Anrücken des Königs bekannt, damit dieſer die zerſtreuten Heertheile in der Nacht durch Feuerſignale zuſammenziehen könne. Aber dieſe waren ſo weit von einander getrennt, daß von den drei Heerhaufen, in welche ſich die Ungarn getheilt hatten, nur zwei in der kurzen Zeit ſich zu ſammeln im Stande waren, da der dritte bei 40,000 Mann ſtark, ſchon am Saume des Schwarzwaldes ſtand.

König Otto betrachtete am Morgen des folgenden Tages mit Erſtaunen und Furcht die ungeheuere Menge der Feinde, und glaubte, von Menſchen könne ein ſo unzähliges Heer unmöglich überwunden werden, wenn man nicht bei ſolcher Gefahr Gott zum Schild und Anker ergreife, und mit Gott tapfer auf die Feinde losgehe.

Der Muth und die Zuverſicht im deutſchen Heere erhöhte aber noch die zeitige Ankunft, des, ſeines Herzogthums Lothringen entſetzten Frankenherzogs Konrad, beigenannt der Weiſe, der mit ſeiner großen Kriegskunde und Tapferkeit zugleich eine treffliche Reiterei ins Lager brachte. Daß er einſt die Ungarn ſelbſt ins Lager hereingeführt, wußten nur wenige im Heere, und ſo erwartete man von ihm Wunder der Tapferkeit, um damit ſein verlornes Herzogthum wieder zu gewinnen.

Im Kriegsrathe, den jetzt Otto hielt, wurde beſchloſſen, um nicht vor dem eigentlichen Angriff ſchon von dem Pfeilhagel der Feinde zu leiden, ſich an die Gebüſche und die Hügel zu halten, und mit der größten Vorſicht auf die Ebenen des Lechfeldes vorzurücken, auf welchem ſich die Ungarn zuſammengezogen hatten. Auch ein allgemeines Faſten wurde angeordnet, heilige Reliquien wurden im Lager herumgetragen, und jeder weihte ſich durch die ſtrengſte Zucht zum heiligen Kampfe.

Aus der Stadt Augsburg kam der Biſchof Ulrich und reichte dem König das Abendmal, ſo wie den Fürſten, worauf ſich alle einander den Friedenskuß gaben, alle frühere Zwiſte zu vergeſſen, und im Streite treulich zu einander zu halten gelobten. Nun ward auf den andern Tag verkündet, ſich zur Schlacht bereit zu halten.

Der König theilte diesmal ſein Heer in acht Schlachthaufen. Der erſte, zweite und dritte Haufen war aus Baiern, Kärnthnern, Steirern und Krainern gebildet, welche zuſammen im Vordertreffen ſtanden, weil ſie am meiſten in der Kampfweiſe der Ungarn geübt waren, und wurden von des Herzog Heinrichs Kriegsoberſten (da Heinrich krank lag) befehligt. Den vierten Haufen bildeten die Franken, geführt von ihrem Herzoge Konrad. In dem fünften, an der Zahl dem ſtärkſten Haufen ſtand der König ſelbſt, umgeben von den tapferſten Rittern. Dieſer Haufen war zuſammengeſetzt aus einer Auswahl des ganzen Heeres, über welchen das Hauptbanner mit dem Bilde des Erzengels Michael wehte. Den ſechſten und ſiebenten Haufen bildeten die Schwaben unter ihrem tapfern und nachmaligen Herzog Burkhard. Dem achten und letzten Haufen, der aus Böhmen beſtand, und von ihrem Herzoge Boleslaw geführt wurde, war die Wagenburg und das Gepäck anvertraut.

Als der 10. Auguſt, der Tag des heiligen Laurentius anbrach, rückten die Deutſchen in der angegebenen Ordnung auf dem Lechfelde vor, und zogen ſich vorſichtig durch Seitenwege nach dem Gebirge und den Wald. Aber es kam anders als ſie erwartet hatten.

Kaum hatten die Ungarn die Bewegung der Deutſchen bemerkt, ſo wichen ſie dem Kampfe aus und gingen raſch über den Lech, wo ſie mit ihren ſchnellen Pferden plötzlich und mit einem entſetzlichen Geſchrei dem deutſchen Heere in den Rücken fielen. Die Böhmen, der letzte Haufen, waren ſogleich in Verwirrung, die Nachhut war geſprengt und die Wagenburg genommen Nun fiel die ganze Laſt des Angriffs auf die Schwaben, welche aber hier den alten Ruf ihrer Tapferkeit bewahrten, und, obſchon in Unordnung, den Kampf dennoch ſo lange aushielten bis Hilfe von dem übrigen Heere kam. Jetzt war es Konrad, der Herzog der Franken, der mit ſeinem Schlachthaufen noch zur rechten Zeit heraneilte, und ſich wie ein Wetterſtrahl auf die ſchon ſiegfrohlockenden Feinde warf. Die Franken und Schwaben drangen jetzt ſo gewaltig vor, daß die Ungarn nicht nur die gefangenen Böhmen, ſondern auch alle Siegeszeichen und alle Beute zurücklaſſen mußten.

Darin, daß Konrad den Feinden den erhaltenen Vortheil ſo ſchnell und glücklich wieder entriß, ſah der König ein Pfand, daß der Himmel ihm den Sieg über das Hauptheer ſchenken werde. Bevor aber auf dieſes Vorſpiel die Hauptſchlacht folgte, ermahnte der König die Oberſten und Hauptleute des Heeres zum ritterlichen Streite auf Sieg oder Tod, und ſprach: »Nun will es von Nöthen ſeyn, ihr ehrlichen Kampfbrüder, daß ein jeder ſeine Fauſt redlich brauche. Der Feind liegt vor uns. Ich zweifle nicht, ihr ſeyd noch dieſelben tapfern Männer, mit denen ich auf fremden Boden überall geſiegt habe; ihr werdet alſo ſo wenig als ich, jetzt auf den Heimatboden den Rücken wenden. Sind ihrer gleich mehr als der Unſrigen, ſo ſind wir durch Tapferkeit und durch unſere Waffen ihnen überlegen; denn ſie ſind, wie ihr wißt, halbnackt und ſchlecht gerüſtet. Zudem iſt Gott unſere Wehr, der wird uns nicht verlaſſen. Die Feinde trauen auf ihre Tollkühnheit, wir aber auf den Schutz des Allmächtigen. Sollten wir ſolchen Feinden uns unterwerfen? Eher ſterben als uns beſiegen laſ-

sen und als Knechte dienen. Auf, meine lieben Brüder, in Gottes Namen dran!« Mit diesen Worten ergriff der König das Schwert, den Schild und die heilige Lanze (deren Spitze aus den Nägeln des Kreuzes geschmiedet war) und spornte als der Erste sein Roß gegen die Feinde, worauf ihm das muthige Heer folgte. Das Vordertreffen der Ungarn hielt aber diesem anbrausenden Sturme, so tapfer und grimmig sie fochten, nur kurze Zeit Stand. Ihre Reihen wurden zerrissen und durchbrochen, und als das Mitteltreffen und die Hinterhut sah, wie die Vorderhut weichen mußte, und wie die Deutschen alles vor sich niederstürmten, da ergriff sie ein Schrecken, daß sie selbst ihre Brüder feig im Stiche ließen. Bald war kein Widerstand mehr, sondern nur eine allgemeine verworrene Flucht. Mehrere Tausende wurden auf dem Schlachtfelde erschlagen, über deren Leichen die tapfersten Ungarn hinflohen um in dem damals ausgetretenen Lechstrome, der von Leichen und Blut geröthet war, ihr Ende zu finden. Viele wurden mit den Dörfern, in welchen sie sich gesetzt hatten, um sich und ihren Rossen einige Rast zu gönnen, verbrannt; und wieder viele fanden, im Lande zerstreut, durch die Besatzungen der Städte ihren Tod, oder eine harte Gefangenschaft. Der zweite Haufen, der sich noch ziemlich zusammenhielt, zog sich durch Baiern zurück; aber auch von diesem Haufen wurden noch viele von den nacheilenden Deutschen eingeholt, getödtet und gefangen.

Toxis selbst rettete sich mit den Trümmern in seine Heimat, aber seine drei Feldherren, die auf dem Lechfelde befehligt hatten, fielen in Gefangenschaft, und wurden dann auf Befehl des Königs nach Regensburg geführt, und daselbst durch ein Kriegsgericht zum Strange verurtheilt.

Von den ersten Haufen kehrten nur sieben in die Heimat zurück, und diese, da sie schon Gefangene waren, wurden mit abgeschnittenen Ohren entlassen, damit sie ihrem Volke den Sieg der Deutschen und den Untergang des ungarischen Heeres erzählen können. Das ungarische Volk in der Heimat ergrimmte aber über diese sieben Verstümmelten so sehr, daß sie nicht mit ihren Brüdern in Gesellschaft haben sterben wollen, schieden sie von Weib und Kindern, und nahmen ihnen Alles, was sie an Gütern hatten, weg. Ja nicht genug damit, mußten sie, so lange sie lebten barfuß von Haus zu Haus mit dem Bettelstabe gehen, und noch dazu die allgemeine Verachtung von Jung und Alt in Spottliedern erdulden.

Die Schmach der ersten beiden Haufen rächte aber der dritte Haufe, der gegen den Schwarzwald hin sich gelagert hatte, und aus 40,000 Geharnischten bestand, zu welchem sich noch die Versprengten der andern Haufen retteten. Als nun ihr Heerführer die Nachricht erhielt, wie es seinen Kriegsgenossen ergangen war, und zugleich erfuhr, daß ein großer Theil des königlichen Heeres an den Rhein heimwärts ziehe, da verbarg er sich in den Schwarzwald, und verlegte den Deutschen den Weg. Diese, ahnungslos und durch ihren Sieg unvorsichtig gemacht, ja schon in der sicheren Meinung, als wären die ungarischen Haufen gänzlich vernichtet, zogen jetzt in aufgelösten Schaaren daher; aber plötzlich sahen sie sich überfallen und umzingelt. Ihre Pferde stürzten unter den ungarischen Geschossen, viele wurden getödtet und viele zu Gefangenen gemacht, mit welchen dann der listige Feldherr seine Landsleute, welche zu Regensburg in Gefangenschaft saßen, auslöste, dann mit Ehren nach Ungarn heimzog.

Im deutschen Reiche war die Freude über den herrlichen Sieg ohne Grenzen, wiewohl viele deutsche Helden in diesem Kampfe gefallen waren. In allen Kirchen des Reiches wurden Danklieder abgesungen, und ein großer Theil der im ungarischen Lager aufgefundenen Beute an Gold und Silber den Kirchen zu heiligen Geräthen geschenkt. Otto sorgte auch dafür, daß das südliche Deutschland sich wieder aus seinen Brandstätten erhob, zu denen es größtentheils die Ungarn gemacht hatten, und benützte seinen Sieg auf die Herstellung der vorigen Grenzen des deutschen Reiches gegen Osten.

So geschah es auch, daß ein Theil der österreichischen Markgrafschaft, welche Karl der Große den Avaren abdrang, der später aber in den ersten Regierungsjahren König Ludwigs des Kindes dem deutschen Reiche von den Ungarn wieder entrissen, aufs neue erobert, und Deutschland einverleibt ward. Diese jetzige Eroberung erstreckte sich aber, nicht wie zu Karl des Großen Zeiten bis an den Raabfluß, sondern nur bis zu den beiden Erlaphflüßen, nahe bei Melk im heutigen Viertel Ober Wiener-Wald, wo die Magyaren ihre Eisenburg (gegenwärtig das Stift Melk) angelegt hatten, die erst später von Markgraf Leopold dem Erlauchten aus dem Hause Babenberg, ihnen genommen wurde.

Während dieser Vorgänge in Deutschland hatte Berengar, welcher von Otto lehensmäßig in Italien eingesetzt wurde, da er wußte, wie sehr der König von innern und äußern Feinden bedrängt sey, es versucht, sich unabhängig zu machen. Berengar war Markgraf von Ivrea, ein eben so unternehmender als schlauer Tyrann, der eigentlich schon zu Lebzeiten Lothars den Herrn in Ober-Italien spielte. Er wußte es nach Lothars Tode dahin zu bringen, daß die in Pavia versammelten Großen der Lombardie die Krone an ihn und seinen Sohn übertrugen, und beide an demselben Tage krönten Berengar wollte nun, um seiner neuen Krone mehr Glanz und Festigkeit zu geben, die Wittwe seines Vorgängers seinem Sohne Adalbert vermälen. Diese war die junge Adelheide, eine Tochter Rudolphs, des Königs von Ober-Burgund, eine Frau eben so schön, als geistvoll, eben so reich als gebildet. Dieser schönen Frau erschien aber Adalbert widerwärtig, und dieses um so mehr, da er im Verdachte stand, an dem Morde ihres freundlichen Gemals Theil genommen zu haben *).

*) Lothar, ein Sohn Hugos, des Grafen von Provence, welcher seit dem Jahre 946 die Krone der Lombardie trug, war im Jahre 950 plötzlich gestorben, nicht ohne Verdacht, durch Berengar dem II, Berengars des I. Enkel, und dessen Sohn Adalbert vergiftet worden zu seyn.

Ihre Weigerung erbitterte nun den Berengar so sehr, daß er die edle Frau auf ihrem Wittwensitz in Como gefangen nehmen, ihre Güter zur Krone einziehen, und sie selbst schimpflich mißhandeln, dann in dem Schloße Garda einkerkern ließ.

Ein Freund ihres Hauses, der fromme Priester Martin, ward aber von dem Schicksale seiner gefangenen Königin tief ergriffen, und wußte sie mit Hilfe anderer Freunde und der Verwandten ihres Hauses aus dem Schloße Garda zu befreien, und unter mancherlei Abenteuern und Gefahren auf die Burg Canossa, welche dem Grafen Azzo gehörte, in Sicherheit zu bringen. Berengar verfolgte aber die Flüchtige auch in diesem Zufluchtsorte und belagerte die Burg Canossa.

Schon hart bedrängt kamen Adelheid und ihr Beschützer Azzo auf den Gedanken, den seit Kurzem verwittweten Könige der Deutschen um Hilfe zu bitten, und dem ritterlichen Befreier Adelheidens Hand und Krone von Italien als Ehrenpreis anzubieten. Otto, dem jetzt nicht bloß die schöne Wittwe, sondern auch das herrliche Land Italien, die Lombardie und die Kaiserkrone vor Augen schwebte, zog eiligst mit einer Heeresmacht über die Alpen, entsetzte ohne viele Mühe die bedrängte schöne Königswittwe, gewann die Hauptstadt Pavia, und vermälte sich in seinem fünf und dreißigsten Jahre mit der zwanzigjährigen Adelheid.

Berengar und Adalbert mußten sich jetzt unterwerfen und dem Könige nach Deutschland folgen, wo er von Ottos Gnade die Verwaltung des Königreichs Italien unter der Bedingung erhielt, es als ein Lehen des deutschen Reiches zu besitzen, und die Marken Aquileja und Verona, die beiden Schlüssel zu Italien, abzutreten. So leistete Berengar zu Augsburg in der Reichsversammlung, vor dem königlichen Throne knieend, den Vasalleneid; Otto selbst nannte sich aber in den Urkunden, »König von Italien.«

Als hierauf Otto im Innern seines Reiches wieder thätig beschäftigt war, benützte Berengar die Gelegenheit, und verfolgte mit besonderer Rachsucht alle diejenigen, die früher gegen ihn aufgestanden waren. Geistliche und Weltliche, ja selbst das Gebiet des Papstes schonte er nicht, und zog mehrere seiner Güter eigenmächtig ein. Die gedrückten Italiener und auch die Gesandten des Papstes suchten jetzt bei Otto Hilfe, worauf er seinen Sohn Ludolph nach Italien schickte, der zwar Berengar verjagte, dann aber auch durch Gift sein Leben verlor.

Da aber Berengar sogleich wieder nach seiner alten Gewohnheit verfuhr, so wandten sich die italienischen Großen abermals um Hilfe an Otto, der jetzt zu Worms eine Reichsversammlung abhalten ließ, in welcher er die deutschen Fürsten zu einem großen Heerzug aufforderte, bei welcher Gelegenheit er auch seinen Sohn Otto zum Könige krönen ließ.

Nun brach er im Jahre 961 selbst nach Italien auf, unterwarf sich dasselbe vom neuen, und ließ sich zu Mailand zum Könige der Lombardie und zu Rom zum Kaiser krönen. Dabei bewies sich der Kaiser gegen die Kirche und den Papst sehr geneigt, und ließ zu Gunsten der römischen Kirche eine besondere Urkunde ausfertigen, wofür sich auch der Papst verpflichtete, dem Kaiser treu zu bleiben. Aber kaum war Otto von Rom weggezogen, um den Berengar, welcher von einer Festung zur andern flüchtete, gänzlich zu bezwingen, so rief schon der Papst den Sohn des Berengar zu sich, um mit diesem auf Mittel zu denken, wie man die Deutschen wieder aus Italien vertreiben könne. Als man hiervon dem Kaiser Nachricht gab, zweifelte er an einem solchen schändlichen Vorhaben, und schickte zu seiner Ueberzeugung einige Vertraute nach Rom. Aber auch diese bestätigten, was er nicht glauben konnte, und so hob er die Belagerung von Monteleone, wohin sich Berengar geflüchtet hatte, auf, und zog gegen Rom.

Jetzt ergriff der Papst mit Adalbert und mehreren andern Verschwornen die Flucht, worauf die Stadt die Thore öffnete, Treue gelobte, und ohne des Kaisers Willen keinen Papst anzuerkennen versprach.

Da gegen den flüchtig gewordenen Papst, viele und schwere Klagen angebracht wurden, so wurde auf Befehl des Kaisers eine Kirchenversammlung veranstaltet, und Johann XII. vorgeladen, sich zu verantworten. Dieser erschien aber nicht, sondern drohte vielmehr mit Erkommunikationen, worauf er abgesetzt und an seine Stelle Leo VIII. zum Papst erwählt wurde. Doch hatten die Italiener bald wieder vergessen, was sie versprochen, denn kaum hatte der Kaiser die Stadt verlassen, so nahmen sie den abgesetzten Papst wieder auf, und als dieser starb, setzten sie Benedikt auf den päpstlichen Thron, mit dem Versprechen, ihn gegen den Kaiser schützen zu wollen. Indessen hatte sich aber Berengar an dem Kaiser ergeben, der ihn sammt seiner Familie nach Bamberg verwies, wo er auch starb.

Sogleich hatte Otto wieder ein Heer gesammelt, ging damit nach Rom und zwang die Stadt durch Hunger und Gewalt sich zu ergeben. Nun ließ er die Römer aufs neue den Eid der Treue schwören, versammelte ein neues Concillium, und setzte Leo den VIII. abermals als Papst ein, der dafür ihn und seinen Nachfolgern die römische Patrizierwürde, und die Gewalt verlieh, ihre Nachfolger selbst zu wählen, und die Päpste zu bestätigen. Auf diese Weise kam nun die Kaiserwürde und die Schirmvogtei über Rom, welche früher die fränkischen Herrscher gehabt hatten, an die deutschen Könige.

Aber kaum hatte sich der deutsche Kaiser mit seinem Heere, das durch Krankheiten sehr geschwächt wurde, aus dem Lande entfernt, so erschien schon wieder der flüchtig gewordene Adalbert, der Sohn des Berengar, und beweg die Italiener zu einem neuen Abfalle. Jetzt befahl der Kaiser dem Herzog Burkhard von Allemannien nach Italien zu ziehen, und dieser besiegte endlich den aufrührischen Adalbert in einer blutigen Schlacht am Po, und unterwarf das Land vom neuen dem Kaiser.

Otto ging hierauf wieder nach Italien, weil die Römer nach Leos Tode den von ihm bestätigten Papst Johann den XIII. abgesetzt hatten, zwang

sie, denselben anzuerkennen, und ließ dann im folgenden Jahre seinen Sohn Otto von ihm krönen.

Um dem Kaiserthume seines Sohnes noch mehr Glanz zu geben, suchte er ihm eine Braut, aber nicht unter den edlen Töchtern des Heimatlandes, sondern in dem Kaiserpalaste zu Konstantinopel, und vermälte im April 972 den achtzehnjährigen Otto mit Theophana, der Tochter des griechischen Kaisers. Nach sechs verflossenen Jahren kehrte der Kaiser wieder nach Deutschland zurück. Es war glänzend, was er erreicht hatte, und was er jetzt heimbrachte. Er kehrte zurück mit der eisernen Krone, auf dem Haupte als Herr der Lombardie, und mit der Kaiserkrone, in der Hoheit Karl des Großen. Er hatte sich das Kaiserthum, die Oberherrlichkeit im Abendlande nicht schenken lassen, sondern er hatte es erobert mit den Waffen in der Hand.

Schon hatte er den Gedanken gefaßt, ganz Italien zu unterwerfen und die Griechen aus den paradiesischen Ländern des untern Italiens zu vertreiben; aber was Karl dem Großen nicht gelungen war, das sollte auch ihm nicht gelingen; denn wenige Monate nach seiner Heimkehr erkrankte er, und starb auf seiner Burg Memleben im Mai 973 im drei und sechzigsten Jahre seines Alters.

Otto II.

Vom Jahre 973 bis 983.

So glänzend die Hoheit des Kaiserthums war, worin es Otto I. hinterließ, und so sehr es den Anschein hatte, daß dasselbe die oberste Leitung unter alle christlichen Völker gewinnen werde, so wurde diese Aussicht doch nicht verwirklicht, denn Ottos des Großen nächste Nachfolger waren zu schwach, und machten zu große Mißgriffe, wozu noch der Umstand, daß die sächsische Kaiserfamilie ausstarb, und es zu keiner weiter hinabreichenden Erbfolge in Deutschland kam, sondern immer neue Wahlen die kaiserliche Gewalt in ihrem Wachsthume hemmten.

Otto II. war so stolz wie sein Vater, so ehrgeizig, so herrschsüchtig wie dieser; aber ohne die edlen Eigenschaften dabei zu besitzen, vor deren Licht die Schattenseiten seines Vaters zurück traten.

Das deutsche Element ordnete sich in ihm dem ausländischen sehr unter, denn seine Mutter, die in Italien ihre Jugendzeit verlebt hatte, so wie seine Gemalin, die byzantinische Kaiserstochter, übten einen Einfluß auf ihn, der ihm deutsche Art und Sitte abgeneigt machte. Die letzten sechs Jahre hatte er selbst in Italien zugebracht, gerade die Jahre, in welchen sich die geistige Richtung des Menschen entscheidet. Er war also mehr Italiener als Deutscher und wurde von seiner Gemalin, welche die Deutschen als rohe Barbaren verachtete, ganz beherrscht. So trat er in die Fußstapfen seines Vaters wie ein Zwerg in die eines Riesen; und das Wenige, was ihm gelang, gelang ihm nur durch die Ueberlegenheit der deutschen Waffen, über die er zu verfügen hatte.

Die erste Gefahr, die er zu bestehen hatte, drohte ihm von derselben Gegend aus, von der seinem Vater so manches Widerwärtige begegnet ist, nämlich von Baiern.

Herzog Heinrich war bald nach dem großen Siege wider die Ungarn aus der Welt gegangen und sein Sohn, auch Heinrich genannt, war ihm im Herzogthume gefolgt. Dieser zweite Heinrich mit dem Beinamen der Zänker stand ganz unter dem Einflusse seiner Geistlichkeit. Die Bischöfe von Freysingen und von Augsburg reizten den Ehrgeiz des jungen Herzogs, der von selbst, voll von Träumen und Wünschen war, die Herrschaft des Reiches zu gewinnen, oder wenigstens wie einst der böse Arnulph, sich ganz frei und unabhängig in Baiern zu machen. Der Bischof von Freysingen spiegelte ihm sogar Gründe vor, nach welchen er ein näheres Recht auf die Krone hätte als sein Vetter, der gewählte und gekrönte Otto II.

Am Hofe dieses Kaisers ahnte man aber nichts von allen diesen heimlichen Umtrieben, und bezeugte sich auf das Gnädigste gegen den blutsverwandten Herzog. Nach einiger Zeit wurden aber die Entwürfe der Verschwornen dem Kaiser dennoch verrathen, und dieser schickte jetzt den Bischof von Utrecht und den Grafen Gebhard, unter dem Scheine eines freundschaftlichen Besuches nach Regensburg. Diese wußten auch den Herzog, der nicht die geringste Ahnung von dem Verrathe seiner Geheimnisse hatte, zu bereden, ihnen auf den Reichstag nach Weimar zu folgen, wo er aber nach seiner Ankunft sogleich gefangen, und auf die Burg Ingelheim abgeführt wurde.

Von hier gelang es ihm jedoch aus dem Thurme, wo er gefangen saß, zu entkommen und sich nach Böhmen zu flüchten, wo er von seinen Anhängern unterstützt, ein beträchtliches Kriegsvolk sammelte, mit dem er wider den Kaiser in Baiern einfiel, welches Land in Parteien getheilt war.

Der größte Theil der Bischöfe hielt es heimlich, jene von Augsburg und Freysingen öffentlich mit dem Herzoge, was auch Markgraf Berthold, der Burggraf zu Regensburg that. Der Bischof dieser Stadt mit den angesehendsten Geistlichen, die dem Kaiser treu blieben, mußten fliehen, der Bischofssitz Passau wurde von den Verschwornen eingenommen, und zum Theil mit Feuer zerstört, und jeder Anhänger des Bischofs mißhandelt. Der Kaiser überraschte aber mit überlegener Macht den Fortgang der Empörung, und entsetzte auf dem Regensburger Reichstage den Herzog Heinrich seines Herzogthums, welches jetzt Ludolphs Sohn, Otto erhielt. Indessen war Heinrich mit seinen Anhängen abermals nach Böhmen entwichen, wo er neue Verbindungen anzettelte, auch suchte er, und dieses nicht ohne Glück, den Böhmenherzog, den Dänenkönig, den Polenherzog, den Herzog von Kärnthen, und die Erzbischöfe von Mainz und Augsburg in einen großen Bund wider den Kaiser zu vereinigen.

Der Kaiser zog jetzt mit Otto, dem Schwabenherzoge, wider die slavischen Völker, die bereits die Grenzen angefallen hatten. Auch rückte nach der Le-

henspflicht und dem Aufgebote der Bischof von Augsburg (der jedoch wieder für den Herzog Heinrich arbeitete) mit seinen Vasallen aus; aber statt dem Schwabenheere sich anzuschließen, warf er plötzlich die Maske ab, und besetzte das feste Neuburg für den Herzog Heinrich. Zu gleicher Zeit fiel auch dieser Herzog selbst aus Böhmen heraus und nahm Passau weg. Herzog Otto kehrte eiligst um und schloß Neuburg ein, und auch der Kaiser erschien bald, um die neue Empörung zu unterdrücken. Neuburg und der Bischof mußten sich ergeben, während Herzog Heinrich, als er wieder nach Böhmen zurückziehen wollte, in die Hände des Kaisers fiel. Nun wurde er nach Utrecht verbannt und der Aufsicht des dortigen Bischofs übergeben; der Bischof von Augsburg aber in engen Gewahrsam gebracht, dann eine Zahl Grafen und Herren des Reiches verwiesen. Böhmen mußte seine Zinspflichtigkeit aufs neue anerkennen, und die Dänen, welche in zwei Feldzügen die Ueberlegenheit der deutschen Waffen anerkennen mußten, saßen ruhig. Auch die immer schwankenden Lothringer, die sich aufs neue zu Frankreich hinneigten, wurden schnell zum Gehorsam gebracht. Der Karolinger Karl, der Bruder Lothars, wurde in seinem Herzogthume Nieder-Lothringen befestigt, und die Franken, die es an sich hatten reißen wollen, wurden bis nach Paris hinein verfolgt.

Aber alles dieses, was war es gegen die Waffen und den Siegesklang, gegen den Ruhm und die Furcht vor der Hoheit des Reiches, womit der erste Otto die Welt erfüllt hatte? Was war es gegen das Scheitern aller Entwürfe, gegen die Niederlagen in Italien?

In Rom unternahm es Crescentius, ein vornehmer Römer, die kaiserliche Macht zu verdrängen, und die Republik herzustellen. Er stand an der Spitze des Adels in der Stadt und auf dem Lande, so daß der von ihnen bedrängte Papst sich genöthigt fand, den Kaiser dringend um Hilfe zu bitten. In der Lombardie wüthete der Kampf zwischen Mailändern und ihrem Erzbischofe, zwischen andern städtischen Gemeinwesen und dem Adel der außerstädtischen Bürger. Im untern Italien herrschten und kämpften Saracenen und Griechen und große Reichsvasallen.

Otto II. zog nun im Jahre 980 mit einer großen Heeresmacht nach Italien, um die Leidenschaften der Parteien und die volksthümlichen Bestrebungen zu stillen, und die Schöpfungen und Ordnungen seines Vaters, die von denselben bedroht waren, aufrecht zu erhalten. Der Aberglaube der Zeiten verkündete aus Erscheinungen der Natur unglücksvolle Ereignisse. Man wollte am Himmel feurige Schlachten wahrgenommen, Sterne mit einander kämpfen gesehen haben. Aber diesen und andern unglücklichen Zeichen zum Trotze begleitete Otto das Glück von den Alpen bis nach Rom.

In Mailand schlichtete er den Streit zwischen den Bürgern und dem Erzbischofe durch Vergleich, und in Rom unterdrückte er durch Treulosigkeit und Gräuel die ihm feindliche Parteiung. Schrecken hatten die Deutschen auf ihrem Rückzug durch Ober-Italien verbreitet, und dieser Schrecken war ihnen nach Rom vorausgegangen. Durch Schrecken glaubte der junge Kaiser am schnellsten und sichersten sich Unterwürfigkeit zu verschaffen, und sein und der Seinigen Uebermuth, so wie Gewaltthätigkeit erlaubten sich Alles, wodurch sie nur die Herren zu spielen, und jeden Widerstand, ja jedes, ihrem Umsichgreifen widerstrebende alte Recht niedertreten zu können vermeinten, ohne daran zu denken, daß solches Verfahren in den Unterworfenen nur lauernde Rachsucht erzeugen mußte.

Als Otto in Rom angekommen war, hörte er die Klagen der einen, wie der andern Partei. Da es ihm aber gefahrvoll schien, die mächtige Partei der Großen, die in ihren festen Palästen und in der großen Bevölkerung einen starken Antheil hatten, offen zu fassen und zur gesetzlichen Strafe zu ziehen, so merkte er sich nur die Namen der Schuldigen oder bloß Beschuldigten, und ersann einen grausamen Tag, ja eine List, die nicht nur des Kaisers unwürdig, sondern auch nach den Gesetzen der Ehre und dem frommen Glauben aller Völker und Zeiten verworfen war.

Er lud nämlich den ganzen römischen Adel zu einem Gastmale ein, bei welchem Viele erschienen; jedoch Crescentius blieb davon weg. Auf einem freien Platze vor der Peterskirche wurden jetzt die Tafeln aufgestellt, und jedem Gast sein Platz angewiesen. Während aber die Gäste bei dem köstlichen Male sich der Freude überließen, sahen sie sich plötzlich, rings von einem eisernen Ring deutscher Krieger eingeschlossen. Ein Herold trat auf, und bedeutete im Namen des Kaisers, was auch kommen möge, Keiner solle bei Todesstrafe ein Wort hören lassen oder von seinem Platze sich entfernen. Nun erhob sich der Kaiser, warf ihnen ihre Empörung vor, und sogleich rufte der Herold die Namen der vom Kaiser Angeschuldigten auf, denen, als einer von ihnen benannt war, in demselben Augenblicke auf seinem Platze der Kopf abgeschlagen ward. Nachdem die bezeichnete Anzahl enthauptet, daß selbst die Tafel vom Blute befleckt war, lud Otto, als wäre gar nichts vorgefallen, die noch übrigen Gäste ein, damit sie mit ihm fröhlich speisen und trinken mögen. Aber von Entsetzen über dieses grausame Blutspiel ergriffen, gehorchten diese nur mechanisch der Aufforderung des Kaisers, und setzten das Mal, jeder, so viel ihm nur möglich war, mit affektirter Fröhlichkeit fort.

Nun ging Otto daran, die Entwürfe seines Vaters auf Unter-Italien zu verfolgen, und kündigte dem griechischen Kaiser den Krieg an, während er rasch in Apulien und Kalabrien vordrang, unter dem Vorwande, daß seine Gemalin Theophana auf diese Lande ein Erbrecht habe.

Anfangs schien das Glück ihm günstig, und er gewann wirklich mehrere Vortheile über die Griechen und die ihnen verbündeten Saracenen. Otto seines Sieges immer sicherer, stürzte sich aber zuletzt in einen Hinterhalt, den ihm die Saracenen bei Basentello unweit Tarent gelegt hatten. Die italienischen Schaaren in dem Heere des Kaisers ergriffen sogleich die Flucht; aber seine Deutschen, vorne die

Schwaben und Baiern unter ihrem jungen Herzoge Otto, hielten den ungleichen Kampf gegen die Ueberzahl und das ungünstige Terrain noch einige Zeit aus. Jedoch alle Tapferkeit und heldenmüthige Ausdauer der kleinen Schaar konnte nichts mehr retten und so unterlag sie der Ueberzahl der erbitterten Feinde.

Der größte Theil des deutschen Heeres wurde hier aufgerieben, oder gefangen. Die edelsten Herren fanden ihren Tod, worunter sich auch der Bischof von Augsburg befand, der es sich in diesem Feldzuge angelegen seyn ließ, das Alte vergessen zu machen, und durch neue Treue dem Kaiser sich zu empfehlen.

Der Kaiser entkam dem Tode oder der Gefangenschaft nur durch seine Geistesgegenwart und List, und dabei durch besonderes Glück. Dem Schlachtfelde entronnen, sah er vor sich das weite unendliche Meer, hinter sich wußte er die verfolgenden Saracenen. Aber dennoch zog er es vor, hoffnungsvoller dem Elemente sich zu vertrauen, als in die Hände seiner Feinde zu fallen. Da er in der Schlacht sein Pferd verloren hatte, so eilte er zu Fuß dem Meerstrande zu, und bald zeigte sich auch in der Ferne ein Schiff. Es war die griechische Flagge, die Flagge des Feindes; aber dennoch wollte er sich lieber den Griechen als den wilden Saracenen ergeben. In demselben Augenblicke ritt auch ein Jude vorüber; diesem handelte der Kaiser sein Pferd ab, und jagte damit eiligst dem Strande zu, hinein ins Meer, um das Schiff zu erreichen. Aber sein Bemühen war umsonst, denn pfeilschnell fuhr das Schiff an ihm vorüber, ohne ihn zu hören oder zu bemerken, und so mußte er mit dem Pferde wieder zurückschwimmen. Nach kurzer Zeit bemerkte er ein zweites Schiff, das aber wieder ein griechisches, also feindliches Schiff war. Schon hörte er in der Ferne den Hufschlag der verfolgenden Saracenen, und noch wenige Minuten, so ist der Kaiser verloren. Jetzt spornte er entschlossen das Pferd in die Wogen hinein, und schwimmt dem Schiffe zu, wo er auch wirklich aufgenommen ward, da ihm glücklicher Weise hier ein Bürger des deutschen Reiches, ein slavischer Kaufmann erkannte, und ihn für seinen Bekannten ausgab. Aber auch der Herr des Schiffes hatte den Kaiser schon früher gesehen, und als er ihm vorgeführt wurde, wieder erkannt. »Ihr seyd der Kaiser,« sprach er. Otto schwieg betroffen; endlich rief er: »Ja, ich bin der Kaiser, und befinde mich jetzt im Unglücke. Meine Waffengefährten, meine Freunde sind todt oder gefangen; nie will ich Italien, dieses Land meines Unglücks wieder sehen; nie aber auch die deutsche Heimat und die Blutsverwandten der erschlagenen und gefangenen Genossen. Führt mich nach Rossano wo Theophana, meine Gemalin meiner wartet; dort liegen meine großen Schätze aufbewahrt, und dann wollen wir nach Byzanz zu meinem Bruder, eurem Kaiser schiffen, dieser wird sich meiner als Freund annehmen.«

Der Kaiser zu Konstantinopel war Theophanas Oheim, und diese Betrachtung ließ auch den Schiffsherrn keinen Augenblick zögern, nach Rossano zu segeln. In der Nähe dieser, an der kalabresischen Küste gelegenen Burg sandte Otto den slavischen Kaufmann an die Kaiserin voraus, um ihr seine Lage zu schildern, und was sie zu thun habe, davon zu unterrichten. Bald öffneten sich auch die Thore der Festung und die Kaiserin zeigte sich auf der Mauer. Zu den Thoren heraus bewegte sich ein Zug beladener Maulthiere, und an der Spitze dieses Zuges ging der Bischof von Metz, der bisher die Kaiserin geschützt hatte.

Bei diesem Anblicke verlor sich bei den Griechen alles Mißtrauen, und so gingen sie vor Anker nach dem Ufer, um die Schätze in Empfang zu nehmen. In einem Boote fuhr der Bischof mit den Kisten, in welchen sich die angeblichen Schätze befinden sollten, an das Schiff heran. Gierig nahmen die Griechen solche in Empfang, denn ihre Augen bannte schon der Zauber des Goldes in den Kisten. Der Kaiser, der auf dem Vordertheile des Schiffes stand, nahm aber diesen Augenblick gewahr und sprang, als ein guter Schwimmer in die Meereswogen hinab. Ein Grieche wollte nach seinem Mantel greifen, um den Sprung zu verhindern; aber ein deutscher Kriegsmann, der mit dem Bischofe aufs Schiff gekommen war, bohrte ihm das Schwert durch den Leib, daß er kraftlos zusammensank. Otto kam glücklich ans Ufer, während die Griechen bestürzt durch einander auf dem Schiffe herumrannten. Der Bischof mit seinen Begleitern benützte diese Verwirrung, sprang schnell mit diesen in das Boot, und so steuerten auch diese wieder glücklich zurück.

Der gerettete Kaiser wollte für die Ueberfahrt den Griechen ein bedeutendes Geschenk machen, allein diese waren für ihre eigene Sicherheit mehr besorgt, und suchten eiligst auf die hohe See zu kommen.

Der Todespfeil, der den Kaiser in der Schlacht mit den Saracenen, und der Sprung von dem griechischen Schiffe verschont hatte, traf ihn jetzt von dem Munde seiner Gemalin, als sie spottend sagte: »Wie haben Euch doch meine Landsleute erschreckt?« Mit Gram über die große Niederlage im Herzen, erreichte er Ober-Italien, und hielt zu Verona einen Reichstag, auf welchem sich die deutschen Fürsten und der deutsche Adel zahlreicher als jemals versammelten.

Hier wurde nun sein dreijähriger Sohn zum Nachfolger ernannt, und auch beschlossen, die Griechen und Araber neuerdings anzugreifen und selbst Sicilien zu erobern; aber Otto erlag seinem Kummer in der Blüthe seines Lebens und starb in seinem acht und zwanzigsten Jahre, im December 983, was auch die großen Rüstungen auf Italien unterbrach, da sein Nachfolger Otto III. erst drei Jahre alt war.

Bisher stand die Ostmark, deren Grenze bis gegen Melk reichte, unter der kaiserlichen Oberhoheit und aus diesem Grunde wurde das Leben dieser Monarchen, die auch zugleich Regenten der Ostmark (dem heutigen Oesterreich) waren, von Kaiser Karl dem Großen angefangen, in der Reihenfolge mitgetheilt.

Nun treten aber mit dem Tode Kaiser Otto des II. eigene Markgrafen in Oesterreich an die Stelle der kaiserlichen Regenten, was jetzt einen besondern Abschnitt in der österreichischen Geschichte bildet, da sich diese, von jener des deutschen Reiches trennt.

Cysař Otto II. utěkem se wýprostil s lodý reckeho

L'imperatore Ottone II si salva sopra una nave greca,

Masodik Otto caászár egy görög hajóból magát kiszabaditja

Kaiser Otto II. rettet sich aus einem griechischen Schiffe

Oesterreich unter den Babenbergern.

Leopold I., der Erlauchte *).

Vom Jahre 982 bis 994.

Diese Fürsten-Dynastie, welche vor den Habsburgern über Oesterreich herrschte, leitet ihren Namen von einer, an der Rednitz in Ostfranken gelegenen Burg Babenberg, (Bamberg) ab, welche zu Ehren einer schönen Sachsenfürstin, einer Tochter des Herzogs Otto von Sachsen, Namens Baba, erbauet wurde **).

Diese Burg lag im Eigenthume dieses Geschlechts im alten Gau Volkfeld, welcher sich von Hallstadt an, am rechten Mainufer bis Theres und zum Einflusse der Schwarzach und jenseits bis in die Nähe von Würzburg, dann längs der Ebrach wieder zurück hinauf erstreckte. Seine östlichste Spitze bestand aus eben der Burg Bamberg oder Babenberg, mit dem Districte der jetzigen Orte Buch, Dobring und Seehof, später sämmtlich der neuen bischöflichen Kirche von Bamberg zugefallen. Die Babenberger führten aber nicht bloß den Namen Gaugrafen im Volkfeld, sondern hatten auch die Würde von nordgauischen Markgrafen. Unter ihren Besitzungen gehörte innerhalb den Grenzen des eigentlichen Nordgaues, der District des nachher gebildeten Landgerichts Nürnberg und Sulzach als besonderes Comitat in dynastischer Eigenschaft.

Von Babenberg aus verwalteten diese edlen Familien: Forchheim, die ostfränkische und nordgauische Mark, (d. i. die an und vor dem Nordgau gelegene, zu Baiern gehörige Markgrafschaft) den Rednitzgau und andere, zum Sprengel der Regensburger Grenzgrafen gehörige Gegenden der nachmaligen Oberpfalz.

Der Ahnherr, dieser durch Kriegsruhm glänzenden Babenberger, die stets eines der angesehendsten Häuser in Franken blieben, war Heinrich, Markgraf in Ostfranken, der im Jahre 886 bei der Vertheidigung der Stadt Paris wider die räuberischen Normannen sein Leben verlor, und drei Söhne, Namens Adalbert, Grafen von Babenberg und Markhüther in Ostfranken, dann Heinrich und Adalhart von Babenberg hinterließ.

Ein furchtbar tragisches Ereigniß stürzte aber dieses erlauchte Geschlecht von seiner Höhe herab, wozu heftige Familien-Eifersucht die Veranlassung gab.

Unter Poppo, dem Bruder des gefallenen Heinrichs, der drei Söhne hinterließ, vereinigte sich die ostfränkische Markgrafschaft und sorabische Gränzgrafschaft in derselben babenbergischen Familie, oder vielmehr in derselben Person. Dieses erregte nun den Neid der rheinisch-hessischen Grafen, welche es im Bündnisse mit dem Erzbischofe Hatto von Mainz bei dem deutschen Könige Arnulph dahin brachten, daß Poppo im Jahre 892 seiner Würde entsetzt wurde, und Konrad der älteste der vier hessischen Grafen, die Markgrafschaft und das Herzogthum erhielt. Konrad trat aber bald darauf wieder freiwillig zurück, worauf dann einem Grafen Burkhard, den man für den Stammvater der Wetterauer hält, die herzogliche Würde ertheilt wurde. Der Groll wucherte indessen auf beiden Seiten fort, und kam im Jahre 902, wo Ludwig das Kind auf dem deutschen Throne saß, zu offener Fehde.

Das Ansehen der Karolinger war in Deutschland und Frankreich jetzt schon so tief gesunken, daß die Zeiten des Faustrechts (das Recht der Selbsthilfe mit gewaffneter Hand) wieder eintraten, und in ihrer ganzen Furchtbarkeit wütheten. Einzelne Stände und Familien bekriegten einander, mordeten und raubten vermöge dieses Rechts der Befehdung, denn kein oberer Richter war zu fürchten. So hatten auch die Neffen des gekränkten Poppo, die Söhne Heinrichs, Namens: Adalbert, Heinrich und Adalhart, eine kriegerische Schaar bei Babenberg versammelt, während die hessischen Grafen Eberhard und Gebhard, auf deren Seite sich der Bischof Rudolph von Würzburg befand, ihre Macht bei Würzburg vereinigten. Bald kam es auch zu einem hitzigen Gefechte, nach welchen die Babenberger in die Flucht geschlagen wurden. Dabei fiel auf der Seite der Würzburger der Graf Eberhard, von den Babenbergern wurde aber Heinrich erschlagen und dessen Bruder Adalhart, nach einer harten Gefangenschaft auf Gebhards Befehl enthauptet.

Der Feind meinte jetzt die Macht der Babenberger gebrochen zu haben, und machte sich auf den Heimweg; allein noch lebte Adalbert, den Schmerz und Rachsucht über den Verlust seiner Brüder spornte.

---

*) Eine ausführliche Belehrung über die geschichtlichen Quellen dieser Zeit findet man in Herchenhahns Geschichte der Oesterreicher unter den Babenbergern. Leipzig 1784. Ferner in Murmelters Verdienste der ersten österreichischen Regenten. Aemilian Janitsch's Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der österr. Monarchie. 8 Theile. Wien 1805. Schrötter's Versuch einer österreichischen Staatsgeschichte von dem Ursprunge Oesterreichs bis zu dessen Erhöhung in ein Herzogthum, Wien 1771; dann dessen österreichische Geschichte bis zum Jahre 1282. 3 Theile. Wien 1779. Ign. de Luca, historisch-statistisches Lesebuch zur Kenntniß des österreichischen Staates. 2 Theile. Wien 1779. Reisser's Geschichte der österreichischen Monarchie. 4 Theile. Wien 1802 u. s. m.

**) Der Name Babenberg erscheint urkundlich im Jahre 994. Castellum Babenberg. Die Burg wurde aber vielleicht schon durch die Belagerung im Jahre 906 gebrochen; daher von nun an die Rede von der »Stadt« Babenberg oder Bamberg ist. Civitas quaedam nomine Babenberg; Babinberg in Austrifrancia in sedem episcopatus sublimata etc.

Kaum also von der erlittenen Niederlage erholt, brach er im folgenden Jahre mit erneuerten Kräften hervor, vertrieb den Bischof von Würzburg, bemächtigte sich aller Güter der Kirche, jagte auch die Gemalin und die Söhne des Grafen Eberhard aus dem Lande bis über den Spessart hinweg, und riß die Güter so wie das Eigenthum, was der König ihnen verliehen hatte, schonungslos an sich.

Während aber Adalbert hitzig seinen Gegner verfolgte, und dadurch den Landfrieden brach, wurde der Stolze nach dem Ausspruche der Fürsten und Herren, für einen Majestäts-Verbrecher und Reichsfeind erklärt.

Die Fürsten, von dem deutschen Könige Ludwig das Kind, begleitet, fielen auch sogleich in sein eigenes Gebiet, bemächtigten sich einer Burg Adalberts, die Tarasse genannt, und erklärten einen Theil seiner Besitzungen für eingezogen, welchen sie dem Bisthume Würzburg zuwiesen. Der muthige Adalbert ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, vorzüglich, da das Heer, welches in seine Besitzungen eingefallen war, bald darauf aus Uneinigkeit und Ueberdruß auseinander ging, und setzte die Feindseligkeiten fort.

So beschloß er im Jahre 906 die fränkischen Grafen in ihren hessischen Besitzungen anzugreifen, und zog zu diesem Zwecke zwei lothringensche Grafen in seinen Bund. Die letztern nöthigten jetzt Konrads Sohn, Konrad dem Jüngern, (nachmals König der Deutschen) zum Frieden; Konrad den Vater schlug aber Adalbert bei Fritzlar so entscheidend, daß ein großer Theil der Fränkischen erwürgt wurde, wobei Konrad selbst im Beginne der Schlacht fiel. Adalbert immer noch voll Rache wegen des Mordes an seinen Brüdern, durchstreifte durch drei Tage plündernd und verwüstend die Gegend, und zog dann mit reicher Beute beladen und blutgesättigt in seine Burg Babenberg zurück.

Um diesen jammervollen Fehden ein Ende zu machen, wurde jetzt zu Tribur ein Reichstag gehalten, und Adalbert dorthin vorgeladen, Rechenschaft zu geben von seinen Handlungen und die Bedingungen zu erfahren, unter denen er Frieden haben sollte.

Adalbert aus Trotz vielleicht aber auch aus begründetem Mißtrauen, erschien nicht, und so beschloß man, ihn mit Waffengewalt zu demüthigen. Viele Reichsfürsten zogen mit ihren Mannen heran, auch der junge König, etwa 13 Jahre alt, fand sich bei dem Aufgebote des Heerbanns mit den Baiern ein, so wie der Erzbischof Hatto von Mainz, mit den Vasallen seines Bisthums, und die fränkischen oder hessischen Grafen.

Nun wurde Adalbert in Babenberg eingeschlossen und belagert Er spottete aber der Gewalt und wollte sich nicht ergeben, bis endlich arge Hinterlist ans Ziel führte.

Hatto der Erzbischof von Mainz, (von dem die Sage erzählt, daß ihm Mäuse gefressen) beredete Adalbert, mit ihm in das königliche Lager zu friedlicher Besprechung zu ziehen und bewog ihm dazu durch das königliche Versprechen, »ihn unverletzt wieder nach seiner Burg zu bringen.« Adalbert ging auch darauf bei Verpfändung des königlichen Wortes willig ein, und zog aus seiner festen Burg. Unterwegs stellte sich aber Hatto unwohl, und gab tückisch als dessen Ursache vor, als hätte er noch kein Frühstück zu sich genommen. Adalbert, ohne dabei sein Unglück zu ahnen, eilte mit ihm noch einmal in das Schloß zurück, um ihn zu bewirthen, und dann erst zum König ins Lager zu ziehen. Aber kaum daselbst angelangt, hielt man Adalbert fest, band ihn und verurtheilte ihn zum Tode.

Adalbert forderte jetzt seinen Bürgen auf, aber umsonst, denn dieser entschuldigte seinen Treubruch durch die wörtliche Auslegung seines Versprechens. »Er habe ihn unverletzt wieder nach seiner Burg zurückgebracht, dessen hätte er gedenken, und nicht zum zweiten Male mit ihm aus derselben ziehen sollen.«

Bald darauf fiel auch das Haupt des Unglücklichen unter dem Schwerte des Nachrichters und im Angesichte des feindlichen Heeres.

Hierauf wurden seine Besitzungen eingezogen, und im Namen des jungen Königs unter seine Feinde vertheilt; Babenberg hingegen blieb dem Könige.

So endigte im Jahre 906 die Babenberger Fehde; der erste große Kampf deutscher Fürsten wider einander, dem Reiche so wie dem Könige zum Trotz, wobei auf eine äußerst beklagenswerthe Weise drei heldenmüthige Sprößlinge der Babenberger fielen.

Des unglücklichen Adalberts Wittwe Brunehild flüchtete mit ihrem fünfjährigen Sohne Adalbert den II. beigenannt, von Mertala oder Amerthal zu ihrem Verwandten dem Herzoge Heinrich von Sachsen, bei dem sie eine freundliche Aufnahme fand.

Treu und anhänglich an diesen ausgezeichneten Regenten Deutschlands begleitete ihn Adalbert im Jahre 933 in die Schlacht gegen die Ungarn, wo er bei Merseburg unter den Erschlagenen aufgefunden wurde. Nach dem Tode Heinrichs, der im Jahre 936 erfolgte, behielt sein Sohn Kaiser Otto der Große, in dankbarer Erinnerung an die Dienste, des im Schlachtfelde gebliebenen Vaters, dessen zwölfjährig hinterlassenen Sohn Leopold in seiner nächsten Umgebung bei sich, und sorgte für seine Erziehung *).

Von diesem Leopold erzählt die Geschichte folgende Begebenheit: »Einst, als Otto der Große von seinem jungen Freunde begleitet, im wilden Forste auf Um- und Abwegen durch das Dickicht und Moor einem angeschossenen Eber, (nach Andern soll es ein gewaltiger Bär gewesen seyn,) nachsetzte, da brach der Bogen in dem Augenblicke, als er eben den Pfeil abschneilen wollte, und kam dadurch in dringende Lebensgefahr, denn der Eber oder Bär ging wüthend auf ihn los. In demselben Augenblicke war aber auch

*) P. Chrisost. Hanthaler in den Fastis Campililienſibus. T. I. pag. 35. sqq. Eine entferntere Genealogie zwischen Albrecht und Leopold nimmt an, J. Wilh. Hoffmann in seinem Siemma babenbergico-austriacum emendatum atque illustratum. Diss. Franc. ad Viadr 1731. rec. Vil. 1740.

Mladý Babenberský Leopold s Cjsařem Otto I na honbě.

Der junge Babenberger Leopold mit Kaiser Otto I. auf der Jagd.

Il giovine Babenbergo Leopoldo coll' imperatore Ottone I. alla caccia.

N: 38.

Kaum also von der erlittenen Niederlage erholt, brach er im folgenden Jahre mit erneuerten Kräften hervor, vertrieb den Bischof von Würzburg, bemächtigte sich aller Güter der Kirche, jagte auch die Gemalin und die Söhne des Grafen Eberhard aus dem Lande bis über den Spessart hinweg, und riß die Güter so wie das Eigenthum, was der König ihnen verliehen hatte, schonungslos an sich.

Während aber Adalbert hitzig seinen Gegner verfolgte, und dadurch den Landfrieden brach, wurde der Stolze nach dem Ausspruche der Fürsten und Herren, für einen Majestäts-Verbrecher und Reichsfeind erklärt.

Die Fürsten, von dem deutschen Könige Ludwig das Kind, begleitet, fielen auch sogleich in sein eigenes Gebiet, bemächtigten sich einer Burg Adalberts, die Taraſſe genannt, und erklärten einen Theil seiner Besitzungen für eingezogen, welchen sie dem Bisthume Würzburg zuwiesen. Der muthige Adalbert ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, vorzüglich, da das Heer, welches in seine Besitzungen eingefallen war, bald darauf aus Uneinigkeit und Ueberdruß auseinander ging, und setzte die Feindseligkeiten fort.

So beschloß er im Jahre 906 die fränkischen Grafen in ihren hessischen Besitzungen anzugreifen, und zog zu diesem Zwecke zwei lothringensche Grafen in seinen Bund. Die letztern nöthigten jetzt Konrads Sohn, Konrad dem Jüngern, (nachmals König der Deutschen) zum Frieden; Konrad den Vater schlug aber Adalbert bei Fritzlar so entscheidend, daß ein großer Theil der Fränkischen erwürgt wurde, wobei Konrad selbst im Beginne der Schlacht fiel. Adalbert immer noch voll Rache wegen des Mordes an seinen Brüdern, durchstreifte durch drei Tage plündernd und verwüstend die Gegend, und zog dann mit reicher Beute beladen und blutgesättigt in seine Burg Babenberg zurück.

Um diesen jammervollen Fehden ein Ende zu machen, wurde jetzt zu Tribur ein Reichstag gehalten, und Adalbert dorthin vorgeladen, Rechenschaft zu geben von seinen Handlungen und die Bedingungen zu erfahren, unter denen er Frieden haben sollte.

Adalbert aus Trotz vielleicht aber auch aus begründetem Mißtrauen, erschien nicht, und so beschloß man, ihn mit Waffengewalt zu demüthigen. Viele Reichsfürsten zogen mit ihren Mannen heran, auch der junge König, etwa 13 Jahre alt, fand sich bei dem Aufgebote des Heerbanns mit den Baiern ein, so wie der Erzbischof Hatto von Mainz, mit den Vasallen seines Bisthums, und die fränkischen oder hessischen Grafen.

Nun wurde Adalbert in Babenberg eingeschlossen und belagert Er spottete aber der Gewalt und wollte sich nicht ergeben, bis endlich arge Hinterlist ans Ziel führte.

Hatto der Erzbischof von Mainz, (von dem die Sage erzählt, daß ihm Mäuse gefressen) beredete Adalbert, mit ihm in das königliche Lager zu friedlicher Besprechung zu ziehen und bewog ihm dazu durch das königliche Versprechen, »ihn unverletzt wieder nach seiner Burg zu bringen.« Adalbert ging auch darauf bei Verpfändung des königlichen Wortes willig ein, und zog aus seiner festen Burg. Unterwegs stellte sich aber Hatto unwohl, und gab tückisch als dessen Ursache vor, als hätte er noch kein Frühstück zu sich genommen. Adalbert, ohne dabei sein Unglück zu ahnen, eilte mit ihm noch einmal in das Schloß zurück, um ihn zu bewirthen, und dann erst zum König ins Lager zu ziehen. Aber kaum daselbst angelangt, hielt man Adalbert fest, band ihn und verurtheilte ihn zum Tode.

Adalbert forderte jetzt seinen Bürgen auf, aber umsonst, denn dieser entschuldigte seinen Treubruch durch die wörtliche Auslegung seines Versprechens. »Er habe ihn unverletzt wieder nach seiner Burg zurückgebracht, dessen hätte er gedenken, und nicht zum zweiten Male mit ihm aus derselben ziehen sollen.«

Bald darauf fiel auch das Haupt des Unglücklichen unter dem Schwerte des Nachrichters und im Angesichte des feindlichen Heeres.

Hierauf wurden seine Besitzungen eingezogen, und im Namen des jungen Königs unter seine Feinde vertheilt; Babenberg hingegen blieb dem Könige.

So endigte im Jahre 906 die Babenberger Fehde; der erste große Kampf deutscher Fürsten wider einander, dem Reiche so wie dem Könige zum Trotz, wobei auf eine äußerst beklagenswerthe Weise drei heldenmüthige Sprößlinge der Babenberger fielen.

Des unglücklichen Adalberts Wittwe Brunehild flüchtete mit ihrem fünfjährigen Sohne Adalbert den II. beigenannt, von Mertala oder Amerthal zu ihrem Verwandten dem Herzoge Heinrich von Sachsen, bei dem sie eine freundliche Aufnahme fand.

Treu und anhänglich an diesen ausgezeichneten Regenten Deutschlands begleitete ihn Adalbert im Jahre 933 in die Schlacht gegen die Ungarn, wo er bei Merseburg unter den Erschlagenen aufgefunden wurde. Nach dem Tode Heinrichs, der im Jahre 936 erfolgte, behielt sein Sohn Kaiser Otto der Große, in dankbarer Erinnerung an die Dienste, des im Schlachtfelde gebliebenen Vaters, dessen zwölfjährig hinterlassenen Sohn Leopold in seiner nächsten Umgebung bei sich, und sorgte für seine Erziehung *).

Von diesem Leopold erzählt die Geschichte folgende Begebenheit: »Einst, als Otto der Große von seinem jungen Freunde begleitet, im wilden Forste auf Um- und Abwegen durch das Dickicht und Moor einem angeschossenen Eber, (nach Andern soll es ein gewaltiger Bär gewesen seyn,) nachsetzte, da brach der Bogen in dem Augenblicke, als er eben den Pfeil abschnellen wollte, und kam dadurch in dringende Lebensgefahr, denn der Eber oder Bär ging wüthend auf ihn los. In demselben Augenblicke war aber auch

*) P. Chrisost. Hanthaler in den Fastis Campillienſibus. T. I. pag. 35. sqq. Eine entferntere Genealogie zwischen Albrecht und Leopold nimmt an, J. Wilh. Hoffmann in ſeinem Stemma babenbergico-austriacum emendatum atque illustratum. Diss. Franc. ad Viadr 1731. rec. Vit. 1740.

Mladé Babenberský Leopold s Cysařem Otto I na hombě.

Il giovine Babenbergo Leopoldo coll' imperatore Ottone I. alla caccia.

Az ifjú bábenbergi Leopold első Otto császárral a' vadászaton.

Der junge Babenberger Leopold mit Kaiser Otto I. auf der Jagd.

schon der beherzte Jüngling herbeigeeilt, reichte dem Kaiser seinen gespannten Bogen, und half ihm das grimmige Unthier erlegen.

Diese rasche Besonnenheit gefiel dem Herrscher so sehr, daß er ihm das nächste Reichsleben, das sich erledigen würde, ihm zu übertragen versprach: und da kein Zeuge zugegen war, so reichte er ihm als Wahrzeichen jenes gefahrvollen Augenblicks den zerbrochenen Bogen, damit er gleich, wie mit Siegel und Brief einstens vor ihm hintreten könne, an jene Rettung und des gemachten Versprechens ihn zu mahnen *).

Leopold war aber nahe verwandt mit dem sächsischen Kaiserhause, so daß jenes Versprechen Otto des Großen eigentlich nur die Zusage baldiger Erfüllung dessen war, was dem Sprößling eines hohen und berühmten Hauses ohnehin, nur vielleicht etwas später, zu Theil geworden seyn würde.

So scheint es auch, daß noch Otto I. ihm zum Grafen des Donaugaues und Sundergaues zwischen Regensburg und Straubing, der Iser, dem Inn und Tirol erhoben habe. Auch die andern beiden jüngern Brüder desselben bedachte der Kaiser mit seinem Wohlwollen, nachdem Poppo der jüngste, Bischof von Würzburg wurde, und Berthold der zweitgeborne die fränkische Mark oder das bairische Nordgau gegen Böhmen erhielt. Dieser Berthold ward dann der Stammvater der berühmten Markgrafen von Schweinfurt. Uebrigens versprach man den, wegen seiner Rittertugend beigenannten erlauchten Leopold für die Zukunft noch größere Länder, und auch darin ward Wort gehalten.

Schon war der alte Kaiser Otto I. durch eine Reihe von Jahren in die Gruft seiner Ahnen hinabgesenkt, und Otto II., dessen Sohn im Besitze des kaiserlichen Thrones, als durch den Tod Burkhards die Ostmark in Erledigung kam. Dieser Burkhard war Markgraf des Ostlandes und zugleich Landgraf in Regensburg, der den Kaiser Otto in seinem zum Schutze der kaiserlichen Vasallen in Italien, gegen die feindlichen Griechen und Saracenen unternommenen Heereszuge begleitet hatte, und in der Schlacht bei Basentello in Calabrien, nebst mehreren andern Fürsten fiel.

Nachdem Otto, der ihm drohenden Gefahr glücklich entkommen, und in Deutschland wieder angelangt war, wurde im Jahre 983 ein Reichstag nach Verona ausgeschrieben, auf welchem man beschloß, die Griechen und Araber neuerdings anzugreifen, und selbst Sicilien zu erobern. Auch Heinrich von Baiern, (nachdem im Jahre 982 Otto, Herzog von Schwaben und Baiern, in Lucca gestorben war) wurde wieder in sein Herzogthum eingesetzt, dem dreijährigen Sohne des Kaisers Otto des III., die Nachfolge im Reiche gesichert, und das durch Burkhard erledigte Lehen der Ostmark zu besetzen angeordnet.

Alle Edlen und Großen hatten sich zu diesem Reichstage in dem Prunksaale versammelt, wo der Kaiser unter einem prächtigen Baldachine auf einem reich gezierten Thronsessel saß, in seiner rechten Hand das kaiserliche Scepter haltend.

Tiefe Stille herrschte unter den Anwesenden, als der Reichsherold in alterthümlicher Tracht seinen mächtigen Stab erhob, und mit vernehmbarer Stimme sprach: »Hohe edle, vielvermögende Fürsten des Reiches! erledigt ist das Lehen der Ostmark; wer nun gedenkt, Anwartschaft darauf zu haben, und diese erweisen zu können glaubt, der stelle jetzt seine Rede.« Ein dreimal wiederholter Trompetenstoß schmetterte durch den hohen Saal, und verkündete den Aufruf. Aber immer noch herrschte tiefe Stille, denn Niemand war, der sich meldete. Da trat endlich aus der Reihe der ärmern Ritter und Edlen, der hochgewachsene kräftige Leopold mit dem zerbrochenen Bogen vor den Sohn des großen Kaisers, dem zweiten Otto, und warb um die durch Burkhard ledig gewordene Markgrafschaft.

Darüber höchst erstaunt, betrachtete ihn der Kaiser mit forschendem Auge und sprach: »Wie! ihr Ritter wollet begehren das reiche Lehen? Nun so laßt uns hören, euer Recht und eure Anwartschaft.« Bescheiden neigte sich jetzt der edle Leopold, auf dem aller Augen staunend ruhten, und sprach: »Mein gnädigster Herr und Kaiser, das zu thun bin ich wohl bereit, denn ich bin der Babenberger, und weil Ihr schon lange mich nicht gesehen habt, an Eurem hohen Thron, so habt Ihr ja leicht meiner vergessen, meines Rechts und meiner Anwartschaft auf das erledigt gewordene Lehen. Zwar habe ich es nicht geschrieben von zierlicher Hand, und bekräftigt durch Siegel auf glattem Pergamente, aber hier mein Kaiser, dieser zerbrochene Bogen ist ein kräftiger und würdiger Bürge, das mir gegebene Wahrzeichen der Kaiserrettung, und ein Denkmal meiner Liebe und Treue.

Ein angeschossenes Unthier stürzte einst in des Waldes Einsamkeit auf Euren großen Vater hin, in dem Augenblicke, wo der Bogen ihm brach, da eilte ich herbei und reichte ihm meine gespannte Wehre. Zur Erinnerung an diese Lebensrettung gab mir Euer großer Vater den zerbrochenen Bogen mit den Worten:

*) Uebrigens erzählt der Abt von Melk, Konrad von Witzenburg (Pez Script. Rer. Austr. T. I. pag. 29.), daß das Versprechen in der Freude befriedigter Waidmannslust, nicht aber aus Dank für Lebensrettung gegeben worden zu seyn scheint. Konrad von Witzenburg war vom Jahre 1177 bis zum Jahre 1203 Abt zu Melk (Schramb. Chron. Mellic. p. 81.) und schrieb auf den Wunsch des Herzogs Leopold des VI. aus dem Hause Babenberg eine kurze Geschichte seines Hauses und seines Landes, von der jedoch nur ein Bruchstück auf uns gekommen ist. Von den Schriften des Hieron. Pez, berühmten Geschichtsforschers aus dem Benediktiner-Orden zu Melk, tragen die meisten das Gepräge historischer Authenticität, und sind für das Quellen-Studium um der vaterländischen Geschichte von großer Wichtigkeit. Scriptores rerum austriacarum veteres et genuini edidit et necessariis notis, observationibus et animad versionibus illustravit. 6 Bände. Leipzig und Regensburg 1720. Der dritte Band enthält Ottokars von Hornecks, einer der ältesten Geschichtschreiber in deutscher (gereimter) Sprache, Rheimchronik. Historia S. Leopoldi Austriae Marchionis. Wien 1747, und deutsch ebendas. 1756.

»Nimm dieſes Zeichen meines Dankes, und das erſte Lehen, das erledigt werden ſollte, ſey dir mein Leopold zugedacht, und zu dieſer Bekräftigung ſoll dir die zerbrochene Waffe ein glaubwürdiger Lehensbrief ſeyn.«

Otto erinnerte ſich auch noch aus ſeiner Jugend des Ereigniſſes ſeines großen kaiſerlichen Vaters, und gleichſam ahnend, daß durch dieſen Leopold die Oſtmark ihren Retter finden werde, wie vor 200 Jahren in dem glorreichen Kaiſer Karl dem Großen, ihren Gründer, befahl ihm der dankbar gerührte Herrſcher, ſich an den Stufen des Thrones knieend niederzulaſſen, und reichte ihm dann die goldene Krone in ſeine Hände mit den Worten: »Ziehe hin du tapferer Ritter und würdiger Babenberger, dir gebühret das reiche Oſtlehen, denn wer ſo, wie du das Leben für ſeinen Kaiſer wagt, der ringe um die höchſte Gnade und ſey getroſt der ſicheren Gewährung ſeiner Bitte« *).

So kam an Leopold den Erlauchten, ſogenannt wegen ſeiner Rittertugend und ſeiner ſiegreichen Züge, die allmälig von der Enns bis zum Kahlenberge vorgerückte, gegen die Ungarn gerichtete Oſtmark **), welche fortan erblich bei ſeiner Familie blieb ***).

Sie war wichtig, nicht ihrer damaligen Größe wegen, ſondern vielmehr, weil es galt, die Ungarn noch weiter zurückzudrängen, um ein Land, das ſchon Karl der Große dem Reiche gewonnen hatte, für dasſelbe ganz zu erringen.

Da die Ungarn zum größten Theile noch Heiden waren, ſo erhielt auch der Krieg gegen ſie in den Augen der Zeitgenoſſen eine höhere Weihe. Leopold hatte ſich ſchon während ſeiner Verwaltung im Donau- und Sundgaue eines hohen Anſehens würdig gemacht; weit höher ſtieg aber noch der Glanz ſeines Ruhms, als er die Mark antrat. Von allen Seiten verſammelte ſein heldenmüthiger Sinn eine Schaar kampfluſtiger Männer um ihn, und dieſe ſuchten durch Ruhm und ritterliche Thaten ſich hervor zu thun.

Ein Mann wie Leopold, bei dem ſich Klugheit und ausgezeichnete Tapferkeit vereinigten, war jetzt um ſo mehr für die neue Markgrafſchaft höchſt erforderlich, wenn auch der Sieg Otto des I. bei Augsburg am Lechfelde über die Ungarn, dem entkräfteten Reiche auf lange Zeit, Ruhe vor ſeinen raubern Nachbarn verſchaffte; wenn auch den Ottonen es gelang, die Gegend an der Südſeite der Donau, von der Enns bis an die Erlaph, dem Feinde zu entreißen, und eine neue Markgrafſchaft zu gründen. Sie dachten immer noch nicht daran, wie wichtig es ſey, dieſe kleine Mark zu befeſtigen und zu vergrößern; denn ihr unausgeſetztes Beſtreben war nichts anderes, als die Behauptung der italieniſchen Staaten, während hier ein Gegenſtand vom höchſten Intereſſe, für das geſammte Reich den Herrſcherblicken verſchwand.

Noch mehr als dieſes, war die wieder heranwachſende nahe Gefahr für ganz Deutſchland, daß die kaum entſtandene Oſtmark zu Grunde gehen könne, durch neue Verheerung und Unterjochung der Ungarn, nachdem dieſe ſeit einiger Zeit wieder Miene machten, die Brandfakel in dieſes, täglich an Segen und Fruchtbarkeit zunehmende Land zu ſchleudern. Dieſer Verheerungsſucht der Ungarn mit Kraft in den Weg zu treten, kam nun Leopold mit einem zahlreichen Heeresgefolge über die Enns, vorwärts bis an die Erlaph gezogen, und faßte zugleich den Entſchluß, ſich jetzt nicht mehr auf die, nur bis Melk reichende Oſtmark zu beſchränken, ſondern dem Feinde ſelbſt durch die Eroberung ihrer ſtarken Grenzfeſtung Melk, welche ſchon zu den Zeiten der Römer unter dem Namen castrum ferreum bekannt geweſen ſeyn ſoll, den Krieg ins eigene Land zu ſpielen *).

Gleichſam jeder Macht ſpottend, erhob ſich dieſe, von den Ungarn für unüberwindlich gehaltene Feſtung, die ſie die Eiſenburg nannten, auf einem kühnen Felsberge, beſpült von den Fluthen der majeſtätiſchen Donau. Sie diente, nachdem die Römer dieſen Ort verlaſſen hatten, dem ungariſchen Anführer Geiza zum Verſammlungsorte ſeiner Heerhaufen, von wo aus er immerfort den größten Theil des heutigen Oeſterreichs beunruhigte; Flecken und Dörfer zerſtörte, raubte und plünderte, und Chriſten zu Sklaven machte.

Dieſe Grenzfeſtung war auch der Sammelplatz der, viele Jahre hindurch aus Deutſchlands reichen Städten geraubten Schätze und Koſtbarkeiten, und zugleich von einer zahlreichen ungariſchen Beſatzung vertheidigt, die jetzt ſpottend den Angriff der Deutſchen erwartete. Leopold ging mit aller Macht auf dieſen Schreckensſitz der Feinde los, erſtieg mit ſeinen Rittern die Mauern, und erſiegte nach einem verzweifelten Widerſtande, ſtürmend die höhnende Burg, wodurch dann am rechten Donauufer alles Land bis an den Kahlenberg den Ungarn entriſſen wurde.

---

*) Es wird zwar nirgends mit Beſtimmtheit angegeben, wo die Verleihung der Markgrafſchaft geſchehen, jedoch der Wahrſcheinlichkeit nach, ging ſolche zugleich mit der Belehnung des Herzogthums Baierns, das Heinrich der Jüngere erhielt, zu Verona vor ſich. J. Chr. Herchenhahn's Geſchichte Oeſterreichs unter den Babenbergern. Leipzig 1784.

**) Die Oſtmark umfaßte damals etwa 200 Quadrat-Meilen, die Leopold jedoch nach Geizas Vertreibung aus Melk bis zum Kahlenberge auf 250 Quadrat-Meilen, dann ſein Sohn Albrecht bis an die Leitha und March auf 380 Quadrat-Meilen erweiterte.

***) Die geſetzliche Erblichkeit der markgräflichen Würde gehört jedoch erſt in die Zeit nach dem Erlöſchen der ſaliſchen Dynaſtie, auf dem Throne Deutſchlands; allein der babenbergiſche Stamm gab dieſer wichtigen und gegen die Ungarn ſchwer zu vertheidigenden Grenz-Provinz des Reiches, eine ununterbrochene Reihe von Regenten, ſeit den Zeiten Leopolds des I. bis zum Erlöſchen des babenbergiſchen Mannsſtammes, mit dem Herzoge Friedrich dem II, dem Streitbaren, im Jahre 1246, welcher im Stifte Heiligenkreuz begraben liegt.

*) Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß rückſichtlich der Lage dieſes Orts hier eine römiſche Legion ihr Standquartier gehabt habe, um den Uebergang über die Donau zu beſchützen.

Pohled na opatství v Melku

Ansicht der Benediktiner Abtei Melk.

Veduta dell'abbazia dei Benedettini a Melk

Szent Benedek rendi Melki monostora.

N°39.

In wie weit sich jedoch auf dieser Seite die Eroberung im Ganzen eigentlich erstreckt habe, läßt sich nicht bestimmt ermitteln, da der übrige Theil bis an den Leithafluß, wie noch heut zu Tage die Grenze besteht, erst später erobert worden ist. Im andern Theile des noch heut zu Tage bekannten Viertel Ober- und Viertel Unter-Manhartsberges, nämlich an der Nordseite der Donau, waren die Grenzen der Mark Leopolds bis an die Thaya und March vorgerückt; also eben so weit, wie die Marken noch gegenwärtig gegen Böhmen, Mähren und Ungarn bestehen.

Nach der Bezwingung der Eisenburg theilten Leopold und seine Ritter unter einander die vorgefundenen Schätze, und erst dann gestaltete er Melk zu seinem Hauptschlosse.

Als ein rein christlicher Held dachte er aber auch, daß für einen solchen Sieg nicht ihm, sondern dem Namen des Herrn, Preis und Dank gebühre, und so erbaute er auf den Trümmern heidnischen Uebermuthes, da wo des Feindes unbezwingliche Hauptburg stand, die heutige Abtei Melk, welche er mit 12 Chorherren zum Dienste des Herrn besetzte *). Zugleich baute er auch hier seine Residenz, welche seine Nachfolger bis auf Leopold den IV. dem Heiligen bewohnten, und erwählte endlich hier noch für sich und den Seinigen die Stätte der ewigen Ruhe *).

Leopold stiftete nachher auch ein Nonnenkloster zu St. Georgen, jenseits der Donau, welches diesseits der Donau, in den sogenannten Fischerhof übersetzt wurde. Von diesem Nonnenkloster sind aber keine Spuren mehr vorhanden, und es mag, wo nicht früher, wenigstens zur Zeit der Reformation des Martin Luther, eingegangen seyn. So ging auch das Priesterhaus von den 12 Chorherren, welches Leopold gestiftet hatte, ein, nachdem es etwas über hundert Jahre bestanden hatte.

Nun hielt Leopold einen österreichischen Landtag zu Tulln, auf welchem er sich mit den Edlen des Landes über die Mittel besprach, um die, durch die Kriege und räuberischen Einfälle der Ungarn noch sehr entvölkerten Gegenden wieder herzustellen, und zugleich gegen die gefährlichen Nachbarn zu beschützen.

Nach einem allgemeinen Beschlusse wurden alle deutschen Länder eingeladen, den Ueberfluß ihrer Bevölkerung in die neue Provinz unter der Enns zu schicken, wo ein vortrefflicher Boden nur die Hände erwarte, um die leichte Arbeit mit reicher Ernte zu lohnen. In Folge dieser Einladung wanderten jetzt, außer den edlen Franken, welche auf diesem Zuge unter seinem glorreichen Banner gefochten hatten, und die Stammväter der vorzüglichsten österreichischen Geschlechter wurden, neue Ansiedler, besonders aus Franken und Baiern in Oesterreich ein, denen ihre Niederlassung durch Ertheilung von mancherlei Freiheiten erleichtert wurde. So lange Leopold lebte, blieb auch das Land ungestört von den Ungarn, wodurch es rasch und segensvoll aufblühen konnte **).

Dagegen entstanden aber Neid unter den Nachbarn, des um seine weise Verwaltung beigenannten erlauchten Leopold, von denen Herzog Heinrich von Baiern der erste war, der den Entschluß faßte,

---

*) Aus dem Lateinischen Mea dilecta ist der Name Medelik, und aus diesem endlich die Benennung Melk (Melk Mellicium) entstanden. Leopold III., beigenannt der Schöne, entließ die Gesellschaft der weltlichen Chorherren, welche sich über hundert Jahre in seiner Residenz befanden, und führte die Mönche nach den Regeln des heiligen Benedikt ein, nachdem er vorher in dem damals schon beträchtlich gewesenen Gebäude, die Wohnungen der neuen Ansiedler unter ihrem Abte Siegebold neu einrichten, und die Kirche, die schon veraltet war, hatte erneuern lassen. Im Jahre 1700 faßte endlich der thätige Abt Berthold den Entschluß, das durch Alter schon dem Einsturze drohende Stiftsgebäude in ein geschmackvolles, ja prächtiges Gebäude umändern zu lassen, was unter dem bürgerlichen Bau- und Maurermeister zu St. Pölten Jakob Prandauer vom Jahre 1701 bis 1738 geschah; die gänzliche Vollendung, besonders im Innern bewerkstelligte aber sein Schüler Franz Munganest. Die Stiftskirche St. Peter und Paul ist mit Marmor, Gold und Gemälde reichlich ausgestattet, und überrascht den Eintretenden mit lebhafter Wirkung. Der Melker Wahrzeichen weiset das über dem ersten Thore befindliche bodenlose Maaß vulgo »der reisende Metzen,« wodurch die ergiebigsten Einkünfte des Stiftes, nämlich die reichen Körnerzehenden, angezeigt werden. Uebrigens kommt in Bezug auf das alte Stiftsgebäude zu bemerken, daß Abt Leonhard Straubinger im Jahre 1433 die Kirche, zu welcher Ulrich II. (vom Jahre 1306 bis 1324 amtirend) den Grund gelegt hatte, nachdem durch 130 Jahre, seit dem großen Brande im Jahre 1297 die Kapitel-Kapelle zum Gottesdienste gebraucht worden war, beendigte. Von diesem alten Baue ist jedoch jetzt nichts mehr vorhanden, als die große Bastei vom Jahre 1650 (die kleinere ist vom Jahre 1736), der große Keller vom Jahre 1652, und die beiden noch ältern hohen und geräumigen Festungsthürme, der Schimmel- und Pulverthurm genannt. Franz Tschischka, Kunst und Alterthum in dem österreichischen Staate. Wien 1836.

*) Nach eilf Jahren der Regierung und im 71. seines Lebens starb Leopold zu Würzburg, und ward sammt seiner Gemalin Richarda in Melk begraben. In diese Ruhestätte folgten ihm: sein Sohn Heinrich I. und seine Gemalin Mathilde; sein zweiter Sohn Albrecht I., der Siegreiche und seine Gemalin Frowitza; Adelheid, die Gemalin Leopold des II., des tapfern Ritters. Ernst III. und seine Gemalin Swanhilde; dann ihre Tochter Judith; endlich Leopold III., der Schöne, der Vater des heiligen Leopold und österreichischen Landespatrons, welch Letzterer die Famliengruft nach Klosterneuburg versetzte.

**) Die Stadt Steier, die Märkte Gumpoltskirchen, Perchtholdsdorf und Gundolsdorf, sollen zu jener Zeit gebaut worden seyn. Vor der Zeit Leopolds waren aber in Oesterreich unter der Enns oder in dessen Markgrafschaft schon die Städte Tulln, Mautern, Pöchlarn, Waidhofen an der Yps, Steinakirchen, Zwifelburg an der Erlaph, St. Pölten, Zeiselmauer, Ardacker, Krems und Mistelbach. Im Lande ob der Enns, das jetzt noch ein Theil von Baiern war, gab es Enns, Wels, Ebersberg, Linz, Pupping, Hall, Ischl, Puchenau an der Donau im Mühlviertel, und die Klöster Kremsmünster, St. Florian und Mondsee.

den ihm zu mächtig werdenden, und daher verhaßten Markgrafen so klein als möglich zu machen. Kaum war er also nach dem Tode Otto des II. zu dem Herzogthume Baiern wieder gelangt, als er auch schon anfing, den Markgrafen, welcher während seiner Gefangenschaft in diese Würde war erhoben worden, zu drücken.

Leopold verlangte, daß die Ansiedler in seinen entvölkerten Provinzen, ohne Ausnahme unter seiner Jurisdiction allein stehen sollten. Heinrich brachte es aber dahin, daß der Erzbischof von Mainz, der das Ruder der Regierung in Händen hatte, im Namen des minderjährigen Kaisers Otto des III., eine Urkunde ausfertigte, nach welcher alle neuen Kolonisten, die sich in den Bezirken, auf welche die Kirche zu Passau einiges Recht hatte, anpflanzen würden, von der Gerichtsbarkeit des Markgrafen befreit sein sollen.

Auch der Bischof Piligrim von Passau machte jetzt seine Ansprüche auf das Zehendrecht in der neuen Markgrafschaft geltend, worüber die Entscheidungen in dieser Streitsache von denen zu Lorch (an dem Platze, wo heut zu Tage die Stadt Enns steht), Mautern, ein Städtchen im Viertel Ober-Wiener-Wald der Stadt Stein gegenüber gelegen, und Mistelbach im Viertel Unter-Manhartsberg an der Zaya gehaltenen Synoden zum Nachtheile des Markgrafen ausfielen *).

Auch Otto III. war noch viel zu jung, um die Lage der Sachen selbst einsehen zu können, und mußte daher dasjenige billigen, was ihm die Feinde des Leopold, welche beständig um den Kaiser waren, und die Reichsgeschäfte besorgten, vorschrieben **). Uebrigens war auch Leopold schon zu alt und zu verdrüßlich, um seine Rechte mit Nachdruck an dem kaiserlichen Hofe durchzusetzen, und übergab daher aus dieser Ursache seinem Sohne Heinrich die Regierung der österreichischen Markgrafschaft.

Aber auch der junge Heinrich mußte den Streitigkeiten mit dem Erzbischofe von Passau, welche noch immer fortdauerten, ruhig zusehen, nachdem er die Markgrafschaft vom Kaiser noch nicht erhalten hatte. Indessen blieb Leopold, ungeachtet aller dieser Bedrückungen immer mit dem kaiserlichen Hause friedlich und ihm getreu und anhängend, und nahm an den Unruhen, die Heinrich von Baiern fortwährend erregte, und in welche in der Folge, beinahe alle benachbarten Fürsten und Vasallen verflochten wurden, keinen Antheil, sondern arbeitete rastlos an der Befestigung und an dem Aufblühen seiner Markgrafschaft. Dadurch erwarb er sich auch nach Kaiser Karl dem Großen den meisten Ruhm für Oesterreich, und zum wohlverdienten Lohne seines glorreichen Lebens, den ihm von der Mit- und Nachwelt gegebenen Beinamen »des Erlauchten.«

Leopold endete sein Leben durch einen meuchlerischen Pfeilschuß bei der Feier des Kilianfestes zu Würzburg, wohin er nebst seinen Neffen dem Grafen Heinrich von Schweinfurt von dem Bischofe Bernhard geladen wurde.

Dieser Graf von Schweinfurt hatte nämlich einen Lehensritter des Bischofs von Würzburg, Namens Everker gefangen genommen und ihn blenden lassen, weil er von ihm war beleidigt worden. Der Bischof klagte wegen dieses Schimpfes bei dem jungen Kaiser Otto dem III., der auch den Beschuldigten auf einige Zeit verbannte. Heinrich gewann aber bald wieder die Gnade des Kaisers, und söhnte sich auch mit dem Bischofe wieder aus; der jetzt, um zu zeigen, daß wirklich aller Groll vertilgt sey, seine Einladung an den Grafen Heinrich nebst seinem Onkel Leopold machte, damit beide dem Feste des heiligen Kilians zu Würzburg beiwohnen mögen. Beide erschienen auch, und da der Bischof seinen Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen bereit war, so ordnete er verschiedene ritterliche Uebungen an.

Diese ritterlichen Lustkämpfe oder Turniere des Mittelalters waren ein Produkt des Ritterthums und leiten ihre Benennung von dem altdeutschen Worte Turn her; welches so viel als sich drehen, wenden oder schwenken bedeutet. Sie fallen noch weit vor die Zeit des Mittelalters unter den alten Germannen, erhielten aber ihre völlige Ausbildung erst im neunten oder zehnten Jahrhunderte bei den Franzosen, wo ein französischer Edelmann Gottfried von Preuilly genannt, die dabei üblichen Gesetze und Gewohnheiten schriftlich herausgab.

Ritterliche Geburt und ein unbescholtener Lebenswandel waren überall die Grundbedingnisse, um zu einem Turniere zugelassen zu werden. Bei den ältesten Turnieren focht Haufen gegen Haufen, bei den späteren, Mann gegen Mann, und dieses hieß man Rennen. Die Einladungen zu einem Turniere geschahen auf eine sehr feierliche Art, es wurden auch dazu Kampfrichter oder Turnierkönige gewählt; die Turniere selbst aber wurden öffentlich ausgerufen. In Deutschland hielt man die Turniere gewöhnlich auf dem Markte oder auf den freien Plätzen einer Stadt. Es wurden dazu eigene Schranken und Rennbahnen errichtet, außerhalb welchen sich vieles Volk versammelte, um dem Schauspiele beizuwohnen. Vor dem Tage des Turniers mußten die Theilnehmer, wenn es nicht fürstliche Personen oder sonst schon bekannte Ritter waren, ihre Ahnenprobe machen. Am Tage des Turniers kämpfte man mit stumpfen Waffen, (unbeschlagene Kolben oder stumpfe Schwerter) später aber mit Lanzen oder Speeren. Je größer die Anzahl der zerbrochenen Lanzen war, die ein Ritter bei seinem Rennen aufzuweisen hatte, desto größer war sein Ruhm. Den Kampfpreis hingegen erhielt aber nur jener Ritter, welcher jeden Gegner durch seine Lanzenstöße in den Sand gestreckt hatte. Der Kampfpreis selbst bestand gewöhnlich aus schönen Waffen-

*) Oesterreich gehörte damals in kirchlicher Beziehung zu dem Sprengel des Bisthums Passau, dessen Mannschaft bei der Wiedereroberung der Ostmark thätig gewesen war.

**) Otto III., König der Deutschen und römischer Kaiser vom Jahre 983 bis 1002, war drei Jahre alt, als ihn die deutschen Fürsten auf den Vorschlag seines Vaters zum Nachfolger wählten.

stücken oder einem kriegerischen Schmucke, welchen eine Damenhand verfertigt hatte, und auch dem Sieger selbst austheilte.

Leopold, der von seiner Jugend an ein tapferer Ritter war, wollte bei diesen Belustigungen nicht fehlen, und vergnügte sich dabei so sehr, daß er von dem Fenster nicht hinweg zu bringen war. Heinrich sein Neffe stand an seiner Seite, und sah ebenfalls sehr eifrig dem ritterlichen Spiele zu; als plötzlich ein Pfeil, den ein rächender Freund des Everkers auf den Grafen Heinrich abgeschossen hatte, durch die Luft geflogen kam, aber das Ziel fehlte, und statt den vermeintlichen Grafen den alten Leopold traf. Leopold starb zwei Tage darauf am 10. Juli 994 in Folge dieser tödtlichen Verwundung in seinem ein und siebenzigsten Lebensjahre.

Diesem Fürsten, der durch einen so verhängnißvollen Zufall sein Leben verlor, muß jeder Oesterreicher ein dankbares Andenken bewahren, denn er ist es gewesen, der das schöne Land unter der Enns dem Deutschthume wieder gegeben, und der dessen Aufblühen durch weise Maßregeln veranlaßt hat.

Heinrich I., der Tapfere oder Starke *).

Vom Jahre 994 bis 1018.

Einem würdigen Vater folgte ein gleich würdiger Sohn, obwohl zur Zeit, als Heinrich die Markgrafschaft erhielt, die Erbfolge noch nicht festgestellt war, und erst durch Kaiser Friedrich den I. gesetzmäßig geworden zu seyn scheint.

Meistens wurden solche hohe Stellen nur wegen ausgezeichnetem Verdienste ertheilt, daher mußten auch die Verdienste des erlauchten Markgrafen Leopold groß gewesen seyn, da sein Sohn Heinrich sogleich die Belehnung über die östliche Markgrafschaft erhielt. Heinrich zeigte sich auch des großen Zutrauens seines Kaises würdig, und hatte er sich auch nicht durch große Kriegsthaten ausgezeichnet, so ließ er doch keine Gelegenheit vorüber gehen, um durch eine weise Regierung hervor zu leuchten.

Was sein Vater begonnen, vollendete er sorgsam zum Besten seiner Unterthanen, und so wurde seine Verwaltung für Land und Leute eine der segenvollsten in Oesterreich.

Nach dem Tode des jungen Otto des III., der vielfach mit Kriegen in Italien beschäftigt war, fanden sich jetzt viele Bewerber um die deutsche Krone, bis solche endlich Heinrich IV., Herzog von Baiern mit dem Beinamen der Heilige, und als Kaiser Heinrich II. genannt, erhielt **).

Um sich gegen seine Gegner sicher zu stellen, sammelte er gleich Anfangs eine mächtige Armee, und suchte so viele Fürsten in sein Bündniß zu ziehen, als ihm nur möglich war.

Unter diesen Verbündeten war auch der Markgraf Heinrich, der aber, obschon mit großer Anhänglichkeit an den Kaiser gekettet, doch wenig Antheil an den kriegerischen Ereignissen jener Zeit nahm *).

Eben so wenig wurde auch die Ruhe von Seite der Ungarn unterbrochen, obschon sie den Verlust ihrer Eisenburg nicht verschmerzen konnten. Dieserwegen brachen sie auch die Verbindungen mit Piligrim dem Bischofe von Passau ab, der jetzt in der Geschichte nicht mehr die Ungarn bekehrend, sondern das Seine gegen sie beschützend erscheint.

Piligrim, ein weiser Staatsmann und großer Kirchenlehrer, war damit eifrigst beschäftigt, die Ungarn zum Christenthume zu bekehren, und machte damit einen sehr glücklichen Erfolg, wie dieses aus dem nachfolgenden Schreiben an den Papst hervorgeht:

»Von dem erwähnten Volke der Magyaren ward ich mit vielen Bitten eingeladen, selbst zu kommen, oder meine Gesandten für das Werk des Evangeliums zu schicken. Als ich ihnen Mönche und Priester von allem Kirchenrang zugesendet hatte, gab die göttliche Gnade gleich solche Früchte, daß sie aus den edlen Magyaren beiderlei Geschlechts über 5000 an der Zahl im katholischen Glauben unterrichteten und tauften. Die Christen aber, deren im Volke die Mehrzahl ist, so wie die Gefangenen, die aus allen Theilen der Welt hingebracht wurden, und ihre Kinder nie anders als verstohlen dem Herrn widmen durften, bringen sie jetzt, von keiner Furcht gescheucht, andrängend zur Taufe, und alle freuen sich, als ob sie von einer Wanderung ins Vaterland zurück gekommen wären, weil sie nun nach christlicher Weise Bethäuser bauen dürfen, und die Erlaubniß haben, die gebundene Zunge zum Lobe des Heilands zu lösen. Die Barbaren selbst, obschon zum Theil im Heidenthume befangen, sind durch die wunderbare Wirkung der Gnade des allmächtigen Gottes bewogen, verbieten keinen ihrer Untherthanen sich taufen zu lassen, und

*) Von einigen Chronisten wird Heinrich Rebellis oder der »Widerspenig« (Tabulae Claustro Neuburgenses) genannt. Welche Verwechslung aber einem so unverdienten Beinamen zum Grunde liegt, hat schon Hieronimus Pez (I. CVIII. Dissert. V.) gründlich nachgewiesen.

**) Heinrich II., der letzte Sproße des sächsischen Königshauses (vom Jahre 1002 bis 1024), hinterließ den Ruf des frömmsten Mannes, und wurde 122 Jahre nach seinen Tod vom Papste Eugenius dem III., so wie seine Gemalin Kunigunde, unter die Zahl der Heiligen versetzt.

*) Kaiser Heinrich II. besuchte um diese Zeit den österreichischen Markgrafen Heinrich, und schenkte ihm etliche Hufen Landes, die er als König zu besitzen glaubte. Die Urkunde hierüber wurde im Jahre 1002 zu Haselbach, einem in Oesterreich, jenseits der Donau gelegenen Dorfe, ausgefertigt. Der Kaiser tritt in dieser ein Gut an den Markgrafen ab, das zwischen den Bächen Durra (Dürrenbach, welcher dem Dorfe Dürrenbach im Wiener-Walde, rückwarts des Stiftes Heiligenkreuz den Namen gab) und Liezincha (der Liesingbach, welcher sich unterhalb Wien in den Schwechatbach mündet), dann Triezincha (Triestingbach), der durch Kaumberg und Pottenstein fließt, nebst noch andern zwanzig Hufen zwischen dem Kampfluße und der March gelegen. Wahrscheinlich wollte der Kaiser den Markgrafen dadurch für den Verlust der fränkischen Allodien entschädigen, welche zur Ausstattung des Bisthums Bamberg verwendet wurden.

verwehren es den Priestern nicht, zu reisen, wohin sie wollen. So einstimmig sind nun Heiden und Christen und leben so freundschaftlich zusammen, daß sich dort die Prophezeihung Isaiä zu erfüllen scheint: »Der Wolf und das Lamm werden zusammen weiden; der Löwe und das Rind essen Häckerling.« Geschehen ist es also, daß die ganze Nation der Magyaren bereit ist, den heiligen Glauben zu empfangen.«

Dieser glückliche Beginn wurde wohl durch die Unruhen in Deutschland auf kurze Zeit unterbrochen, allein das einmal ausgestreute Saamenkorn des Glaubens wucherte immer im Stillen fort, und trug eine reichliche Ernte im Lande der Ungarn.

Als im Verlauf der Jahre, der heilige Adalbert von Rom nach Böhmen reisend, in Segnia (Zeng) an's Land stieg und seinen Weg über Ungarn nahm, empfing ihn Geiza, der schon getauft war, mit der größten Freude, und behielt ihn einige Zeit bei sich.

Wie unvollkommen jedoch die christlichen Begriffe damals im Volke gewesen sein mögen, ergibt sich aus einem Zuge, daß Geiza, der das Christenthum begünstigte, ohne darum den heidnischen Ideen ganz zu entsagen, bei Gelegenheit, als er von Adalbert zur Rede gestellt wurde, sich nach seinem eigenen Ausdrucke mit dem entschuldigte, er halte sich für reich und mächtig genug, beiden Religionen Genüge thun zu können. Uebrigens gebrauchte Geiza von der Zeit an, als Adalbert nach Ungarn gekommen war, kraftvollere Mittel den christlichen Glauben zu verbreiten.

Manche der Widerspänstigen zwang er durch Gewalt der Waffen; weil er aber wohl fühlen mochte, daß seine christlichen Anhänger noch die geringere Anzahl ausmachen, so lud er Fremde aus Italien, vorzugsweise aber aus Deutschland, in das Reich, damit sie sich daselbst ansiedeln; und noch jetzt ist Ungarn auf manche ihrer blühenden Abkömmlinge stolz. Außerdem knüpfte er auch Verbindungen mit auswärtigen Fürsten an, um seinem Werke durch äußere Hilfe eine sichere Stütze zu verschaffen; aber während dieser Einleitungen raffte ihn der Tod aus einem thätigen Leben.

Nach dem Tode des alten Herzogs Geiza übernahm die Zügel der Regierung sein Sohn Waik (Stephan der Heilige), der größte Mann, den die ungarische Geschichte aufzuweisen hat. Die Legende läßt Engel vom Himmel kommen, um Geiza im Traume zu verkünden, daß ihm ein Sohn geboren werden soll, der das Werk der Bekehrung vollenden würde, was er (Geiza) begonnen. In einem andern Traume sah Sarolta, seine Mutter, den Märtyrer Stephan, der ihr gebot, den Sohn, den sie gebären wird, nach seinem Namen zu nennen, und der den Ruhm desselben verkündete.

Stephan, dessen Geburtsjahr unbestimmt ist *), wurde nicht gleich getauft, und hieß anfangs Waik. Sein Vater, obschon selbst unwissend, fühlte den Werth der Kenntniße, und ließ seinen Sohn von einem Grafen Theodatus von San Severino aus Apulien unterrichten. Als nun der heilige Adalbert nach Ungarn kam, war Stephan außer seiner Muttersprache, auch der slavischen und lateinischen Sprache mächtig, und selbst im christlichen Glauben so weit unterrichtet, daß Adalbert nach einer kurzen Belehrung ihn zur Taufe fähig fand.

Diese feierliche Handlung geschah zu Gran im Jahre 997, wobei Theodatus die Pathenstelle versah, und da die Ceremonie grade an dem Geburtstage des ersten Märtyrers Stephan vollzogen wurde, so erhielt der zwanzigjährige Prinz statt seines frühern Namens Waik, den Namen dieses Heiligen.

Dieses erhabene Beispiel machte auch einen mächtigen Eindruck auf die Uebrigen, denn in kurzer Zeit wandten sich viele der edelsten Ungarn der katholischen Kirche zu. Bald nach Stephans Taufe erfolgte auch die Vermälung mit Gisela von Baiern, einer nahen Verwandten Kaiser Otto des II., welcher der junge Gemal versprechen mußte, die christliche Religion in Ungarn einzuführen, wenn er ihre Hand besitzen wollte; und Stephan hielt auch das gegebene Wort, indem er mit großem Eifer die Pflanzung des Christenthums in Ungarn betrieb.

So schnell aber, als Stephan es wünschte, war der Uebertritt von dem lange gewohnten Gottesdienste zum christlichen Glauben nicht möglich, da er anfangs viele Unzufriedenheit unter den Großen zu bekämpfen hatte, denen die neue Religion aus dem Grunde zuwider war, weil sie die Freilassung der Christen-Sklaven von ihnen verlangte.

Die Gährung die bereits unter Geiza begonnen, und wohl nur die Furcht vor der Kraft des alten Fürsten und seinem Zorne zurückgehalten haben mochte, loderte also jetzt in hellen Flammen auf. Im Lande begann ein allgemeines Streiten der Ungarn mit den verhaßten Deutschen, was aber nur als das Vorspiel einer ausgedehnten Empörung zu betrachten war.

Der Sohn des kahlen Zirim, Namens Kupa, Graf von Simegh, ein Anverwandter Stephans, hatte vergebens um Geizas Wittwe, die Sarolta sich beworben, und war das Haupt der Empörer. Die heidnischen Ungarn versammelten sich um ihn so zahlreich, daß König Stephan, da so wenige dem christlichen Glauben treu geblieben waren, nur Rettung durch die Deutschen fand, die sein Vater in das Land gerufen hatte.

Stephan sammelte sein Heer bei Gran, wahrscheinlich bei Been, wo noch jetzt Spuren bedeutender Verschanzungen zu sehen sind. Hier wurde auch Stephan von Hunt und Páznán mit dem Schwerte nach deutscher Weise umgürtet, und diese beiden Männer wurden auch zu seinem persönlichen Schutze bestimmt, während Wenzel von Wasserburg den Oberbefehl der Kriegsmacht übernahm. Das Heer ging auf das rechte Donauufer über, und zog gegen den Kupa, der Vezprán, (Wesprim) belagerte.

Hier kam es nun zu einer hartnäckigen Schlacht, in welcher Kupa fiel, und dieser Fall entschied auch

*) Wahrscheinlich im Jahre 979. Siehe Katona Hist. Crit. Ducum.

Kral Štepan uhersky přygjma swatau korunu.

Il re Stefano d'Ungheria riceve la sacra corona.

István Magyarország' Királya a' szent koronát veszi át

König Stephan von Ungarn empfängt die heilige Krone.

den Tag für Stephan, den Sieg der christlichen Lehre der Kultur und Civilisation über Heidenthum und Barbarei.

Stephan bekehrte sein Volk, wie einst Karl der Große die Sachsen und Slaven, da derjenige, der die Taufe hartnäckig verweigerte, in die Leibeigenschaft fiel. Endlich sandte er auf des Kaisers Anrathen eine Gesandtschaft nach Rom an den Papst Sylvester den II., welche daselbst verkündete, was der König zur Bekehrung des Landes bereits gethan habe, und was er zur Begründung des Christenthums in der Folge noch zu thun gesonnen sey, und bat, der Papst möchte dieses Alles gut heißen, und dem Bekehrer den Königstitel und eine Krone verleihen.

Sylvester, über diesen Sieg, der dem Christenthume in Ungarn den freien Eintritt verschaffte, hoch erfreut, genehmigte auch das Begehren mit einem freudigen Herzen, und so brachte Astricus auch Anastasius genannt, der Erzabt des eben damals im Bau begriffenen Benediktiner-Klosters Martinsberg *), der sich an der Spitze der Abgesandten befand, eine Krone **), welche durch allen Wechsel von acht Jahrhunderten hindurch, als ein unverletzbar heiliges Unterpfand, der aus Gott stammenden Legitimität auf Habsburgs Häuptern so wohlthätig prangte; ein päpstliches Schreiben *), welches dem Könige und seinen Nachfolgern ausgedehnte Macht in der Anordnung kirchlicher Angelegenheiten übertrug, und ein Patriarchenkreuz.

Er sollte Bisthümer errichten und besetzen können, wie er es für gut befinden würde, und sowohl er, als seine Nachfolger sollten den Titel eines apostolischen Königs führen. Zum Zeichen der vollkommsten apostolischen Gewalt aber, ward dem Könige Ste-

*) Dieser berühmte dreigipfelige Martinsberg, der im ungarischen Reichswappen geführt wird, ist in der Raaber-Gespannschaft, südöstlich von Raab gelegen. An seinem Fuße befindet sich ein Flecken gleichen Namens, und auf seinem Gipfel die Benediktiner-Abtei nebst einem Schloße, beides vom heiligen Stephan erbauet, und reich an Merkwürdigkeiten. So findet man hier einen elfenbeinernen Altar, der aus dem heiligen Lande stammen soll, mit den Abbildungen der Geschichte Christi. Zwei silberne Leuchter, jeder 90 Pfund schwer, einen goldenen mit Rubinen besetzten Kelch, prächtige Meßgewänder aus der Zeit Königs Stephan, dann das Vermählungskleid dieses Königs, und viele andere Antiquitäten. Auch ein Archiv von schriftlichen Documenten, und eine ziemlich bedeutende Bibliothek. An Wasser ist hier Mangel, da solches aus der Nachbarschaft auf den Berg geschafft werden muß; dagegen ist aber hier Ueberfluß an Wein, da der Fuß des Berges ringsum mit Reben bepflanzt ist; und so sagt man, daß die Abtei mehr Wein als Wasser habe.

**) Ueber diese Krone ist viel gestritten worden. Einige behaupten, die gegenwärtige ungarische Krone sey, so wie sie jetzt ist, vom Papste gesendet worden; Andere hingegen, sie sey jene Krone, welche der griechische Kaiser dem Herzoge und nachherigen König Geiza dem I. als ein Zeichen seiner Freundschaft geschickt habe. Die wahrscheinlichste Meinung ist aber diese: daß die Krone aus den beiden Kronen, nämlich des Sylvesters und des griechischen Kaisers zusammengesetzt sey. Der untere Reif ist von der griechischen Krone, die beiden Bögen über dem Haupte sind von der Krone Sylvesters. Beschrieben ist diese Krone sehr genau, und zuletzt wiederholt von Dr. Rumy im österreichischen Beobachter, im October und November 1825. — Dr. Rumy behauptet daselbst, daß die griechische Krone mit Bela dem III. nach Ungarn gekommen sey. Widerlegt ist diese Ansicht in der ungarischen Zeitschrift Tudományos Gyüjtemény 1826. 2. Heft.

Uebrigens hat jemals schwerlich eine Krone so viele Reisen und Schicksale erlebt, als diese. Nach dem Tode Andreas des III erhob sich Streit zwischen den bereits gekrönten böhmischen Prinzen und Karl Robert von Neapel. Als der Letztere siegshaft blieb, nahm der König von Böhmen im Jahre 1304 die Krone mit sich nach Prag. Als hierauf Otto von Baiern zum Könige von Ungarn erwählt ward, ging er selbst nach Prag, um vom Wenzel die heilige Krone zu erhalten, und so kam dieses Kleinod wieder nach der Krönungsstadt Stuhlweissenburg. Im Jahre 1307 bemächtigte sich der Woiwode von Siebenbürgen Ladislaus dieser Krone, und erst König Karl I erhielt sie im Jahre 1310 wieder, wo sie dann in dem festen Schlosse Wyssehrad aufbewahrt ward. Uladislaus Posthumus ward als einjähriges Kind auf dem Schooße seiner Mutter Elisabeth damit gekrönt, und diese Frau wußte sich der Krone zu bemächtigen, und brachte sie nach Wiener-Neustadt, wo sie solche dem Kaiser Friedrich dem IV. verpfändete. Nun entbehrte das Reich dieses Kleinod durch zwanzig Jahre, bis es erst dann nach Ofen in das königliche Schloß zurück kam, als sie dem Könige Mathias Korvinus vom Kaiser Friedrich dem IV. gegen einen Ersatz von 60,000 Gulden im Jahre 1464 wieder ausgehandigt wurde. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács (1526) fiel sie sogar in die Hände des Sultans Soleiman, der sie dem Johann Zápolyá wieder gab, mit dessen Wittwe sie nach Siebenbürgen, dann aber nach Uebereinkunft, in die Hände Ferdinands des I. kam, der sie zuerst nach Preßburg, später aber nach Wien nahm. Rudolph II. führte sie nach Prag, als aber dessen Sohn Mathias II. zum Könige von Ungarn gewählt wurde, kam sie wieder nach Preßburg. Als Ferdinand II im Jahre 1618 gekrönt wurde, mußte er geloben, daß diese heilige Krone ohne Erlaubniß der Stände, nie wieder aus dem Lande gebracht werden sollte, aber Bethlen Gabor bemächtigte sich derselben, und führte sie nach Siebenbürgen. Nach dem Friedensschlusse mit den Mißvergnügten wurde auch diese Krone wieder ausgeliefert, allein wegen den Rákoczischen Unruhen zuerst nach Raab, dann nach Wien in Sicherheit gebracht, wo sie bis zur Krönung Karl des III. (als Kaiser Karl VI.) aufbewahret blieb, und dann nach Preßburg gebracht wurde. Im Jahre 1783 ließ Kaiser Joseph II. diese Krone von Preßburg nach Wien in die Schatzkammer bringen, wo sie bei den übrigen Reichskronen aufbewahret wurde, und hier blieb sie auch bis zum Jahre 1790, wo sie wieder nach Preßburg, und endlich in das königliche Schloß nach Ofen gebracht wurde.

*) Ein Streit entstand auch über den Brief des Sylvesters, in welchem Einige das Schreiben für ganz ächt, Andere für ganz falsch erklarten. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß zwar das Schreiben wirklich vom Papste geschickt, aber in der Folge von Jemand, dem weder Ehre noch Wahrheit, noch die Rechte des Landesfürsten am Herzen lagen, verfalscht worden sey. Siehe Pray. Not Hist. Hungariae. Ofen 1801 in den Notitus prävüs pag. 148.

phan auch das Recht zugelassen, sich das apostolische Kreuz vortragen zu lassen. Hierauf ließ sich Stephan am 15. August des Jahres 1000 am Feste Maria Himmelfahrt *) zu Gran **) feierlich krönen, und nannte sich fortan König von Ungarn, in welcher Würde er auch vom Kaiser und Papst anerkannt wurde.

Wiewohl Stephan während seiner 38jährigen Regierung in der Landesverwaltung viel Wichtiges veranlaßte, so war doch vorzugsweise seine Wirksamkeit der Befestigung des Christenthums gewidmet. Ganz Ungarn wurde in 10 oder 11 Bisthümer getheilt. Diese waren auf dem rechten Donauufer; das Erzbisthum von Gran, die Bisthümer Raab, Weszprim, Fünfkirchen; zwischen der Donau und Theiß; Bács, Kolocza, Erlau, Waitzen; jenseits der Theiß; Csanad und Großwardein; dann eines in Siebenbürgen. Außer diesen Bischofssitzen erhoben sich noch mehrere Abteien; nämlich zu Martinsberg, welche noch Herzog Geiza zu bauen angefangen; ein zweites Kloster entstand dann zu Pécsvárad, ein drittes auf dem Berg Zobor bei Neutra, ein viertes zu Ehren des heil. Märtyrers Adrian zu Zala, und in der Tiefe des Bakonyerwaldes wurde das fünfte gebaut, (Bakony Bél.) In allen diesen Klöstern waren Benediktiner; auch für griechische Nonnen gründete Stephan ein Kloster im Weszprimer-Thale.

Als der König nach Altofen kam, und sah, daß hier kein frommes Gebäude stand, beschloß er den Bau eines großen Klosters. So stieg auch in der königlichen Stadt Stuhlweissenburg, seinem und der nachfolgenden Arpaden vorzugsweiser Wohnsitz, eine glänzende Kathedrale empor, der noch ein Domkapitel beigegeben ward. Allen diesen frommen Stiftungen waren unermeßliche Ländereien zum Unterhalte bestimmt. Mit gleicher Freigebigkeit sorgte auch die Königin für die innere Einrichtung an Kelchen, Ciborien, Meßgewändern, und andern kirchlichen Ornaten.

Die fromme Fürsorge, des mit allem Rechte heilig genannten Königs, beschränkte sich aber nicht auf die Grenzen Ungarns allein, sondern er wendete seine Blicke auch dahin, wo das sichtbare Oberhaupt der Kirche seinen Sitz hatte, wo Christus gewandelt, gelehrt und gelitten.

So stiftete er zu Rom ein Collegium von 12 Domherren, sorgte reichlich für ihre Bedürfnisse, und ließ weitläufige Gebäude aufführen zur Aufnahme für die dahin pilgernden Ungarn. Ein zweites Collegium entstand ebendaselbst, und war für jene Ungarn bestimmt, die sich zu Rom den Wissenschaften widmen wollten. Auch erhob sich zu Ravenna, durch des Königs Freigebigkeit, ein Kloster zur Aufnahme der nach Rom pilgernden Ungarn. In Konstantinopel stiftete er gleichfalls ein ähnliches Kloster für die nach Jerusalem reisenden frommen Wanderer. Zu Jerusalem selbst aber gründete er Mönche, denen außer der Andacht auch die Pflege der ungarischen Wallfahrer zur Pflicht gemacht wurde. Durch solche große Ereignisse und den fortschreitenden Uebertritt vom asiatischen Nomadenleben zur europäischen Sitte, waren also die Ungarn mit sich selbst zu viel beschäftigt, und verschonten daher die Nachbarländer mit ihren verheerenden Auftritten. Indessen drohte aber dem deutschen Kaiser Heinrich dem II., von einer andern Seite eine bedenkliche Gefahr.

Als nämlich Heinrich, damals Herzog in Baiern, nach dem Tode Otto des III., auf den kaiserlichen Thron folgte *), ergriffen mehrere deutsche Reichsfürsten gegen den neuen Herrscher, da sie ihn nicht zum Könige haben wollten, die Waffen. Unter diesen befand sich nebst seinem eigenen Bruder, den Böhmen und Polen, auch Heinrich Graf von Schweinfurt, der Neffe des Markgrafen Leopolds von Oesterreich. Da die Einkünfte der deutschen Krone damals so reichlich waren, daß die Kaiser und Könige ihrem Range gemäß leben konnten, belehnten sie größtentheils mit ihren eigenen Herzogthümern, und so geschah es, daß der Kaiser dem Grafen von Schweinfurt sein Herzogthum Baiern versprochen hatte, wofür ihm dieser mit seiner Macht beigestanden war.

Als aber der Graf auf die Erfüllung des kaiserlichen Versprechens drang, da reuete es den Kaiser, die gemachte Zusage zu erfüllen, und verschenkte das Herzogthum, da er zu schwach war, dem Ansuchen sei-

*) König Stephan verehrte die heilige Jungfrau Maria so innig, daß er sie zur Landespatronin bestimmte, und ihr zu Ehren die Monate August und September, den ersten, wegen des in demselben fallenden Festes Maria Himmelfahrt, in der Landessprache Nagy-Aszszony-Hava (nämlich den großen Frauen-Monat) und den zweiten, wegen des in demselben fallenden Festes Maria Geburt: Kiss-Aszszony-Hava (den kleinen Frauen-Monat) nannte. Feßler's Geschichte der Ungarn. Leipzig 1812.

**) Der Ort, an welchen diese Krönung Statt fand, ist selbst von den besten Geschichtsforschern nicht sicher ermittelt worden. Pray »Annales Regum Hungariae T. I.« hält die von Stephan den I. so sehr begünstigte, und späterhin zur Krönung der meisten ungarischen Könige bestimmte Stadt Stuhlweissenburg auch für jene, in welcher Stephan I. gekrönt wurde. Feßler hingegen in seiner »Geschichte der Ungarn« scheint andeuten zu wollen, daß die Krönung Stephans des I. zu Gran vollzogen worden sey.

*) Es gibt eine Legende, daß das Königthum Heinrichs des II des Heiligen, auf eine merkwürdige Weise voraus verkündet worden sey. Gleich im ersten Jahre, heißt es, nachdem er Herzog in Baiern geworden, hatte er einen bedeutenden Traum. Er sah sich im Geiste in die Kirche St. Emmeran geführt, und eine Stimme rief ihm zu: »Sieh' an die Wand und lies was da geschrieben steht,« und als er sich umwandte, sah er die zwei Worte: »nach Sechs;« darüber erschrack er und erwachte. Erwacht hielt er es für eine Anzeige seines Todes, bereitete sich mit Fasten und Beten, mit Almosengeben und frommen Stiftungen, auf denselben vor, und erwartete ihn nach sechs Tagen. Als er die sechs Tage überlebt hatte, sah er dem Tode nach sechs Wochen, dann nach sechs Monaten entgegen. Darauf vergaß er das Traumgesicht; nach sechs Jahren aber wurde er zum deutschen Könige gewählt.

ner Gemalin Kunigunde zu widersprechen, an ihren Bruder, Heinrich von Luxemburg. Dadurch beleidigt, verband sich jetzt der Graf von Schweinfurt mit dem Herzoge Boleslaw von Polen, und mit Ernst von Schwaben, dem Bruder des Markgrafen Heinrich von Oesterreich, welch Letzterer jedoch an den, von seinen Verwandten begonnenen Unruhen gegen den Kaiser nicht den geringsten Antheil nahm.

Kaiser Heinrich belagerte nun die Verschwornen abwechselnd bald zu Amerthal und bald zu Kronach, worauf er sie endlich besiegte; aber Heinrich von Schweinfurt war so glücklich, nach Böhmen und des Kaisers Bruder nach Ungarn, zu seinem Schwager den König Stephan sich zu flüchten. Nur Ernst von Schwaben wurde gefangen genommen, und in dem Kriegsrathe zum Tode verurtheilt; jedoch auf die Fürsprache des Erzbischofs von Mainz und seines Bruders des Markgrafen von Oesterreich wieder begnadigt.

Was nun diesen Bundesgenossen mißglückte, suchte jetzt Boleslaw von Polen dadurch zu ernten, daß er in Baiern einfiel, alles Land, wo er hinkam verwüstete, und nachdem er im Namen des Grafen von Schweinfurt alle Grausamkeiten ausgeübt hatte, mit reicher Beute beladen, wieder heimkehrte.

In Folge dieser plünderungssüchtigen Einfälle, welche Boleslaw von Polen gegen seinen Lehensherrn den Kaiser Heinrich den II. führte, brach auch im Jahre 1015 ein großer Haufe, der mit jenen verbündeten mährischen Slaven in Oesterreich ein, wodurch sich der Markgraf Heinrich aufgefordert sah, mit einer Heeresabtheilung den räuberischen Schaaren entgegen zu ziehen. Bald gelang es ihm auch, daß er ihnen die bereits gemachte Beute wieder abnahm, und nach 800 Erschlagenen, die Uebrigen in die Flucht jagte.

Zwei Jahre später (1017) fiel der Sohn des Polenherzogs Boleslaw in Böhmen ein, plünderte überall wo er hinkam, und führte eine große Anzahl Gefangenener seinem Vater zu. Auf der andern Seite wollten auch die Mährer dasselbe versuchen, und hatten wirklich schon einen Raubzug unternommen, aber der Markgraf erwartete sie auf ihrem Rückzuge, nöthigte sie zu einer Schlacht, in welcher über tausend Mährer auf dem Platze blieben, entriß ihnen den gemachten Raub, und setzte alle Gefangenen wieder in Freiheit *).

Während diesen kriegerischen Unruhen wanderten viele andächtige Pilger nach dem heiligen Lande, wo sie besonders in Ungarn von dem Könige Stephan nicht nur gastfreundlich aufgenommen, sondern auch mit Geschenken reichlich unterstützt wurden. So geschah es auch unter der Regierung des österreichischen Markgrafen Heinrich, der den Wohlstand seiner Unterthanen und die Ruhe in seinem Bezirke als eine angelegentliche Sorge betrachtete, daß im Jahre 1012 ein frommer Pilger aus Irrland oder Schottland, Namens Kolomann, um das gelobte Land zu besuchen, welches durch die Geburt, durch den Tod, und die Auferstehung des göttlichen Erlösers verherrlicht wurde, in die österreichischen Gegenden kam. Kolomann war aus königlichem Geblüte entsprossen, verließ aber alle glänzenden Freuden des Hofes, und zog das Kleid eines armen Pilgers an. So durchwanderte er in seinem frommen Eifer ganz Ober-Deutschland und gelangte endlich, seinen Weg auf der Donau nach Oesterreich einschlagend, in den bekannten Marktflecken Stockerau. Hier wollte er seinem ermüdeten Körper einige Erholung gönnen, und dann seine Reise wieder weiter fortsetzen, aber die göttliche Vorsehung wollte es anders.

Kaum sahen die Bewohner von Stockerau den Fremdling in seiner seltsamen Kleidung herumgehen, so geriethen sie schon auf den Gedanken, als wäre er von den Böhmen oder von den Ungarn hierher geschickt worden, um ihre Gegend auszuspähen. Dieser, anfangs nur von Einigen geschöpfte üble Verdacht, theilte sich bald den gesammten Einwohnern mit, worauf sie sich seiner Person bemächtigten, und ihn dem Gerichte vorstellten. Man peitschte ihn mit Ruthen, um von ihm das Geständniß, als wäre er ein Ausspäher, zu erpressen, aber Kolomann trat immer mit großer Seelenruhe vor seine Richter, und betheuerte mit Festigkeit, daß er einzig und allein durch Oesterreich und Ungarn nach Jerusalem zu pilgern gesonnen sey, und sonst keine Absicht habe.

Diese Aussage wurde aber von dem argwöhnischen Volke nicht als Wahrheit angenommen, und da man schon die grausamsten Martern angewendet hatte, die Kolomann alle mit einer unüberwindlichen Standhaftigkeit erduldete, so wurde er zuletzt nebst zwei Straßenräubern auf einem abgedorrten Baum aufgehangen.

Bald darauf bezeugte aber der Himmel die Unschuld des frommen Glaubenshelden, und mit Erstaunen bemerkten jetzt die Bewohner von Stockerau die unwidersprechlichsten Anzeigen seines demuthsvoll erlittenen Märtyrertodes. Während die Leichname der mit ihm gerichteten Uebelthäter von den Raubvögeln sowohl, als auch durch die eingetretene Verwesung gänzlich entstellt wurden, blieb sein Leichnam nicht nur ganz unverwesen, sondern es wuchsen ihm, obschon er über ein ganzes Jahr am Baume hing, noch Nägel, Haare und Bart hervor. Ja selbst der ausgedorrte Baum, an welchem er aufgehangen war, fing wieder zu grünen an, und belaubte mit saftigen Blättern seine Aeste.

Durch diese und noch mehrere Wunderzeichen immer mehr aufmerksam gemacht, wurde nun beschlossen, den ehrwürdigen Leichnam von der schmählichen Stätte abzunehmen, und solchen in der Aue an der Donau, unweit Stockerau, wo kurz vorher eine Kapelle war errichtet worden, zu begraben. Aber immer neue Wunderzeichen, die selbst an seinem Grabe geschahen, gaben noch deutlich zu erkennen, daß er an einem würdigeren Orte aufbewahret seyn wollte, wozu vorzüglich die im Jahre 1014 entstandene Ueberschwemmung des Donaustroms die Veran-

*) Von diesen glücklichen kriegerischen Unternehmungen erhielt Markgraf Heinrich II. den Beinamen der Starke.

lassung gab. Die Kapelle, in welcher der Leichnam begraben lag, war bis zur Hälfte schon unter Wasser gesetzt, während die Grabstätte Kolomanns, wie von einer Mauer umgebend, noch immer trocken und grünend da stand.

Dieses sonderbare Ereigniß entdeckte zuerst ein Fischer, der auf seinem leichten Kahne von den Wasserfluthen unwillkürlich dahin getrieben wurde. Voll Erstaunen legte er sogleich seine Fahrt nach Stockerau zurück, und entdeckte seinen Mitbürgern das Wunderbare, was er gesehen hatte, worauf dann viele an die bezeichnete Stelle eilten, um sich von der Wahrheit des Gesagten selbst zu überzeugen. Als dieses Ereigniß auch der Markgraf Heinrich erfuhr, schickte er mehrere Geistliche sammt einigen der Vornehmsten aus seiner Ritterschaft nach Stockerau, und ließ den noch unverwesenen Leichnam des frommen Pilgers daselbst erheben und nach seiner Residenz Melk bringen, wo er dann von dem Bischofe Mengingaud von Eichstädt, im Beiseyn des österreichischen Markgrafen Heinrich, und einer großen Versammlung weltlichen und geistlichen Standes, am 13. Oktober 1014 als Schutzpatron, mit aller Ehrerbietung feierlichst beigesetzt wurde *).

Der Markgraf Heinrich wohnte gewöhnlich zu Melk, hielt sich aber theilweise auch zu Herzogenburg auf, wie aus einer Schenkung des Kaisers Heinrich des II. an den Bischof Beringer von Passau hervorgeht, damit derselbe wegen der Anwesenheit des Markgrafen zu Herzogenburg daselbst eine Kirche erbaue. Uebrigens hat aber diese Kirche mit dem dort nahe gelegenen Stifte der regulirten Chorherren des heiligen Augustin, welches im Jahre 1112 auf den St. Georgswerd gegründet, im Jahre 1244 hierher versetzt und in seinem Umbaue vom Jahre 1742 noch unvollendet ist, nichts gemein.

Nachdem Markgraf Heinrich durch 24 Jahre segensvoll die Ostmark verwaltet, und sich auch das Lob der Tapferkeit allgemein erworben hatte, starb er den 23. Juni 1018 in einem Alter von 57 Jahren, und wurde zu Melk in der Fürstengruft beigesetzt *).

Oesterreich hatte bis jetzt sehr verschiedene Namen getragen, so hieß die Mark vorzugsweise orientalis plaga, regnum orientale provincia orientalis. Unter der Regierung Heinrichs aber kommt zum ersten Male in einer Urkunde **) der Name Oesterreich vor. Ein Beisatz, der sich durch einen dauerhaften Frieden, den Heinrich seinem ihm anvertrauten Lande zu bewahren wußte, und durch die immer mehr fortschreitende Kultur hinlänglich bekräftigt. Daher kam es auch, daß in diesem gesegneten und glücklichen Oesterreich mehrere Klöster und Stiftungen Besitzungen zu haben wünschten, wie solche bereits Passau, Freysingen, Altaich u. a. m. hatten.

*) P. Gottfr. Deppisch, Geschichte und Wunderwerke des heiligen Koloman, königlichen Pilgers und Märtyrers. Wien 1743.

**) Diese Urkunde ist vom Jahre 996, in welcher Kaiser Otto III dem Altare der heiligen Jungfrau und des heiligen Corbinian in Freysingen, den Flecken Neuhofen und 30 königliche Huben in der Landschaft schenkt, welche insgemein (vulgo) Ostirichi heißt.

Albrecht I., der Siegreiche.

Vom Jahre 1018 bis 1056.

Nach dem Tode des Markgrafen Heinrich, gelangte während der Regierung Kaiser Heinrichs des II. der jüngste Bruder des Markgrafen Albrecht (Albert oder Adalbert genannt) aus kaiserlicher Gnade zur markgräflichen Würde in Oesterreich, da sein Bruder keine Kinder hinterließ, was als eine besondere Auszeichnung zu betrachten ist, indem die Erbfolge auf Brüder oder Seitenverwandte selten sich erstreckt hatte. Diesem Albrecht war aber eine so friedliche Regierung wie seinem Vorgänger Heinrich nicht beschieden; denn 6 Jahre nach dem Tode des Markgrafen Heinrich des I. von Oesterreich, starb auch Kaiser Heinrich der II., der letzte Zweig des sächsischen Stammes, welcher über hundert Jahre lang die deutsche Krone getragen hatte *).

Aber welch ein Abstand war in den verflossenen hundert Jahren zwischen Heinrich dem I., dem Gründer des Königthums im sächsischen Hause, und Heinrich dem II. dem Letztgekrönten desselben eingetreten? Die ersten Könige dieses Hauses hatten Großes gethan für die Einheit des Reiches, für die Sicherheit nach Innen und Außen, für den Wohlstand, Gesetz und Recht; sie hatten eingegriffen in das Völkerleben, tief und folgenreich für einen großen Theil von Europa. Nun aber begaben ihre Nachkommen sich selbst in eine verkehrte Stellung zu Deutschland wie zu Italien, und lösten von dem einen sich los, während sie von dem andern zurückgestossen wurden, bis zuletzt Rudolph von Habsburg nach dritthalb Jahrhunderten das Unnütze der italienischen Züge einsah, und seine Sorge auf die Regierung des deutschen Reiches beschränkte.

Voll gespannter Erwartung waren daher jetzt geistliche und weltliche Fürsten, denn sie sahen ein, da das Reich plötzlich ohne Oberhaupt und die Entwicklung so vieler Verhältnisse im vollen Drange war, daß gerade jetzt ein kräftiger König als Mittelpunkt der Einheit nothwendig war; und dieses Bewußtseyn der National-Einheit durchbrach auch, wie Sonnenglanz alle Verwirrung der Parteien. Die fromme Kaiserswittwe Kunigunde aber bewahrte indessen die Reichskleinodien, bis das Volk den rechten Mann gefunden habe, der sie tragen sollte.

Da zogen in der achten Woche nach dem Tode Heinrichs (es war im September 1024), die deutschen Völkerschaften mit ihren Fürsten und Edlen an den Rhein, und lagerten sich an seinen beiden Ufern bei Lörzweil, zwischen Mainz und Oppenheim, wo der Königsstuhl auf fränkischer Erde stand, um sich einen König zu wählen, und steckten die wallenden Banner auf ihre Zelte. Auf dem linken Ufer lagen die Ober- und Nieder-Lothringer, die von der Mosel und von der Mars herbeigekommen waren; auf der Ebene am

*) Heinrich II. wurde 127 Jahre nach seinem Tode im Jahre 1152 von dem Papste Eugen dem III. heilig gesprochen.

Pohled na založení řádu Augustinského ve Veyvodohradu

Veduta dell abbazia dei canonici Agostiniani in Herzogenburg.

Szent Ágoston ren dei Herzogenburgi apatsága.

Ansicht des Augustiner-Chorherrenstiftes Herzogenburg.

Nº 41.

rechten Ufer die Sachsen (mit den Böhmen und andern slavischen Völkerschaften, welche zum deutschen Reiche gehörten), die Franken, Schwaben, Baiern und Kärnthner.

Die Vasallen Italiens waren aber zur Wahl nicht gekommen, denn die Entfernung so wie die Kürze der Zeit, hatten ihre Anwesenheit unmöglich gemacht. Die Wählenden waren jetzt versammelt, aber wer gewählt werden sollte, darüber waren sie nicht einig; denn zwei Bewerber waren es, auf welche die Augen fielen, und diese beiden gehörten zum Stamme der Franken. Sie waren Brudersöhne, Sprößlinge Konrads des I., wenig an Jahren von einander verschieden, beide in einem großen Ansehen und auch gleichen Namens. Beide hießen Konrad, und waren Urenkel des Herzogs Konrad, welcher in der Schlacht auf dem Lechfelde fürs Vaterland gefallen war. Der eine, der jüngere, war Herzog in Franken; der andere, der ältere, ein Graf, der große Eigen- oder Salgüter besaß. Er war mit Gisela, der hochverständigen Tochter des reichen Schwäbenherzogs Hermann und der Wittwe Herzogs Ernst von Schwaben, vermält.

Nachdem die Stämme so weit vereinigt schienen, einen von diesen beiden Franken zu wählen, da besprach sich der ältere Konrad mit dem jüngern, um jede Zwietracht, die durch die Wahl entstehen könnte, zu beseitigen, und beide verständigten sich dahin, daß: wenn das Glück und die Ehre des Königthums an einem von ihnen, wie es jetzt den Anschein habe, fallen sollte, der Eine dem Andern nicht im Wege seyn wolle. Würden also die Stimmen auf den jüngern Konrad fallen, so erbot sich der Aeltere, der Erste zu seyn, der ihm den Eid leiste; im entgegengesetzten Falle, sagte er, erwarte er aber auch dasselbe von dem Jüngern. Gerührt gab ihm hierauf der jüngere Konrad den Handschlag und den brüderlichen Kuß im Angesichte der versammelten Wähler.

Der Gedanke, daß die Wahl des einen oder des andern Konrads einen Bürgerkrieg zwischen beiden aufregen könnte, hatte bisher manchen Wähler unschlüssig gemacht, als sie aber das freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden wahrnahmen, verschwand alle Furcht, und so schritten auch bald die beruhigten Fürsten, ihren Sitz nehmend, zur Wahl, von dem Volke, welches in der größten Erwartung war, rings umgeben.

Noch bei Otto des Großen seiner Wahl hatte die Geistlichkeit keinen Antheil daran, aber bis jetzt war sie durch die Begünstigung der sächsischen Könige so weit gekommen, daß sie die Hauptstimme führte. Die Geistlichen waren nicht nur Fürsten geworden, sondern sie gingen sogar in Einfluß und Abstimmung den weltlichen Herzogen vor. Der Erzbischof von Mainz war also der Erste, der seine Stimme abgab, mit welcher er für den ältern Konrad stimmte, und ihm gleich, stimmten alle andern Erzbischöfe, Bischöfe und Geistlichen. Nun kam die Reihe an die Weltlichen, und zwar zuerst an Konrad den Jüngern. Dieser trat einen Augenblick bei Seite, und besprach sich mit den Lothringern, welche dem alten Konrad abgeneigt waren, weil er sie früher befehdet hatte; bald kehrte er aber wieder auf seinen Sitz zurück, und stimmte für seinen Vetter, dem ältern Konrad. Alle Großen stimmten auf eine gleiche Weise unter einem allgemeinen Jubel des Volkes, und so ward im Sturme der Begeisterung über die Eintracht der Fürsten auch manche alte Eifersucht vergessen. Nun trat auch die alte Kaiserswittwe Kunigunde in den Kreis, und übergab die Zeichen der Königswürde dem neu gewählten König, die sie bis zu diesem Augenblicke getreulich bewahrt hatte.

Bei der Krönung mahnte ihn der Erzbischof von Mainz an seine Pflicht; Gerechtigkeit und Frieden handzuhaben, die Kirche zu beschützen, Wittwen und Waisen zu helfen, und bat ihn zugleich, daß er allen denjenigen, die ihn bisher beleidigt haben, verzeihen möge. Der König war überrascht und bis zu Thränen erschüttert, aber kein Wort, keine Bewegung sprach aus, was in ihm vorging. Da vereinten alle Anwesenden, Prälaten, Herzoge und alles Volk ihre Bitte mit der des Erzbischofs, und der König sprach es aus, daß er allen seinen Feinden verzeihen und Alles vergessen wolle. Darüber war eine Freude in der ganzen Versammlung, daß Viele vor Freuden weinten; dann leisteten Alle, vom Herzoge und Erzbischof bis zu den anwesenden gemeinen Freien, durch Handschlag den Eid der Treue.

Konrad war von biederer Natur, voll Kraft und Willen, er wußte seine Zwecke zu verfolgen, und die Mittel, die zum Ziele führten, zu wählen, ein Kriegsheld und ein Staatsmann, wie kaum einer seiner Zeit.

Konrad der Zweite dieses Namens, erwarb Burgund, und behauptete mit Muth und Kraft sein Ansehen in Italien; verglich sich mit dem Könige von Dänemark, mit dessen Tochter sein Sohn, der junge Heinrich III. sich vermälte; demüthigte den König von Polen und seinen Stiefsohn, Herzog Ernst den II. von Schwaben, und machte durch eine treffliche Lehensordnung und durch den eingeführten Gottesfrieden*) sich um Deutschland hochverdient.

Eine ganz andere Gestalt hatte aber das benachbarte Ungarn, das östliche Grenzland von Oesterreich, während der Regierung Stephan des Heiligen erhalten. Was sein Vater Geiza begonnen, setzte

*) Gegen die Verwilderung der großen Vasallen, hatte die Geistlichkeit von Burgund ein Gegenmittel kurz zuvor in dem Gottesfrieden aufgestellt; dieser Gottesfriede war ein Stillstand der rohen verderblichen Befehdungen, der faustrechtlichen Selbsthilfe. Vier Tage setzte die Kirche fest, vom Mittwoch Abends bis Montag Morgens, sollten die Waffen ruhen, und jeder sicher seinem Geschäfte nachgehen können. Wer diesen von Gott gebotenen Stillstand breche, solle in den Bann der Kirche fallen, und eine angemessene körperliche Strafe leiden, wer ihn halte, seiner Sünden los seyn. Diese, dem Faustrecht mit gutem Erfolg entgegen wirkende Maßregel, lernte der Kaiser in Burgund kennen, und sie gefiel ihm so wohl, daß er sie auch in die deutschen Lande einzuführen, eifrigst bemüht war.

der Sohn mit unermüdeter Standhaftigkeit fort, und erwarb sich durch seine Bemühungen um die Kultivirung seiner Nation ein unsterbliches Verdienst. Gute Gesetze und strenge Aufrechthaltung derselben regelten die herumschwärmenden Horden, welche von nun an in Häusern wohnen, das Feld bauen, bürgerliche Gewerbe treiben und das Christenthum bekennen mußten. Das kriegerische Volk empörte sich wohl anfangs über diese eingeführten Veränderungen, aber Stephan wußte das Schwert zu führen, und die Anhänger des Heidenthums, so wie die Feinde bürgerlicher Ordnung, die sich unter dem Fürsten Kuva von Semegh versammelt hatten, in der entscheidenden Schlacht bei Veszprim zu Boden zu drücken.

So sehr Stephan gewünscht hatte, seinen nahen Anverwandten, des siebenbürgischen Christenfeindes zu schonen, so war er jetzt dennoch durch die Umstände nothgedrungen, sich auch gegen ihn der Waffen zu bedienen, um nicht in Ungarn die christliche Religion der augenscheinlichsten Gefahr preis zu geben. Bald war auch die Niederlage des, durch sträfliche Verirrungen gesunkenen Gyula entschieden, der nebst seiner Gattin und zwei Söhnen, gefangen nach Ungarn gebracht wurde*). Stephan sorgte aber für die gefangene Familie Gyulas, und nahm sich der Erziehung seiner beiden Söhne an; nur ihn selbst konnte er wegen seiner leidenschaftlichen Feindschaft gegen das Christenthum nicht wieder nach Siebenbürgen lassen; doch ward er in Ungarn mit allen Ehren behandelt.

Dadurch veränderte sich nun das Verhältniß Siebenbürgens zu Ungarn, und so wurden beide Länder durch engere Bande aneinander geknüpft. Ein Woiwode erhielt die Verwaltung Siebenbürgens, und gehörte, als vom ungarischen König ernannt und abhängig, zu den ersten Würdenträgern des Reiches, bis die traurigen Folgen des mohácser Bluttages im sechzehnten Jahrhunderte das Band wieder löseten.

Durch seine Vermälung mit Gisela, war Stephan ein Schwager des deutschen Königs Heinrich des II. geworden, was eine erwünschte Ruhe und Freundschaft mit seinen deutschen Nachbarn zur Folge hatte. Allein nach dem Tode Heinrichs und seines Bruders Bruno, des Bischofs von Augsburg, wurde der ungarische König am Ende seiner Regierung, in eine Fehde mit dem neuen deutschen Könige Konrad den II. verwickelt, in welcher auch der Markgraf Albrecht von Oesterreich betheiligt wurde.

Die Pilger, welche nach Jerusalem wallfahrteten, nahmen größtentheils ihren Weg über Ungarn, da sie von dem Könige Stephan mild und hilfreich behandelt wurden. So geschah es auch, daß im Jahre 1027 Kaiser Konrad II. den Bischof Werner von Straßburg*) als Gesandten an den byzantinischen Hof nach Konstantinopel abschickte. Dieser kam aber mit einer außerordentlich starken Begleitung, die eher einer zahlreichen Auswanderung von Kolonisten, als einer Gesandtschaft ähnlich sah, in der Ostmark an. Dem Könige Stephan schien nun dieses entweder verdächtig, oder er mag auch wegen der bairischen Erbfolge eine andere Ursache gehabt haben, und verweigerte dem Bischof den Durchzug durch das Ungarland. Als Konrad diese Weigerung erfuhr, sammelte er ein zahlreiches Kriegsheer, und fiel mit diesem von Oesterreich aus in Ungarn ein. Ohne Widerstand zu finden, gelang es ihm auch, Alles weithin verwüstend, bis zum Raabflusse vorzurücken, welcher zur Zeit Karl des Großen die Grenze der Ostmark bildete. Ja er würde auch noch viel weiter vorgedrungen seyn, wenn ihn nicht die vielen Moräste und ausgetretenen Flüsse daran gehindert hätten Er trat daher wieder seinen Rückzug nach Deutschland an, doch mit dem festen Entschlusse, diesen Krieg bei einer bessern Zeit fortzusetzen. Indessen bewarb sich aber König Stephan bei dem Sohne des Kaisers, damit dieser eine Aussöhnung zu Stande bringe, welche auch nach drei Jahren durch einen Friedensschluß erfolgte**).

Zu dieser Zeit, als Kaiser Konrad II. den Feldzug nach Ungarn unternahm, scheint der Strich Landes in dem östlich gelegenen Theile des heutigen Viertel Unter-Wiener-Waldes, mit Einschluß von Wien, schon in der Gewalt des Markgrafen Albrecht gewesen zu seyn, welches bei seinem Bruder dem vorigen Markgrafen Heinrich dem I. noch nicht der Fall war; denn die Grenzen erstreckten sich damals über die Viertel des obern und untern Manhartsberges und obern Wiener-Waldes, dann am rechten Ufer der Donau nur bis zum Kahlenberge, und südlich über das Gebirge, bis über Heiligenkreuz hinaus. Die flachen Gegenden aber vom Steinfelde angefangen, der Minkendorfer Heide entlang über Gundramsdorf, und so fort an dem Kahlengebirge hin bis zur Donau, und von da östlich bis zum

*) Nach dem Falle des weströmischen Reiches wurde das heutige Siebenbürgen, wie Dacien und Pannonien, von den aus östlichen Gegenden Europas gekommenen Horden durchstreift und verheert. Endlich setzte sich im Jahre 892 der Petschenegische Stamm Gyula daselbst fest, der unter Herzogen stand, und dessen Sitten noch ganz das tartarische Gepräge trugen. Die Petscheneger verschwinden aber gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wieder aus der Geschichte, und sind vielleicht die Stammväter der Szekler. »Hauer, königliches Siebenbürgen. Erlangen 1762,« dann »L. J. Marienburgs, kleine siebenbürgische Geschichte. Pesth 1806« u. s. m.

*) Dieser Werner ist derjenige, welcher das Schloß Habsburg in der Schweiz erbaute, und es hernach seinem Neffen Werner dem II., dem Stifter der habsburgischen Linie überließ.

**) Der junge König Heinrich, der in Abwesenheit seines Vaters den Befehl führte, soll sich, wenn nicht eigenmächtig, in Friedensunterhandlungen eingelassen, doch eigenmächtig den Befehl zum Rückzuge des deutschen Heeres von der Raab gegeben haben. Jedenfalls kam es zu keiner Hauptschlacht, und es scheint nach ungarischen Schriften, daß es weniger die Deutschen, als vielmehr die Ungarn selbst gewesen sind, welche die Gegend bis an die Raab verheerten. Ist es übrigens richtig, daß außer dem, aus Verheerung entsprungenen Mangel an Lebensmitteln auch alle Gewässer ausgetreten waren, so war der Befehl des jungen Königs, ein wohlbegründeter.

Cysarska wdowa Kunigunda odewŷdawa snému wolcum řjsske Insignie.

La vedova imperiale Conigonda rimette alla dieta.

Kunigunda, császári özvegy á valasztott gyülekezetnek átadja az ország czimjeit.

Die Kaiserwittwe Kunigunde übergibt der Wahlversammlung die Reichsinsignien.

Leithafluſſe, ſcheinen in der Gewalt der Ungarn geweſen zu ſeyn *).

Die zweite Urſache des Krieges zwiſchen Deutſchland und Ungarn, lag in dem düſtern Verhängniſſe, daß nach dem Tode Emerichs, dem einzigen Sohne des ungariſchen Königs Stephan kein Thronerbe vorhanden war, der aus dem Herrſcherſtamme der Arpaden, denen ein Recht auf den Thron zuſtand, geeignet ſchien, das Chriſtenthum und die Kultur unter den Ungarn zu verbreiten und zu befeſtigen, und in dem Geiſte Stephans fortzuſetzen und zu vollenden. Und dennoch vermochte ihn ſein Rechtsgefühl, ſeinem Vetter den Arpaden Vazul, den er wegen Leichtſinns und ſeines unſittlichen Lebens zu Neutra in den Kerker hatte werfen laſſen, die Nachfolge zuwenden zu wollen. Dieſer Wille des Königs wäre auch erfüllt worden, da von ihm bereits Boten abgeſchickt waren, Vazul aus ſeinem Kerker zu befreien, wenn nicht ſeine Schweſter, welche damals gerade in Ungarn anweſend war, beſchloſſen hätte, ihren eigenen Sohn Peter auf den Thron zu erheben. Sie hielt daher in dieſer Abſicht einen geheimen Rath, ſchickte einen ſichern Sebus dem königlichen Boten eiligſt voraus, und dieſer ſtach dem Vazul die Augen aus, verſtopfte ihm die Ohren mit Blei und entfloh dann nach Böhmen.

Bei der Nachricht über dieſe verübte Unthat, war der König äußerſt betrübt, und auch die drei andern Arpaden, Andreas, Leventa und Bela, welche die Söhne Ladislaus des Kahlen waren, und Anſprüche auf den Thron gehabt hätten, fürchteten ſich und entflohen nach Polen.

Da nun kein männlicher Arpade im Reiche mehr vorhanden war, ſo berief der König die Vornehmſten des Reiches zuſammen, und bewog ſie, den nächſten weiblichen Anverwandten, Peter, als König zu erkennen. Bald darauf ſtarb auch Stephan, am 15. Auguſt am Himmelfahrtstage Maria, im Jahre 1038 an demſelben Tage und in derſelben Stunde, als vor 38 Jahren ſein ruhmbeſtrahltes Haupt, die heilige Krone empfing.

König Stephan, mit allem Rechte der Heilige genannt, war ein, durch Tugend und Weisheit ausgezeichneter Regent, der beinahe durch ein halbes Jahrhundert, alle Gemüther durch Furcht und Hoffnung in Ehrfurcht und Liebe gezügelt hielt, der ein ganz anderes Reich hinterließ, als er von ſeinem Vater Geiza erhalten hatte, und deſſen Einrichtungen noch nach acht Jahrhunderten wirken.

Peter beſtieg, ohne von irgend einer Seite auch nur auf den geringſten Widerſtand zu ſtoßen, den königlichen Thron, zog ſich aber gleich im Anfange ſeiner Regierung, theils durch ſeine Strenge, und theils durch ſeine Unklugheit, daß er die wichtigſten Aemter des Königshauſes den eingewanderten Deutſchen und Italienern mit beſonderer Begünſtigung anvertraute, den Haß der ganzen Nation zu. Er wurde daher im Jahre 1041 verjagt, und an ſeine Stelle Samuel, aus dem Stamme Ed und Edumer, welcher Sarolta, eine Schweſter des verſtorbenen Königs zur Gemalin hatte, auf den Thron erhoben. Ja der Haß gegen Peter war ſo groß, daß ſie ſeinen Nachfolger Aba (Apa, Vater) nannten, obſchon er dieſen Namen nicht vorzugsweiſe verdiente, denn Samuel befleckte ſeine Thronbeſteigung gleich anfangs durch Grauſamkeit *).

Peter gab jetzt ſeine Deutſchen dem erzürnten Volke preis, von denen diejenigen, welche die Flucht verſäumten, mit Streithämmern erſchlagen und zu Tode geſteinigt wurden. Er flüchtete ſich zu ſeinem Schwager dem öſterreichiſchen Markgrafen Albrecht **), und dieſer brachte es bei Heinrich dem III., der ſeinem im Jahre 1039 verſtorbenen Vater, Kaiſer Konrad dem II. auf dem deutſchen Thron gefolgt war, dahin, daß er ſich des vertriebenen Peters annahm, und ihm ſeinen wirkſamen Beiſtand gegen Samuel verſicherte. Uebrigens ſcheint aber, daß dieſe Bitte des Markgrafen nur eine Verſtärkung der übrigen Gründe war, welche den Kaiſer bewogen hatten, den Peter zu unterſtützen, und Samuel zu bekriegen: denn an ſich war der vertriebene Peter ſeines Schutzes wenig würdig, weil er ſich während ſeiner kurzen Regierung gegen Kaiſer und Reich feindlich bewieſen hatte. Ein Hauptgrund mag jedoch darin gelegen ſeyn, daß Heinrich III., der ein Mann von umfaſſendem Geiſte war, ſich als wahrer Kaiſer, das iſt, als oberſter Herr der chriſtlichen Welt betrachtete, und als ſolcher, dem Vertreiben eines gekrönten Königs, nicht gleichgültig zuſehen konnte, vielmehr ſein höchſtes Richteramt geltend machen, und über den Thronſtreit entſcheiden wollte.

Dann aber mochte ihn noch die Gefahr beſtimmen, daß das deutſche Reich gegen Oſten keineswegs die Grenzen, die ihm Karl der Große gegeben, wieder errungen hatte, und da die Gelegenheit günſtig ſchien, ſie zu erſtreiten, ſo dürfte der gewaltige Kaiſer Heinrich III. es für ſeine Pflicht gehalten haben, den Verſuch zu wagen. Der Kaiſer kam daher ſelbſt nach Oeſterreich, und hielt hier einen Reichstag, auf welchem der Krieg gegen die Ungarn beſchloſſen und auch ſogleich begonnen wurde.

*) Als Favianis, das heutige Wien (damals noch ganz unbedeutend) zur Oſtmark hinzukam, hatte der Erzprieſter von Paſſau durch ein aufgeſtelltes Officialat ſeinen Sitz daſelbſt gehabt, und der Paſſauer Hof entſtand an der aufblühenden Kapelle zu Maria am Geſtade.

*) Samuel gedachte ſich zu Czanád krönen zu laſſen, bemerkte aber unter den Verſammelten mehrere, dem Peter Anhängige, verdachtig. Er berief nun dieſe ihm Verdächtigen, deren bei fünfzig an der Zahl waren, wie zu einem Rathe zuſammen, und ließ ſie tödten, worauf ſich der Biſchof weigerte, ihn zu krönen.

**) Die Schweſter des Königs Stephan war an Otto Urſeolo, Herzogs von Venedig, vermalt, deren Kinder bei der ungariſchen Königin in vorzüglicher Gunſt ſtanden. Eine Tochter aus dieſer Ehe war an den Markgrafen Albrecht von Oeſterreich vermält, ihr Bruder Peter, befand ſich aber bei dem Könige Stephan.

Samuel, der davon Nachricht erhielt, und die Unabwendbarkeit eines Kampfes mit dem römisch deutschen Kaiser erkannte, wollte dem Angriffe zuvor kommen, und rückte mit zwei Heeresabtheilungen in Oesterreich ein, während er eine dritte gegen Kärnthen abschickte.

Markgraf Albrecht von Oesterreich und sein Sohn Leopold, schlugen aber die Abtheilung, die am linken Donauufer vorgerückt war, mit ausgezeichneter Tapferkeit, und bewirkten dadurch, daß Samuel, der am rechten Ufer bis Tulln schon vorgedrungen war, sich wieder über den Marchfluß zurück zog. Nicht besser ging es auch dem Kriegsheere, welches in Steiermark eingefallen war, nachdem dieses der tapfere Gottfried, ein Sohn Arnolds Grafen zu Wels, welcher Herr des damals gewaltigen Pütten und Markgraf der obern karrentanischen Mark war, entschieden schlug.

Nun zog Kaiser Heinrich selbst mit dem Reichsheere und in Verbindung mit dem, ihm wieder ergebenen Herzogshelden Brezetislaw, um die verheerenden Einfälle zu bestrafen, verwüstend bis an den Granfluß, und bis an die sumpfigen Niederungen gegen die Raab.

Zerstört wurde dabei die Festung Hunnenburg (das heutige Haimburg) und Preßburg erobert. Die Ungarn, hart bedrängt, sahen sich genöthigt, um Frieden zu bitten, welcher ihnen auch unter der Bedingung zugestanden wurde, daß sie, nachdem sie den König Peter nicht annahmen, das Königreich einem andern Anverwandten des Königs Stephan, welcher sich bisher bei den Böhmen aufhielt, übertragen sollten.

Aber Peter wußte dessen ungeachtet den Kaiser zu bewegen, daß er gegen den Samuel noch feindlich verfahre, was jedoch erst aufs nächste Jahr verschoben wurde, da die schlechte Jahreszeit es unmöglich machte, daß das deutsche Heer in den ungesunden Niederungen hätte länger verweilen können. Bei der Fortsetzung dieses Krieges im nächsten Jahre, drangen die Deutschen abermals bis an die Raab vor, doch kam es in diesem Feldzuge eben so wenig, als in dem vorigen zu einer Hauptschlacht; ja es führten vielmehr die schon früher angeknüpften Unterhandlungen zu einem Frieden, welchen der Kaiser Heinrich III. gegen Anerkennung seiner Oberhoheit, gegen Freilassung aller in Samuels Gewalt befindlichen deutschen Gefangenen und endlich, gegen Abtretung des Landes zwischen dem Kahlengebirge und der Leitha, — gewährte. Dieser abgetretene Bezirk wurde nun mit der Markgrafschaft Oesterreich vereinigt, und noch jetzt bildet die Leitha die Grenze zwischen dem Erzherzogthume und dem Königreiche.

Also seit acht Jahrhunderten ist die Leitha der Grenzstrom, und seit eben so lange möchte das Kahlengebirge die Grenzscheide geblieben seyn, hätte nicht jener gewaltige Herrscher sein höchstes Richteramt in dem ungarischen Thronstreite mit solcher Kraft geltend gemacht.

Die große immer siegreiche Tapferkeit, mit welcher Albrecht und sein Sohn Leopold in den ungarischen Kriegen gestritten hatten, erwarb jenem den Beinamen der Sieghafte, und diesem, den des tapfern Ritters. Hoch standen beide Fürsten in wohlverdienter Gunst bei dem Kaiser Heinrich dem III., ja so hoch, daß dieser, der Erblichkeit der Reichslehen *) nicht günstige Herrscher, noch bei Lebszeiten Albrechts tapfern Sohn Leopold, als ihm dieser zu dem kaiserlichen Beilager mit der Agnes, einer Tochter des Grafen Wilhelm von Poitou, nach Ingelheim begleitet hatte, auf dem Hoflager daselbst, mit der Markgrafschaft Oesterreich belehnte.

Bei der Lehenempfängniß gürtete ihm der Kaiser, da er ihn seiner Gnade so vorzüglich würdigte, selbst das Schwert um, und alle bei dieser hohen Feierlichkeit anwesenden Fürsten freueten sich über den jungen Helden. Aber nicht lange genoß der hoffnungsvolle Fürst diese Freuden, denn er starb bald darauf im December 1043, in eben diesem Orte, wo ihm die große Auszeichnung zu Theil ward, in seinem ein und zwanzigsten Lebensjahre.

Der mit den Ungarn abgeschlossene Friede war von kurzer Dauer. Samuels Grausamkeit bei der Krönung, seine Niederlage und die Abtretung eines großen Strich Landes, hatte ihm die Herzen vieler ungarischen Großen abwendig gemacht, welche jetzt mit lauten Klagen am Throne des großen Kaisers Heinrich erschienen, um ihn zu einem neuen Kreuzzuge gegen Samuel zu bewegen. Ueberdieß hatte Samuel auch mehrere Bedingungen nicht erfüllt, die verheerenden Einfälle in Oesterreich nicht eingestellt, und endlich eine immer mehr entschiedene Vorliebe für das Heidenthum gezeigt.

Dieses veranlaßte nun den Kaiser zu einer abermaligen Heerfahrt nach Ungarn; und obschon damals in ganz Deutschland Pest und Hungersnoth wütheten, so brachte er ungeachtet dieser Uebel, dennoch ein zahlreiches Heer zusammen, mit welchem er, von dem Markgrafen Albrecht unterstützt, einen neuen Zug nach Ungarn antreten konnte.

Mit unglaublicher Schnelligkeit, erschien der Kaiser im Juni 1044 an der ungarischen Grenze, und rückte über Oedenburg nach Raab vor. Am rechten Ufer dieses Flusses hatte König Samuel mit seiner Heeresmacht Stellung genommen. Kaiser Heinrich und Markgraf Albrecht von Oesterreich bewerkstelligten im Angriffe des Feindes den Uebergang.

Am 5. Juli desselben Jahres kam es in den Feldern um Mensö bei Raab zur entscheidenden Schlacht. Lange schwankte der Sieg, denn die Ungarn hatten das Uebergewicht an der Zahl, obwohl der Bannfluch über alle diejenigen ausgesprochen war, welche bei der Partei Samuels verharren würden. Endlich entschied sich der Sieg nach einem, auf beiden

*) Kaiser Konrad II. hatte diese geringeren Lehen für erblich erklärt; der Grundsatz der Erblichkeit einer Art von Lehen war daher vorhanden, und es ist mithin kein Wunder, daß auch die Besitzer der großen Reichslehen, sie als erblich zu betrachten anfingen.

Seiten vollbrachten Würgen für die Deutschen, wobei Markgraf Albrecht von Oesterreich, der den linken Flügel befehligte, und wo der Kampf am schrecklichsten wüthete, nach dem einstimmigen Zeugnisse den Hauptausschlag gab. Schaaren von Ungarn erschienen jetzt und unterwarfen sich dem Sieger, doch Heinrich fand es für gut, den entwichenen Peter wieder auf den Thron zu setzen, und auch die Ungarn zeigten sich entschlossen, den verhaßten Fürsten wieder anzunehmen.

Peter wurde nun von dem Kaiser nach Stuhlweissenburg geführt, und dort zum zweiten Male gekrönt. Zugleich empfing er auch vom Kaiser das Ungarland als Lehen, und legte in dessen Hände den Eid der Treue. Heinrich trug seinem gekrönten Vasallen auf, deutsches Recht und deutsche Einrichtungen in Ungarn einzuführen, und trat dann seinen Rückzug an, während er seinem Schützlinge einige Truppen zurück ließ, welche den gestürzten Samuel auf seiner Flucht einholten, und einem schimpflichen Tode überantworteten *).

Die neue Regierung Peters war noch keineswegs befestigt, und viele neue Unruhen von den Mißvergnügten zu befürchten, was nun den Kaiser veranlaßte, wiederholt von Regensburg aus zu Wasser nach Oesterreich, und von da nach Ungarn zu reisen, um ein neues Unheil nicht wieder zum Ausbruche kommen zu lassen. Auf dieser Reise ereignete sich ein höchst unangenehmer Zufall. Von Regensburg, wo sich das deutsche Kriegsheer gesammelt hatte, schiffte Kaiser Heinrich III. auf der Donau herab, und besuchte die Gräfin Richlind zu Persenbeug **), wo sie nach dem Tode ihres Gemals wohnte. Um den hohen Gast würdig zu empfangen, veranstaltete sie ein großes Fest auf dem Schlosse, und bereits fing bei der Tafel die Fröhlichkeit schon allgemein zu werden, als plötzlich der alte morsche Boden des Speisesaales, worin sich der Kaiser mit sehr vielen hohen Gästen befand, unter der ungewohnten Last einbrach, und mit allen Anwesenden in das darunter befindliche Badhaus stürzte. Der Kaiser erlitt bei diesem Ereignisse eine Beschädigung am Arme, viele Andere aber, bedeutende Verwundungen. Der Bischof von Würzburg hingegen so wie der Abt zu Ebersberg, und auch die Gräfin, starben an den erlittenen Quetschungen.

Als Heinrich in Ungarn ankam, wurde er vom König Peter auf das herrlichste empfangen, und mit reichen Geschenken beehrt. Der Kaiser suchte auch hier den Thron Peters zu befestigen, ließ sich von den Großen des Reiches den Eid der Treue schwören, und kehrte dann wieder nach Deutschland zurück. Aber ungeachtet aller getroffenen Fürsorge, konnte der schon zu tief gewurzelte Haß gegen Peter nicht mehr gehoben werden. Die Einsetzung Peters auf den Thron durch die Gewalt deutscher Waffen, und die Abhängigkeit, in die er sich gegen den Kaiser begeben hatte, brannten in den stolzen Herzen der Ungarn, welche vor kaum einem Jahrhunderte, noch der Schrecken des deutschen Volkes waren, wie Feuerwunden.

Auch war Peter von seinem Unglücke noch nicht weiser und tugendhafter gemacht worden, und verfuhr immer nach seiner alten Weise gegen die Ungarn, ja noch grausamer und willkürlicher als zuvor. Eines solchen Königs überdrüssig, dachten nun die Großen des Reiches an die entflohenen arpadischen Prinzen, Andreas, Bela und Leventa, welche die nächsten Erben des ungarischen Reiches, nämlich die Enkel des Vaterbruders von König Stephan dem Heiligen waren. Sie hatten ihre Zuflucht in Polen und Rußland gefunden, und zwar, Andreas und Leventa im Dienste des Großfürsten von Rußland, und Bela bei dem polnischen Könige, in dessen Namen er einen Theil von Pommern beherrschte.

Drei der vornehmsten Magnaten, Wiska, Bua und Buchna riefen jetzt die flüchtigen Söhne des kahlen Ladislaus aus Rußland nach Ungarn zurück. Diese aber fürchteten eine Schlinge, und zögerten mit ihrer Ankunft, bis sie durch getreue Boten sichere Nachrichten eingezogen hatten. Nun wüthete Peter, der Kunde von diesen Umtrieben wider ihn erhalten hatte, mit schonungsloser Grausamkeit gegen diejenigen, die seine Feinde waren, oder die er dafür hielt, und ließ viele hängen und blenden.

Aber gerade dadurch beschleunigte er immer mehr seinen Fall, und plötzlich brach der Aufstand aus, so, daß sich Peter genöthigt sah, abermals zu seinem Schwager dem Markgrafen Albrecht von Oesterreich zu flüchten. Allein diesmal erreichte er die sichere Freistätte nicht, denn er wurde von seinen Feinden bei Oedenburg eingeholt, und, obwohl er sich durch drei Tage mit großer Tapferkeit vertheidigte, so wurde er zuletzt dennoch überwältigt, und sowohl des Augenlichts als

*) Nach andern Nachrichten wäre Samuel von seinen eigenen Anhängern ermordet worden, und diese hätten das ihm abgeschlagene Haupt dem Könige Peter überbracht, um bei ihm Gnade zu finden.

**) Persenbeugs-Lage ist in jeder Beziehung höchst romantisch. Man erblickt von dem Schlosse, Hügel, Berge, Walder und Wiesen in den lieblichsten Formen. Majestätisch walzt die Donau ihre brausenden Fluthen abwärts, und ringsum prangen Schlösser und erheben sich die Kirchenthürme freundlicher Dörfer. Von der Ferne erhebt sich das Schloß großartig empor. Das Innere des Schlosses ist geräumig und weitläufig. Die Sale, Zimmer, Gänge und Stiegen sind groß und hoch, nach der Bauart der damaligen Zeit, aber ohne Benützung des Raumes auf Bequemlichkeit und Symetrie. Der innere Hof soll der alte Turnierplatz gewesen seyn, und noch steht ein Theil der gemauerten Gallerie, welche den ganzen Platz umschloß. Auch befindet sich im Schlosse ein großer Garten, in welchen eine 50 Klafter lange Brücke führt, deren Seitenmauern mit Quadersteinen belegt und mit Bäumen geziert sind, was den schönen Anblick des Ganzen noch vermehrt. Der hochstselige Kaiser Franz erkaufte Persenbeug von dem Freiherrn von Hovos auf Stichsenstein und bestimmte es als ein Familiengut, durch Schönheit und Umgebung ganz geeignet, der Sitz eines Fürsten zu seyn.

auch für die ganze Dauer seines Lebens der Freiheit beraubt *).

Während dieses geschah, waren die Arpaden Andreas und Leventa zu Ofen eingetroffen. Dort waren die meisten Anhänger dem Heidenthume ergeben, und standen unter der Führung des Vata und seines Sohnes Janos. Sie erklärten, nur dann, wenn Andreas die Vernichtung des christlichen Glaubens gestatten wolle, würden sie ihm gegen Peter beistehen; auch Leventa, obschon er seinem Bruder Andreas alle Ansprüche auf den Thron abgetreten hatte, unterstützte die, dem Heidenthume anhängenden Großen. Der Thron blendete, die Furcht verwirrte seinen Sinn, und so geschah es, daß Andreas nachgab.

Nun schorren sie sich das Haupt, und ließen die Zöpfe nach heidnischer Sitte nach den Seiten herabhängen. Sie aßen Pferdefleisch, tranken Menschenblut, und übten vielerlei Gräuel. Auch mordeten sie die Priester und andere Christen, zerstörten die Kirchen, und verkündeten im ganzen Lande, daß es der Befehl der beiden Brüder Andreas und Leventa sey, daß überall die Bischöfe und Priester, Mönche und Christen zu morden seyen, damit ihr Gedächtniß erlösche, und die Gebräuche der Väter wieder aufkommen

Die Bischöfe Gerhard, Beztertus, Baldus, Beneda und Graf Zoruk waren gerade auf dem Weg nach Ofen, um den neuen König zu begrüßen; geriethen aber in die Hände der Wüthenden, welche den ihnen gegebenen Befehl getreulich befolgten. Gerhard war alt und schwach, und fuhr dieserwegen in einem Wagen, in welchem man ihn mit Steinwürfen tödten wollte, aber die Steine trafen ihn nicht. Als er die Wüthenden segnete, da erzürnten sie noch mehr, und stürzten den Wagen um, aus welchem sie den frommen Mann herausrießen, und auf den nächsten Berg schleppten. Hier setzten sie ihn auf einen Karren, und ließen ihn über die Felsen hinabrollen, und als er unten angekommen noch athmete, da durchbohrten sie ihm die Brust mit einer Lanze **). Baldus wurde gesteinigt, Beztertus und Beneda suchten sich in einem Schiffe zu retten; aber am jenseitigen Ufer fielen sie den Wüthenden in die Hände. Beztertus wurde so sehr verwundet, daß er am dritten Tage starb. Andreas, der eben hinzu kam, rettete noch den Bischof Beneda; Graf Zoruk sprengte sein Roß in die Donau, und wollte den Strom durchschwimmen, da kam aber ein Christ Namens Murtmuhr mit einem Schiffe ihm zu Hilfe und suchte ihn zu retten, aber von beiden Ufern drohten ihm die Heiden, worüber Murtmuhr so sehr in Angst versetzt wurde, daß er den Grafen noch im Schiffe selbst tödtete.

Auf ähnliche Weise erlitten in den Bezirken, wo die Anhänger der alten Götter die Oberhand hatten, eine grosse Anzahl Christen den Märtyrertodt, auch wurden viele Kirchen von Grund aus zerstört. Und dennoch besaß Andreas Festigkeit genug, sich nicht von der Volkswuth zur förmlichen Abschaffung des christlichen Glaubens in Ungarn hinreißen zu lassen, was ganz Europa gegen dieses Land erbittert, und zu einem allgemeinen Kreuzzug wider dasselbe veranlaßt haben müßte.

Indessen war Leventa und eben so Peter in seinem Kerker gestorben, wodurch Andreas von seinem größten Feinde befreit, die Heiden aber ihrer großen Stütze an Leventa beraubt waren.

Nun erst hatte Andreas den Muth, nach christlicher Weise sich zum Könige salben und krönen zu lassen, was im Jahre 1047 geschah. Nur drei Bischöfe waren dabei gegenwärtig, da die Uebrigen in der wüthenden Verfolgung der christlichen Religion ihr Leben verloren hatten. Nach der Krönung gab er bei Todesstrafe den Befehl, daß Jedermann das Heidenthum verlasse, und wieder zum christlichen Glauben zurückkehre. Bald erhoben sich auch die eingeschüchterten Anhänger des Christenthums wieder in so großer Anzahl, daß die Heiden unter Andreas Herrschaft die Ruhe nicht mehr störten, und die christliche Religion durch die Mehrzahl der Nation, die ihr aufrichtig zugethan gewesen seyn muß, aufrecht erhalten werden konnte.

Nahe berührte die in Ungarn vor sich gegangene Thronveränderung, den Markgrafen Albrecht von Oesterreich, der wegen seiner Verschwägerung mit dem gestürzten Könige, den an seine Stelle getretenen Andreas, als seinen unversöhnlichen Feind betrachten mochte. Auch des Kaisers Heinrich des III. Stolz mußte sich empören, als er die Nachricht erhielt, wie an dem Fürsten, den er selbst eingesetzt hatte, und als seinen Vasallen zu schützen verpflichtet war, gefrevelt worden ist.

Heinrich war aber noch (am Weihnachtsfeste 1046) in Italien, wo er sich hatte zum Kaiser krönen lassen *), mit der Schlichtung mancher schwierigen Angelegenheit beschäftigt, wodurch also Andreas Zeit gewann, seine Vorkehrungen zu treffen.

Andreas sah voraus, daß Kaiser Heinrich die Entthronung, Blendung und den Tod des Königs Peter rächen werde, und schickte Boten an denselben mit der Entschuldigung, daß er die Regierung nur gezwungen übernommen habe. Die an Peter gefrevelt hätten, seyen theils schon getödtet, theils sey

*) Nach Einigen wurde er binnen Jahresfrist ermordet, nach Andern lebte er noch lange.

**) Dieser Berg, von dem Gerhard herabgestürzt wurde, ist der Gerhards- oder Blocksberg; den letzteren Namen erhielt er von einem Blockhause, welches bei einer der Belagerungen Ofens daselbst erbauet wurde. Dort, wo Gerhard getödtet worden, entstand eine Kapelle, von der eine ganz besondere Sage im Istvánfy I. VIII. p. m. 82. aufbewahret ist.

*) Zwar war es in jenen Jahrhunderten Sitte, daß die deutschen Könige sich nicht eher Kaiser schrieben, als bis sie von den Päpsten dazu gekrönt worden; indessen mag man aber immerhin Kaiser, seit Otto dem Großen alle deutschen Herrscher nennen, sie mögen (so lange dieses üblich war) dazu in Rom gekrönt worden seyn oder nicht.

er bereit, sie dem Kaiser auszuliefern. Auch gelobte der schlaue Arpade, wiewohl er wußte, daß er hauptsächlich dieserwegen auf den Thron berufen worden, weil die Ungarn Peter als den Vasallen des deutschen Königs bitter haßten, fortwährende Abhängigkeit vom deutschen Reiche, und erbot sich sogar zur Zahlung eines jährlichen Tributs. Der Kaiser durchschaute aber den Zweck, und rüstete sich, sobald er wieder Deutschlands Boden betreten hatte, um so mehr zum Kriege gegen den König Andreas, weil dieser inzwischen auch räuberische Einfälle in die Markgrafschaft Oesterreich, entweder nicht gehindert, oder gar befohlen hatte.

Wie sehr jetzt Heinrich darnach dürstete, sein in Ungarn verletztes Ansehen *), durch Entfaltung seiner Macht daselbst wieder herzustellen, wurde er doch durch die Empörung des Herzogs Gottfried von Nieder-Lothringen, eines weithin gefürchteten Kriegshelden, daran gehindert.

Aber dennoch verlor der Kaiser, obschon Andreas ihn durch fortgesetzte Gesandtschaften einzuschlummern suchte, die ungarischen Verhältnisse nicht aus den Augen, und dieses vielleicht um so weniger, als er erfahren haben mochte, daß König Andreas, in Rücksicht auf die von dem Kaiser drohende Gefahr, seinen Bruder Bela aus Polen zurückberufen, und ihm den dritten Theil des Reiches abzutreten, versprochen habe.

Bela lebte unter günstigen Verhältnissen in Polen, die er seiner Tapferkeit verdankte, und dieses war so gekommen. Als Bela mit den beiden Brüdern unter Stephans Regierung entfloh, kam er nach Polen zu Micislaw, der eben in einen Krieg mit dem Herzoge von Pommern verwickelt war. Bela überwand jetzt den Pommernherzog während der Schlacht in einem Zweikampfe, und erhielt dafür Richesa, die Tochter des Miscislaw zur Frau. Mit dieser lebte er in vergnügter Ehe in Polen, und hatte bereits drei Söhne, Namens Geiza, Ladislaus und Lampert, als der Ruf des Bruders zu ihm gelangte. Die Gefahr des Bruders und die Aussicht auf einen Thron bestimmten ihn, Polen zu verlassen, und nach Ungarn zu ziehen, wo er den zugesagten dritten Theil des Reiches als Herzogthum erhielt. Aber gerade diese Theilung des Reiches war nicht nur schon unter seiner Regierung, sondern noch mehr unter den nachfolgenden Königen, bis zum Erlöschen der Arpaden, die Quelle der unseligsten innern Zwistigkeiten, und eine bedeutende Ursache, daß die königliche Macht nicht zunehmen konnte **).

An den ungarischen und deutschen Grenzen war schon einige Mal mit verdoppelter Wuth gekämpft worden, aber nicht entscheidend. Der Markgraf Albrecht von Oesterreich hatte versucht, nach Ungarn einzudringen, so auch der Bischof von Regensburg. Es war also nothwendig, an den Grenzen Oesterreichs, zu deren Schutz einen Hauptwaffenplatz zu bauen, und Markgraf Albrecht bestimmte dafür, das im Jahre 1042 zerstörte Haimburg. Der Kaiser, der dazu die Genehmigung gab, sandte zum besseren Schirm der Grenze, so wie zum Schutze des Baues, Truppen unter dem Herzoge Konrad von Baiern, und unter dem Bischofe von Regensburg. Andreas erkannte jetzt die Gefahr eines großen Waffenplatzes, dicht an der ungarischen Grenze, und suchte den Bau zu hindern, nachdem er das, den Bau schützende Heer angreifen ließ; aber alle Angriffe, die indessen nur Allarmirung gewesen zu seyn schienen, wurden von dem österreichischen Markgrafen Albrecht und dem bairischen Herzoge Konrad siegreich zurückgeschlagen.

Endlich erschien im Jahre 1051 Kaiser Heinrich III. mit einer großen Heeresmacht an den Grenzen Ungarns, um seine Oberhobeit über dieses Reich wieder herzustellen, und die Verheerung der deutschen Endmarken zu bestrafen. Der Feldzug sollte ein entscheidender werden, und war so entworfen, daß der Kaiser mit der Hauptmacht am rechten, die Böhmen und die polnischen Hilfstruppen am linken Ufer vordringen, und auf dem Strome selbst, seine Flotte abwärts fahren sollte, um sowohl die Verbindung zu erhalten, als auch Lebensmittel mitzuführen. Allein die Ungarn nahmen zu dem barbarisch heldenmüthigen Mittel Zuflucht, und verheerten ihr eigenes Land. Auch traten zugleich die Flüsse aus, wodurch sich der Kaiser gehindert sah, am rechten Donauufer vorzurücken. So waren auch am linken Ufer die Böhmen, Polen und einige deutsche Heeresabtheilungen umsonst in die Nähe von Gran vorgerückt. Der Kaiser war also genöthigt, seinen Plan zu ändern, und brach mit dem Hauptheere aus Steiermark in Ungarn ein, umging die Quellen der Raab und Rabnitz, und rückte so vor, daß ihm jene Flüsse zur linken, der Plattensee zur rechten Seite blieben. Aber nirgends zeigte sich der Feind, sondern nur die Gegend verwüstet und leer von den Einwohnern; so waren auch weit und breit, Lebensmittel nicht zu finden. Und dennoch drang der Kaiser immer weiter in der Richtung nach Ofen vor, denn er hoffte zuversichtlich, an der Donau auf die Flotte zu stossen, welche der Bischof Gebhard von Regensburg befehligte. Dieser Bischof war auch mit seinen Schiffen in Raab wirklich angekommen, und sandte jetzt, da er sich weitere Verhaltungsmaßregeln erbitten wollte, einen Boten an den Kaiser ab. Dieser Bote wurde aber von den Ungarn aufgefangen, von einem ihrer

*) Ein nicht geringer Grad von Verstärkung des Unwillens Heinrichs lag wohl noch darin, daß er eine friedliche Fahrt nach Ungarn im Jahre 1045 unternommen hatte, um seinen Vasallen Peter auf dem Thron zu befestigen. Es gedenken dieser Fahrt sowohl das Chronicon Monasterii Mellicensis, als das Chronicon Salisburgense, und das Chronicon Claustro-Neoburgense, ziemlich mit denselben Worten sagend: »Petrus Rex Henricum Regem in Pentecosten magno cum apparatu suscepit.«

**) So gewiß ist es, daß der dritte Theil des Landes als Herzogthum abgetreten wurde, eben so wenig läßt es sich ausmitteln, welcher Theil des Landes das Herzogthum bildete. Wahrscheinlich war es nicht immer derselbe Landstrich, und da er sich nicht vererbte, so wiesen die Könige den Landstrich jedesmal wohl nach Gutdünken an.

Bischöfe das Schreiben übersetzt, und dagegen in des Kaisers Namen eine Antwort an Gebhard, mit dem Befehle abgefaßt: »Er möge eiligst umwenden, und nach Hause eilen, denn er selbst (der Kaiser) sey durch äußerst dringende Angelegenheiten genöthiget worden, den Zug nach Ungarn aufzugeben, und nach Deutschland zurückzukehren. Ein in Ungarn angesiedelter Deutscher übernahm es, dieses Antwortschreiben dem Bischofe einzuhändigen, und diese List gelang auch so vollkommen, daß Gebhard seine Schiffe verbrannte, und mit der Mannschaft eiligst den Rückzug antrat.

Der Kaiser war indessen widerstandslos, aber unter vielen Mühseligkeiten vorgerückt, denn wohin er kam, fand er die Gegend ringsum verwüstet, und nirgends Lebensmittel für das Heer. So hatte er die Gegend von Tetis erreicht; aber hier zeigten sich plötzlich von allen Seiten die Ungarn, nach Art der Scythen kämpfend. Auf ihren raschen Pferden umschwärmten sie das Heer, prallten an, sprengten wieder zurück, und hielten nicht Stand zur gedrängten Feldschlacht. Diesen unaufhörlichen Anfällen der leichtbewaffneten windesschnellen ungarischen Reiterschaaren ausgesetzt, ohne Lebensmittel, durch das Murren seiner Krieger gepeinigt, und ohne Nachricht von der Flotte des Bischofs Gebhard, der indessen aus Ungarn schon zurückgekehrt war, entschloß sich der Kaiser zum Rückzuge.

Die Höhen, auf denen der Kaiser so hart bedrängt wurde, heißen noch jetzt Vértes, Schildberg, von der Menge der Schilde, und eine Ebene Bársonyos (Bársony, Sammet) von den Sammtkleidern, die das deutsche Heer daselbst verloren hatte *).

Unaufhörlich geneckt, verfolgt und bedrängt, gelangte der Kaiser endlich an die Rabnitz, wo sich zeigte, daß die Ungarn am jenseitigen Ufer furchtbare Verschanzungen angelegt hatten. Das Heer sammt dem Kaiser schien verloren, denn der Weg war von allen Seiten verperrt. Vor dem Heere befand sich der Fluß und die Schanzen, hinter denselben die an Zahl immer wachsenden Feindesschaaren. Es blieb also nichts anderes übrig, als sich durchzuschlagen, was auch von den Burgundern, Sachsen und Polen mit verzweifelnder Kraft, aber einem großen Verluste geschah. Diese muthvollen Streiter erkämpften sich den Uebergang über die Rabnitz, erstürmten die Verschanzungen, und machten sich den Weg zum Rückzuge frei.

Da nach dem Rückzuge des kaiserlichen, arg geschmolzenen Heeres, die Markgrafschaft Oesterreich ohne hinreichender Wehre gegen die zahlreichen Reiterschaaren der Ungarn war, so schloß Albrecht mit dem Könige Andreas einen Stillstand, was jedoch bei der Stellung des Markgrafen zu dem gewaltigen Kaiser Heinrich den III., gewiß nicht ganz ohne dessen Einwilligung geschehen konnte. So unglücklich dieser Feldzug ausgefallen war, so brachte er den Kaiser dennoch nicht von den Gedanken ab, Andreas zu bekriegen, und erschien im nächsten Jahre 1052 gegen Ende des Sommers vor Preßburg, aber die ungarischen Anführer Moietech, Wilungard, Unoser und Martin vertheidigten mit zahlreichen Kriegern die durch volle acht Wochen von dem Kaiser belagerte Stadt. Zuletzt übernahm es noch ein vortrefflich geübter Schwimmer, ein Ungar, Namens Zothmund, in der Nacht die auf der Donau befindlichen kaiserlichen Schiffe anzubohren, und als auch gleichzeitig, während die Schiffe sanken, von den Belagerten ein Ausfall unternommen wurde, so sah sich Heinrich nach einer fruchtlosen Anstrengung genöthigt, die Belagerung aufzuheben, und den Rückzug anzutreten.

Damals hatte Papst Leo IX. ein Verwandter des Kaisers Heinrich, sich nach Deutschland begeben, um den Kaiser persönlich um Hilfe gegen die Normannen zu bitten, welche nach ihrer Festsetzung in Unter-Italien, ihre gierigen starken Arme nach immer neuen Besitzungen, mit Hintansetzung der Rechte Anderer, ausstreckten.

Das Oberhaupt der Christenheit suchte nun bei dieser Gelegenheit auch den Frieden zwischen Deutschland und Ungarn zu vermitteln, aber sein Bemühen blieb lange vergebens, weil entweder der König von Ungarn zu unnachgiebig gewesen, oder weil der stolze Kaiser seine Forderungen zu hoch gespannt hatte. Endlich brachte aber das ernste Andringen des Papstes bei seiner Anwesenheit in Ungarn, den König Andreas so weit *), daß er im Jahre 1053 Gesandte auf den Reichstag nach Tribur schickte, die Geschenke überbrachten, und dem Kaiser unter andern annehmbaren Vorschlägen auch Geld und Hilfstruppen für alle seine Kriege, außer den italienischen anboten. Nach dieser friedlichen Aussöhnung, verlobte auch bald darauf Kaiser Heinrich seine kleine Tochter Sophie (Judith), mit dem kaum gebornen ungarischen Kronprinzen Salomon, und von nun an scheint ein wirklicher Krieg zwischen dem deutschen Reiche und dem Königreiche Ungarn, während der übrigen Lebensdauer des Kaisers Heinrich des III. und des Markgrafen Albrecht von Oesterreich, nicht geführt werden zu seyn **).

---

*) Vért, altungarisch der Schild; Bársony, Sammet.

*) Die Anwesenheit des Papstes Leo des IX. in Ungarn erwähnt das Chronicon Monasterii Admontensis ad annum 1053 mit den Worten: »Heinricus Imperator Pannoniam intravit cum exercitu habens secum Leonem Papam.« Das Chronic. Monast. Mellic. dagegen, welches um hundert Jahre früher begonnen wurde, als die Admonter Chronik, weiß nichts davon.

**) Zwar möchte dagegen streiten, daß Herzog Konrad von Baiern, welchen der Kaiser mit Zustimmung einiger Fürsten nicht nur seines Herzogthums entsetzte, sondern ihm auch seine Güter in Kärnthen nahm, nach Ungarn flüchtete, und mit ungarischem Beistande in Kärnthen einfiel. Allein der Zusammenhang zwischen dieser feindseligen Handlung und dem Willen des Königs Andreas ist nicht nachgewiesen, ja weit eher anzunehmen, daß dieser König gespannt, wie er mit seinem Bruder Bela war, die Deutschen neuerdings heraus zu fordern sich scheuete, aber nur nicht

Drei Jahre darauf im Mai 1056 starb der Markgraf Albrecht, nachdem er durch 38 Jahre in Oesterreich ruhmvoll regiert hatte *). Die Verdienste, welche sich Albrecht um Oesterreich erworben, sind unstreitig groß und glänzend, denn er war es, der die Grenzen bis zum Leithaflusse erweiterte, und die Kultur des Landes hoch begünstigte. Während seiner Regierung blühten Kirchen und Klöster, die von dem Kaiserreiche mit Stiftungen bedacht wurden, so wie unzählige Dorfschaften in den vier Kreisen Nieder-Oesterreichs auf. Kaiser Heinrich wußte auch, die seltene Tapferkeit und Treue des hochverdienten Albrechts nach Würde zu belohnen.

Die vergrößerte Markgrafschaft Oesterreich betrachtete Heinrich, als eine Schutzmauer, von Deutschland gegen künftige Unternehmungen der Ungarn, und erhob sie auf dem Reichstage zu Ingelheim im Jahre 1043 zu einem Reichslehen des ersten Ranges. Er ertheilte dem Markgrafen den Titel des biedersten und getreuesten Fürsten des römischen Reiches, und bestimmte durch ein Gesetz, daß es des deutschen Reiches Pflicht sey, Oesterreichs Fürsten gegen jeden Feind zu Hilfe zu ziehen. Auch bewilligte er dem Markgrafen, die Vortragung des Gerichtsschwertes und Landes-Paniers bei allen feierlichen Gelegenheiten, und ernannte sie zu Schirmvögten der Bisthümer Salzburg und Passau **).

Die vorzüglichsten Einkünfte, die ein Markgraf genoß, bestanden meistens in jenen kaiserlichen Kammergütern, welche der Kaiser den Markgrafen entweder zum Genuße anwies, oder als ein Eigenthum schenkte, und solche Schenkungen hat auch Albrecht mehrere erhalten.

Schon Kaiser Konrad II. gab ihm im Jahre 1035 fünfzig königliche Huben zwischen den Flüssen Piesting und Triesting (die schöne und reizende Gegend im Viertel Unter-Wiener-Wald bis gegen den Kaumberg, und östlich an das Steinfeld zu, bis gegen das heutige Solenau), mit allen Nutzungen und aller Zugehör.

Durch Kaiser Heinrich, erhielt er zur Belohnung seiner geleisteten Dienste das Landgut Bribensendorf, (das heutige Prinzendorf an der Poststraße rückwärts von St. Pölten), und seiner Gemalin schenkte der Kaiser 30 königliche Huben oder Bauernhöfe, in der Gegend des Zusammenflußes der zwei Theyaflüsse, beim Schloße Raabs. Später erhielt Albrecht und seine Gemalin auch 30 königliche Huben bei Grawenberch (Grafenberg), und in den dortigen Gegenden (im Viertel Unter-Manhartsberg bei Eggenberg), welchen Ort nachher Margaretha die Gemalin des Königs Ottokar, im Jahre 1266 dem Stifte Lilienfeld zum Geschenke gemacht.

Wenn man die damalige Lage und die Grenzmarken Oesterreichs in Betrachtung zieht, so findet man das heutige Viertel Ober-Wiener-Wald bei der Neuerung durch dem Markgrafen Leopold den I. als den ältesten Theil; diesen folgen an Alter zunächst die beiden Viertel Ober- und Unter-Manhartsberg bis an den Marchfluß, dann seit der Einnahme der ungarischen Grenzfestung Melk, der kleine Strich Landes im Viertel Unter-Wiener-Wald bis zum Kablengebirge und südlich hin, die Gebirgstheile bis zur östlichen und südlichen Abdachung der erstgenannten Gebirgskette. Durch den Markgrafen Albrecht kam die große südliche Fläche, die sich bis Hainburg östlich hinzieht, und sich bis zu der Abdachung der oben bemerkten Gebirge und dem Donaustrome erstreckt, erneuert dazu, die beinabe durch hundert Jahre unter ungarischer Herrschaft stand, und während dieser Zeit zur Wüste gemacht wurde. Als der siegreiche Albrecht diesen Theil bis zum Leithaflusse bleibend eroberte, setzte der Kaiser über diesen Theil, so wie über einen im Viertel Unter-Manhartsberg, nämlich das heutige Marchfeld und bis zur Thaya entlang, einen eigenen Grenzgrafen Namens Siegfried *), den man für einen Grafen von Pleyen, und für den Vater des Patriarchen Siegfried von Aquileja hält, der das auf den klassischen Boden des alten Carnuntum stehende Petronell, dann Ackerland in der Nähe von Wien, und die uralte Peterskirche dieser Stadt, dem Bischofe Altmann von Passau überließ.

Die eigentliche Ursache, warum in diese Gegenden ein Markgraf gesetzt wurde, mag gewesen seyn, weil solche den meisten feindlichen Anfällen ausgesetzt waren, jedoch scheint die Verwaltung dieses Bezirks

hindern konnte, daß nach Krieg und Beute lüsterne ungarische Edle sich mit dem vertriebenen Konrad verbanden, so wie überhaupt dergleichen Züge ganz in dem Charakter der Nation lagen, die seit Jahrhunderten an solche kriegerische Ausflüge gewohnt war.

*) Markgraf Albrecht, so wie seine Gemalin Frowiza (Froila), gestorben im Jahre 1059, wurden zu Melk beigesetzt, wohin er einen Partikel des heili··n Kreuzes schenkte, an den sich viele Wunderlegenden knüpfen.

**) Dieser Gnadenbrief Heinrich des III., wurde von dessen Sohn und Nachfolger Heinrich dem IV., als er im Jahre 1058 mit seiner Mutter der Kaiserin Agnes in Oesterreich war, bestätigt.

*) Im k. k. geheimen Hausarchive sind zwei kaiserliche Schenkungsurkunden vom Jahre 1045 vorhanden, in denen nach der ersten vom 7. März dem Markgrafen Siegfried zwischen den Flüßen Fischa, Leitha und der March, als den Bezirk dieses Markgrafenthums, die in demselben gelegenen Huben oder Bauernhöfe mit aller Zugehör als ein Eigenthum überlassen ward. In der zweiten vom 15. Juli erhält der Markgraf Siegfried vom Kaiser fünfzehn, an dem Ufer der Donau (die heutigen Dörfer Kagran, Stadt Groß-Enzersdorf, Eßlingen, Orth, Eckartsau ꝛc. ꝛc.) in die Länge sich erstreckenden Hofstätten (areas) und dreißig, rückwärts desselben, gegen die ungarische Straße (gegen das heutige Schloßhof zu) angezeigte königliche Huben, nebst noch andern in des Markgrafen Bezirk und Grafschaft gelegenen Bauernhofe als ein eigenthümliches Geschenk. Ueberdieß sind noch zwei Urkunden vom Jahre 1045 bekannt, in welchen Markgraf Siegfried erwähnt wird, und worin einem gewissen Reginold zehn königliche Huben zwischen der Fischa und Leitha im Bezirk des Markgrafen Siegfried (in comitatu Sigfridi Marchionis) und nach dem Inhalte einer zweiten, dem Kloster Altaich in Baiern, zehn Huben bei dem Thayaflüße überlassen werden.

durch einen eigenen hierzu aufgestellten Grenzgrafen nicht länger als bis zum Jahre 1050 gedauert zu haben, weil von dieser Zeit an weder in Urkunden, noch bei den alten Schriftstellern mehr etwas davon erwähnt wird. Es ist daher ganz wahrscheinlich, daß bald darauf Albrecht über alle Bezirke, die das heutige Nieder-Oesterreich ausmachen, die Verwaltung ganz allein geführt habe, und gewöhnlich in Melk residirte.

Ernst III., der Tapfere.

Vom Jahre 1057 bis 1075.

Dem Markgrafen Albrecht dem Siegreichen folgte in der Verwaltung der Markgrafschaft Oesterreichs sein zweiter Sohn Ernst, nachdem sein älterer Bruder, der starke Ritter Leopold schon im Jahre 1043 zu Ingelheim gestorben war. Ernst befand sich in der schönsten Kraft der Männerjugend (29 Jahre alt), als er die Regierung übernahm, und hatte sich bereits in den Kriegen gegen Ungarn hohen Ruhm erworben.

Aber kaum war er in der Markgrafschaft seines Vaters vom Kaiser Heinrich den III. bestätigt worden, so starb auch dieser zu Bothfeld, wohin er sich zur Jagdbelustigung begeben hatte, im neun und dreißigsten Jahre seines Alters, einen erst fünfjährigen Sohn Heinrich den IV. hinterlassend.

Sein früher Tod änderte, man darf es ohne Uebertreibung sagen, die Lage und die Richtung der Welt. Zwanzig Jahre längeres Leben für einen so gewaltigen, die Fürsten und Kirche in seiner Hand haltenden Geist, und das Reich wäre ein Erbreich, die Besetzung aller geistlichen und weltlichen Stellen in der Hand des Kaisers, die Hierarchie unmöglich, die deutsche Nation an der Spitze Europas, und der Kaiser ihr Haupt gewesen, und so hätte er dann ungehemmt vom innern Wirren, in der Kraft und in der Stellung, die glorreichsten Unternehmungen wagen und ausführen können.

Durch seinen allzufrühen Tod kam aber das Große, durch so viele Jahre von zwei gewaltigen Männern fortgebildete Werk in die Hände eines unmündigen Kindes, und die Federn und Räder waren herausgenommen, oder gelähmt, ehe der Erbe des Werkes, dessen Werth und Wesen nur ahnen, noch weniger begreifen konnte.

Der Papst Victor selbst, in dessen Armen Heinrich III. starb, segnete bei der Leichenfeier den abgeschiedenen König, und mit ihm auf lange Zeit das Königthum zur Ruhe ein. Zwei Jahre, nachdem der Kaiser im Dome zu Speier, den er selbst Gott zu Ehren gebauet hatte, in die Gruft hinab gesenkt war, nämlich im Herbste des Jahres 1058, kam die verwittwete Kaiserin Agnes mit ihrem Sohne Heinrich den IV., für dem sie, weil er unmündig war, die Regierung führte, und mit ihrer, dem Erbprinzen Salomon von Ungarn, nach dem Friedensschluße zu Tribur verlobten Tochter Sophie nach Oesterreich zu dem Markgrafen Ernst, um die kaiserliche Tochter nach Ungarn zum Beilager zu führen.

Bei dieser Gelegenheit beschenkte der junge römische König Heinrich IV. die Wittwe Albrechts des Sieghaften mit 20 königlichen Höfen, begabte das Kloster St. Pölten mit beträchtlichen Gütern, und ertheilte, um Verdienst und Treue zu belohnen, dem Markgrafen Ernst, dessen Nachfolgern, und dem österreichischen Lande selbst (zu Dürrenbach am 4. October 1058), aufs neue zwei ältere, den Imperatoren Cäsar und Nero zugeschriebene Privilegien, die man damals, wohl des heidnischen Ursprunges wegen, für ungültig hielt.

Der Markgraf Ernst wird darin des heiligen römischen Reiches »vorderster und getreuester« Fürst genannt, und ihm und seinen Nachfolgern das Recht ertheilt, sich das Schwert der Gerechtigkeit vortragen zu lassen, wodurch die Markgrafen von Oesterreich den Herzogen gleich gestellt wurden. Zugleich erhielt er auch die Schirmvogtei über alle, in der Markgrafschaft gelegenen Besitzungen der Hochstifte Salzburg und Passau *).

Bald darauf begab sich die kaiserliche Wittwe mit ihren Kindern nach Ungarn, nachdem König Andreas, der wegen der Ernennung seines Sohnes Salomon zum Thronfolger, mit seinem ehrgeizigen Bruder Bela in gefahrvollen Zwist gerieth, die Vermälung seines Sohnes mit der Kaisertochter zu beschleunigen suchte.

Salomon war sieben Jahre alt, als Andreas beschloß, ihm das Reich zuzuwenden, nicht gedenkend, daß er in der Noth seinem Bruder Bela die Thronfolge zugesichert hatte. Er ließ daher den Knaben zu Stuhlweissenburg krönen, und nach dieser Feierlichkeit, bei einer Zusammenkunft an der March, ihn mit der Kaisertochter förmlich verloben.

Die bereits eingetretene Spannung in der königlichen Familie benützten jetzt Ohrenbläser, um sie zu hellen Flammen anzufachen. So sagte man zu Andreas: »Salomon würde dann nur ruhig herrschen können, wenn Bela todt sey;« dem Bela sagte man wieder, »jetzt sey es an der Zeit, sein Recht geltend zu machen, so lange Salomon noch klein, der König aber kränkelnd wäre.«

Der Erste, der sich zu einer Gewaltthat entschloß, war jetzt Andreas, nachdem er zu Várkony eine Zusammenkunft mit Bela veranstaltete. Hier berief er zwei seiner Getreuen in sein Zimmer, wo die Krone auf einem rothen Kissen, daneben das Schwert, das Zeichen des Herzogthums lag. Der König sprach nun zu den Beiden: »Ich werde Bela fragen, was er sich wählt; nimmt er das Schwert, so besitze er das Herzogthum in Ruhe, — wählt er aber die Krone, so nehmet Ihr das Schwert, und tödtet ihn sogleich;« was die Getreuen auch zu vollziehen gelobten. Graf Niklas, welcher Vorsteher der Herolde war, und an der Thüre Wache hielt, vernahm dieses Gespräch, und als so eben Bela in das

*) Man pflegt dieses Privilegium das erste Heinricianum zu nennen.

Uherskeha Bela nenadaly wÿwolenj mezi wÿwodau a kralostwÿ.

Elezione inaspettata di Bela d' Ungheria tra 'l ducato ed il reame.

Magyarországi Bélának Herczegség, s orszag közötti varatlan választása.

Belás von Ungarn unerwartete Wahl zwischen Herzogthum und Königreich.

N°43.

Zimmer eintrat, flüsterte er ihm die Worte zu: »Das Schwert nimm, willst du leben!« Bela wunderte sich, als er die Krone und das Schwert sah, der König erhob sich aber auf seinem Ruhebette und sprach: »Ich habe meinen Sohn krönen lassen, aber nur, damit der Kaiser, dessen Schwester meinem Sohne seit sieben Jahren verlobt ist, mir nicht zürne, denn Dein Wille ist frei; — wählst Du das Königreich, so nimm die Krone, willst Du das Herzogthum, so nimm das Schwert; was Du nicht willst, bleibt meinem Sohne; — aber nach dem Rechte ist die Krone Dein.« Bela gedachte jetzt der Worte des Grafen Niklas und erwiederte: »Dein Sohn ist gesalbt, er habe die Krone.« Da beugte sich der stolze König zu seines Bruders Füßen, denn er meinte, Bela habe die Krone Salomon so freudig überlassen, wie einst Leventa ihm, aber der Herzog hatte nur aus Furcht so gewählt.

»Das Schwert wähle, willst du leben.« Dieses doppelsinnige Wort blieb in Belas Gedächtniß. Er zog sich daher in das Herzogthum zurück, und entfloh mit seinen Kindern nach Polen zu Boleslaw, dem Anverwandten seiner Frau.

Andreas erkannte aber daraus, daß ihm ein Bruderkrieg bevorstehe, und schickte seinen Sohn Salomon mit der Königskrone und anderen Schätzen nach Oesterreich zum Markgrafen Ernst, der ihn zu Melk mit offenen Armen empfing. Bela war bald darauf (1061) von einem polnischen Heere begleitet, in Ungarn eingefallen, wo er noch dadurch große Unterstützung fand, nachdem viele dieserwegen von Andreas abfielen, weil er die Religion ihrer Väter, wie er doch versprochen hatte, nicht wieder einführen wollte.

Gegen eine solche Macht war Andreas viel zu schwach, sich in eine entscheidende Schlacht einzulassen, daher bat er den Kaiser um Hilfe, der ihm auch unter der Führung des Markgrafen Wilhelm von Thüringen, und des Bischofs Eppo von Zeiz ein Hilfsheer zuschickte, mit welchem Andreas sein Heer verstärkte. An der Theiß begegneten sich die Brüder, und hier kam es nun zur entscheidenden Schlacht, in welcher Bela siegte, und Andreas, der vom Pferde stürzte, von den Hufen seiner fliehenden Reiterschaaren zertreten wurde.

Bela sandte jetzt Herolde aus durch das ganze Land, die von jedem Ort zwei ältere und beredte Männer zu der königlichen Rathsversammlung berufen mußten. Aber nicht nur die Berufenen, sondern alle Bauern und Knechte, ja, das ganze ungarische Volk drängte sich nach Stuhlweissenburg. Der König mit den Bischöfen und Vornehmsten des Reiches, erschracken vor der versammelten Volksmenge, und verschlossen sich in die Stadt. Das Volk aber wählte sich Vorsteher, und diese stiegen auf Gerüste, und redeten zu dem Volke, welches ihnen Beifall zujubelte. Nun schickten sie an den König mehrere Abgeordnete, mit dem Begehren, er solle sie nach der Sitte ihrer Väter im Heidenthume leben, die Bischöfe steinigen, die Priester vertilgen, die Kleriker erwürgen, die Zehendner hängen, die Kirchen zerstören, und die Glocken zerbrechen lassen. Der König war über diese Anforderungen sehr betrübt, und bedingte sich auf drei Tage zum Ueberlegen einen Termin, den er aber mehr dazu benutzte, um Kriegsschaaren von allen Seiten herbeizurufen. Während nun das Volk auf die Antwort des Königs wartete, überfielen die eiligst zusammengezogenen Krieger die Anhänger des Heidenthums, und verübten an ihnen das, was sie den Christen zugedacht hatten. Vieles Volk wurde getödtet, die Vorsteher wurden von Thürmen und Anhöhen herabgestürzt, die Zauberin Rasdi wurde eingekerkert, und dem Hungertode preis gegeben, und auf diese Weise das Heidenthum allenthalben durch eiserne Strenge vertilgt. Auch gelang es dem Könige Bela, durch seine unermüdete Thätigkeit und unnachsichtliche Strenge, binnen Jahresfrist das Wohl im ganzen Reiche, durch bemerkenswerthe Verordnungen zu befördern.

Er verbesserte die Münze, und setzte das Münzverhältniß fest. Vierzig Silber-Denare galten einen Byzantiner. Er setzte die Preise aller Dinge fest, damit der Arme und Unerfahrene, im Handel und Wandel durch den Kaufmann nicht bedrückt und betrogen werden konnte. Von ihm ist auch die Anordnung der Wochenmärkte. Die Weiber und Kinder und alles Eigenthum derjenigen, welche Salomon treu geblieben waren, und ins Ausland sich gezogen hatten, ließ er ungekränkt, damit sie wieder zurückkehren, und im Lande ruhig und friedlich leben konnten. Auch die Lasten, die auf das Land vertheilt waren, verminderte er. Endlich stiftete er zur Buße seines, auf dem Schlachtfelde gebliebenen Bruders Andreas, die Abtei Szekszárd. So erhob Ungarn das Haupt über die Nachbarländer, sie an Ruhm und Reichthum besiegend. Die Armen wurden reich, und die Reichen brüsteten sich *).

Da Bela von den Vormündern des deutschen Königs Heinrichs des IV., die dem Prinzen Salomon auf den Thron von Ungarn erheben wollten, mit einem feindlichen Angriffe bedroht wurde, so beschloß er diesem Angriffe zuvorzukommen, und fiel mit ganzer Macht im Jahre 1062 verheerend in Oesterreich ein, unter dem Vorwande, die Auslieferung des jungen Salomons nebst den ungarischen Reichsinsignien, von dem Markgrafen Ernst zu fordern.

Aber der Markgraf schlug ihn zurück, verfolgte ihn dann ins ungarische Land, und eroberte im Sturme den Ort Wieselburg, wodurch er sich den hochverdienten Beinamen »des Tapfern« erwarb.

Während der großen Rüstungen, welche Bela betrieb, um aufs neue in Oedenburg einzufallen, überraschte ihn im dritten Jahre seiner Regierung der Tod **). König Bela hinterließ drei Söhne Gei-

*) Turocz chron. §. 11. cap. 45.

**) Sein Ende wird verschieden erzählt. Nach Einigen starb er in Folge eines Sturzes vom Pferde. Andere geben an: als er in der königlichen Villa Domös zu Gerichte saß, brach plötzlich unter ihm der Thron zusammen, wodurch er tödtlich verwundet wurde, und

ża *), Ladislaus und Lambert, welche alle drei würdig des Thrones gewesen wären, — aber, beispiellos in der Geschichte, — Keiner machte Ansprüche auf die bevorstehende Aussicht, auf den Thron zu gelangen, ja die drei Brüder ordneten vielmehr einstimmig Gesandte an Salomon ab, und ließen ihn einladen, die Herrschaft in Ungarn zu übernehmen.

Salomon folgte auch dem willkommenen Rufe, und erschien von seiner Braut und ihrem Bruder, dem jungen Heinrich den IV. begleitet, zu Stuhlweissenburg, wo er zum zweitenmale gekrönt, und zugleich mit seinen Vettern, den Söhnen Belas, die Uebereinkunft getroffen wurde, daß er sie stets nach ihrer Geburt und ihren Verdiensten ehren werde.

Es scheint aber, daß Salomon oder seine Rathgeber diese Uebereinkunft bald wieder vergessen haben, denn Geiża und seine Brüder flüchteten sich nach Polen, von wo sie dann mit einem Heere zurückkamen, um mit Gewalt den dritten Theil des Königreichs, so wie ihn ihr Vater Bela zu Andreas Lebszeiten besessen hatte, zu fordern. Indessen vermittelten aber die Großen des Reiches, und vorzüglich der Bischof Desiderius, die bevorstehenden Feindseligkeiten, worauf Salomons dritte Krönung erfolgte, und zwar, durch die Hände seines Vetters Geiża, den er zum Herzoge ernannt hatte.

Von nun an herrschte durch mehrere Jahre, zwischen dem Könige Salomon und den Söhnen Belas, vollkommene Eintracht, wodurch sie im Innern mächtig und ihren Feinden furchtbar wurden. Sie zogen vereint nach Dalmatien, dem Könige Zolomer zu Hilfe, und besiegten seine Feinde die Kärnthner; dann trieben sie die Böhmen, welche verheerend bis Trentsén eingebrochen waren, in ihr Land zurück. Eben so siegreich bestanden sie den schwierigen Kampf mit den Kumanen, welche in dem östlichen Theile von Ungarn verheerend eingefallen waren. Zuletzt gaben die Bissenner, welche unter der Begünstigung des griechischen Befehlshabers von Belgrad, öfters Plünderungs-Einfälle in Ungarn gemacht hatten, die Veranlassung, daß diese Festung, welche bis zum Jahre 1073 im Besitze der Griechen war, nach einer beinahe dreimonatlichen Belagerung erobert wurde.

Hier löste sich aber das Band der Eintracht wieder auf, da der König Salomon auf Anrathen des Grafen Vid, eine unbillige Theilung der vorgefundenen Beute und Gefangenen vorgenommen hatte. Dieser Graf hatte nämlich die Absicht, das Herzogthum, welches Geiża im Besitze hatte, selbst zu erlangen, und dachte auf Mittel, diesen Fürsten ins Verderben zu bringen. Der Plan, den Salomon mit seinem Rathgeber beschlossen hatte, den Herzog Geiża, als er sich auf der Jagd zu Ingwán (die Wälder um Bihar) befand, überfallen und blenden zu lassen, mißlang durch eine, an Geiża vorausgegangene Warnung des Abtes Wilhelm, der an einem verborgenen Orte die Verhandlung des Königs mit den Verschwornen behorcht hatte. Nun kam es zu öffentlichen Auftritten, in welchen sich Salomon um Hilfsvölker bei seinem Schwager dem deutschen Könige Heinrich dem IV. bewarb; aber auch Geiża blieb nicht unthätig, und suchte böhmische und polnische Hilfstruppen auf seine Seite zu bringen.

Geiża lagerte sich zwischen Waitzen und Czinkola; Salomon mit den Seinen auf dem Felde Rákos. Da am nächsten Morgen die Schlacht durch einen dichten Nebel gehindert wurde, so stand über die Nacht jeder Krieger gerüstet bei seinem Roß und hielt es am Zügel, den entscheidenden Morgen erwartend.

Als der Tag grauete, wurden von beiden Seiten die Schaaren geordnet, und die Schlacht begann, in welcher Geiża mit seinem tapfern Bruder Ladislaus, nach einer unendlich harten Gegenwehre den Salomon überwältigte.

Salomon nur von einem Getreuen begleitet, setzte bei Szigethsö über die Donau und flüchtete nach Wieselburg, wohin er beim Beginne des Krieges seine Mutter und seine Gemalin Sophie gesendet hatte. Von hier begab er sich dann nach Preßburg, und wartete auf eine günstige Gelegenheit, den Geiża aufs neue zu bekriegen; da er inzwischen seine Gemalin und seine Mutter nach Deutschland geschickt hatte, um von dort Beistand zu erhalten. Aber unglücklicherweise hatte Sophie durch ihre Mutter Agnes die Kaiserin Wittwe, die seit der Entführung ihres Sohnes Heinrich *), zu Rom in einem Kloster lebte, sich an den Papst Gregor den VII. um Unterstützung gewendet, der jedoch, statt ihrer Bitte Gehör zu geben, vielmehr die Sache des Geiża begünstigte, weil Salomon, den von ihm verbannten deutschen König Heinrich anhänglich war. Ja

---

dann zu Kanisa, wohin man ihn gebracht hatte, starb.

*) Geiża hat verschiedene Namen. Er wird auch Joas oder Magnus genannt. Letzteres als Taufname, und nicht wegen seiner Thaten.

*) Nach dem Tode Kaiser Heinrichs übernahm Agnes, eine einsichtsvolle Frau, die Erziehung ihres sechsjährigen Sohnes Heinrich des IV., und zugleich die Reichsverwaltung, bei welch schwierigem Geschäfte, sie das meiste Vertrauen auf den Bischof von Augsburg setzte. Dadurch entstand aber große Unzufriedenheit unter den Großen, welche beschlossen, den Prinzen aus den Händen der Kaiserin mit Gewalt zu entfernen. Ein zu Kaiserswerth am Rhein veranstaltetes Gastmal schien den Verschwornen dazu die beste Gelegenheit zu geben, nachdem sie nach aufgehobener Malzeit den Prinzen mit seiner Mutter zu einem Spaziergange an den Rhein lockten, um daselbst ein Schiff zu besichtigen. Aber kaum hatte der Prinz das Schiff bestiegen, so ergriffen die Knechte auf ein gegebenes Zeichen die Ruder, und setzten auf das jenseitige Ufer über, wo er unter der strengen Aufsicht des Erzbischofs Hanno von Köln blieb. Die betrübte Mutter legte hierauf die Regentschaft nieder, und ging nach Rom, wo sie ihre Zeit in einem Kloster verlebte.

der Papst hatte sogar den Plan, das freie Ungarn in ein päpstliches Zinsreich zu verwandeln; allein Geiza und die Nation wiesen ein solches Zumuthen mit Stolz zurück, und so blieben die päpstlichen Briefe ohne Wirkung, und Ungarn behauptete seine Unabhängigkeit.

Unter diesen Verhältnissen konnte also Heinrich für seinen unglücklichen Schwager wenig thun, und überdieß war er selbst in einem schweren Kampf, mit den von ihm zu hart behandelten Sachsen und ihren Verbündeten dem bairischen Herzog Otto von Nordheim gerathen, der, immer weiter um sich greifend, die Sachsen nicht nur bis zur höchsten Erbitterung stimmte, sondern auch fast alle deutschen Fürsten von ihrem Oberhaupte entfernte, wodurch dann der Krieg in helle Flammen ausbrach.

Der Einfluß, den der Erzbischof Adalbert von Bremen auf den jungen König Heinrich hatte, erregte ein großes Mißvergnügen, welches besonders in Sachsen sehr laut wurde, nachdem Heinrich hier viele Gewaltthätigkeiten ausübte, verschiedene, von seinen Vorgängern ertheilte Freiheiten einzog, und, um die Sachsen zu bändigen, auf allen Hügeln und Bergen Schlösser erbaute, deren Besatzungen dem Lande zur Last fielen.

Nun verbanden sich die Sachsen mit den Thüringern, die auf gleiche Art gedrückt, und mit ihren ernstlichen Vorstellungen immer nur mit Härte und Verachtung zurückgewiesen wurden; erzwangen von Heinrich mit Waffengewalt die Freilassung ihres gefangen gehaltenen Herzogs, die Uebergabe der Harzburg, und die Bewilligung zur Zerstörung der Festungswerke.

Bisher hatten die Sachsen und Thüringer auch die öffentliche Meinung eines sehr großen Theiles des übrigen Deutschlands für sich gehabt, denn die Regierung, welche Heinrich IV. geführt, war keineswegs rühmlich gewesen. Als sie sich aber nicht begnügten, die Festungswerke der Harzburg zu schleifen, wie ihnen durch den Vertrag gestattet worden ist, sondern auch alle Gebäude in ihr zerstörten, ja sogar die wirklich schöne Kirche nicht schonten, und die Leichen von Mitgliedern der kaiserlichen Familie aus der geweihten Erde rissen, da änderte sich die Meinung gegen die Sachsen, und es zürnten ihnen die übrigen Deutschen, wegen des begangenen unerhörten Frevels.

Heinrich IV. beklagte sich jetzt darüber bei dem Papste Gregor dem VII. (vor Besteigung des päpstlichen Stuhles Hildebrand genannt), und dieser fand dabei eine gute Veranlassung, sich in die deutschen Händel einzumischen. Auch die Reichsfürsten, obschon sie heimlich die Absicht hatten, den Herzog Rudolph von Schwaben an seiner Statt zum Kaiser von Deutschland zu erwählen, zeigten sich gegen Heinrich wieder geneigt, und sagten ihm ihre Hilfe zu, mit welcher er anfangs Juni 1075 eines der schönsten Heere, welches Deutschland je gesehen, versammelt hatte.

Das Lager der Sachsen dehnte sich zwischen Groß-Gottern, Thomasbrück und Gräfentonna bei dem Kloster Hohenburg, Langensalza und Nägelstädt an beiden Ufern der Unstrut hin. Ihre Fürsten hatten eine Vorladung des Königs erwartet, und beschäftigten sich von ihrer Seite mit der Instruktion, die sie der Gesandtschaft geben wollten, welche sie an Heinrich abzusenden im Begriffe waren.

Aber während sie noch über die Gesandtschaft in der Berathung beisammen standen, trat ein königlicher Bote in das Zelt, und meldete, daß Heinrich entschlossen sey, am folgenden Morgen, zwischen sich und ihnen durch eine Schlacht zu entscheiden. Noch hatten sie sich nicht von dieser Ueberraschung erholt, so trat schon ein Sachse ein, und berichtet, daß der König mit seinem Heere im Anzuge sey, was auch die Staubwolken auf der Ebene und seine flatternden Fahnen bezeugten. Jetzt warf einer dem andern Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit vor. Alles griff nach den Waffen, und drängte sich zu den Thoren des Lagers hinaus, um sich in Schlachtordnung zu stellen. In der Verwirrung und in der Eile der Noth kamen Wenige dazu, sich die, wegen der drückenden Sonnenhitze abgelegten Harnische anzuschnallen, ja viele fanden nicht einmal Zeit genug, ihre Kleider anzulegen. Keiner wollte warten bis der andere fertig war, und so stürzten sie einzeln, wie jeder seine Waffen zu sich genommen hatte, hinaus.

Die Schlacht (es war am 8. Juli 1075) hatte längst begonnen, bevor zu den Heerhaufen, die auf der andern Seite der Unstrut in weiter Entfernung gelagert waren, die Nachricht von der bevorstehenden Schlacht kommen konnte. Es war also keine Zeit für die Anführer mehr übrig gewesen, um die gewöhnlichen Vorbereitungen zum Angriffe, zum Rückzuge, zur Deckung des Lagers u. s. w. treffen zu können, denn die Ueberraschung durch das Anrücken des königlichen Heeres, machte alles dieses unmöglich. Die sächsische Reiterei in einem dichten unordentlichen Haufen, wie sie sich in der Eile zusammen gefunden hatte, stürzte, ohne auf das Zeichen zum Kampfe zu warten, dem feindlichen Vordertreffen unweit Hohenburg entgegen, und bewirkte durch diesen ersten gewaltigen Anprall, daß die Schwaben geworfen wurden. Aber der Herzog Welf mit den Baiern sprengte sogleich heran, und hielt den Streit wieder aufrecht, der jetzt mit der höchsten Erbitterung geführt wurde. So dauerte das mörderische Gemetzel bis in die späte Sommernacht, als endlich die Sachsen nach einem langen und zweifelhaften Würgen, vollends geschlagen wurden. Markgraf Ernst von Oesterreich, der sich in manchem Gefechte gegen die Ungarn, Ruhm erworben hatte, führte in dem starken Gewühle des Kampfes sein sieggewohntes Schwert mit kraftvoller Hand, und erfocht muthvoll für den Kaiser, mit Aufopferung seines Lebens, den Sieg an diesem blutigen Tage. Tödtlich verwundet trug man ihn ins Lager zurück, wo er am andern Tage im acht und vierzigsten Jahre seines Alters, den 9. Juli 1075 sein Leben beschloß *).

*) Seine irdischen Ueberreste wurden nach Melk gebracht, und in der dortigen Kirche beigesetzt.

Ruhmvoll hatte Ernst in der Ostmark gewaltet und glorreich geendet, und verdiente in Rücksicht seiner großen Verdienste, die er, so wie seine erlauchten Vorfahren dem Reiche geleistet hatten, die seltene Auszeichnung des ihm ertheilten kaiserlichen Freiheitsbriefes, welcher die Reihe jener berühmten Privilegien eröffnet, die so sehr in früheren Zeiten den Ruhm Oesterreichs erhoben. Ueberdieß erhielt er zum Beweise, wie hoch das Haus Oesterreich schon damals bei dem Kaiser und dem Reiche in Ehren stand, von demselben in der ihm anvertrauten Markgrafschaft, in dem Walde Rovgács, doch mit Ausnahme Falkensteins, so viel, als 40 Höfe ausmachen. Dann rückte durch Ernsts Siege über die Ungarn, die österreichische Mark weiter nach Osten vor. Innerhalb derselben werden genannt: Suarzaha und Hederischeswerda (Schwarzau und Haderswerth unweit Neustadt), dann sogar über die Leitha hinaus gegen die Raab, ein Wildbann am Litahaberge und Churimberge am Raabfluße. Auch gegen Böhmen behauptete und erweiterte Ernst sein Gebiet. So erscheinen urkundlich auf dem Marchfelde Wikkendorf, Stötpherich, Maehrle und Chirchle, (Weikendorf, Stopfenreit, Marchegg und Schönkirchen). Noch andere bekannte Namen erscheinen in jener Zeit urkundlich, wie z. B. Mannswerth, Swechant, (Schwechat), Viskaha, (Fischa), Fischabegemunde, (Fischament), Chrunbinuzbuone, (Krummnußbaum); zugleich ein Vergleich mit der damaligen Sprache.

Von Ernst ist auch eine Urkunde, die erste eines Markgrafen von Oesterreich vorhanden, welche eine Schenkung von ihm, seiner Gemalin Swanhilde und seines Sohnes Leopold an das Stift Melk enthält. Die Urkunde ist zwar ohne Datum, aber ihre Echtheit kann nicht bezweifelt werden, und gewährt noch besonders darum ein hohes Interesse, weil sich unter den Zeugen die Namen der damals blühenden edlen Geschlechter Oesterreichs befinden *).

Leopold III., der Schöne.

Vom Jahre 1075 bis 1096.

Auf Ernst dem standhaften Freund des Kaisers Heinrich des IV. folgte sein Sohn Leopold III., den die Zeitgenossen wegen seiner körperlichen Vorzüge **) mit den Beinamen »der Schöne« bezeichnen.

Im Laufe seiner Regierung hatte Leopold von Seite Ungarns eine dauerhafte Ruhe genossen, denn er stand mit dem damals regierenden Ladislaus von Ungarn im guten Einvernehmen. Salomon nämlich, von seinem Schwager, dem deutschen Könige Heinrich den IV., der damals in dem wüthenden Kampfe mit den Sachsen stand, verlassen, wurde von den Großen des Reiches als Verräther des Vaterlandes erklärt, und verlor die Krone, worauf man den ältern Bruder des Ladislaus, Namens Geiza zum Könige von Ungarn gewählt. Dieser friedeliebende Fürst, der die Krone lieber an Salomon wieder zurückgegeben hätte, beschloß nach einer kurzen Regierung sein Leben, und nun wählten die Stände Ungarns den Ladislaus zu ihrem Könige, einen Mann, der sein Reich durch seine Gesetzgebung und seine Anordnungen in Betreff des Kirchenwesens, so wie in allen Zweigen der Staatsverwaltung beglückte *).

Er eroberte die Königreiche Dalmatien und Kroatien, brachte die Böhmen zum Gehorsam, siegte über die Polen und Russen, und verschaffte dadurch seinem Königreiche Frieden, und sich den Ruhm eines unsterblichen Namens.

Markgraf Leopold, der Sohn und Nachfolger des herrlichen und tapfern Ritters Ernst, der für seinen Kaiser Heinrich den IV. freudig sein Alles gewagt, ja in der Schlacht an der Unstrut für denselben in den Tod gegangen, war jetzt unter den Gegnern dieses Kaisers, und nahm von den Ungarn in sicherer Ruhe gelassen, an den folgereichen Streitigkeiten des Kaisers mit dem Papste Gregor den VII., vielen Antheil.

Heinrich stand auf dem Gipfel seiner Macht, als Gregor mit unerschütterlicher Festigkeit, Simonie und Priesterehe, so wie die kaiserliche Belehnungsart der Bischöfe und Aebte durch Ueberreichung des Ringes und Stabes angriff. Dieser Investiturstreit brachte in der Folge furchtbares Elend über den Kaiser, nachdem er standhaft auf seinem Recht beharrte, Belehnungen zu ertheilen. Der Papst bestrafte dafür nicht nur die Räthe des Kaisers mit dem Banne, sondern berief auch diesen zur Verantwortung nach Rom, und drohte, im Weigerungsfalle ihn auch mit dem Bannfluche zu belegen.

Unerhört und beispiellos war dieser Schritt des Papstes, daher hielten jetzt die deutschen Bischöfe, welche sich dadurch aufs Höchste getrieben sahen, eine Versammlung zu Worms, in welcher beschlossen wurde, den übermüthigen und stol-

*) Schramb hat in seiner Geschichte der Abtei Melk im Jahre 1702 zu Wien unter dem Titel »Chronicon Mellicense« erschienen, pag. 41 die Urkunde mitgetheilt.

**) Chronic. Aust. Thomae Ebendorferi de Haselbach in Pertz II. 702.

*) In der sturmbewegten Zeit des Thronstreites, hatte der Diebstahl in Ungarn auf eine furchtbare Weise zugenommen. Die Gesetze, welche König Ladislaus dagegen erließ, zeigen von außerordentlicher Strenge. Als Beispiel mögen folgende genügen: Wenn ein Knecht stiehlt und nicht gelöst werden kann, verliert er die Nase; stiehlt er noch einmal, wird er gehängt. Ein Freier, der eine Gans oder Ente stiehlt, verliert ein Auge. Ein Kleriker, der eine Gans, Henne, Apfel oder dergleichen stiehlt, bekömmt einen Schilling, beträgt der Diebstahl mehr, so wird er durch den Bischof degradirt und dem weltlichen Gerichte überliefert. Da diese und ähnliche Gesetze in der Folge nicht mehr erneuert wurden, so läßt sich vermuthen, daß durch diese Schärfe dem Unfuge gesteuert wurde. Uebrigens bleibt es merkwürdig, daß Ladislaus bei aller seiner Frömmigkeit, dennoch gegen den Beschluß des Papstes, die Priesterehe durch ein eigenes Gesetz aufrecht erhielt.

zen Gregor seiner Würde zu entsetzen. Dieser erließ aber dagegen auf einem Concilium zu Rom das Bannurtheil über den Kaiser und über mehrere deutsche Bischöfe, worin Heinrich der königlichen Regierung in Deutschland und Italien verlustig erklärt, und seine Unterthanen von ihrem Eid der Treue enthoben wurden.

Eine solche Handlungsweise würde zu jeder andern Zeit dem Papste verderblich gewesen seyn; aber der staatskluge Gregor hatte den günstigen Zeitpunkt getroffen, nachdem mehrere Fürsten, nämlich die Herzoge von Schwaben, Baiern und Kärnthen, so wie mehrere Bischöfe mit der Regierung Heinrichs unzufrieden waren. Auch die Sachsen fingen eine neue Empörung an, weil Heinrich nach der Schlacht an der Unstrut, wo sie eine große Niederlage erlitten hatten, alle ihre Fürsten und Großen gefangen nahm, sie in andere Länder schickte und das Volk als ein erzürnter Sieger behandelte. Diese so sehr gedrückten Sachsen stellten nun bei dem Papste, auf die bei demselben von Heinrich wider sie angebrachte Klage eine Gegenklage an, und wählten ihn in dieser Angelegenheit zum Schiedsrichter. Dadurch immer mehr kühn gemacht, fuhr jetzt Gregor eifrig und unablässig fort, seine Maßregeln wirken zu lassen, worauf am Ende, dem von allen Seiten bedrängten und verlassenen Kaiser nichts anderes übrig blieb, als sich auf der Reichsversammlung zu Augsburg, dem Ausspruche des Papstes zu unterwerfen. Um aber zugleich auch von dem päpstlichen Banne losgesprochen zu werden, mußte sich Heinrich in seiner großen Verlegenheit, da er in Gefahr stand, Alles zu verlieren, entschließen, mitten im harten Winter des Jahres 1077 über die Eisfelder der Alpen nach Italien zu reisen, auf welch' beschwerlicher Wanderung ihn auch seine Familie begleitete.

Gregor war bereits auf dem Wege nach Deutschland, als er zu seinem nicht geringen Erstaunen die Ankunft des Kaisers in Italien erfuhr, was ihn daher veranlaßte, seine Rückreise nach Canossa, einem festen Schlosse im Modenesischen unweit Reggio, seiner eigenen Sicherheit wegen, zu nehmen.

Hier wohnte Mathilde, die Markgräfin von Toscana, eine schöne und edle Dame, welche einen prächtigen Hofstaat führte, und mit Gregor schon längst in einem eifrigen Briefwechsel stand. Zu ihr zog nun auch Heinrich mit der Bitte, sich für ihn bei dem Papste zu verwenden. Dieser blieb aber bei der Fürbitte der anverwandten Gräfin Mathilde, so wie bei jener von mehreren ansehnlichen Fürsten, in seinem gefaßten Beschluße unbeweglich, und wollte sich nur nach einer vorhergegangenen Buße, wieder mit ihm aussöhnen.

Heinrich mußte nun, um diesem Begehren nachzukommen, durch drei Tage (vom 28. bis 30. Jänner) in der strengen Kälte, mit entblößtem Haupte, barfuß und von allem königlichen Schmucke beraubt, bloß mit einem schlechten leinernen Trauerhemde bekleidet, in einem Hofraum des Schlosses von früh Morgens bis auf den Abend, ohne Speise und Trank stehen, und mit dem Beten der sieben Bußpsalmen den Papst um Vergebung und Erbarmen anflehen.

Erst am vierten Tage ließ ihn der Papst vor sich und sprach den entstellten Kaiser, in Gegenwart seiner Begleitung (äußerst demüthigend für den Kaiser) mit ernsten Worten und unter den härtesten Bedingungen vom Banne los.

Aber gerade dieser Akt von ungewöhnlicher und unerhörter Strenge, so wie die Bedingung, daß er auf der nächsten Reichsversammlung zu Augsburg zu erscheinen, und daselbst zu erwarten habe, ob er Kaiser bleiben könne; ferner, daß er sich aller Reichshandlungen und Regierungsgeschäfte bis dahin gänzlich zu enthalten habe, und künftig gebunden seyn soll, dem römischen Stuhl in Allem zu gehorchen, brachte jetzt eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor, und erregte bei den Italienern, die längst schon mit Gregor unzufrieden waren, so großes Mißfallen, daß sie dem tiefbeleidigten Kaiser ihren Beistand anboten.

Die deutschen Fürsten hatten indessen auf Veranlassung des Papstes, zu Forchheim im Jahre 1077 den Herzog Rudolph von Schwaben zum Könige gewählt; aber Heinrich eilte nach Deutschland zurück, und war so glücklich, seinen Gegner Rudolph der in der Schlacht (1080) das Leben verlor, zu besiegen. Auch Heinrichs nachheriger Gegner Hermann von Luxemburg, und Eckbert Markgraf von Thüringen, konnten wenig gegen ihn ausrichten. Gregor ging aber dagegen in seinen Anmassungen immer weiter, und belegte Heinrich auf's neue mit dem Kirchenbanne; worauf endlich auf dem Concilium zu Briren, im Jahre 1080 der Papst von den italienischen und deutschen Bischöfen abgesetzt wurde. Heinrich ging jetzt mit einem Heere nach Italien, um Rache an Gregor zu nehmen, und ließ sich von dem, von ihm eingesetzten Papste Klemens den III. zu Rom krönen.

Gregor, der unversöhnlichste Feind des Kaisers, fand wohl eine Zuflucht bei den Normännern in Kalabrien, starb aber zu Salerno im Jahre 1085 ohne seinen Gegner erdrückt zu haben. Es ist also nicht zu verwundern, daß in einer solchen Zeit des heftigsten Kampfes zwischen Papstmacht und Kaisergewalt, in welcher sich Deutschland in zwei große Parteien spaltete, und in welche die Regierung des Markgrafen von Oesterreich fällt, — bei der Ehrfurcht vor der Kirche und ihrem Oberhaupte, welche die Herzen der Menschen beseelte, — daß in dieser Zeit so mancher Fürst die Treue gegen das weltliche Oberhaupt des Reiches vergaß, in der sichern Meinung, er diene dadurch dem höhern Herrn.

So sah auch Markgraf Leopold der Schöne in diesem verderblichen Streite nicht hell, wenigstens nicht mit eigenen Augen, sondern ließ sich von dem frommen, aber zugleich sehr thatkräftigen und ehrgeizigen Bischofe Altmann von Passau, völlig zu Gunsten des Papstes stimmen. Anfangs nur im Geheimen der päpstlichen Partei zugethan, erklärte er sich jetzt auf einem Landtage zu Tulln im Jahre 1081 öffentlich gegen Heinrich den IV., vertrieb alle An-

hänger des Kaisers, überhäufte den Bischof Altmann mit dem höchsten Lobe, und versprach Allen, die dem apostolischen Stuhle und dessen Legaten gehorsam seyn würden, den kräftigsten Waffenschutz.

Dieser Bischof Altmann *) hatte überhaupt einen überaus großen Einfluß auf die Geschicke Oesterreichs, besonders aber auch auf die von dem Markgrafen Leopold dem Erlauchten gestiftete Abtei Melk, welche jetzt dem Orden des heiligen Benedikt übergeben wurde; so wie, wegen der von ihm selbst schon im Jahre 1072 gegründeten Benediktiner-Abtei Göttweig oder Göttweih (Gottwicum), welche ihre jetzige Baugestalt im Jahre 1719 erhielt; Beide, uralte Hochschulen für geistliche Bildung und geistlichen Sinn, dann der Klöster: Garsten, St. Pölten, St. Florian und St. Nikolai.

Bischof Altmann war ein unverzagter Mann, gleich seinem großen Meister Gregor dem VII. Er war wie dieser, ein abgesagter Feind der Priesterehe und Simonie, wie dieser ein Vertheidiger des Grundsatzes der Oberherrlichkeit der kirchlichen Gewalt über die weltliche, und wie dieser voll unerschütterlicher Standhaftigkeit und unerbittlicher Strenge.

Von seiner Strenge ist ein Beispiel bekannt, welches vollkommene Aehnlichkeit mit dem Benehmen hat, das Papst Gregor VII. gegen Kaiser Heinrich dem IV. zu Canossa sich erlaubt hatte.

Der Bischof hatte die Ortschaft Kadolsdorf an die Abtei Göttweih geschenkt, worauf aber ein österreichischer Edler einen erbrechtlichen Anspruch machte. Altmann belegte nun diesen Anforderer mit dem Bannfluche, und bald zeigte sich auch die Wirkung desselben. Die Standesgenossen und alle Geistlichen suchten mit dem Ritter jeden Umgang zu vermeiden, und entfernten sich ganz von ihm, daß er sich zuletzt genöthigt fand, sich vor dem Bischofe zu demüthigen, was darin bestand, daß er zu St. Pölten im Bußgewande, mit bloßen Füßen im tiefen Schnee stehend, lange harren mußte, bis Altmann ihn auf die Fürbitte anderer österreichischer Edlen, wieder in die Kirchengemeinschaft aufnahm **).

Die Feindschaft des Bischofs gegen den Kaiser war, weil sie in einem Grundsatze wurzelte, unvertilgbar, außer Heinrich IV. hätte sich herbeigelassen, eben diesem Grundsatze aufrichtig zu huldigen. Altmann war auch daher eifrigst bemüht, ihn überall entgegen zu treten und Feinde zu erwecken, was ihm bei dem Markgrafen Leopold so gut gelang, daß sich dieser sogar verleiten ließ, gegen den Kaiser die Waffen zu ergreifen, die er jedoch bald wieder niederlegte, als der Kaiser im Jahre 1079 verwüstend in Oesterreich einbrach, und ihm zur Unterwerfung zwang.

Aber kaum war Heinrich entfernt und auf einer andern Seite beschäftigt gewesen, ließ sich der Markgraf wieder aufs neue irre führen, all[e] hänger Heinrichs aus seinem Lande zu ve[r]trieben und dem neuen Gegenkönig Hermann von Luxemburg die, dem Heinrich noch treu gebliebene Stadt Augsburg belagern zu helfen.

Heinrich forderte von Italien aus den Herzog Wratislaw auf, Leopold dafür zu strafen, und ihm die Mark Oesterreich abzunehmen, was die Veranlassung des ersten, in der Geschichte bekannt gewordenen Krieges zwischen Böhmen und Oesterreich war.

Wratislaw verband sich jetzt mit seinen Brüdern, dem Markgrafen Konrad von Mähren und dem Bischofe Gebhard von Regensburg, und fiel mit einem starken Heere von Böhmen und Mährern und mit einer Hilfsschaar des Regensburger Bischofs, in Oesterreich ein, das sie nach der Sitte jener Zeit, mit Feuer und Schwert verwüsteten, bis ihnen Leopold mit seiner ganzen Macht und dem Passauer Hilfsvolke bei Mailberg entgegen kam, und am 12. Mai 1082 eine geordnete Schlacht anbot.

Wratislaw stellte die bairischen Bundestruppen auf den rechten, seine Brüder mit den Mährern auf den linken Flügel, er selbst focht mit den Böhmen im Centrum. Der Kampf war einer der hartnäckigsten und blutigsten in jener Zeit; endlich erhielten die Böhmen und Mährer einen vollständigen Sieg, nachdem sie dem Markgrafen vieles Volk erschlagen, ihn zur Flucht genöthigt, und bei langer blutiger Verfolgung große Beute und viele Gefangene gemacht hatten. Unter den wenigen Edlen Böhmens, die dabei gefallen sind, nannte man: Hrdon, Dobrohost, und die Brüder Stan und Radim. Dennoch scheint Wratislaw sich mit diesem Erfolge begnügt, das Land selbst aber nicht in Besitz genommen zu haben; denn schon im folgenden Jahre 1083 war Leopold im Stande, gegen die Böhmen wieder ins Feld zu ziehen, und ihnen, mit Hilfe des tapferen und kriegserfahrenen Feldhauptmanns Azzo von Gobbatsburg, dem Stammvater der Chuenringe *), das vorjährige Unglück wenigstens zum Theil zu entgelten **).

So war es jetzt nahe daran, daß die Markgrafschaft Oesterreich ein Anhängsel von Böhmen geworden

---

*) Azzo soll der Stammvater mehrerer großen Geschlechter in Oesterreich geworden seyn, als: Liechtenstein, Velsperg, Hackenberg, Thyrnstein, Pottendorf, Sonnenberg, Kranichberg, Weiten, Kappeln und Anderer. Diesem tapfern Azzo ward zur Belohnung seiner Verdienste, der Beiname der Chuenringer von seinem Landgute dieses Namens, und das Erbschenkenamt ertheilt. Azzo's Enkel war auch der Gründer des Stiftes Zwettl in Oesterreich unter der Enns, Viertel Ober-Manhartsberg. Siehe das Fragmentum Historicum de Fundatoribus Monasterii Zwettlensis in Petz I. 523 und 524.

**) Fr. Ortilo Campilil, bei Hanthaler II. 1235 sagt zwar: »marchio - de iisdem hostibus similem vindictam sumit,« allein daß dieses nicht ganz begründet seyn kann, beweiset schon das gänzliche Stillschweigen fast aller gleichzeitigen österreichischen Chronisten von dieser vindicta selbst, während sie sich über die Schlacht bei Mailberg alle mehr oder weniger ausführlich verbreiten, vorzüglich die Vita b. Altmanni ap. Pez I. 126. Chron. Claustroneoburg. ap. Rauch I. etc.

Sz. Benedek rendi Gottweihi apátsága.

Opátství Benediktinské v Göttweihu.

Ansicht der Benediktiner Abtei Göttweih.

Veduta dell'abbazia dei Benedettini in Göttweih.

N°44.

wäre, hätten dieses zum Glücke nicht die edelsten, theils noch blühenden, theils im Mannsstamm ausgestorbenen Geschlechter Oesterreichs verhindert. Uebrigens scheint auch, daß ein gleichzeitiger Einfall in Mähren von dem Könige Ladislaus von Ungarn, der mit dem Markgrafen Leopold damals im Bunde stand, vieles zum Rückzuge des Wratislaw beigetragen haben mag, worauf dann Leopold bis zu seinem Tode im ruhigen Besitze der Mark blieb.

Zur Zeit dieses Markgrafen gab es schon einige Landesedle, die eigentlich die Stände bildeten, und in wichtigen Angelegenheiten vom Markgrafen zu Rathe gezogen wurden. Eben so bestanden Zoll und Mauthen, wovon die Markgrafen von Oesterreich das Recht besaßen, die Einkünfte zu beziehen, und darüber eigene Verordnungen zu erlassen.

Die beiden alten Städtchen Horn und Stein, waren zu jener Zeit die vorzüglichsten Handelsstädte in Oesterreich.

Markgraf Leopold III. der Schöne starb am 12. October 1096, und war der letzte, welcher im Stifte Melk seine Ruhestätte fand *).

Leopold besaß so manche gute Eigenschaften, die dazu geeignet gewesen wären, sein Volk zu beglücken, aber der fanatische und schwindelnde Geist seiner Zeit, und des Bischof Altmanns böse Rathschläge, zogen ihn unwiderstehlich nach der, ihm und den Seinen verderblichen Seite hin.

Dem Markgrafen Leopold ging im Tode voraus dieser einflußreiche Bischof Altmann von Passau, welcher im Jahre 1091 zu Zeiselmauer in Oesterreich starb **), und nur einen geringen Theil seiner verderblichen Thaten dadurch wieder gut machte, daß er, von der durch ihn gestifteten Abtei Göttweih aus, so manche, während der Landesverheerung unglücklich gewordene Familien, deren Elend seine Rathschläge größtentheils herbeigeführt hatten, mit Lebensmitteln unterstützte, und sich um die Religion sehr vieles Verdienst erwarb.

Vor ihm waren fast alle Kirchen in Oesterreich klein, die meisten von Holz, ohne Thürme und ohne Glocken, so auch ohne äußere Zierde und Würde. Altmann erbaute aber anständige Kirchen mit Thürmen in altgothischer Bauform, wo hie und da noch Ueberreste aus dieser Zeit gefunden werden, schaffte Glocken dazu, versah die Kirchen mit allen nothwendigen Einrichtungen, und legte, da es noch keine Schulen gab, die hierzu zeitgemäßen Anstalten an.

So war er auch ein eifriger Beobachter der Kirchenzucht, und suchte, wo diese nicht herrschte, sie einzuführen, wodurch die Reformationen der Klöster in Oesterreich entstanden. Die Geistlichen lebten in ihren Stiftern behaglich und bekümmerten sich wenig um den Gottesdienst; Altmann wollte aber eine gottesfürchtige, durch Sitten und frommen Wandel ausgezeichnete Geistlichkeit, und so geschah es, daß dem Benediktiner Orden, der in einem großen Ansehen stand, diesem die Klöster übergeben wurden *).

Alles dieses bewerkstelligte der thätige Bischof Altmann zu einer Zeit, wo in Ungarn der Bürgerkrieg wüthete, wo das in Parteien zerrissene Deutschland gegen einander kämpfte, wo ihn, dem Anhänger des Papstes Gregor des VII. der Böhmenherzog, ein treuer Vasall des Kaisers Heinrich des IV. verfolgte, und zweimal aus seinem Bisthume vertrieb, ja, wo Hunger und Krankheiten allgemein wüthend, das Elend auf's Höchste getrieben hatten.

Leopold IV., der Heilige.

Vom Jahre 1097 bis 1136.

Leopold des Schönen gleichnamiger Sohn, der später unter die Zahl der Heiligen versetzt wurde, verbreitete wieder einen neuen, höhern Glanz über das Geschlecht der Babenberger. Wie es gekommen, daß er ungeachtet des heftigen Zwistes zwischen seinem Vater und dem Kaiser, sich das Erbe der Markgrafschaft Oesterreich gerettet hatte, ist schwer zu bestimmen, und es scheint, daß sich vielleicht die alten Gegner, in Leopold des Schönen letzten Tagen mit einander ausgesöhnt haben mögen; oder vielleicht war der hart bedrängte Kaiser zu schwach, die Nachfolge des jungen Leopold zu hindern.

Als dieser den Fürstenstuhl bestieg, hatte bereits jene große Bewegung, jene kriegerische Völkerwanderung begonnen, die sich aus dem Abend- nach dem Morgenlande wälzte, um dort das gelobte Land und das heilige Jerusalem der gewaltigen Hand der Ungläubigen zu entreißen.

Seit der Zeit, als das Christenthum sich über die Grenzen Palästinas verbreitete, wurden die Wallfahrten frommer Pilger nach den heiligen Oertern des gelobten Landes häufig besucht, besonders aber, als Konstantin der Große, welcher das Christenthum angenommen hatte, das Grab des Erlösers mit einem schönen Gewölbe überbauen und daneben eine Kirche mit aller kaiserlichen Pracht aufführen ließ. Wahre innige Liebe zu dem Erlöser mußte in jedem edlen Herzen das Verlangen entzünden, die heilige Erde zu betreten, auf der sein göttlicher Fuß einst wandelte, und wo er sein Blut für die Menschheit vergossen hatte.

Die Araber, welche seit dem siebenten Jahrhunderte die Beherrscher dieser Länder waren, störten solche Andachtsübungen nicht, ließen den Patriarchen

*) Die Zeit warf die ehrwürdigen Ueberreste der ersten Fürsten Oesterreichs durcheinander, und so umschließt jetzt ein einziges Behältniß (seit dem Jahre 1735) eilf Schädel und die zerstreuten Gebeine der dort beigesetzten markgräflichen Familien.

**) Altmann wurde in der von ihm gestifteten Abtei Göttweih beigesetzt.

*) Leopold III., der Schone, entließ die Gesellschaft der weltlichen Chorherren, welche über hundert Jahre in seiner Residenz zu Melk bestanden hatte, und führte daselbst die Mönche nach den Regeln des heiligen Benedikt ein. Sie kamen von Sublacus, aus dem heutigen römischen Gebiete, und vollzogen ihren feierlichen Einzug in die Stiftskirche, am Tage des heiligen Benedikt, im Jahre 1089.

so wie die geistliche Gemeinde ungekränkt und fanden bei den häufigen Besuchen frommer Pilger, sogar ihren eigenen Vortheil. Karl der Große schloß überdieß auch ein Freundschaftsbündniß mit Harun al Raschid, und ersuchte ihn, die christlichen Wallfahrer auf alle Weise zu schützen. Als aber das heilige Land der Herrschaft der ägyptischen Kalifen unterworfen wurde, da hatten die Pilger schon mit mannigfachen Bedrückungen zu kämpfen, doch hinderten diese Gefahren immer noch nicht den frommen Eifer der Wallfahrer, die vorzüglich im eilften Jahrhunderte zahlreich herbeiströmten. So erschienen unter andern im Jahre 1065 der Erzbischof von Mainz, und die Bischöfe von Bamberg, Regensburg und Utrecht, mit einem Gefolge von 7000 Personen in Jerusalem, von denen aber, der vielen Gefahren wegen nur 2000 ihr Vaterland wieder sahen.

Indessen war die Zeit gekommen, wo die Drangsale sich häuften, denn als diese Länder nach dem Tode des Harun al Raschid gänzlich unter die Herrschaft der Turkmanen geriethen, wurde die Lage der dort wohnenden Christen, so wie die Leiden der dahin wallfahrenden Pilger, durch die entehrendsten Mißhandlungen immer unerträglicher. Diese wilden Schaaren drangen in die Kirchen, setzten die Christen während des Gottesdienstes durch den tobendsten Lärm in Schrecken, stürzten auf den Altären die Kelche um, traten die geweihten Gefäße mit Füssen, zerschlugen die Säulen und Bilder, mißhandelten die Priester, und suchten durch eine harte Gefangenhaltung des Patriarchen zu Jerusalem, von den Bedrängten Geld zu erpressen.

Die morgenländischen Christen kamen nach Europa, klagten das Elend und baten um Hilfe. Auch die Pilger, welche in ihre Heimat zurückkehrten, bestätigten die Wahrheit ihrer Klagen und unterstutzten ihre Bitten um Beistand. Diese Nachricht ging nun vielen frommen Christen im Abendlande zu Herzen, und erweckte den Wunsch, in Heeresmasse dorthin zu wallfahrten und das heilige Land, die theuerste Reliquie Christi und der Apostel, den Ungläubigen zu entreißen.

Schon einige Zeit früher, war Gregor VII. von dem griechischen Kaiser um Hilfe gegen die furchtbare Macht der Türken gebeten worden, und da er hoffte, bei dieser Gelegenheit die abgefallene griechische Kirche mit der römischen vereinigen zu konnen, so forderte er durch Umlaufschreiben die Könige von Frankreich und Deutschland, zu einem Feldzuge gegen die Sarazenen auf, und wollte selbst an der Spitze von 40000 Mann gegen die ungläubigen Sarazenen einen Zug unternehmen. Aber sein Kampf mit dem deutschen Kaiser Heinrich den IV., der bald darauf zum Ausbruche kam, ließ ihm keine Zeit mehr übrig, an diesen Plan zu denken, und zuletzt vereitelte sein Tod dessen Ausführung bald gänzlich.

Nun erschien ein sonderbarer Mann, Namens Peter, aus der Stadt Amiens selbst, oder wenigstens in der Diöcese von Amiens gebürtig. Er hatte früher als Soldat gedient und war verehelicht, wählte aber nach dem Tode seiner Frau, das Einsiedlerleben und unternahm eine Wallfahrt nach Palästina. Tausende wie er, hatten vor ihm die gleiche Wallfahrt gemacht, um den frommen Drang ihrer Herzen zu stillen, aber sie kamen und gingen, ohne eine Spur ihres Daseyns zu hinterlassen. Nur er pochte mit ungestümer Faust an die Thore seiner Zeit und trat ein in den Kreis der Weltgeschichte. Mit Entsetzen erfuhr er von einem Christen, der ihm Gastfreundschaft gewährte, den vollen Umfang der Leiden, welche die rohen Türken über die Mutterstadt des christlichen Glaubens verhängt hatten, welche Bedrückungen die Christen erdulden mußten, und war selbst Augenzeuge der schmachvollsten Behandlungen. Vom heiligen Eifer getrieben, und in dem frommen Gedanken bestärkt, als könne und müsse geholfen werden, ging er zu dem Patriarchen Simeon, überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er so ruhig ansehe, wie die heiligsten Orte von den Türken entweiht, die Gaben der frommen Christen geraubt, und die dahin wandelnden Pilger mißhandelt werden. Der Patriarch erkannte aber bald den Mann, der vor ihm stand, und antwortete mit Klagen über die unglückliche Lage seiner Kirche, welche bei der Ohnmacht des griechischen Kaisers verzweifeln müsse, wenn nicht die Christenheit des Abendlandes sich ihrer annehme, und ihre Schmach an den Türken rächen werde, und forderte ihn zugleich auf, als Gesandter der Kirche zu Jerusalem, Erbarmen und Hilfe im Abendlande zu erflehen.

Peter fühlte sich stark genug, das große Werk seiner Sendung zu übernehmen und eilte nach Rom, wo er dem Papste Urban den II., Gregors zweiten Nachfolger, die Bittschriften von dem bedrängten Patriarchen zu Jerusalem überreichte, und deren Anliegen mit der schauderhaftesten Erzählung, welche die Kirche von ihren Tyrannen erleide, unterstützte. Urban, obschon damals selbst vor den Anhangern, des sich noch immer behauptenden Gegenpapstes Clemens, in Rom nicht sicher, faßte dennoch den gewaltigen Plan, die abendländische Christenheit gegen das Morgenland in Bewegung zu setzen. Er schickte Peter, seines frommen Eifers wegen, als einen Gesandten der Kirche zu Jerusalem, mit Vollmacht und Umlaufschreiben versehen, an die Großen der Christenheit, damit er von Stadt zu Stadt den an ihn ergangenen Ruf verkündige, und so die Gemüther auf das vorbereite, was Urban selbst zu vollenden entschlossen sey.

Der Ruf von dem heiligen Pilgersmanne zog ihm weit voran, und überall, wo er erschien, ward er als ein Bote Gottes betrachtet *). Zuerst durchstrich er ganz Italien, überstieg die Alpen und fand allenthalben Beifall und Gehor. Er trat nicht nur vor den Großen, sondern auch vor dem Volke auf, las die Briefe des Patriarchen und anderer Chri-

*) Nach einem Gerüchte, welches der Abt Guibert (Historia Hierosolymitana II. S. in Gesta Dei per Francos I. 452.) aufgezeichnet hat, riß das Volk dem Maulthiere, welches Peter ritt, Haare aus, und verehrte solche gleich Reliquien.

Rozdělení poutnich křižu w sboru Klermontskem

Clermonti egyházi gyülekezetben a tarándokkereszteknek dositása

La distribuzione delle croci de' crociati nel consilio di Clermont.

Die Austheilung der Pilgerkreuze auf der Kirchenversammlung zu Clermont.

N° 45.

sten vor, schilderte ihre bittern Leiden, und begeisterte seine Zuhörer zum Mitleid. Sein Aeußeres verstärkte den Eindruck, den seine Predigten machten. Er war abgezehrt von Hunger und Durst und den langen Beschwerden, ging barfuß und mit entblößtem Haupte, und war ganz schlecht gekleidet. Aber der Strom seiner Rede und der Feuerblick seiner tiefliegenden Augen, drangen in die Herzen aller Zuhörenden und flößten bei seinem Eifer für die Religion und seiner strengen Lebensweise, Bewunderung und Ehrfurcht ein. Er predigte in Kirchen, an Kreuzwegen und an der Heerstraße, und regte durch seine siegende Beredsamkeit alle Gemüther auf. In den heiligen Krieg zu ziehen, suchten noch Greise, die schon längst verrosteten Waffen hervor, und junge Leute übten sich, die Lanze zu tragen. Papst Urban sah mit Wohlgefallen die Wirkungen von den Predigten des frommen Mannes, und schrieb auf den Monat März 1095 eine Kirchenversammlung nach Piacenza aus, wobei sich eine solche Menge von Geistlichen und Weltlichen einfand, daß die Sitzung statt in einer Kirche, wie bisher immer üblich war, auf dem freien Felde gehalten werden mußte. Hier eröffnete der Papst Urban den Vätern die Sendung des frommen Mannes, und seine feurige Rede, in der er die große Angelegenheit der ganzen Christenheit zur Sprache brachte, verfehlte ihre Wirkung nicht. Gleichzeitig traten auch Gesandte des griechischen Kaisers Alexius von Konstantinopel auf und baten dringend um Hilfe, gegen die immer mehr sich ausdehnende, schon bis an die Mauern der Hauptstadt reichende Macht der Türken, und um Rettung der christlichen Religion, die in jenen Gegenden beinahe schon gänzlich ausgerottet wäre. Da legten viele der hier Versammelten das Gelübde ab, den bedrängten Ländern im Morgenlande beizustehen, und sie von dem Drucke der Ungläubigen zu befreien. Was so glücklich zu Piacenza begonnen worden, daß gedachte jetzt Urban zu Clermont zu vollenden. Deutschland war ihm wegen der Feindschaft des Kaisers und eines beträchtlichen Theiles der Bischöfe, die dem Gegenpapste anhingen, verschlossen. Er erhob sich daher, nachdem er noch zu Vercelli die italienische Geistlichkeit ermahnt hatte, alle Kräfte zur Beförderung des heiligen Werkes aufzubieten, über die Alpen nach Frankreich, dessen König Philipp dem päpstlichen Stuhle eben so ungehorsam war, wie Kaiser Heinrich, und ließ durch Provinzialversammlungen, welche zu Puy und an andern Orten gehalten wurden, die Geistlichkeit vorbereiten.

Für den achten Tag nach dem Feste des heiligen Martin (19. November 1095) war die allgemeine Kirchenversammlung angesagt, auf welcher auch der eifrige Apostel Peter erschien. Allen Geistlichen war geboten, auf derselben, bei Verlust ihrer Pfründen, zu erscheinen, und die Bischöfe hatten den Auftrag, die weltlichen Herren in ihren Sprengeln zu bereden, sich auf der Versammlung einzufinden. Endlich erschien der große Tag, welcher Clermont in der Auvergne unsterblich machen, und den Anstoß zu den kriegerischen Völkerwanderungen nach dem Morgenlande, welche Kreuzzüge *) genannt werden, geben sollte.

So sehr hatte Urbans Vorläufer, Peter der Einsiedler, in Frankreich schon gewirkt, und so mächtig war der Einfluß der persönlichen Anwesenheit des Papstes, daß 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Aebte, eine große Menge geringerer Geistlichen und eine unabsehbare Anzahl Weltlicher erschienen sind. Da die Gebäude nicht hinreichten, die Schaaren, welche gekommen waren, zu fassen, so wurde die Kirchenversammlung zu Clermont, gleich jener zu Piacenza, im Freien gehalten.

Von seinem erhabenen Throne, über die Häupter der Menschen wegsehend, erhob der Papst die Stimme, und von seinen Lippen floß der Strom heiliger Beredsamkeit. Die glühenden Worte sanken in glühende Seelen. Kein Auge blieb trocken und keine Wange kalt, als der Papst die Leiden der Christen im Oriente schilderte. In Andacht verklärten sich die Züge der Zuhörer, wenn der Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, von der Heiligkeit der Stätten sprach, wo der Erlöser mit seinen Jüngern gewandelt, wo er mit unaussprechlicher Milde gelehrt, wo er für die Menschen den bittersten Tod gestorben, wo er die Fesseln des Grabes gesprengt, und die Pforten der Hölle überwunden, wo er zu seinem himmlischen Vater aufgefahren.

Im kriegerischen Ungestüme, von einem unbezwingbaren Zorne über die Unthaten der Heiden ergriffen, pochten jetzt die Herzen, wie der begeisterte Redner an Karl den Großen, den Ueberwinder der Sarazenen und wahrhaften Schirmherrn der christlichen Kirche mahnte. Als er hierauf die Ritter aufforderte, statt sich selbst untereinander wie Geier zu zerfleischen, vielmehr Streiter Christi zu werden und sein Grab den Ungläubigen zu entreißen, da ertönte aus tausend und tausend Kehlen der Ruf Krieg! Krieg gegen die Feinde der Christenheit, Gott will es! — Gott will es! und dieser Ruf unterbrach wiederholt den Papst, so daß Stille geboten werden mußte, um seine Rede fortsetzen zu können.

Er verkündete allen denjenigen, welche in den heiligen Krieg ziehen würden, vollkommenen Ablaß ihrer Sünden, ermahnte aber zugleich die Alten und Schwachen, und Alle, welche die Waffen nicht tragen könnten, daheim zu bleiben, nachdem er ihnen für den Fall, als sie das geweihte Unternehmen durch Geld oder auf andere Weise unterstützten, dieselben Seelenvortheile versprach wie den wirklichen Streitern. Den Geistlichen schärfte er ein, nur mit Erlaubniß ihrer Bischöfe oder Aebte in den heiligen Krieg zu ziehen, und forderte diese, so wie

*) Kreuzzüge wurden die, von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des eilften Jahrhunderts, bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, zur Eroberung Palästinas unternommenen Kriege deßhalb genannt, weil alle, in diese heiligen Kampfe ziehenden Krieger mit einem, auf ihr Kleid gehefteten Kreuze vom rothen Tuche, rother Seide oder goldenen Bande, bezeichnet waren. Sie wurden daher auch Kreuzfahrer genannt.

alle übrigen Prieſter auf, in ihren Sprengeln das Kreuz zu predigen und ihre Gemeinden zu entflammen, damit ſie durch die That beweiſen, daß ihnen die Noth des Chriſtenthums im Morgenlande zu Herzen gehe. Endlich beſtimmte er den, ihn ſo oft unterbrechenden, und am Ende ſeiner Rede gewaltiger als je ſchallenden Ruf: »Gott will es!« zum Feldgeſchrei; denn es ſey Gottes Stimme geweſen, die ſo aus den Anweſenden geſprochen, und ermahnte Alle, die das Wort des Herrn: »Wer nicht ſein Kreuz tragt und mir nachfolgt, der iſt meiner nicht werth,« zu befolgen gedächten, ſich mit dieſem heiligen Zeichen zu ſchmücken.

Nie hat eine Rede größere Wirkung hervorgebracht, als die des Papſtes Urban auf der Verſammlung zu Clermont. Kaum waren ſeine letzten Worte verhallt, ſo ließ ſich der Biſchof Adhemar von Puy vor dem geiſtlichen Herrſcher auf die Kniee nieder und bat um Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen, welchem Beiſpiele der Biſchof von Orange, und nach dieſem, der größte Theil der anweſenden Geiſtlichen und Weltlichen folgte. Kardinäle und Ritter, Biſchöfe und Landleute drängten ſich herbei, um das Kreuz, welches auf die rechte Schulter geheftet wurde, zum Zeichen des gemeinſamen Unternehmens zu erhalten.

Nach der Kirchenverſammlung reiste der Papſt perſönlich in Frankreich herum, und ermunterte zur Pilgerſchaft mit einem großen Erfolge. Ebenſo verbreiteten auch die Geiſtlichen und Weltlichen, die zu Clermont das Kreuz erhielten, die Begeiſterung, welche ſie dort ergriffen hatte, in ihrer Heimat. Ueberall gehorchte man dem heiligen Rufe, und wer heute noch widerſtand, der ſchloß ſich morgen an. Greiſe und Kranke nahmen, die Warnung des Papſtes nicht achtend, das Kreuz; denn konnten ſie gleich nicht hoffen, zu ſiegen, ſo war doch der Glaube in ihnen ſtark, das Himmelreich zu erwerben, wenn ſie auf der gefahrvollen Reiſe der faſt unvermeidliche Tod überraſchen ſollte. Selbſt Weiber und Kinder ließen ſich nicht abhalten mit ihren Männern, Vätern oder Brüdern zu ziehen. Mönche, denen ihre Vorgeſetzten die Erlaubniß, ſich den bewaffneten Pilgern beizugeſellen, verweigerten, entſprangen aus den Klöſtern und hefteten das Kreuz auf ihre Bruſt.

Burg und Herrſchaft, Haus und Hof wurden verkauft oder verpfändet, häufig zu Spottpreiſen, um die Koſten der Ausrüſtung zum heiligen Kriege zu erſchwingen. Viele Beſitzungen kamen dadurch in die Hände kluger Leute, die dem allgemeinen Enthuſiasmus Trotz boten, oder wurden ein Eigenthum der Abteien, der Bisthümer und des Fiskus.

Der hochentflammte Ritter dachte ſich jetzt ſchon im Glanze ſeiner Heldenthaten und im Beſitze unermeßlicher Reichthümer, ja ſelbſt der bisher friedlich lebende Landmann, der an ſeinen Pflug und ſeine Arbeit gewohnt war, warf Alles mit Freuden von ſich, um an dem vielverſprechenden Zuge Antheil nehmen zu können.

Bis jetzt war noch kein allgemeiner Oberanführer an die Spitze, der ſich in den verſchiedenen Ländern rüſtenden Schaaren getreten, da jeder Herzog oder Graf, der das Kreuz genommen hatte, und durch Reichthum und Anſehen die Heere zu führen im Stande war, für ſich die Kreuzbrüder, die unter ſeinem Panier ſtreiten wollten, ſammelte.

Unter dieſen ragte aber beſonders Herzog Gottfried von Nieder-Lothringen, nach dem Stammſchloſſe ſeiner Ahnen, von Bouillon genannt, hervor, welcher, als Papſt Urban zu Clermont die Chriſtenheit zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufrief, bereits lange zu den berühmteſten Kriegern ſeiner Zeit gezählt wurde. Nach der Ermordung des Herzogs Gottfried des Buckeligen von Nieder-Lothringen (des Gottfrieds Oheim) hatte Kaiſer Heinrich IV. ihm die Mark Antwerpen, ſeinem eigenen Sohne Konrad aber jenes Herzogthum verliehen; jedoch, als Konrad zum römiſchen Könige gewählt wurde, ernannte der Kaiſer den Markgrafen Gottfried zum Herzoge von Nieder-Lothringen; eine Erhebung, die er durch ſeine bewieſene Treue und Tapferkeit für Heinrich den IV. auch verdiente. Mit Aufrichtigkeit und ritterlicher Ehre vereinigte Herzog Gottfried von Bouillon aber auch eine, ſein ganzes Weſen durchdringende Frömmigkeit, welche ſchon vorlängſt ihn mehr als einmal hatte bekräftigen laſſen, wie innig und ſehnlich er wünſche, mit einem Heere nach dem gelobten Lande zu ziehen, und es von der Herrſchaft der Ungläubigen zu befreien. Als daher die Aufforderung des Papſtes Urban an die Chriſtenheit erging, ſich für den Erlöſer zu waffnen, war jetzt Gottfried einer der erſten Fürſten, welche dem Rufe des Herrn gehorchten. Er verkaufte einige ſeiner Beſitzungen, ja verpfändete ſogar ſein Stammſchloß Bouillon, um die Koſten der Ausrüſtung zu erſchwingen. Bald wurden auch ſeine Brüder Euſtach und Balduin von dem allgemeinen Enthuſiasmus ergriffen, ſich mit Gottfried gemeinſchaftlich zu rüſten.

Graf Robert von Flandern, der ſelbſt in Jeruſalem geweſen, und welchen Kaiſer Alexius ſchon vor Peters Ankunft dringend aufgefordert hatte, ihm Hilfe gegen die Selſchukiſchen Türken Klein-Aſiens zuzuführen, nahm gleich dem Beiſpiele Gottfrieds mit großer Bereitwilligkeit das Kreuz. Roberts Heer wurde auch um ſo zahlreicher, da er ein überaus reicher Fürſt war, und daher viele Ritter um ſich ſammeln konnte. Herzog Robert von der Normandie konnte ſich zwar, weil er ein Verſchwender war, an Reichthum mit ſeinem Namensvetter von Flandern nicht meſſen; aber, nachdem er ſich entſchloſſen hatte das Kreuz zu nehmen, ſo übertrug er ſein Herzogthum an ſeinen Bruder den König Wilhelm den Rothen, der ihm dafür auf die Friſt von fünf Jahren 10,000 Mark Silbers, eine für jene Zeit ungeheuere Summe, vorſtreckte, damit er die beabſichtigte Rüſtung bewerkſtelligen konnte *).

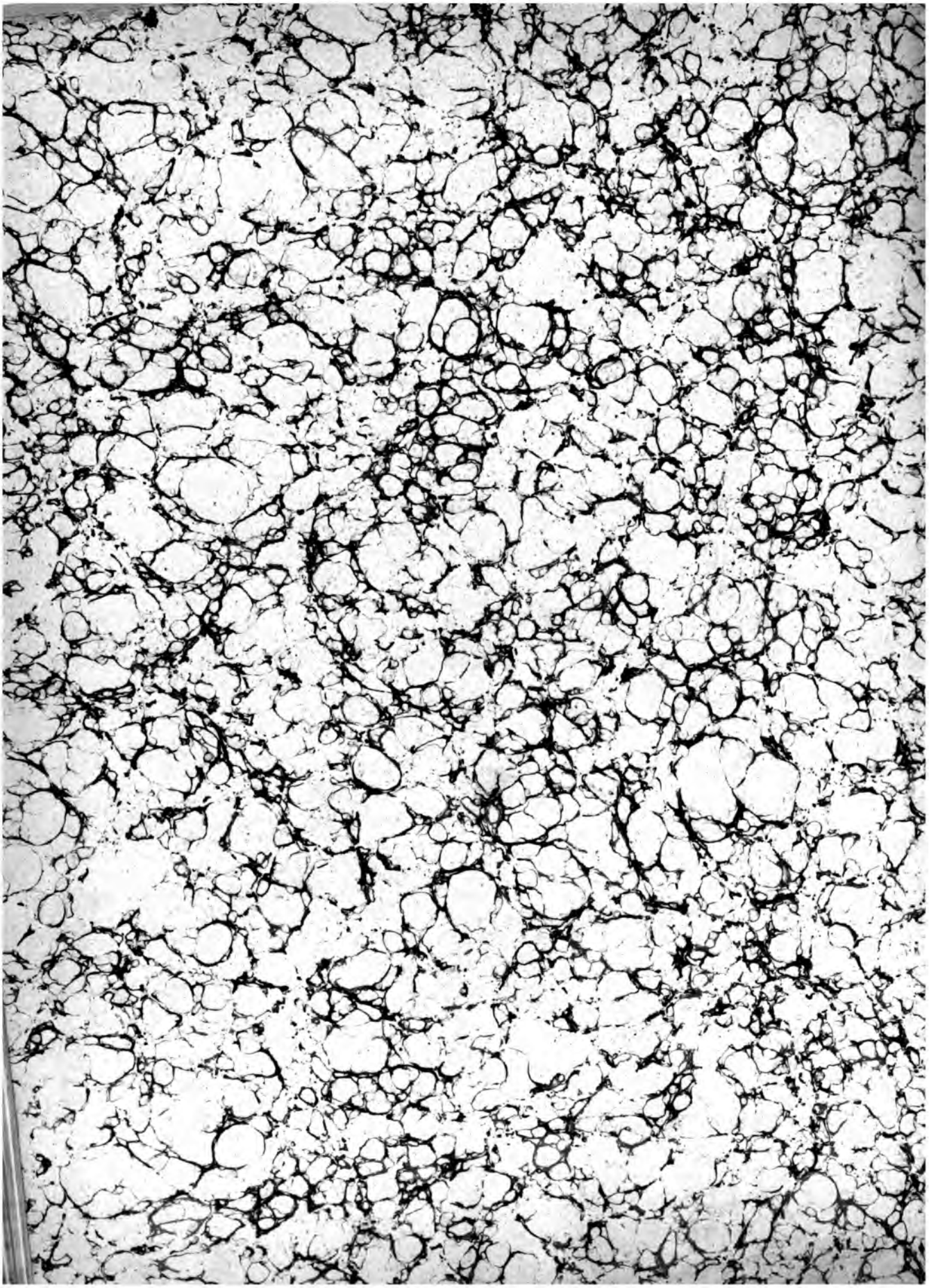
*) König Wilhelm machte ſich aber für dieſe Summe ſogleich bezahlt, indem er die Kirchen der Normandie ihres Silbers und ihrer übrigen Koſtbarkeiten beraubte.

Chram swatého hrobu w Jerusalemně

Vista dell'interno del San Sepolcro a Gerusalemme

A szent sirnak temploma Jerusalemben

Die innere Ansicht des heiligen Grabes zu Jerusalem



Stanford University Libraries
3 6105 013 845 974

Stanford University Lil
Stanford, Californi

Return this book on or before da